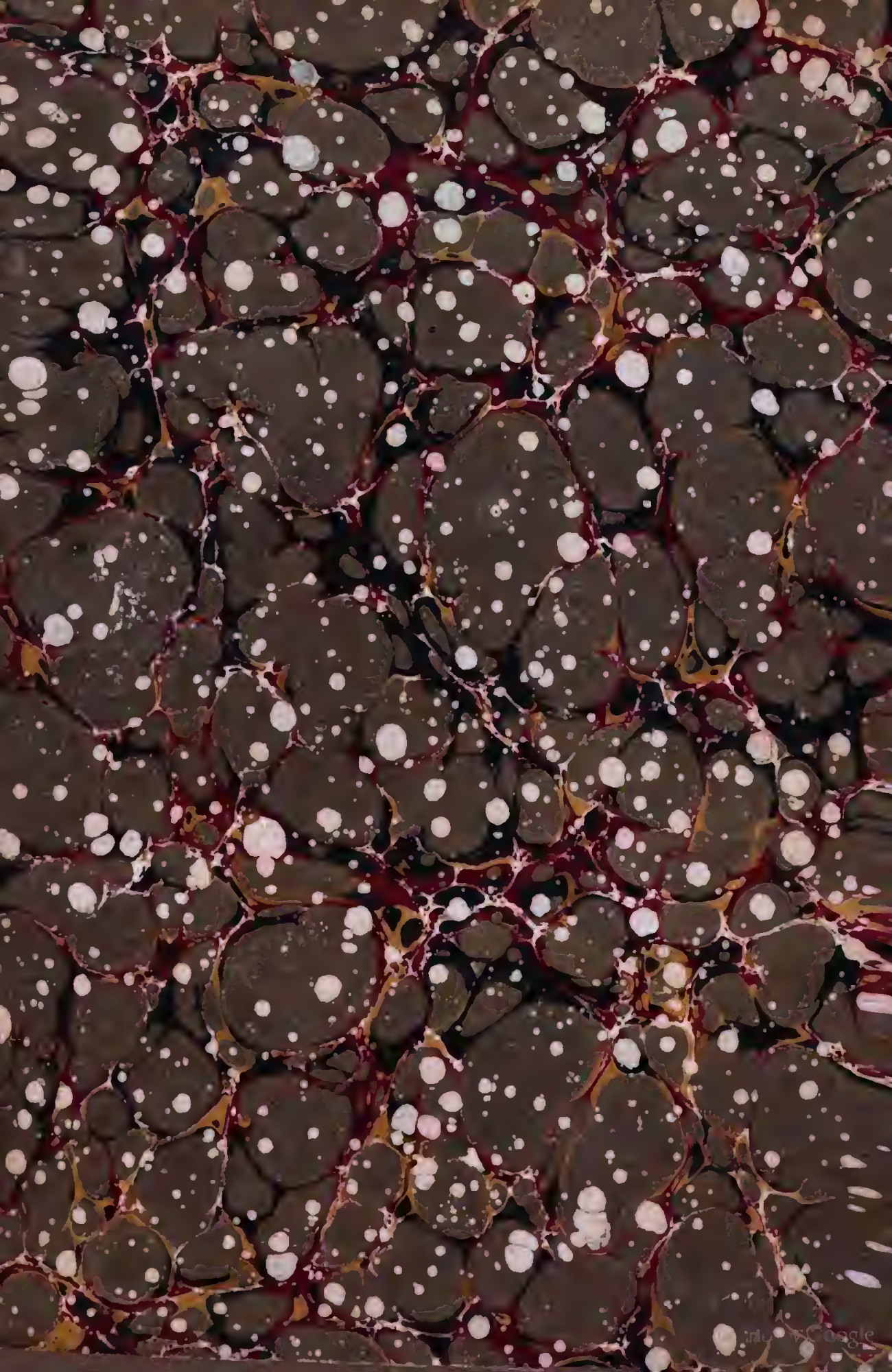
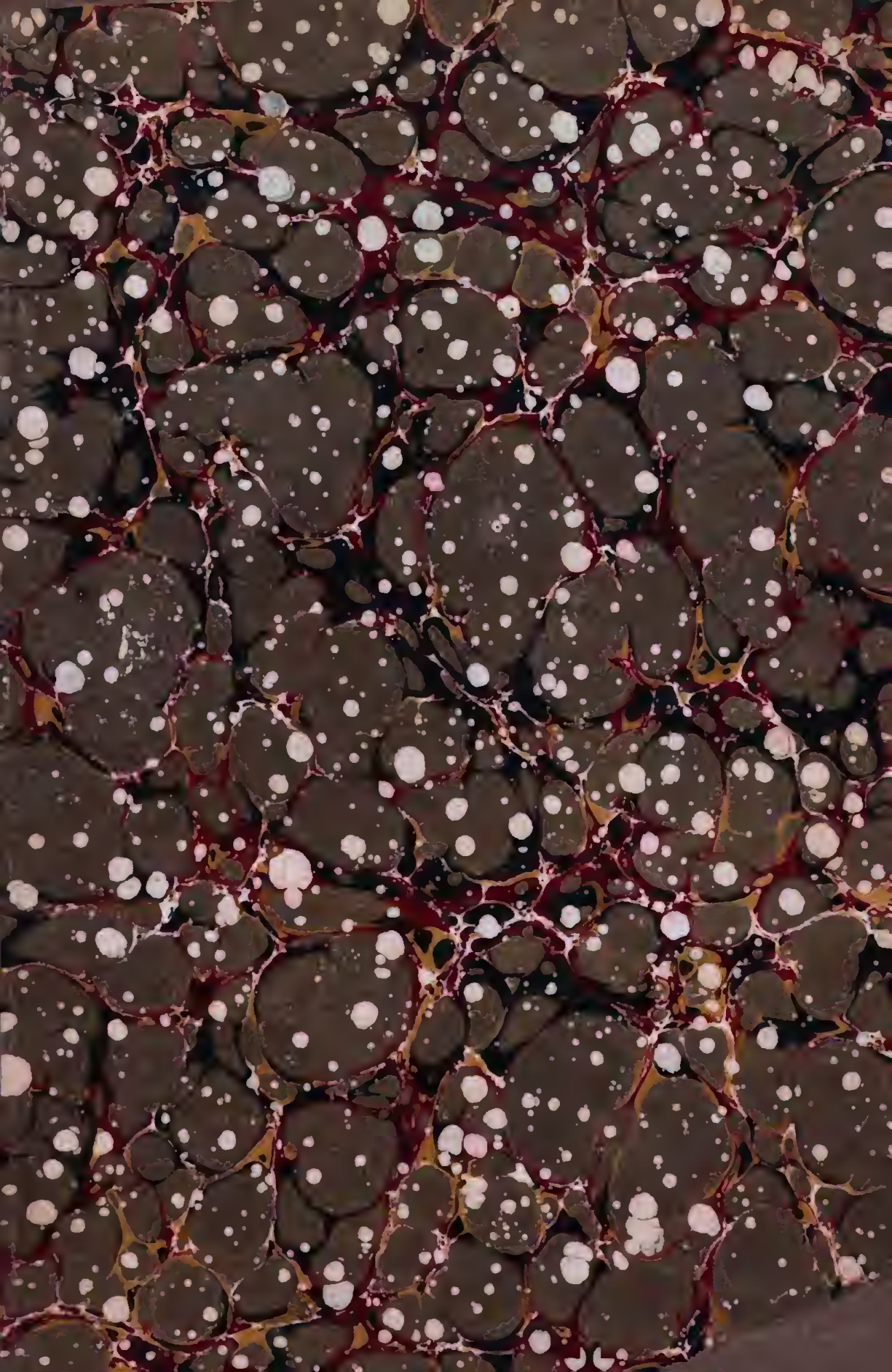
Velhagen & Klasings roman-bibliot...

LELAND·STANFORD·JVNIOR·VNIVERSITY



LELAND·STANFORD·JVNIOR·VNIVERSITY



Velhagen & Klasings

Roman-Bibliothek

Sechzehnter Band

Die Tochter. Von Frieda Freiin von Bülow — Seite 1—136

Auf Sandberghof. Von Charlotte Niese — „ 137—300

Dwars in den Weg. Von Eugenie Rosenberger — „ 301—428

Beigabe zu Velhagen & Klasings Monatsheften, XX. Jahrgang 1905/1906

Bielefeld und Leipzig

Verlag von Velhagen & Klasing

Die Tochter

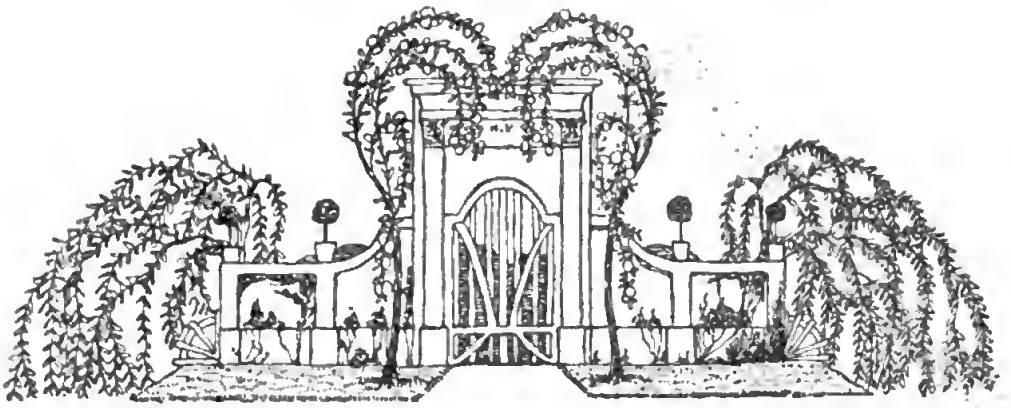
Roman von Frieda Freiin von Bülow

STANFORD LIBRARY

353
V436a
224739

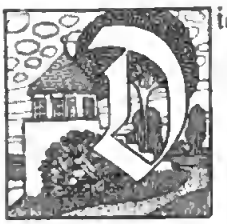
STANFORD LIBRARY

Digitized by Google



Erstes Buch.

1.



ie Kinder gingen auf dem kiesbestreuten Gartenweg hin. Sie traten fest auf und schritten wacker aus. Dabei kauten sie mit Hingebung an ihrem Butterbrot, dem zweiten Frühstück.

Der Knabe trug noch Kniehosen; das Mädchen steckte in einem leinenen Schürzenkleid, das bis an die Knöchel reichte.

„Was wollen wir tun?“ fragte Horst. „Wozu haben wir heute Lust?“

„Ich bin zuerst für die Mutübungen,“ antwortete Hilma.

„Welche?“

„Von den Mauern springen.“

„Gut. Ich bin dafür: wir fangen bei der Mauer am Gewächshaus an und hören mit der Gemüsegartenmauer auf, weil die doch die höchste ist.“

„Ja, das wollen wir.“

Als der letzte Bissen Butterbrot verschwunden war, ließen die beiden wie auf Kommando von Weg und gesetzter Gangart ab und rasten über Wiesengrund und durch Gebüsch.

Der Park war rings umschlossen von einer alten Steinmauer, welche die welligen Unebenheiten des Bodens bald mehr, bald minder hoch überragte. Von den Gartenhügeln aus wurde sie mit Leichtigkeit erklettert. Dann ging man auf den breiten, bemoosten und rissigen Sandsteinplatten, die sie deckten, bis zu den schwierigen Stellen, und stürzte sich in Abgründe, unbekümmert, ob weiche Gartenerde unten lag oder harter Kiesweg.

Das Schöne bei dieser Übung war, daß man ein Gefühl der Furcht, ein leises Gruseln zu überwinden hatte. An den schlimmsten Stellen stachelte man den Mut durch bestimmte Worte an.

„Hab ich denn den Mut verloren?“ rief man sich selbst zu und antwortete selbst: „Nein, ich hab ihn nicht verloren!“

Dann galt kein Zaudern mehr. Nach den eigengeschaffenen Ehrengesetzen wäre es eine Schmach sondergleichen gewesen, dann noch zu zögern. Man stürzte sich mit Todesverachtung in die Tiefe.

Es war fast ein Wunder, daß die jungen Helden bei diesem Treiben niemals zu Schaden kamen.

Eher als der Bruder war die Schwester des Springens müde.

„Jetzt wollen wir die Bitternis des Todes kosten," erklärte Hilma.

Horst stimmte dem gleichmütig zu.

Irgendwo im Gemüsegarten stand ein mannshoher Busch der feinblätterigen Raute. Sie schmeckte bitter wie Wermut, aber Herr Lampert, der Hauslehrer, hatte gesagt, sie wäre gut für den Magen.

Nach diesem Busch schlenderten die Mauerspringer, von der Anstrengung erhitzt und wohlig ermattet.

Sie nannten die Raute „Bitternis des Todes" und aßen davon mit Überwindung. Aber diese freiwillige Kasteiung erschien ihnen löblich. Sie sahen darin eine Art Sündenablaß für später zu vollbringende Übeltaten. Nachdem die Bußübung mit schweigendem Anstand vollbracht war — Grimassen durften nicht dabei geschnitten werden —, versanken beide unter den Stachelbeer- und Johannisbeerbüschen. Nichts war mehr von ihnen zu hören und zu sehen, außer wenn gelegentlich aus Lust am Wechsel ein Strauch mit einem anderen vertauscht wurde.

Die sommerliche Vormittagssonne brannte auf den Gemüsegarten herab, die Küchenkräuter atmeten Würze und die Blumen auf den langen Rabatten süßen Wohlgeruch aus. Zentifolien blühten und gelbe Stockrosen und die fleischfarbene großblätterige Gloire de Dijon und rosa Federnelken.

Jenseits des Mühlbachs, der zwischen Gemüsegarten und Park floß, schatteten die Wipfel alter Bäume, und in buschigem Unterholz zwitscherten beim Nestbau die Singvöglein. Der Bach hüpfte über die Kiesel, plauderte und gluckste leise.

Es war so warm und still, — man hätte schlafen können.

Da kam ein Schritt über die Brücke.

Einen Augenblick tauchte Horsts blonder Kopf mit horchender Wendung auf, duckte sich aber sofort wieder.

„Der Feind naht," meldete er halblaut.

Hilma nahm die Warnung schweigend auf.

Der Feind hatte den Fluß überschritten und kam nun die langen sonnigen Wege daher zwischen den Blumen, Kräutern und Gemüsebeeten.

Es war ein schmächtiger junger Mann in schwarzem Anzug. Er trug die schmalen Schultern etwas vorgeneigt, verriet im Gang Unsicherheit und machte eigentlich mit seinen zarten Gesichtsfarben und den kurzsichtigen, sanften blauen Augen gar keinen erschreckenden Eindruck.

Suchend spähte er nach allen Seiten und rief von Zeit zu Zeit: „Ho—orst! Hil—ma! Hil—maa!!"

Ein schüchterner Unterton war in diesem Rufen, fast als ob es dem Rufer peinlich wäre, so laut zu werden. Das war nicht der Ton, der sich Gehorsam erzwingt.

Digitized by Google

Endlich mußte der Feind wohl die Überzeugung gewonnen haben, daß die Gesuchten im Gemüsegarten nicht zu finden wären. Er trat den Rückzug an.

Die beiden jungen Bösewichter unter den Büschen hatten sich nicht gerührt. Jetzt meldete Horst: „Alles sicher.“ Und gemütsruhig schmausten sie weiter.

Erst als sie so satt vom Beereneſſen war, daß sie nicht mehr konnte, erklärte Hilma: „Nun müssen wir hinein.“

Längst war die Freistunde vorüber.

Als sie endlich mit wirren Locken und dunkelroten Backen in das Schulzimmer gestürmt kamen, empfing sie kein hartes Wort; aber Herrn Lamperts Miene war so vorwurfsschwer und kummervoll, daß sich die beiden Sünder doch nicht behaglich fühlten.

„Wir haben uns wohl ein bißchen verspätet,“ sagte Hilma gedrückt.

„Fast eine halbe Stunde.“

Horst konnte des Lehrers Leidensmiene nicht vertragen. ‚Warum haut er uns nicht ganz einfach!‘ dachte er.

„Habt ihr mich denn nicht rufen hören?“ fragte Lampert sanft.

Es wurde einstimmig verneint.

Da seufzte der Lehrer und begann den Unterricht. Man nahm gerade die Geschichte der Römer durch und war bei Coriolan. Der Vortrag Lamperts war etwas eintönig. Ihn selbst interessierte die Geschichte erst von dem Zeitpunkt an, da sie sich um das Christentum drehte.

Aber Horst liebte die alten Römer mehr als die Christen, deren Glaubenseifer er nicht begriff.

Hilma sah aufmerksam aus, war es jedoch nicht. Sie schaute von der Seite nach dem Gesicht des Lehrers. Es war etwas im Klang seiner Stimme, das sie unglücklich machte.

Er war so dünn und so blaß! Wenn er neben dem Onkel Gustav stand, sah er aus wie ein Junge, der noch wachsen muß. Und einmal hatte sie gehört, daß der Onkel Gustav sagte: „Der arme Schlucker hat gewiß immer nur über den Büchern gesessen und nie ordentlich gefuttert.“ Wenn sie daran dachte, daß er nie satt geworden war, tat er ihr furchtbar leid. Und heute mußte sie immer daran denken. Keine Strafpredigt, keine Schläge hätten sie so niederdrücken können, wie dies bekümmerte Gesicht.

Sie liebte ihn nicht, denn er langweilte sie. Sein „lederner“ Unterricht verkürzte täglich die kostbare Freizeit und war stets unwillkommen.

Heute aber empfand sie, daß der „Feind“ ein Mensch war, dem sie ein wirkliches Leid antun konnte. Das bewegte sie stark.

Also dachte sie nicht an das Benehmen Coriolans, wie Horst, sondern an den Lehrer.

Nach der Weltgeschichte kam das fürchterlich öde Rechnen, das beiden Kindern verhaßt war und dem Lehrer dazu.

Endlich läutete die Hausglocke zum Zeichen, daß man sich für die Mittagstafel bereit zu machen hatte.

Eiligſt wurden die Schulſachen zuſammengeräumt. Horſt ſtürmte aus dem Zimmer. Hilma zögerte.

„Herr Lampert!“

Lampert, der an ſeinem Sekretär ſtand, ſah ſich fragend nach ihr um.

„Bitte, ſeien Sie nicht mehr böſe.“

„Ich bin nicht böſe, aber traurig.“

„Bitte, ſeien Sie nicht mehr traurig, lieber, guter Herr Lampert! Ich will nie mehr unfolgſam ſein! Ich ſchwöre beim Bart des Propheten“ — ſie hatte dieſe Formel aus dem arabiſchen Märchen behalten, — „daß ich von heute an . . .“

Er wehrte ihr mit ausgeſtreckter Hand: „Weißt Du nicht, daß wir nicht ſchwören ſollen? Weder bei dem Himmel, denn er iſt Gottes Stuhl, noch bei der Erde, denn ſie iſt ſeiner Füße Schemel. — Wo wird uns das geſagt?“

„Ich weiß nicht,“ ſagte Hilma trotzig.

Sie fühlte ſich zurückgeſtoßen. Ihre Aufwallung von Reue war warm und echt geweſen. Er hätte ihr Entgegenkommen anders aufnehmen müſſen!

Aber er verſtand ſie nicht, jetzt nicht und niemals.

Nun wollte ſie ſich auch gar nicht beſinnen.

„In der Bergpredigt,“ ſagte Lampert ſtrafend. „Das müßteſt Du wirklich wiſſen.“

Abgekühlt, als hätte eine kalte Duſche ihr warmes Empfinden getroffen, und ohne ein weiteres Wort, ging ſie ihres Weges.

Als ſie die Tür des Schulzimmers hinter ſich geſchloſſen hatte, richtete ſie ſich mit einem Ruck auf.

‚Wie gut, daß er mich verhindert hat, zu ſchwören!‘ dachte ſie. Nun konnte man alſo mit gutem Gewiſſen weiter tun, was man wollte.

2.

Horſt und Hilma hatten eine Freundin, die zuweilen kommen und mit den Herrſchaftskindern ſpielen durfte. Sie hieß Anita und war das einzige Kind des Herrn Kirchenrat Mathis aus deſſen zweiter Ehe mit einer Holländerin. Der Kirchenrat, Anitas Vater, war bereits ſeit dreißig Jahren Pfarrer in Zollbrück. Er feierte häufig irgend ein Jubiläum und wurde hochgeehrt, beſonders auch von Horſt und Hilmas Mama.

Die Kinder hätten eigentlich lieber mit den Bauernjungen geſpielt, die ſtark und furchtlos waren und ſo vielerlei wußten und konnten. Sie gaben ein ausnehmend brauchbares Heergefolge ab. Beſonders der Heinrich von Schafmeiſters und der Amand Reisland, und ein blonder ſchöner Junge, den ſie „Malegis“ nannten, das waren herrliche Geſellen! Früher hatten ſie manchmal mit ihnen geſpielt, dann war es auf einmal ſtreng verboten worden. Wenn ſie fragten: warum? ſagte die Mama: „Ihr lernt von den Dorfkindern nur Dinge, die Ihr nicht zu wiſſen braucht.“

„Was denn?“ forſchten ſie. Darauf erhielten ſie keine Antwort.

„Fragt einem doch keine Löcher in den Leib,“ knurrte der Onkel Guſtav.

Sie ſannen hin und her.

„Ich weiß nur, daß es irgendwas mit Bohnengemüse zu tun hat," erklärte Hilma.

Sie hatte nämlich einmal arglos gesungen:

„Bohnen, Bohnen eß ich gern,
wenn sie sind gesotten,
und mein Schatzel küß ich gern,
denn es ist verboten."

Das hatte gerade die Mama gehört und hatte sehr gescholten. Hilma solle sich schämen, und wo sie dies abscheuliche Lied herhabe?

In ihrer Bestürzung hatte sie verraten, daß sie es von ihren Freunden, den Dorfjungen, wußte.

Darauf war das Verbot erfolgt.

Sie begriffen alles dies nicht, und da ihnen auch keine Erklärung ward, hielten sie es für eine Despotenlaune der Erwachsenen, der man sich fügen mußte, weil man nicht die Macht hatte, zu trotzen.

Aber dann sagte die alte Kinderfrau, vor deren Weisheit sie viel Achtung besaßen: „Ihr seid feine Herrenkinder, und die Dorfjungen sind Laufepack, das paßt mal nicht zunander."

Und da es ihnen oft und eindringlich wiederholt wurde, daß eine Gemeinschaft zwischen ihnen und der Dorfjugend unstatthaft wäre, glaubten sie es schließlich. Eine Scheu bemächtigte sich ihrer, wie vor einer unbekannten Gefahr. So mieden beide Lager einander, und aus der unbefangenen Kameradschaft wurde eine latente Feindschaft.

Aber Anita Mathis war nicht nur erlaubt, sondern die Mama sah den Verkehr gern.

Anita war ein großes, schlankes Mädchen in Hilmas Alter. Ihr Gesicht sah aus wie Biskuitporzellan, so glatt und zart gefärbt. Sie hatte graue Augen unter langen Wimpern und trug das blonde Haar ganz glatt gescheitelt. Auch zarte weiße Hände hatte sie und schmale Füße. Nie war ein Fleckchen oder ein Riß an ihren Sachen, nie bekam sie schwarze Fingernägel. „Immer wie aus dem Ei geschält ist das appetitliche Persönchen," sagte der Großpapa.

Und die Mama seufzte: „Sie sieht neben meinen Wildfängen aus wie ein Prinzeßchen neben Zigeunerkindern!"

Die Mama beneidete Frau Mathis um solch eine Tochter. Das sagte sie oft.

Es war den Kindern streng anempfohlen, säuberlich mit der Freundin umzugehen. Wenn Anita kam, durften nur zahme Spiele gespielt werden. Gewöhnlich spielten sie Storchennest. Horst und Hilma nisteten als Storch und Störchin im Geäst einer dicken alten Steinlinde. Aus Mamas Nähkorb wurde ein Stopfei aus weißem Alabaster geholt, das mußte die Störchin ausbrüten. Unten in einer Rindenhütte saß Anita und stellte die Bäuerin vor. Sie mußte zuerst in die Kirche gehen, die durch ein nahes Gartentempelchen dargestellt wurde, und, wie Simsons Mutter, um ein Kind beten.

Dann ließ sich Horst vom Nest herab und eilte, die Arme als Flügel schwingend, weit fort nach dem Kinderteich, von wo er mit einer Puppe Hilmas, die er zwischen

den Zähnen hielt, zurückkehrte. Die ließ er der hochbeglückten Anita in den Schoß fallen. So spielten sie, wenn sie brav waren.

Aber manchmal prahlten sie vor der Freundin mit ihren Heldentaten. Sie fragten: Kannst Du dies? und: kannst Du das? Und machten ihre Kunststücke vor. Sie erkletterten die höchste Tanne, wie auf einer Treppe von Ast zu Ast steigend, sie sprangen hoch und weit, sie schwangen sich durch die Luft von einem Baum zum andern, wie die Affen.

Anita konnte weder klettern noch springen und mußte sich dafür verachten lassen.

Eines Tages, als man besonders gut miteinander war, überredeten Horst und Hilma die Freundin, sich auch einmal an eine Mutübung zu wagen.

Sie sollte wenigstens einmal mit von der Mauer springen.

Zitternd gab Anita dem Drängen nach.

Horst und Hilma nahmen sie in die Mitte und hielten sie an der Hand. Dann zählten sie laut: „Eins, — zwei, — und — drei!"

Bei „drei" stürzten sie in den Abgrund, die vor Angst aufschreiende Anita mit sich reißend.

Sie hatten voll zarter Rücksicht den allerungefährlichsten Platz gewählt, wo unten ein weicher Komposthaufen lag.

Trotzdem konnte Anita nicht wieder aufstehen, sondern stöhnte und weinte.

Sie war ungeschickt gefallen und hatte den Fuß gebrochen.

Die Geschwister, die aus lauter Freundschaft den Heldenmut Anitas hatten stählen wollen, erhielten lange Strafpredigten und durften einen ganzen Tag lang nicht aus dem Haus. Auch setzte dieser Unfall dem Spiel mit Anita ein Ende. Frau Mathis erlaubte ihrer Tochter nicht mehr, die Wilden zu besuchen.

Aber das alles war noch nicht das ärgste.

Die Kinder schlichen bedrückt herum. Sie fühlten, daß unter den Erwachsenen etwas gegen sie im Gange war. Irgend ein Unheil drohte über ihnen, wie eine Wetterwolke. Es lauerte unsichtbar, ungreifbar, und sie litten unter dem Bewußtsein ihrer Ohnmacht.

Immer waren die mächtigen Erwachsenen gegen sie verbündet! Beschlüsse wurden über sie gefaßt und ausgeführt, niemand kümmerte sich darum, ob sie litten oder nicht.

Die Kinder vertrauten keinem. Sie fühlten sich von den Erwachsenen weder verstanden noch geliebt. Man begriff nichts von dem Leben ihrer Seelen, sondern verlangte und erwartete eine Tugend, die sie nicht aufbringen konnten, nicht einmal wollten. Immer wurde das zur Pflicht gemacht, was man nicht mochte; was man dagegen gern tat, wie spielen und tollen, wurde nur ungern geduldet, am liebsten verhindert.

Alle waren stets unzufrieden: der Großpapa, der Onkel Gustav, die Mama. Herr Lampert, obwohl er von Amts wegen als Feind auftreten mußte, war noch der harmloseste.

Onkel Gustavs Unzufriedenheit machte sich am unangenehmsten bemerkbar. Er konnte so grimmig aussehen und so verdrießlich!

Digitized by Google

„Dies immerwährende Herumvagabundieren hat doch gar keine Art," schalt er. „Nie sieht man Euch, nie seid Ihr zu finden! Ich bitte Dich, Hilma, wie siehst Du mal wieder aus? Ein großes Mädchen von zwölf Jahren! So schlecht erzogene Kinder kann man lange suchen."

Und dann sah er sie so geringschätzig, mit so entschiedenem Mißvergnügen an, daß sie die Empfindung hatten, ihm äußerst widerwärtig zu sein.

Allein wie sehr diese beständige Unzufriedenheit die Kinder auch bedrückte, unbußfertig waren sie doch. Ihre Streifereien durch Park und Flur blieben das Schönste vom Dasein; erst wenn sie sich wieder außer Sicht- und Rufweite wußten, fühlten sie sich wohl. —

Anitas verhängnisvoller Sprung von der Mauer geschah im September. Man konnte jetzt schon draußen über ein weites Stoppelfeld laufen und die Gegend von sonst unzugänglichen Punkten aus überschauen.

Hinter dem Feld war der Fluß, und an seinem hügelansteigenden anderen Ufer lag ein Wäldchen, das sie „das Paradies" nannten.

Im Frühjahr war der Fluß reißend und tief. Dann kam man nur auf einem weiten Umweg über die alte Steinbrücke ins Paradies. Jetzt konnten sie ihn bequem durchwaten.

Das verwilderte Gehölz, — es war Bauernwald, — bedeckte einen ziemlich steilen, von Schluchten durchschnittenen Hang. In einer der Schluchten sprang der starke Quell aus dem Gestein, der dem Dorf das Wasser lieferte. Die Leute nannten ihn den Rollborn, und man sagte, daß die Dorfgroßmutter aus dem Rollborn alle kleinen Kinder holte. Diese Sage umgab den Quell und seine dunkle Waldschlucht mit dem Zauber des Mysteriums. Am Flußufer hatten die Kinder einen Walnußbaum entdeckt, dessen Nüsse eben reif wurden. Nachdem man eingeerntet, setzte man sich zum Schmausen auf das Moos, das dick und weich wie das herrlichste Polster war. Das Ausschälen der Nüsse färbte die Finger mit einem lebhaften Gelbbraun, das nachher tagelang allen Waschbemühungen mit Seife und Bürste trotzte. Aber das war einerlei.

Hilma fragte: „Hörst Du den Rollborn rauschen?"

„Ja."

„Ich kann mir gar nicht erklären, woher die Dorfgroßmutter immer gleich erfährt, wenn hier ein kleines Kind abzuholen ist. Und ob sie sich selbst ausdenkt, wem sie es bringen soll? Da ist so viel, was ich nicht begreife."

„Man muß sich nicht drum kümmern," erklärte Horst.

Zwar war er um ein Jahr jünger als die Schwester, aber sein Knabenblick hatte einige naturgeschichtliche Beobachtungen gemacht, die ihr entgangen waren. Einmal hatte ihm auch einer seiner ehemaligen Freunde aus dem Dorf, während sie als Wegelagerer im Versteck den Rittern auflauerten, eine vertrauliche Mitteilung gemacht. Aber obwohl er der Schwester sonst alles sagte, fühlte er, daß er über diesen Punkt schweigen mußte. —

Der Fluß trieb an einer Biegung seine Wasser quirlend im Wirbel herum, und es bildeten sich kleine Puddings von gelbweißem Schaum. Das war ihre Hexenküche. Dort kochte der böse Geist sein Essen. Dieser Geist war ihr Feind.

Er narrte sie, wo er konnte, zerriß ihnen die Kleider, machte, daß sie hängen blieben, versteckte Federmesser und Bleistift, daß man sie nicht finden konnte, er verriet sie den Verfolgern. Vor ihm mußte man stets auf der Hut sein, wie vor dem Rübezahl.

Zum Glück hatten sie auch einen Schutzgeist: das war ihr unbekannter Vater. Ihn rief man an, wenn man in Not war. Seinen Namen durfte man aber nicht nennen. Er hieß einfach „Er". Nur mußte man edel und tapfer sein, wenn man seines Beistands teilhaftig werden wollte. Sie bemühten sich auch sehr, edel und tapfer zu sein, obwohl dies Streben von den Erwachsenen niemals anerkannt wurde.

Das sanfte Murmeln der Wellchen übertäubte das Zeitbewußtsein, wie das Vöglein zu Heisterbach. Die beiden Kinder lagen im Moos, aßen Nüsse, schauten in die Wipfel und plauderten, d. h. sie führten, wie sie selbst fanden, ernste Gespräche.

Auf einmal fiel ihnen ein, daß der Herr Kantor sie seit einer Stunde vielleicht zum Klavier-Unterricht erwartete.

Zum Glück fand die Klavierstunde nicht im Herrenhaus statt, sondern im Schulhaus, das mitten im Dorf lag.

Während die jungen Sünder nun querfeldein nach Hause trabten, machten sie aus, daß sie von der versäumten Musikstunde nichts erwähnen und im Fall der Not sogar lügen wollten.

Gegen die „Unterdrücker" war List erlaubt.

Aber niemand fragte nach der Klavierstunde, und die Kinder konnten ihre Lüge sparen. Dafür schlug an diesem Abend das Wetter, dessen Nahen sie vorgefühlt hatten, ein:

Um Michaelis, also in wenig Wochen, sollte Horst auf eine Klosterschule gebracht werden. Großpapa und Onkel kündeten es an als unwiderruflichen Beschluß.

3.

Hilma war in Verzweiflung. Ihr ganzes Phantasieleben, all' ihre Spiele, ihr Glück waren von Horst nicht zu trennen. Wenn sie ihn verlor, verlor sie alles. Sie wußte nicht, wie sie ohne ihn noch weiter leben sollte.

Dagegen war Horst, soweit er's vor der trostlosen Schwester zu zeigen wagte, ganz guter Dinge. Es wurden soviel nette neue Sachen für ihn angeschafft, und alle Erwachsenen waren in der Abschiedsstimmung besonders gut zu ihm. Auch freute er sich auf Reiseabenteuer und auf die vielen Schulkameraden. Soviel Jungen, und alles Herrenkinder wie er! Herrlich mußte sich's da spielen lassen. Das einzig Betrübende war, daß Hilma nicht mit durfte. Zu dumm, daß sie ein Mädchen war!

An einem Sonnabend reiste er mit Herrn Lampert, der ihn eskortierte, ab. Er war so schön ausgerüstet und hatte so köstlichen Mundvorrat mit auf den Weg bekommen, daß es ihm schwer fiel, eine traurige Miene zu zeigen, wozu er sich doch Hilma gegenüber verpflichtet fühlte.

Alle standen vor dem Haus und winkten mit Taschentüchern dem davonrollenden Wagen nach.

Digitized by Google

Als dieser durch die Torfahrt verschwunden war, gingen die anderen ruhig wieder ihren Beschäftigungen nach und ließen die schmerzerstarrte Hilma unbeachtet stehen. Keiner kümmerte sich um ihren Jammer. Und das Kind stand da mit seinem schweren Herzeleid und wußte nicht, wie es nur die nächsten Stunden ertragen sollte.

Es war ein herbstkalter Tag. Der Gärtner fürchtete Frost für die Nacht. Er hatte mit dem Gehilfen die Topfgewächse, die in schönen, steifen Gruppen am Haus standen, heute umgetopft und zum Überwintern ins Glashaus gebracht. Wo sie gestanden hatten, sah es verödet und wüst aus. Verstreute Gartenerde, Blumentopfscherben, vermorschte Holzstäbe und abgeschnittene Schößlinge lagen noch durcheinander.

In dieser Wüstenei kauerte Hilma am Boden, drehte Kugeln aus der feuchten Erde oder starrte stumpfsinnig den welken Blättern nach, die der Wind vor sich her wirbelte, so daß sie übermütig zu tanzen schienen.

Das Übermaß und die Hoffnungslosigkeit ihres Elends lähmten ihren Geist.

Lange kauerte sie so.

Das Leben war erloschen! Das Paradies war tot und der Park auch. Kein frohes Jagen mehr über die Stoppeln! Kein Springen von den Mauern! Verödet, kahl und häßlich war die Welt, wie dieser Platz, auf dem die Gewächshausblumen gestanden hatten.

Der Wagen kam von der Eisenbahnstation zurück und fuhr wieder am Haus vor.

Hilma blickte nicht auf. Ach, sie wußte ja, daß er keinen Horst zurückbrachte, nicht einmal Herrn Lampert!

Dieser letzte Gedanke enthielt aber den ersten kleinen Trost: nun gab es wenigstens keine langweiligen Schulstunden mehr.

Da sagte plötzlich eine fremde Stimme in fremder Sprache: „My dear, what are you about?“

Verstört blickte das Kind auf.

Die fremde Dame, die da neben der Mama stand, war die Engländerin, die nun ihre Erzieherin sein sollte. Mit dem Wagen, der Horst zur Eisenbahn gebracht hatte, war sie geholt worden.

Die Mama in ihrem langen, seinen schwarzen Kleid sah ernst und müde und — wie fast immer, wenn sie Hilma ansah — unzufrieden aus.

„Sie ist leider wild wie ein Gassenjunge,“ sagte die Mama, „und ein nicht sehr artiges Mädchen. — Kannst du nicht aufstehen und die Hand geben?“

Hilma musterte die „Neue“, wie man einen noch unbekannten Gegner mustert: mißtrauisch und scharf.

Die Fremde sah streng und mürrisch aus, sie war sicherlich weit weniger nachsichtig und sanft als Herr Lampert.

„Nun, begrüße Miß Moore,“ sagte die Mama.

Aber Hilma wagte nicht, die Hand zu geben, denn ihre Hände waren von einer Kruste feuchter Erde bedeckt.

„Nein, wie siehst Du mal wieder aus!“ rief die Mama und wurde ganz rot vor Beschämung. „Geh augenblicklich, wasch Dir die Hände und zieh Dir eine reine Schürze an.“ —

Die Miß war nicht so schlimm, wie Hilma gefürchtet hatte, nur gab sie noch langweiligere Stunden als Herr Lampert.

Hilma träumte in jeder Nacht, Horst wäre zurückgekommen, und wenn sie dann aufwachte, weinte sie und entsetzte sich vor dem Tag, der sie aus leeren Augen anglotzte. Sie tollte auch gar nicht mehr, sondern hockte in den Winkeln und schlich umher, verlor die Eßlust, bekam eine gelbliche Gesichtsfarbe und magerte ab.

Nur die Engländerin schien es zu bemerken.

„Ich fürchte, das Kind ist nicht ganz wohl, Frau Baronin,“ sagte sie eines Tages.

Ungläubig und etwas gelangweilt hoben sich Mamas feine Brauen.

„Was fehlt ihr denn?“

„I think she wants a dose,“ sagte Miß Moore.

„So kann sie eine haben.“

Hilma bekam ein abscheuliches Pulver eingerührt, das unbehagliche Wirkungen hatte, aber an ihrem Zustand nichts änderte.

Als man ihr jedoch eine zweite verstärkte Dosis einrührte, goß sie den Sud zum Fenster hinaus. —

Miß Moore war das Urbild der Steifheit. Sie verzog nie eine Miene und erhob nie die Stimme. Ihr Gesicht sah weder jung noch alt aus, es war wie aus Holz geschnitzt. Auch war sie von Gestalt weder dünn noch dick, weder groß noch klein.

An Onkel Gustavs Ton hörte Hilma, daß ihm die Engländerin zuwider war. „Remède contre l'amour“ hatte er sie genannt. Hilma verstand den Sinn nur halb, aber in der Seele der Miß fühlte sie sich beinahe gekränkt.

„Bitte, sagen Sie der Mama nicht wieder ich sei krank,“ sagte Hilma zu Miß Moore.

„Aber warum nicht, meine Liebe?“

„Weil sie nicht mag, daß man jemand leidend findet. Sie will nur selbst leidend sein und bedauert werden.“

Miß Moore war entsetzt.

„Es ist sehr unartig, so etwas zu sprechen! Nicht einmal denken darf ein gutes Kind etwas so Unkindliches.“

„Es ist aber doch wahr!“ beteuerte Hilma. „Die Mama hat ein großes Unglück gehabt, von dem man nicht sprechen darf. Darum ist sie immer krank und traurig, und alle Menschen bedauern sie. Sie will auch bedauert werden. Und mich hat sie nicht lieb — gar nicht.“ —

Miß Moore tadelte und mahnte aufs neue. Aber Hilma war ein störrisches Ding und machte es der armen Erzieherin nicht leicht. Indessen kränkelte sie nach wie vor, und die Engländerin lag der Baronin in den Ohren, daß etwas für das Kind geschehen müßte.

„Was fehlt Dir eigentlich?“ fragte die Mama mit ihrem ungläubigen Gesicht.

Digitized by Google

Hilmas Augen füllten ſich mit Tränen. „Mir fehlt der Horſt," antwortete ſie weinend.

„Das gibt ſich mit der Zeit," ſagte die Mama mit größter Gemütsruhe.

Hilma blickte finſter. Sie dachte: ‚Das gibt ſich nie.'

Dabei trat ſie unruhig von einem Fuß auf den anderen und trachtete danach, möglichſt raſch zu entkommen.

Die Mama ſagte: „Sie ſehen, Miß Moore, das ganze Leiden iſt ein bißchen kindiſcher Trennungskummer. Die beiden waren Inſeparables; aber es war höchſte Zeit, daß ſie auseinander kamen, denn ſie verwilderten zu ſehr."

Hilma, die lauernd und düſter von der Mama zur Miß ſchaute, gewahrte im Geſicht der Engländerin einen Ausdruck, der ſie betroffen machte. Dieſe Fremde war in Sorge um ſie, beläſtigte die Mama um ihretwillen! Und die Gleichgültigkeit der Mama, an die Hilma gewöhnt war, ſetzte Miß Moore in unwilliges Erſtaunen! Ja, man konnte es ihr anſehen.

Hilma umarmte plötzlich die Engländerin und ſagte leidenſchaftlich: „Ich hab' Dich lieb."

Miß Moore wehrte etwas verlegen ab.

„Du ſollſt zu Miß Moore doch ‚Sie' ſagen," tadelte die Mama etwas gereizt.

Hilma fühlte, daß ſie die Mama verletzt hatte. Seitdem das Bewußtſein in ihr erwacht war, hatte ſie für die Mama noch nie eine Aufwallung von Zärtlichkeit empfunden, und nie wäre es ihr in den Sinn gekommen, ſie zu umarmen.

Natürlich war es der Mama nicht recht, daß ſie nun Miß Moore lieb hatte! So dachte das Kind und fühlte die Befriedigung einer kleinen Rache.

Sie wollte von nun an in den langweiligen Stunden und auf den noch langweiligeren Spaziergängen mit Miß Moore artig ſein und ſich auch Mühe geben, engliſch zu ſprechen!

4.

„Ich habe noch nie ein Kind geſehen, das ſo ſchnell eine Sprache begriffen hätte wie Miß Hilma das Engliſche," erklärte Miß Moore.

Worauf die Mama antwortete: „Die Begabung hat ſie von unſerer Seite."

In wenig Wochen war Hilma ſo weit gekommen, daß ſie zu ihrem Vergnügen die engliſchen Bücher las, die Miß Moore ihr gab. Ihr hungernder Geiſt verſchlang dieſe etwas ſentimentalen und ſüßlichen Geſchichten, die von ungeheuer edlen jungen Mädchen handelten, mit gläubigem Entzücken.

Am ſchönſten war es jetzt, wenn draußen der Schnee ſtöberte oder der Sturm die alten Baumwipfel hin und her bog, in der großen Bücherei. Da verbreitete der weiße Kachelofen einige Wärme, und das Kaminfeuer in der entgegengeſetzten Ecke flammte und glühte ſo traulich!

Hilma hatte dort einen herrlichen Winkel zwiſchen zwei gewaltigen Bücherſchränken. Hier kauerte ſie, ſolange ſie ungerufen blieb, auf dem Fußboden oder lag lang hingeſtreckt wie Correggios Magdalena, verſunken in die Welt ihrer Amy Herbert oder der Ellen aus „The wide wide world".

Die Erwachſenen ſaßen auf bequemen Seſſeln um den Kamin oder um den Mitteltiſch und kümmerten ſich nicht um das „Bücherwurm“, das im halbdunkeln Winkel kleinen engliſchen Druck las. Sie wußten oft gar nichts von Hilmas Anweſenheit.

Sie unterhielten ſich, ohne an das Kind zu denken. Hilma ſah und hörte auch nichts, wenn ſie „ſchmökerte“. Aber einmal ſchlug ein Name an ihr Ohr, der nie in ihrer Gegenwart genannt wurde und der in ihre Traum- und Romanwelt hineinſchmetterte, wie ein Poſaunenſtoß des Jüngſten Gerichts in den Schlaf der Toten.

Sie war mit einem Male ganz wach, ganz Ohr. Man ſprach vom Vater!

Die Mama und der Onkel Guſtav, die am Kaminfeuer ſaßen und ſich die Füße wärmten, ſprachen von „ihm“! Hilma begriff ſogleich, daß man von ihrer Anweſenheit nichts wußte. Sie hielt den Atem an. Und da hörte ſie ihr Herz ſo laut klopfen, daß ſie fürchtete, ſein Schlagen könnte ſie verraten.

Nie hatte man ihr und Horſt von dem Vater erzählt. Sie wußten nicht, ob er tot war oder in unerreichbar fernen Landen lebte. Die Mama trug lange ſchwarze Kleider, ſprach immer in klagendem Ton und ſah traurig und müde aus. Aber nie erwähnte ſie den Papa. Auch die anderen nicht. Man hatte den Kindern in geheimnisvollem Flüſtern verboten, nach ihm zu fragen oder ihn zu nennen.

„Denn das darf die Mama nicht hören,“ hatte die alte Kinderfrau geſagt. „Sie härmt ſich gar zu ſehre.“

Dies geheimnisvolle Dunkel gab der kindlichen Phantaſie unbegrenzten Spielraum. Und weil Horſt und Hilma weder die Mama noch den Großpapa noch den Onkel Guſtav lieb haben konnten, weil ſie ſich weder geliebt noch verſtanden fühlten, ſo warf ſich ihr ganzer Verehrungsdurſt auf den unbekannten Vater, aus dem ſie ſich ein Idealbild ſchufen, das ſie zu ihrem Schutzgeiſt ernannten. —

Die Mama hatte aber eben geſagt: „Wenn ſie nur nicht die Augen von ihrem Vater hätte! Jetzt hat ſie manchmal einen Blick, der mich ſo ſtark an die Art erinnert, wie Hilmar mich oft anſah, daß ich erſchrecke. Wenn die Kinder in ſeine Familie ſchlagen, ſtatt in unſere, das ertrag' ich nicht. Ich kann Hilma oft gar nicht anſehen.“

„Die Hilma, ja,“ antwortete der Onkel Guſtav, „die hat mehr von den Biernaus als von uns, nicht nur äußerlich, ſondern leider auch im Charakter. Aber der Horſt hat doch das Utendorfſche Geſicht. Der kann auch noch werden. Hier ſtand er nur viel zu ſehr unter Hilmas Einfluß, und der war kein guter.“

„Wenn ich denke,“ fuhr die Mama klagend fort, „wie ich mir immer ein recht blondes, feines und zartes Töchterchen gewünſcht habe, mit glatten Scheiteln und frommen blauen Augen, wie die gute kleine Anita Mathis, um die ich Kirchenrats beneide!“

„Häßlich iſt Deine Hilma aber nicht,“ ſagte der Onkel, „wenn die ſich erſt herausmauſert, kann ſie eine wirkliche Schönheit werden.“

Die Mama ſeufzte. „Mir wäre es lieber, ſie wäre häßlich und ſähe aus wie eine Utendorf. Die Biernauſche Schönheit iſt eine beauté du diable, die nur Unheil ſchafft.“

Digitized by Google

„Hätteſt Dir halt einen anderen Vater für Deine Kinder ausſuchen müſſen," ſagte der Onkel etwas ungeduldig.

„Wer hat denn den Hilmar Viernau für mich ausgeſucht?" entgegnete die Mama heftig. „Damals, wie er um mich anhielt, habe ich doch nur eingewilligt, weil Ihr alle es wünſchtet. Er gefiel Euch allen. Auch Dir, lieber Guſtav."

„Am beſten doch wohl Dir, liebe Schweſter. Man heiratet einen Mann doch nicht, weil er anderen gefällt."

„Ich war damals ganz urteilslos und wußte von nichts etwas. Was Ihr gut fandet, das tat ich. Und ihr ließt mich blind in mein Unglück gehen. Ihr wußtet mehr von der Welt und von den Menſchen als ich."

Der Onkel ſagte ſehr gereizt: „Verzeih mir, beſte Maria, Du haſt einmal die Schwäche, immer andere Leute für das verantwortlich zu machen, was Dir fehlſchlägt. Dieſe Methode iſt ſehr bequem, aber ſie iſt nicht gerade gerecht."

Auf dieſe ſcharfen Worte folgte Schweigen. Nun war die Mama natürlich gekränkt. Für gewöhnlich ſprachen die Erwachſenen ungemein höflich untereinander. Die täglichen Anreden waren immer in ſchöne Redensarten und Komplimente eingewickelt. Eine leiſe Kritik, ja, eine bloße Unumwundenheit wurde als Beleidigung empfunden.

Hilma wagte nicht aus ihrem Verſteck herauszuſehen, aber ſie konnte ſich die wehmütige und vorwurfsvolle Miene der Mama lebhaft vorſtellen.

Nach einer kleinen Weile ſtand der Onkel auf, ſagte in einem Ton, der ſein Unbehagen verriet, er hätte noch mit dem Inſpektor zu ſprechen, und verließ das Zimmer. Dann vernahm Hilma der Mama ſchleifenden Schritt und das Raſcheln ihres mit Falbeln beſetzten Taft-Unterrocks.

Hilma lugte jetzt aus ihrem Winkel und ſah, wie die Mama vor einem der Pfeilerſpiegel ſtehen blieb.

Eine Weile war es nun ganz ſtill. Die Mama ſtand regungslos vor dem Spiegel, als wäre ſie eine Statue. Die Stehuhr tickte laut und langſam, und dann krachte es in irgend einem Möbel. „Holz iſt doch immer lebendig," hatte die alte Kinderfrau geſagt.

Hilma verkroch ſich wieder. Sie fürchtete ſich. Endlich gingen das Seidenraſcheln und der ſchleifende Schritt weiter. Der Deckel des Flügels wurde aufgeklappt. Eine kurze Stille noch, dann füllten ſüße, ſchwermütige Akkorde den Raum.

Hilma konnte nicht wieder leſen. Das wilde Schlagen ihres Herzens beruhigte ſich allmählich; aber ein Gedanke erfüllte ihre Seele ganz: „ſie liebt mich darum nicht, weil ich ‚ihm' ähnlich bin!" Das war bitter und doch ſüß, zugleich Schmerz und Glück; aber das Glück war größer als der Schmerz.

Nachdem die Mama eine Weile muſiziert hatte, ſchloß ſie den Flügel und ging fort.

Raſch ſchlüpfte Hilma aus dem Verſteck und tat dasſelbe, was vorher die Mama getan hatte: ſie ſtellte ſich vor den Spiegel.

Sie ſtarrte die Augen ihres Spiegelbildes an, von dem leidenſchaftlichen Wunſch beſeelt, darin den Blick zu ſehen, der an ihren Vater erinnerte.

Sie ſtarrte ſich in eine Art Hypnoſe hinein, und mit einem Male kam ſi vor, als wären dieſe dunkeln, ernſten Augen nicht mehr ihre eigenen, ſondern Augen ihres heimlich vergötterten Vaters. Regungslos, begeiſtert, verklärt ſte ſie und ſchaute.

Da wurde eine Tür geöffnet.

Hilma fuhr zurück, ſo verwirrt und erſchrocken, als wäre ſie auf etwas ganz Schrecklichem ertappt worden. In der Tür ſtand der Großpapa und lachte — ihr ſchien es ein boshaftes Lachen.

„Sieh mal an, die kleine Jungfer Eva vor dem Spiegel," ſpöttelte er. „Fängt die Mamſell an, eitel zu werden?" Sie ſchämte ſich entſetzlich dieſes niedrigen Verdachts, gegen den ſie ſich nicht zu verteidigen wußte.

Tief gedemütigt und gekränkt ſchlich ſie ſich weg.

Erſt viele Jahre ſpäter, wenn ſie dieſes peinlichen Augenblicks gedachte, wurde ihr klar, daß der Großvater ſich ganz harmlos an der kleinen „Evastochter" ergötzt hatte, und daß dies wirklich nichts Furchtbares geweſen war.

5.

Eines Tages, als Hilma in den ungeheizten Saal ſchlich, in dem die Ahnenbilder und die größten Spiegel hingen, der aber im Winter nicht zu durchwärmen war, fand ſie dort eine greuliche Verwüſtung. Die hellen Seidenmöbel waren mit Betttüchern überdeckt, die Bilder und Spiegel ſtanden am Boden gegen die Wand gekehrt. Über das Parkett waren alte, verblichene Teppiche gelegt, Eimer mit Farbe ſtanden umher, und von einer Stehleiter aus malte der Tünchermeiſter Strohl die Wände an.

Hilma wollte eilig fliehen, denn ſie war ſehr ſcheu und fürchtete ſich vor jedem fremden Menſchen. Da ſah ſie am Fenſter einen Jungen ſtehen, den ſie ſeit langer Zeit liebte, ohne zu wiſſen, wie er hieß.

Er hatte ſich vorzeiten ihren herrlichen Spielen mit den Bauernjungen bisweilen angeſchloſſen. Horſt und Hilma hatten unter ſich ausgemacht, daß er Malegis heißen müßte, weil er ganz ſo blond und ſo ſonnig ausſah und ſo ſtrahlende blaue Augen hatte wie der Malegis aus der Heldenſage, der der Freund des Vivian war.

Sie vergaß das Verbot und alles, was man von den ſchlimmen Folgen des Verkehrs mit der Dorfjugend geſagt hatte, in ihrer Sehnſucht, endlich einmal wieder mit einem Jungen zu tollen.

Wie ſie nun den Malegis halb ſcheu, halb begehrlich anblickte, lächelte der ihr ſo fröhlich und freimütig zu, daß ſie Mut faßte.

„Komm ein bißchen mit in den Garten! Magſt Du?" Malegis war bereit.

Auf der Treppe erfuhr ſie, daß er des Stubenmalers und Bauern Strohl Sohn war, ſeinem Vater die Farben trug und mit Rufnamen Louis hieß.

„Louis?" wiederholte ſie etwas befremdet. Wie konnte einer Louis heißen, der wie der Malegis ausſah?! — Aber dann fiel ihr eine wunderſchöne Spukgeſchichte ein, die ſie neulich in einem alten Kalender gefunden hatte.

Sie erklärte: „Weil Du Louis heißt, kannſt Du der Prinz Louis Ferdinand ſein und ich werde Dir als die weiße Frau erſcheinen. Das iſt nämlich die Gräfin, Orlamünde, die ſpuken muß, ſo oft ein Hohenzoller ſterben ſoll, weil der Albrecht von Nürnberg ſie nicht als Frau haben wollte und weil ſie ihre beiden Kinder totmachen ließ. Und vorher will ich die Königin Luiſe ſein, denn wir wollen jetzt die Schlacht bei Jena ſpielen."

Sie führte ihren Freund in das Notwendige ein und fand ihn gelehrig. Bald tobte die Schlacht bei Jena in dem winterlich öden Park, deſſen Raſenflächen und Wege eine leichte Schneeſchicht bedeckte.

Man gab Signale auf eingebildeten Schlachttrompeten, verfolgte den Feind, machte Gefangene, übernahm jeden Augenblick eine andere Rolle.

Hilma glühte vor Luſt und Begeiſterung. Ihr blondlockiger Freund war zwar kein Horſt, aber er wußte ſich ihr mit viel natürlicher Liebenswürdigkeit anzupaſſen.

Das dauerte, bis die Durchgängerin zur Schulſtunde eingefangen wurde.

Malegis kam zum Glück am nächſten Tag wieder, und das aufregende Spiel konnte fortgeſetzt werden. Da im Winter ſelten jemand von den Erwachſenen im Park luſtwandelte, ging es wieder unbemerkt vorüber.

Am dritten Tage ſtürmte und ſchneite es. Da nahm Hilma ihren Freund mit auf den großen Dachboden hinauf. Hier waren in alten Schränken, Kommoden und Truhen, Kiſten und Koffern unermeßliche Kleinodien verborgen: Urgroßväterplunder aus mehreren Menſchenaltern.

In dieſen Schätzen konnte man wühlen und ſich mit ihnen häuslich einrichten.

Es war bitter kalt hier oben, aber Hilma war abgehärtet und Malegis erſt recht.

Zuletzt holte Malegis ſein Veſperbrot hervor zur gemeinſamen Mahlzeit. Das war ein ſeltener Genuß! Denn Louis wickelte aus Zeitungspapier ſchwarzes Bauernbrot und ein großes Stück Backſteinkäſe. Etwas ſo Wohlſchmeckendes hatte Hilma noch nie gegeſſen. Achtungsvoll kauerte ſie dem großmütigen Freund gegenüber am Boden, und er ſchnitt mit ſeinem gewaltigen Taſchenmeſſer Stücke von ſeinem Käſe herunter, die er abwechſelnd ſich ſelber und ſeiner Freundin in den Mund ſteckte.

Das lukulliſche Mahl war noch nicht beendet, als Hilma zur Mama gerufen wurde, die unerwartet Verwandtenbeſuch bekommen hatte.

Mit verwirrten Locken und verſtaubtem Kleidchen, Hände und Geſicht nicht ſehr ſauber, trat Hilma in den Salon.

Die Mama empfing ſie mit dem gewohnten Schreckensruf: „Aber Hilma, wie ſiehſt Du wieder aus?! Und . . . . wie . . . . riechſt Du denn?! Du haſt doch nicht etwa Käſe gegeſſen?!"

Ein ſolches Entſetzen lag in den Augen der Mama, als wäre Käſe-Eſſen das Schändlichſte, was man tun konnte.

In ihrem Schreck ſtammelte Hilma: „Der Louis Strohl hat mir ein bißchen abgegeben."

Die Mama ſchämte ſich ihrer Tochter ſo ſehr, daß ſie ganz rot wurde. Das ging dem Kind zu Herzen.

Der Großpapa, deſſen leiſe, harte Stimme die Herzen frieren machte, ſagte: „Dies Kind hat merkwürdig degenerierte Neigungen. Sowie ſie ſich ſelber überlaſſen bleibt, paſſiert irgend etwas Horrendes. Man ſollte ſie gar nicht ohne Aufſicht laſſen.“

Die Mama ſchüttelte den Kopf wie jemand, der keinen Rat weiß, und ſeufzte: „Meine armen Nerven ſind zu ſehr mitgenommen von all dem Schweren in meinem Leben, als daß ich das ſchwierige Kind um mich haben könnte. Aber Miß Moore muß wirklich mehr auf ſie achtgeben.“

So erſchüttert war man über ihre Aufführung, daß man faſt zu ſchelten vergaß.

Aber nun miſchten ſich auch die fremden Tanten ein und gaben Ratſchläge, wie, nach ihrer Anſicht, ſolch ein kleiner Tunichtgut am beſten zu bändigen wäre.

Mit heimlichem Zittern um ihr bißchen koſtbare Freiheit und mit zorniger Empörung hörte Hilma zu, bis man ſie unwirſch fortgehen hieß, um ſich zu ſäubern.

„Vor allen Dingen ſpüle Dir ordentlich den Mund aus! Du haſt doch noch eau de bôtôt?“ —

Erſt auf der Treppe fing Hilma zu weinen an. Immer fand man ſie ſchlecht! Niemand glaubte an das Gute in ihr! Und alles, was ſie liebte, nahm man ihr fort, und jede Freude wurde ihr zerſtört!

‚Wär' ich doch nur tot!‘ dachte ſie und ſchluchzte aus Mitleid mit ſich ſelber. —

Natürlich war das kurze Freundſchaftsglück zu Ende. Vater Strohl bekam die Weiſung, ſeinen Sohn nicht wieder ins Herrenhaus mitzubringen. Alſo verſchwand der ſonnige Malegis.

Hilma aber hatte in einem von Miß Moore's Büchern ein Gedicht gefunden, deſſen Dichter, Thomas Moore, ſie für Miß Moore's Vater hielt, (was ſie aber verſchwieg, denn ſie glaubte, daß man nach einem Vater niemals fragen dürfte). Dies Gedicht liebte ſie ſehr und ſie vergoß mit ſchmerzlicher Wonne Tränen darüber. Es hieß:

All that's bright must fade
the brightest still the fleetest,
All that's sweet was made
but to be lost when sweetest.

Who would seek or price
delights that end in acking?
who would trust to ties
that every hour are breaking!

Better far to be
in utter darkness lying
than to be blessed with light and see
thau light for ever flying.

Zu dieſen Verſen dachte ſie ſich eine traurige Melodie aus, die ſie zuweilen — wenn ſie für die Stunde beim Kantor üben ſollte — auf dem Klavier ſpielte. Dazu

ſang ſie leiſe die Worte, bis ihr vor Weinen die Stimme verſagte. Sie dachte an das Spiel mit Louis Strohl, an ſeinen Backſteinkäſe und das große Taſchenmeſſer.

6.

Während dieſer ganzen Zeit zählte Hilma die Tage bis zu den Weihnachtsferien. Ach, es waren entſetzlich viele, und jeder war angefüllt mit unangenehmen Dingen. Nun aber kamen die Adventſonntage, und Hilma plante Weihnachtsüberraſchungen für Horſt. Sie hätte die Zeit bis zu ſeiner Ankunft mit Peitſchen vor ſich her treiben mögen, ſo ungeſtüm freute ſie ſich auf das Wiederſehen.

Und dann, mit einemmal, war alles aus.

Horſt hatte die Einladung eines Schulfreundes angenommen. Statt nach Hauſe zu kommen, ſollte er mit dem Freunde nach deſſen Heimat reiſen.

Hilma erfuhr das Schreckliche ganz unvorbereitet. Die Mama hatte von dem Vater des Freundes einen Brief bekommen, der ihr ſehr gefallen hatte. Die Erwachſenen ſchienen ſich durch dieſe Einladung geehrt zu fühlen. Der Schulfreund ſtammte aus ſehr vornehmem Haus.

„Ich wüßte nicht, wie ich es abſchlagen ſollte?“ äußerte die Mama im Tone ſanfter Nachgiebigkeit.

„Warum auch?“ entgegnete der Onkel. „Der Junge iſt dort entſchieden beſſer aufgehoben als hier.“

Da fühlte Hilma ſich vor Schreck erſtarren.

Sie rief entſetzensbleich: „Aber der Horſt ſehnt ſich doch nach mir!“

Über dieſen Aufſchrei lachten die Erwachſenen.

Ganz verzweifelt bat und flehte das Kind: „Ach bitte, bitte, laßt ihn kommen! Sein Freund hat ihn doch immer in der Schule, und ich habe nichts! Ich will auch ſo zahm und artig ſein, wie noch nie! Das ganze Jahr! Alles will ich tun, was ihr wollt! Ich will jeden Tag eine ganze Stunde an meinem Strumpf ſtricken, wenn ihr mir nur den Horſt laßt!“

Der Großpapa ſchüttelte mißbilligend den Kopf: „Qu'elle est exaltée cette malheureuse enfant!“

Die Mama war ein wenig gerührt. Sie ſagte vorſtellend: „Wenn der Horſt nun aber doch nicht kommen möchte?“

„Er .... möchte .... nicht?“

„Ja, da machſt Du große ungläubige Augen! Er hat ſelbſt um Erlaubnis gebeten, mit zu Hartwigs Eltern zu dürfen.“

Hilma blieb regungslos vor der Mutter ſtehen und ſtarrte blöde vor ſich hin. Sie konnte das nicht faſſen.

Der Großpapa zog die Brauen hoch. „Wie ſie mal wieder daſteht! Siehſt Du, meine liebe Maria, mit dieſem Mangel an Haltung wird ſie nie eine Figur machen.“

Der Onkel Guſtav faßte ſie bei den Oberarmen und bog ihre Schultern kräftig zurück.

„Kopf hoch!“ kommandierte er. „Frauenzimmerchen, ſetz' doch nicht dieſe Jammermiene auf! Das iſt wirklich kein erfreulicher Anblick.“

Hilma fühlte Qual und Verzweiflung. Sie war von Gott und Menschen verlassen, von allen, allen! Niemand hatte sie lieb, auch Horst nicht mehr. — Und da sollte sie noch ein erfreulicher Anblick sein? —

Miß Moore ergriff sie bei der Hand und führte sie schweigend aus dem Zimmer.

Draußen sagte sie leise: „Armes kleines Ding!“

Diese Worte lösten Hilmas Erstarrung. Sie warf sich in die Arme der Gouvernante und brach in wildes Weinen aus.

Den ganzen Tag flossen ihre Tränen.

Sie erinnerte sich jetzt, daß der Onkel Gustav einmal zur Mama gesagt hatte, sie, Hilma, hätte Horst beeinflußt, und ihr Einfluß wäre kein guter gewesen.

Sie begriff, daß man sie und den Bruder von einander fern halten wollte. —

Horst verstand sich nicht auf den schriftlichen Ausdruck. Er schrieb selten. Und kam einmal ein Brief, so stand so gut wie nichts darin.

In ihrer Einsamkeit suchte Hilma Trost bei den Büchern. Die Schränke in der Bibliothek waren zum Glück unverschlossen. Sie fand wunderschöne Erzählungen: Novellen von Edmund Hoefer und Spukgeschichten von E. T. A. Hoffmann, Romane von Walter Scott und Edward Litton Bulver, auch von Alexander Dumas und Victor Hugo.

Diese schleppte sie alle in ihren Winkel und schwelgte heimlich darin. Vieles verstand sie freilich noch nicht, aber das ergänzte sie mit ihrer Phantasie. Sie fieberte oft über diesen aufregenden Geschichten, verriet sich aber mit keinem Wort. Jede Freude, die sie sich verschaffen konnte, hütete sie als strenges Geheimnis, denn sie war zu der Überzeugung gelangt, daß die Erwachsenen nicht duldeten, daß sie sich an etwas freute. Was man konnte, nahm man ihr weg. Miß Moore war zwar gut, aber sie hatte eine Menge langweiliger Grundsätze.

Hilma wunderte sich kaum mehr, als sie erfuhr, daß Horst auch zu den Osterferien nicht kommen würde. Nur eins kam ihr sonderbar vor: auf ihre Frage, ob er wieder zu den Eltern seines Freundes reiste, hieß es „nein“, und auf ihr: „wohin geht er denn?“ antwortete man kurz: „zu Leuten, die Du nicht kennst.“ Mehr erfuhr sie nicht.

‚Ob er überhaupt nie wieder kommen soll?‘ dachte sie gramvoll. Sie wagte nicht danach zu fragen.

Aber die Sommerferien brachten den Heißersehnten endlich doch!

Anfangs konnte man nicht gleich wieder den vertrauten Ton finden. Eine Fremdheit stand zwischen den Geschwistern. Die Erwachsenen machten in den ersten Stunden viel Wesens um Horst. Er beantwortete munter alle an ihn gerichteten Fragen, tauschte mit Hilma aber nur halb verlegene Blicke.

Endlich durften die Kinder in den Garten hinunter.

Auf den Parkwiesen rechten Bauernweiber das geschnittene Gras, dessen Aroma sich mit dem süßen Duft der Zentifolien mischte. Und die Steinlinde blühte und duftete feiner als alles.

‚Nun ist der Garten wieder ein Paradies,‘ dachte Hilma.

Digitized by Google

Aber die Befangenheit wich doch noch nicht ganz. Hilma hatte dem Bruder ſo unendlich viel erzählen und klagen wollen; nun kam ihr das alles abgeſtanden vor und nicht wert, ſeine friſche, heitere Miene zu trüben.

„Wollen wir mal wieder auf unſere Steinlinde klettern?“ ſchlug ſie vor.

Er maß die Höhe ihres alten Sitzes im Geäſt mit abſchätzenden Blicken und ſagte: „Das lohnt ſich gar nicht.“

„Aber es war doch ſchön, als wir Storch und Störchin ſpielten!“

Er lachte verlegen: „Wir waren rieſige Kälber damals.“

Sie ſchwieg verwundert.

„Siehſt Du noch manchmal die nette Anita?“ erkundigte er ſich.

„Faſt nie. Ich bin ja zu wild. Frau Mathis fürchtet, ich könnte ſie mal zerbrechen. So eine Puppe.“

„Aber für ein Mädchen iſt ſie grade nett,“ meinte er.

Das erſtaunte ſie wieder.

Bei einer Silberpappel ſagte ſie: „Weißt Du noch, wie wir uns an den Aſt hängten, wenn wir Büßer waren?“

„Jetzt kann ich richtige Klimmzüge machen,“ entgegnete er ſtolz. „Soll ich Dir das zeigen?“

Er machte ihr die Klimmzüge vor.

„Im Turnen bin ich immer einer von den Beſten.“

Hilma verſuchte, ihm die Klimmzüge nachzumachen, aber da ſie ungeübt war, blieb ſie weit hinter ihm zurück.

„Ja, das geht nicht ſo,“ lachte er, „dazu muß man ſich trainieren.“

Hilma nahm ſich vor, in jeder freien Viertelſtunde Klimmzüge zu üben.

Nach und nach kam Horſt ins Erzählen. Die Kloſterſchule beſtand aus zwei feindlichen Heerlagern: Lehrern und Schülern. Die Lehrer hatten eine Menge von Rechten, dafür waren die Schüler an Zahl weit überlegen, voller Schläue und Kraft und alle miteinander verbündet. In den „Zellen“ hielt man abends heimliche Gelage. Draußen in den langen Kloſtergängen wurden Wachen aufgeſtellt. Auch war man im Bunde mit den Bauernjungen, die Spionen- und Schmugglerdienſte leiſteten. Nachts brachen die Verwegenſten zuweilen aus dem Kloſter aus, kletterten am Spalier hinunter, klommen über die Mauer, durchſchwammen den Strom und trabten in den naſſen Anzügen eine halbe Stunde weit nach einer Waldſchenke, deren Wirt ein Verbündeter war. Dort kneipte man und brachte in den Taſchen einige Flaſchen Bier den Zellengenoſſen mit, immer unter Gefahr, verfolgt und abgefaßt zu werden, denn auch der Feind hatte ſeine Spione. —

Mit Begeiſterung und verzehrendem Neid lauſchte Hilma dieſen kühnen Taten.

Sie ſagte plötzlich: „Warum iſt der liebe Gott ſo grauſam geweſen, daß er mich nicht auch zu einem Jungen gemacht hat?!“

„Ja, das iſt ſehr ſchade,“ meinte Horſt.

Sie raffte ihren Mut zuſammen und erklärte: „Aber ich werde alles lernen. Ich werde alles können.“

Horſt traute ihr das zu. Ganz heimlich hatte er doch eine ſehr hohe Meinung von ihr.

7.

Die alte Vertrautheit kehrte zurück, und ohne daß Horst sich dessen bewußt wurde, geriet er wieder in den Bann der Einbildungskraft Hilmas. Sie spielten nun doch wieder die alten Spiele.

Eines Tages, im August, lagerten sie am Waldrand beim Rollborn. Es war heiß. Über den reifen Kornfeldern, die sich zwischen ihrem Paradieswald und dem Dorf dehnten, lagen Mittagsstille und weißer Sonnenglast. Glühend leuchteten am Feldrand die Farben der blauen Kornblumen und des Mohns, der Rade und des Ritterſporns. Nirgends gab es ein solches Konzert jubelnder Farben, wie dieses zwischen den weißgelben reifen Ähren, die der Sense harrten.

Horst lag auf dem Bauch, stützte sich auf die Ellenbogen und sah den Käferchen zu, die auf Grashalme kletterten, herunterpurzelten und von neuem kletterten. Hilma lag auf dem Rücken, wohlig ausgestreckt, und schaute in den Wipfel einer schlankgewachsenen Waldeiche, deren zackiges Laub sich von dem tiefen Himmelsblau abzeichnete.

In dem verwilderten Gehölz hatten Efeu, Leberkraut und Immergrün den Boden mit dichtem, dunkelgrün glänzendem Teppich überſponnen. Zwischen Moos und feinem Waldgras blühten seltsame Blumen: gefleckte Orchideen und wilder Türkenbund.

„Die Eiche sieht so merkwürdig froh aus," fand Hilma.

„Froh?" wiederholte Horst.

„Ja. Es fällt mir eben auf. Stark und frei und froh. Mehr als jeder andere Baum. Sie ist ein königlicher Baum! Weißt Du was? Wir wollen die Eiche ‚Ihm' weihen. Wenn wir mit den Erwachsenen sind, soll ein Eichenblatt, oder ein Zweig bedeuten, daß wir an ‚Ihn' denken. Soll es so sein?"

„Wenn ich Dir bloß etwas sagen dürfte!" rief der Junge in plötzlich hervorbrechender Lebendigkeit.

„Du darfst mir alles sagen, Horst. Du mußt sogar! Ich würde Dich verachten, wenn Du mir nicht alles sagen wolltest!"

Da platzte sein mühsam verwahrtes Geheimnis heraus: „Ich bin nämlich bei ‚ihm' gewesen."

Sie schrie auf: „Horst!!" Und schnellte aus ihrer Ruhelage empor. Am Boden sitzend, sah sie ihn mit Augen an, die ein einziges, heißes Verlangen waren. Aber dann erschien ihr seine Mitteilung zu unwahrscheinlich und unwirklich. Ungläubig fragte sie: „Ist das wirklich wahr?"

„So wahr, wie ich hier liege."

„Und das sagst Du mir jetzt erst?! Wann denn?"

„Ostern. Die ganzen Osterferien war ich dort."

„Wie ich Dich fragte, hast Du aber doch gesagt . . ."

„Natürlich mußte ich irgend etwas lügen," fiel er ihr ärgerlich ins Wort. „Weil ich Dir nichts davon sagen sollte."

Hilma verstummte, von der Wucht des so jäh auf sie Einstürmenden ganz betäubt. Wie ungeheuerlich war das: Horst mit den Erwachsenen gegen sie im Bunde! Und warum sollte sie nicht erfahren, was er wußte?!

Digitized by Google

Sie war ſo empört, daß ſie endlich mit ſtrengem Ernſt erklärte: „Es iſt Dein Glück, daß Du endlich beichteſt. Sonſt müßte ich Dich für einen Verräter halten.“

Horſt proteſtierte lebhaft.

„Mädchen ſtellen immer alles auf den Kopf,“ erklärte er verächtlich. „Einen Verräter könnte man mich höchſtens jetzt nennen, weil ich Dir verraten habe, was ich verſprochen hatte, nicht zu verraten.“

Hilma, die ihn gekränkt und verletzt hatte, bedachte, daß ſie ihn nicht erzürnen dürfte, wenn ſie das, was ſie über alles in der Welt intereſſierte, jetzt von ihm hören wollte. Dabei durchzuckte ſie aber ein ſchmerzliches Bedauern darüber, daß ſie zum erſtenmal genötigt war, auch ihrem liebſten und vertrauteſten Menſchen gegenüber nicht ganz ehrlich zu bleiben. Denn ſie mußte ihn jetzt begütigen, ohne ſelbſt begütigt zu ſein.

„Ja, ich ſehe ein, daß Du nur aus Redlichkeit geſchwiegen haſt,“ erklärte ſie. „Aber Du mußt nicht vergeſſen, daß wir zwei in unſeren Herzen nicht zwei ſind, ſondern einer. Wenn ich verſprechen müßte, irgend etwas keinem Menſchen zu ſagen, würde ich doch immer bei mir ſelbſt die Klauſel machen: außer dem Horſt. Du biſt wie ich, und für mich nicht ein anderer.“

„Ja,“ ſagte Horſt, „natürlich mache ich es auch ſo; aber man hat mir doch extra verboten, Dir etwas zu ſagen.“

Sie ſeufzte. „Möchte nur wiſſen, warum?!“ Dann, entſchloſſen, möglichſt viel zu erkunden, ſetzte ſie eifrig hinzu: „Erzähl' mir jetzt aber alles, alles!“

„Wirſt Du auch dicht halten?“

„Wie das Grab. Ehe ich Dich verrate, laß' ich mich köpfen. Wie iſt er?“

„Sehr nett.“

„Groß?“

„Ja. Ich glaube.“

„Schön?“

„Das weiß ich nicht. Auf ſo was ſieht ein Junge gar nicht. Das tut nur ihr Mädchen.“

Dies ‚ihr Mädchen‘ hatte er ſich erſt in ſeiner Schule angewöhnt.

„Sind ſeine Augen ſo ähnlich wie meine?“ Sie fragte es mit heimlicher Scheu.

Er antwortete: „Keine Spur. Er kann doch nicht Augen haben wie ein Mädchen! Er iſt alt und dick und hat nicht viel Haare über der Stirn und trägt eine goldene Brille. Das iſt alles, was ich weiß.“

Hilma würgte an einer ſchweren Enttäuſchung. Das Bild, das Horſt eben entworfen, war ihrem herrlichen Idealbild gar zu unähnlich!

„Iſt er denn ſo alt wie der Großpapa?“ fragte ſie kleinlaut.

„Nein, ſo alt nicht. So ungefähr wie der Onkel Guſtav und auch ungefähr ſo dick. Aber ſonſt iſt er viel gemütlicher als der Onkel Guſtav. Man fürchtet ſich gar kein bißchen vor ihm.“

„Ja, ja,“ nickte ſie eifrig, „ich denke mir: er iſt gut. — Aber erzähle mehr! Du mußt mir alles von Anfang bis zu Ende erzählen!“

Horſt konnte nicht ſchildern, nicht einmal erzählen. Sie mußte ihm alles abfragen, und ſeine Antworten ſättigten ihren Wiſſenshunger ſehr wenig. Und immer begriff er gar nicht, auf was es ihr eigentlich ankam.

Er wiederholte nur unermüdlich, daß dort alles „ſehr nett“ geweſen ſei: Elektriſches Licht und Waſſerleitung, die kaltes und heißes Waſſer gab, je nach dem Hahn, den man aufdrehte. Und ein Gasofen mit tauſend Flämmchen. Auch hatte ihn der Papa mit in den Zoologiſchen Garten genommen und ins Theater. Am geſprächigſten wurde er über ein Walroß.

„Aber wenn er doch in Deutſchland wohnt und es ſo gut hat,“ warf Hilma ein, „warum kommt er niemals zu uns, „und warum darf niemand von ihm ſprechen? Wenn ich das begreifen könnte! Ich denke immer, wenn er käme, würde er gut zu mir ſein und nicht ſo wie die anderen.“

„Ja, ich weiß auch nicht.“

„Haſt Du ihn nicht gefragt?“

„Nein.“

„Warum nicht?“

Horſt errötete. Er konnte ſich nicht erklären, wußte ſelbſt nicht, warum.

„Man kann nach ſo etwas nicht fragen,“ behauptete er ſchließlich.

„Iſt er auch traurig?“ forſchte Hilma.

„Nein, gar nicht. Er iſt ein ganz fideles Haus.“

Hilma fand die ſtudentiſchen Ausdrücke, die Horſt von der Schule mitgebracht hatte, ſehr forſch und ſprach ſie nach. Aber daß er den Vater „fideles Haus“ nannte, gefiel ihr nicht. Noch viel mehr ſtörte ſie die Tatſache ſelbſt: ‚Wie kann er vergnügt ſein,‘ dachte ſie, ‚wenn die Mama ſo unglücklich iſt, und ſein Kind ſo einſam und verlaſſen! Weiß er wohl, daß man mich haßt, weil ich ihm ſo ähnlich ſein ſoll?‘

„Iſt er ganz allein in ſeinem ſchönen Haus?“ fragte ſie.

„Nein, da iſt eine Tante Agnes mit ihm,“ antwortete Horſt ein wenig befangen.

„Die ſorgt wohl für ſein Eſſen?“

„Ja ..... ſie haben Dienerſchaft.“ Er ſtand auf und zog ſeine neue Taſchenuhr vor. „Die iſt nicht vom Großpapa, ſondern von ‚ihm‘. Das Werk iſt vorzüglich, ſagte der Papa. Er hat mir auch ein Petſchaft geſchenkt mit einem roten Edelſtein, auf dem das Biernauſche Wappen eingeſchnitten iſt. Das hab' ich aber im Kloſter gelaſſen, weil ich es dir doch nicht zeigen durfte. Und jetzt müſſen wir nach Hauſe rennen, ſonſt kommen wir zu ſpät zu Tiſch.“

Seitdem Horſt die Uhr mit dem vorzüglichen Werk beſaß, dachte er an die Zeit und hielt die verträumte Hilma zur Pünktlichkeit an.

Sie machten ſich auf den Weg, und Horſt fuhr fort, von den Merkwürdigkeiten des Zoologiſchen Gartens zu ſprechen.

Hilma ſchaute auf das Haferfeld, das wie ein Meer wogte und ſchimmerte. Dabei war ihr ſo ſchwer ums Herz, als hätte ſie in dieſer Stunde ihren tiefſten Troſt und Halt eingebüßt.

Und Horſt hatte keine Ahnung von dem, was ſie empfand! Er konnte denken, ſie kümmerte ſich um Rieſenſchlangen und Walroſſe

Als er endlich schwieg, wagte sie noch eine zitternde Frage: „Hat er sich gar nicht nach mir erkundigt?“

„Doch. Er wollte alles Mögliche wissen.“

„Von mir?“

„Ja. Von Dir.“

„Was denn?! Lieber, guter Horst, besinne Dich doch darauf und sag' mir alles!“

„Na, er fragte, ob Du gesund wärst, und ob ich eine Photographie von Dir hätte . . .“

„Du hast keine!“ rief sie bedauernd.

„Und ob wir uns gut vertrügen, fragte er noch.“

„Was sagtest Du ihm?“

„Ich sagte eben, wie es ist.“

„Was denn? Was?“ drängte sie.

„Na, daß Du laufen und klettern und springen könntest wie ein Junge, und daß Du ein famoser Kamerad wärst.“

„Freute er sich darüber?“

„Ja.“

„Erzähltest Du ihm auch von der Mama und den anderen?“

„Nein.“

„Gar nicht?“

„Nein. Er fragte nicht.“

Sie gab sich endlich zufrieden. Nun wollte sie erst einmal allein sein, um über all' dies nachzudenken. Wie der Horst es nur ausgehalten hatte, die ganze Zeit zu schweigen! Er war wirklich ein sehr heldenhafter Charakter.

8.

Es war eine neue Erfahrung für Hilma, daß sie's jetzt oft danach verlangte, ganz allein zu sein, um ungestört ihren Gedanken nachhängen zu können oder sich in die geliebten Bücher zu vergraben. Doch kam ihr diese Wandlung noch nicht deutlich zum Bewußtsein. Sie fühlte nur ein leichtes, mit etwas Bedauern und etwas Schuldgefühl vermengtes Befremden.

Aber auch Horst machte neue Erfahrungen.

Der starke Einfluß Hilmas, der ihn leicht aus seiner eigenen Bahn schleuderte, fing an, ihn ein wenig zu belästigen.

Das Schlimmste war, daß sie seit jener unseligen Mittagsstunde am Rollborn gar nicht aufhörte, ihn auszufragen, wodurch er beständig an das erinnert wurde, was er gar zu gern vergessen hätte: daß er schwatzhaft gewesen war, wie ein Waschweib, statt dicht zu halten, wie es Männern ziemte.

Bei der beunruhigenden Leidenschaft und Dringlichkeit ihrer endlosen Fragerei kam ihm jetzt manchmal der Gedanke, daß das Verbot der Erwachsenen nicht so unbegründet gewesen war. Von diesem Punkt aus gelangte er zu weiteren Schlüssen. War es nicht möglich und sogar wahrscheinlich, daß die Erwachsenen überhaupt öfter Recht hatten, als Hilma glaubte? Wenn er die Urteile der Schulkameraden

mit denen Hilmas verglich, so erschien ihm jetzt die Denkweise der Jungen der der Erwachsenen doch ähnlicher und der Wirklichkeit näher als die Hilmas. Hilma freilich glaubte bombenfest an das, was sie sich einbildete, und er hatte früher immer blind mitgeglaubt. Jetzt kamen ihm an ihrer Unfehlbarkeit Zweifel, die ihn drückten; denn er empfand sie als eine Art Verrat an ihr, weil er sie nicht bekennen konnte. Sie war ihm mit Worten zu sehr überlegen, so daß er nie gegen sie Recht behalten hätte. Es würde also nur einen fürchterlichen Streit und eine Rauferei geben, denn wenn sie in Zorn gerieten, hauten sie aufeinander los.

So kam es, daß der Abschiedsschmerz diesmal sogar für Hilma ein milderer war.

Sie tröstete sich mit den Büchern.

Eines Tages war sie der vielen Romane überdrüssig. Sie ließ den Schrank, der bisher ihr Schatzhaus gewesen war, verächtlich geschlossen, und öffnete den, aus dem die Mama ihre Erbauungsbücher zu holen pflegte.

Da standen die Bekenntnisse des heiligen Augustin und Mark Aurels Meditationen und das Heimweh von Jung-Stilling und Mamas Lieblingsbuch: Der Thomas a Kempis. Die enthielten aber alle wohl nur schrecklich fromme Ermahnungen. Das konnte sie nicht verlocken, denn sie verabscheute die ewigen Ermahnungen. Sie griff nach einem in Leder gebundenen Bändchen und öffnete es aufs Geratewohl. Es waren Gespräche, die Sokrates, der Mann, der den Schierlingsbecher hatte trinken müssen, mit seinen Jüngern über die Unsterblichkeit der Seele hielt. Dieser Sokrates setzte die unbegreiflichsten Dinge so auseinander, daß sie ganz einfach und klar wurden. War das herrlich! Sie las mit brennender Gier.

Ja, nun wollte sie nur noch diese Bücher lesen, die Weisheit und Erkenntnis lehrten! Denn sie wollte weise werden und durch Wissen mächtig, und dann, wenn sie alles erkannte, wollte sie allen Irrtum ausrotten. Wenn erst die Menschen aufhörten, sich untereinander und alle Dinge falsch zu verstehen, dann mußten alle glücklich werden.

Das war ein wunderschönes Ziel!

Daß es Bücher gab, die das tiefste Wissen vom Leben und von dem, was nachher kam, so einleuchtend lehrten! Und daß diese wunderbaren Helfer jahraus jahrein muckmäuschenstill in ihrem Schrank standen, als ob sie gar nichts weiter wären, statt zu rufen! Man hätte Glocken an sie binden müssen, die die Bedürftigen mit großem Schall herbeiläuteten, wie die Glocken im Kirchturm!

Sie las und las, bis ihr ganz wirr im Kopf wurde. Zuletzt küßte sie das Buch und stellte es liebevoll an seinen Platz zurück. Ganz berauscht von diesem Erlebnis, rannte sie durch den Garten, kletterte auf die Mauer und sprang in die Dorfstraße hinunter.

Es war ihr verboten, ohne Begleitung den Park zu verlassen, aber wenn es ihr einmal innerhalb der hohen Mauern zu eng wurde, tat sie's doch.

Auf der Dorfstraße war es immer lustig. Enten wackelten hintereinander her, die Bäuerinnen holten Wasser am Brunnen, den der Rollborn speiste, oder

Digitized by Google

trugen die köſtlich duftenden Zwiebel- und Kartoffelkuchen vom Backhaus heim, Kälbchen und Schweine ſprangen umher.

Ein paar Jungen kamen ihr entgegen, unter denen ſich ein einſtiger Spielgefährte befand: der Amand Reißland.

Einer von dieſen trug ein kleines, weichfelliges Hündchen, das ſie entzückte.

Sie überwand ihre Scheu und ſprach die Jungen an.

„Was für ein liebes Hündchen! Kann ich es ſtreicheln?“

Die Jungen lachten und hielten ihr das Tierchen hin.

„Wie heißt es denn?“

„Der hot gor kei Nomen.“

„Gehört es euch?“

„'s is vom Bäcker einer. Er ſoll ins Waſſer.“

„Ihr wollt ihn baden?“

„Nä. Derſäuſt ſoll 'r wär'n.“

„Nein! Nein! Das dürft ihr nicht tun!“ rief ſie vor Entſetzen blaß. „Wenn ich Geld hätte, würd' ich ihn euch abkaufen, aber ich hab' nichts!“

„Wenn du'n haben willſt,“ ſagte der Amand Reißland, „ſchenken mer'n dir, du kannſt'n nähmen.“

Hilma ſtrahlte. „Dürft ihr denn auch?“

„Nu freil'ch. Ob mer das Vieh nu ins Waſſer tragen oder 'mer verſchenken's, das is eins.“

„Dann dank ich euch ſehr! Sehr!“ ſagte ſie ganz verwirrt. „Wenn ich kann, tu ich euch auch mal einen Gefallen dafür.“

Die Jungen gaben ihr den kleinen Hund, der ſehr weich war und gar unſchuldig und zutraulich um ſich blickte, als wüßte er noch gar nicht, daß man ihm etwas zuleid tun könnte.

Hilma trug das Tierchen mit ſorglicher, faſt ehrfurchtsvoller Zärtlichkeit nach Hauſe. Es war etwas ſo Wunderbares, ein lebendiges Geſchöpfchen mit einer kleinen Seele als Eigentum zu beſitzen!

Freilich fürchtete ſie, daß man ihr nicht erlauben würde, den Hund zu behalten. Aber ſie hoffte, ihn auf dem Gutshof, wo ſoviel Ställe waren, heimlich unterbringen zu dürfen. Dann konnte ſie ihn immer beſuchen und ihm von ihrer Frühſtücksmilch bringen.

Der Onkel Guſtav ſtand vor dem Haus und ſprach eifrig mit einem der Verwalter.

Hilma näherte ſich ihm zaghaft, aber an ſeinem Lächeln merkte ſie zu ihrer großen Erleichterung, daß der kleine Hund ihm Spaß machte.

Daß man ihr Durchbrennen bemerken und ſie deshalb zur Rede ſtellen würde, hatte ſie kaum zu befürchten, denn die Gleichgültigkeit der Erwachſenen hatte das Gute, daß man ſich meiſt nicht um ſie kümmerte. Mit Ausnahme der Mahlzeiten, der Schulſtunden und der arg langweiligen Spaziergänge, die ſie täglich mit Miß Moore machen mußte, war ſie gewöhnlich ganz ſich ſelbſt überlaſſen.

„Was haſt Du denn da für einen Köter aufgegabelt?“ fragte der Onkel.

Sie berichtete aufgeregt, daß das Tierchen hätte ins Waſſer geworfen werden ſollen.

„Sieh doch nur, Onkel Guſtav, wie lieb er ſchaut! Er glaubt, alle Menſchen wären gut.“

Der Onkel krauelte dem Tier das Köpfchen und lachte. „Dies dumme Geſicht iſt reizend,“ ſagte er.

Hilma blickte mit flehenden Augen auf. „Sie haben ihn mir geſchenkt, und ich möchte ihn ſo ſchrecklich gern behalten!“

Zu ihrem freudigen Staunen war der Onkel gar nicht entrüſtet.

Er ſagte nur: „Wenn der Großpapa und die Mama es erlauben, kannſt du ihn ſchon behalten. Du haſt ja einen Mund zum Fragen.“

Auch der Großpapa und die Mama zeigten ſich willig. Man ſtellte nur die Bedingung, daß Hilma ſelbſt für den Hund ſorgen müßte, was ſie hochbeglückt verſprach.

Sie fühlte, daß nicht ſie dieſen überraſchenden Sieg errungen hatte, ſondern das Hündchen. Seinem treuherzig zutraulichen Weſen hatte keiner widerſtehen können. Aber einerlei: ein ungeheures Glück war es auf alle Fälle.

Sie nannte ihr Hündchen Sokrates.

Nun teilte ſie ihre freie Zeit zwiſchen dem Hündchen Sokrates und den philoſophiſchen Schriften.

Sie las mit immer gleicher Wonne die Gedanken Blaiſe Paskals und die Meditationen Mark Aurels, Fichtes Reden an die deutſche Nation und die Diätetik der Seele Feuchtersiebens.

Zuletzt wagte ſie ſich ſogar an Schopenhauer.

Natürlich verſtand ſie bei weitem nicht alles, was ſie las, aber es ging ihr wie dem Bäuerlein in der Dorfkirche, das die Predigt des Herrn Pfarrers ganz beſonders erbaulich findet, wenn ſie ihm recht dunkel iſt. Das nicht zu Begreifende wirkte auf ihre Einbildungskraft am ſtärkſten. Die ahnungsvollen Ehrfurchtſchauer waren das Allerſchönſte.

Neben der Philoſophie pflegte und erzog ſie ihren Sokrates. Das kleine zutrauliche Tier wurde ein freundliches Brückchen zwiſchen ihr und den Erwachſenen, denn alle hatten Vergnügen an dem drolligen Kerlchen.

Aber als das Hündchen ſechs Monate in Hilmas Beſitz geweſen war, wurde es krank. Hilma pflegte es treu. Sie trug es umher und ſaß ſtundenlang neben ſeinem Lager. Sokrates war heiß und ſteif und wollte gar nicht freſſen. Aber wenn ſie ihm die Hand hinhielt, leckte er ſie. Da tauchte ſie immer wieder den Finger in das Milchſchüſſelchen, und Sokrates leckte ihn jedesmal ab. So gelang es ihr, ihm etwas Nahrung einzuflößen.

„Er hat die Hundekrankheit,“ hieß es.

Sokrates wurde immer kälter und ſteifer und mochte ſich nicht mehr rühren, wedelte auch nicht mehr mit dem Schwänzchen, wenn Hilma liebkoſend zu ihm ſprach. Und eines Morgens fand ſie ihn tot.

Sie betrauerte ihn tief.

„Ich soll nicht froh sein," sagte sie zu Miß Moore. „Alles was mich froh macht, wird mir genommen: der Horst, der Malegis, die Anita, der Sokrates. Immer muß ich einsam bleiben."

Im April war ein junges Dorfmädchen ins Haus gekommen, kaum älter als Hilma. Sie mußte in der Küche helfen und die Zimmer rein machen. Das junge Mädchen, sie hieß Amanda, fiel der Mama auf die Nerven, denn sie war noch eckig und täppisch und hantierte etwas geräuschvoll. Auch hatte sie grobe Schuhe und einen schweren Schritt. Man hörte ihr „tapp, tapp, tapp" stets auf der Treppe.

Hilma hätte sich kaum um das Mädchen gekümmert; aber in den schweren Tagen der Krankheit ihres Sokrates hatte diese „Mande" sich für das Hündchen wirklich aufgeopfert. Ganz aus freiem Willen und aus gutem Herzen hatte sie das getan. Und Hilma hatte gemerkt, daß sie sich auf die Amanda verlassen konnte wie auf sich selbst.

Darum nahm sie jetzt gegen die Mama für die Mande Partei und fand die Mama sehr ungerecht.

Denn wenn die Amanda etwas zerschlagen oder sonst ein Versehen gemacht hatte, schalt die Mama und tat, als wäre es mit Absicht und aus bösem Willen geschehen. Immer tat und sagte die Mama das, was die Umkehrung der Wahrheit schien! Wußte sie denn nicht, was doch so klar am Tage lag, daß es natürlich ist, eine Tasse aus Versehen zu zerbrechen, aber sehr unwahrscheinlich, es mit Vorbedacht zu tun? —

Eines Tages fühlte Hilma sich gedrungen, der Amanda unter vier Augen eine Ehrenerklärung zu geben. Sie hatte sich auf dem Spaziergang, — den Miß Moore „constitutional walk" nannte, — nasse Füße geholt, und die Amanda mußte ihr die nassen, festklebenden Stiefel ausziehen.

„Du," sagte Hilma, während das starknochige, braune Bauernmädchen vor ihr am Boden kniete, „die Mama hat Dich gescholten wegen der Tasse, als hättest Du sie mit Fleiß zerschlagen. Ich weiß aber, Amanda, daß Du nichts dazu konntest."

„Nee, guä' Fräul'n, das Schelten hab ich verdient," entgegnete die junge Amanda. „Ich muß eben besser aufpassen."

Hilma wunderte sich über solche Demut. Sie selbst empörte sich immer und immer und haßte beinah diejenigen, die gering von ihr dachten.

Sie fragte: „Bist Du gar nicht böse, wenn man Dich ungerecht ausschilt?"

„Das darf ich doch gar nich, Fräul'n Hilma."

Hilma sah nachdenklich auf die Amanda nieder und dann erklärte sie: „Wenn Du das kannst, dann hast Du die Macht des Gemüts, über schmerzhafte Vorstellungen Herr zu werden. Der Philosoph Kant sagt, Männer könnten das, Frauen aber nicht; aber Du kannst es doch."

„Ach, guä' Fräul'n," entgegnete die Amanda treuherzig, „das versteh ich nicht. Ich bin doch bloß ein Bauernmädchen."

„Ja, aber ein gutes!" seufzte Hilma.

9.

Als mit den Sommerferien Horſt wieder nach Zollbrück kam, mußte Hilma mit Schreck und Staunen erfahren, daß er ein anderer geworden war. Irgend welche ihr unbekannte Einflüſſe ſeines jetzigen Lebens wirkten dahin, ihn ihr abwendig zu machen. Was im vorigen Jahr nur als bängliches Ahnen ſpukte, trat diesmal deutlich zutage.

Stumm und mit Worten lehnte der Bruder ſich gegen ſie auf. Er hatte den Glauben an ihre unbedingte Überlegenheit verloren. „Warum willſt Du immer recht haben?“ ſagte er. „Die Erwachſenen kennen die Welt doch beſſer als Du.“

„Ich weiß, daß ich recht habe,“ erklärte ſie.

„Das kannſt Du gar nicht wiſſen. Du bildeſt es Dir einfach ein.“

Ein andermal, als ſie eine Äußerung der Mama ungerecht und ſinnlos nannte, wurde Horſt dunkelrot und ſagte: „Über die Mama mußt Du nicht ſo ſprechen. Ich mag's nicht.“

Sie entgegnete höchſt befremdet: „Aber haſt Du denn vergeſſen, wie es hier immer war?“

Worauf er antwortete: „Das iſt ganz egal. Die Mama iſt mal die Mama. Vor ſeiner Mutter muß man Reſpekt haben.“

Er wollte auch nicht mehr die gewohnten Spiele mit Hilma ſpielen.

„Nein, für dieſen Unſinn ſind wir jetzt wirklich zu groß,“ ſagte er.

Sie entgegnete: „Warum ſoll es denn Unſinn ſein? Wir können doch mit Sinn ſpielen. Das liegt ja nur an uns.“

Aber er hatte keine Luſt. „Du denkſt Dir doch nur alles Mögliche aus, was nicht wahr iſt, und dann ſollen wir tun, als ob es Wirklichkeit ſei. Dabei kommt ja doch gar nichts heraus.“

Sie dachte ſeinen Worten etwas nach und meinte dann: „Eigentlich tun die Erwachſenen auch nichts anderes; nur daß ſie ihre Spiele immerfort ſpielen und niemals aufhören.“

Horſt rief ärgerlich: „Iſt das ein Blech!“

Ach, er war „verſtändig“ geworden! Das hieß für Hilma: Er hatte ſich der großen Verſchwörung der Erwachſenen angeſchloſſen, Unwirkliches als wahr hinzuſtellen und das Unechte dem Echten vorzuziehen. Bewußte Fälſcher ſchienen ſie ihr alle miteinander.

Dafür waren die Erwachſenen jetzt mit ihm zufrieden. „Der Junge macht ſich recht gut,“ hörte Hilma den Onkel Guſtav ſagen. Und der Großpapa erklärte: „Der Horſt wird. In dem kleinen Kerl ſteckt Utendorfſche Raſſe.“

‚O Himmel ja!‘ dachte Hilma. ‚Das iſt es: er iſt kein Viernau, ſondern ein Utendorf! Und niemals, niemals wieder werden wir uns ganz verſtehen!‘

Am ſchmerzlichſten von allem empfand ſie, daß er ihr ſeine Geheimniſſe nicht mehr anvertraute. Sie konnte ihn nicht dazu bringen, ihr auch nur ein einziges Wort über ſeine Beſuche beim Vater zu erzählen. Und doch glaubte ſie aus ſeinem abſoluten Schweigen über ſeine Ferienaufenthalte entnehmen zu können, daß er ſowohl Weihnachten als auch Pfingſten und Oſtern dort geweſen war.

Digitized by Google

Horſt ſchwieg nicht, um ſeine Schweſter zu kränken; er hatte ſich nur das ganze Jahr lang ſeiner Plauderhaftigkeit geſchämt und war entſchloſſen, ſich ein zweites Mal durch kein Bitten und Flehen und durch keine Gewalt ein ihm anvertrautes Geheimnis entreißen zu laſſen.

Einmal durfte Anita Mathis zum Beſuch ins Herrenhaus kommen.

Auch ſie war nur während der Sommerferien im Pfarrhaus, denn ſeit einem Jahr weilte ſie in einem Töchterpenſionat der franzöſiſchen Schweiz.

Sie war jetzt fünfzehn Jahre alt und trug damenhafte Kleider, die faſt bis auf die Füße reichten. Auch ihre Manieren hatten ſchon etwas Damenhaftes.

Ihr Geſicht mit den wunderzarten Farben erinnerte noch immer an Biskuitporzellan, ihre blonden Haare umrahmten immer noch glatt die reine Stirn, aber die Zöpfe hingen ihr nicht mehr auf den Rücken hinunter, ſondern waren am Hinterkopf aufgeſteckt. Ihr geſetztes Weſen bedrückte Hilma, die ſich neben dieſer Altersgenoſſin wirklich recht zurückgeblieben und zigeunerhaft vorkam.

Auch auf Horſt machte Anita Eindruck. Seine Art, mit der Kindheitsgeſpielin zu verkehren, ſetzte Hilma in Erſtaunen. Er ſagte „Fräulein Anita“ und „Sie“. Einmal ſagte er ſogar „gnädiges Fräulein“, aber danach wurden alle drei rot.

Als Anita fort war, erklärte Hilma: „Sie ſieht niedlich aus, aber es iſt gar nichts mit ihr anzufangen.“

Da meinte Horſt verächtlich: „Du möchteſt natürlich am liebſten mit ihr von den Mauern ſpringen und auf die Bäume klettern.“

„Einerlei was,“ entgegnete Hilma, „nur nicht ſo 'rumſitzen und dumme Redensarten machen.“

„Anita weiß ſich zu benehmen,“ ſagte er anzüglich.

Hilma ſeufzte und ſchwieg. In dieſem Augenblick fühlte ſie ſich dem Bruder ſo fern, daß ihr jedes weitere Wort verloren ſchien.

Sie war beinah froh, als die Ferien zu Ende gingen.

Im Herbſt begann der Konfirmationsunterricht beim Herrn Kirchenrat Mathis, denn nächſte Oſtern ſollte Hilma eingeſegnet werden.

Sie war ganz ungläubig, was ſie freilich geheim hielt. Aber ſie erwartete in einer myſtiſchen Weiſe durch den Konfirmandenunterricht überzeugt und gläubig gemacht zu werden.

Darum ging ſie voll heimlicher Spannung, denn die Wandlung, die ſich da an ihr vollziehen mußte, war gewiß etwas ſehr Wunderbares!

Sie wurde enttäuſcht!

Das Pfarrhaus, das ſie nur betreten hatte, wenn ſie einmal Anita hatte beſuchen dürfen oder ſollen, war ihr immer wie ein kleiner Märchenpalaſt erſchienen, worin Frau Mathis, die Holländerin, als gute Zauberin waltete. Es gab gewiß in der ganzen Welt kein Haus, in dem alles bis aufs Tipfelchen ſo glänzend ſauber und ſo peinlich ordentlich und dabei ſo behaglich ſchön und fein war. Jedes Möbel, jedes Bild an der Wand, jeder Gebrauchsgegenſtand war ein koſtbares, ſorgſam und liebevoll gehütetes Wertſtück.

Anita hatte als kleines Mädchen erzählt, ihre Mutter wäre die einzige Erbtochter eines reichen Amsterdamer Kaufmannshauses gewesen, und in Holland wären die großen Kaufleute so angesehen wie Fürsten.

Das hatte den Herrenkindern imponiert. Und nie konnte Hilma die kleine unscheinbare Frau Mathis sehen, ohne an eine verkappte Fürstin zu denken.

Im Studierzimmer des Herrn Kirchenrats roch es nach ganz feinem holländischen Tabak.

In breiten Ledersesseln saßen sich Hilma und der würdige alte Herr gegenüber.

„Woher weiß man denn, daß gerade die Bibel Gottes Offenbarung ist?“ fragte Hilma.

„Jesus Christus sagt im fünften Kapitel Mathäi, Vers 18: Bis daß Himmel und Erde zergehe, wird nicht zergehen der kleinste Buchstabe, noch ein Titel vom Gesetz, bis daß es alles geschehe. Seit 1900 Jahren nun fast ist noch nicht ein Titelchen aus der Heiligen Schrift vergangen.“

„Ich glaube aber, daß Jesus mit dem Gesetz nicht die Bibel gemeint hat, die doch erst halb geschrieben war, sondern das Naturgesetz,“ sagte Hilma.

Nun schien das Wort „Naturgesetz“ aber für den alten Kirchenrat ungefähr das zu sein, was für den Stier ein rotes Tuch ist. Er fing zu donnern an.

‚Ach, ach!‘ dachte Hilma, mehr noch bekümmert als erschrocken, ‚wenn ich widerspreche, wird er also böse! Er widerlegt mich nicht, sondern schilt auf die große Sünde des Unglaubens, und alle seine Behauptungen begründet er auf Bibelstellen. Dagegen kann ich nichts machen.‘

Sie schwieg von da ab zu seinem Vortrag, saß tief in dem bequemen Sessel und betrachtete die gepreßte Ledertapete und die altertümlichen Kupferstiche an den Wänden.

Oder sie dachte mit Verwunderung daran, daß Anita nie an den Worten ihrer Eltern gezweifelt hatte, vielmehr ihnen immer glaubte und gern und freudig gehorchte.

Stillschweigend protestierte sie aber weiter.

‚Wie kann man denn alles glauben, was in der Bibel steht: daß die Erde mit allem darauf in sechs Tagen gemacht worden ist, statt in Millionen Jahren, und daß die Sonne still gestanden hat, statt um die Erde zu laufen, wo doch in Wahrheit die Sonne garnicht läuft? Wie ist es nur möglich, etwas so Widersinniges zu glauben!‘

Je näher der Palmsonntag rückte, desto beklommener fühlte sie sich in ihrer Glaubensunfähigkeit. Was sollte sie nur tun, um dem Gelübde, das sie nicht ablegen konnte, zu entrinnen.

10.

Der Tauwind wehte. In Eile schmolz der letzte Schnee. Unter ihm kam junggrünes Gras zum Vorschein.

Hilma fand auf der Wiese hinter dem Hause die ersten Schneeglöckchen.

Sie sog entzückt den Duft des Sträußchens ein, das sie gepflückt hatte.

Plötzlich kam ihr ein Gedanke. Sie rannte ins Haus und brachte die Schneeglöckchen der Mama. So etwas hatte sie noch nie getan. Aber heute lag ihr alles daran, die Mama freundlich zu stimmen.

Digitized by Google

Das Zimmer der Mama war das zierlichſte und hellſte im ganzen Haus. Und die Mama ſelbſt ſah auch ſo fein und beſonders aus in ihrem weichen ſchleppenden ſchwarzen Kleid. Man wagte ſich kaum an ſie heran.

Sie ſaß in ihrem Erker und malte Blumen auf hölzerne Fächer, die für einen Wohltätigkeits-Verkauf beſtimmt waren.

Verwundert ſchaute ſie auf Hilma.

„Schneeglöckchen ſchon? Und die bringſt Du mir?“

Hilma hätte gar zu gerne jetzt irgend etwas Liebes, Zärtliches geſagt, aber zu viel Bitterkeit hatte ſich in ihr aufgeſchichtet gegen die kalte Mutter, — ſie brachte kein Liebeswort über die Lippen.

Trotzdem ſchien die Mama erfreut. „Danke,“ ſagte ſie und ordnete die weißen Glöckchen mit ihren ſchlanken Fingern in ein Kelchglas, in dem einige Treibhausblumen vor ihr auf dem Tiſche ſtanden.

Hilmas Herz klopfte heftig; denn jetzt mußte ſie das Schlimme zur Sprache bringen.

Sie beugte ſich über die bemalten Fächer und ſagte mit ſchüchterner Bewunderung: „Wie reizend das wird.“

„Du kannſt es ja auch,“ ſagte die Mama. „Dieſe Begabung haſt Du geerbt.“

„So hübſch wie Du kann ich's doch nicht.“

Die Mama malte ſchweigend weiter, ohne daß Hilmas Zuſchauen ſie zu ſtören ſchien.

Hilma aber ſtand in Angſt und Aufregung und ſagte zu ſich ſelbſt: ‚Hab' ich denn den Mut verloren?‘

Das alte Loſungswort tat noch ſeine Wirkung. Mit halb erſtickter Stimme platzte ſie heraus: „Ich muß Dir etwas geſtehen! Etwas Ernſthaftes.“

Die Mama legte vorſichtig den Pinſel aus der Hand.

„Was gibt es denn mal wieder?“ fragte ſie.

„Ich kann mich nicht konfirmieren laſſen.“

„Du biſt nicht bei Sinnen,“ ſagte die Mama. „Und darf man vielleicht fragen, warum nicht?“

„Weil ich nicht gläubig bin.“

„Was glaubſt Du nicht?“

„Was in der Bibel ſteht und was der Herr Kirchenrat ſagt.“

Die Mama ſtarrte das unglückliche Kind in bleichem Entſetzen an. Halb weinend ſagte ſie: „Etwas ſo Abſcheuliches hat vor Dir ganz gewiß noch nie ein junges Mädchen ausgeſprochen! Es iſt unſtatthaft, ſündhaft und ſinnlos. Laß mich davon nie wieder einen Ton hören! Nie wieder, verſtehſt Du?“

„Aber ich kann doch nicht in der Kirche lügen!“ rief Hilma.

Die Mama ſprang auf, als wollte ſie fliehen. Sie blieb aber ſtehen, griff ſich mit beiden Händen an den Kopf und fing an in einer krampfhaften Art zu weinen.

„Wär ich doch nur ſchon tot!“ ſchluchzte ſie.

Hilma war ſehr erſchrocken; denn wenn die Mutter mit dieſem aufgeregten Weinen anfing, bekam ſie immer ihre ſogenannten Anfälle, die ſie für Tage krank

machten. Sie mußte die Kammerjungfer der Mama herbeirufen, die die Herrin in ſolchen Zuſtänden zu behandeln wußte und ſie zu Bett brachte.

Traurig ſchlich Hilma fort.

Sie fürchtete ſich auf das Mittageſſen mit Onkel Guſtav und dem Großpapa.

Dies wurde ihr indeſſen erſpart. Miß Moore kam und meldete ihr, daß ſie bis auf weiteres im Zimmer zu bleiben habe. Ihre Mahlzeiten würden ihr dorthin gebracht werden.

So blieb Hilma allein. Selbſt Miß Moores Unterricht war fürs erſte ſiſtiert worden. Die junge Sünderin ſollte Zeit zum Inſichgehen haben.

Nur die Amanda ging ein und aus, brachte die Mahlzeiten und ordnete abends und morgens die Zimmer.

„Weißt Du, warum ſie mich eingeſperrt haben?“ fragte Hilma einmal, da ſie des Schweigens gründlich müde war.

Die Amanda ſchüttelte verneinend den Kopf.

„Glaubſt Du an alles, was der Herr Kirchenrat ſagt?“

„Das muß ich doch, gnä' Fräul'n, der Herr Kirchenrat weiß ja viel mehr, wie unſereins.“

„Glaubſt Du wirklich, daß er ſelbſt alles glaubt, was er ſagt?“

„Der Herr Kirchenrat is gar gut, Fräul'n Hilma, das ſagen alle Leute im Dorf. Mit jedem is er gut.“

„Findeſt Du mich ſehr ſchlecht, weil ich nicht glauben kann?“

Die Amanda ſagte: „Das is mal ſo: der Eine denkt ſich's ſo rum und der Andere anders und wer nu recht hat, kann keins ſagen. Ich mein immer, wenn's Herz nur gut is.“

„Meins iſt nicht gut,“ ſeufzte Hilma.

Dem widerſprach die Amanda entſchieden: „Das is nu nich wahr, Fräul'n Hilma. Daß Sie gut ſind, daran glaub ich wie an den lieben Gott.“

„Du biſt die Einzige, die das glaubt,“ ſagte Hilma.

11.

Am dritten Morgen ihrer Zimmerhaft hielt man ſie wohl für mürbe geworden, denn ſie wurde zum Großvater gerufen.

Sie kam darüber in einen ſolchen Paroxysmus von Furcht und Grauen, daß ſie ſich der, ihr den Befehl überbringenden Miß Moore in die Arme warf und mit halb erſtickter Stimme ausrief: „Ich kann nicht! Ich kann nicht!“

So ungefähr mußte einem Verbrecher zumute ſein, der zur Hinrichtung abgeführt werden ſoll!

Miß Moore war grabesernſt. Sie machte ſich von der zitternden Hilma los und ſagte: „Armes Kind, bitte Gott, daß er die falſche Furcht von Dir nimmt und Dir die rechte ins Herz gibt.“

Etwas in der Stimme der Engländerin machte, daß Hilma ihr ins Geſicht ſchaute: Miß Moore hatte ganz verweinte Augen!

Hilmas Stolz reckte ſich. Nein, zu all der Schändlichkeit, die ſie auf ſich geladen hatte, wollte ſie nicht noch feige ſein!

Digitized by Google

Entſchloſſen trat ſie den ſchweren Gang an.

Sobald man die Tür zu des Großvaters Zimmer öffnete, befand man ſich einem ungeheuer großen Stahlſtich gegenüber, der goldeingerahmt an der Wand hing.

Das Bild ſtellte eine Szene aus dem Brigantenleben der Abruzzen dar. Auf einem, von breitgehörnten, weißen Ochſen gezogenen Leiterwagen lag auf Stroh ein gefeſſelter Brigant. Neben ihm kniete ein Prieſter, der des Sterbenden Beichte anhörte. Bauern und andere gefangene Banditen knieten tief andächtig auf der Landſtraße. Ehrerbietig wohnte auch die Eskorte berittener Karabinieri der feierlichen Handlung bei.

So oft Hilma noch dieſe Schwelle übertreten hatte, war ihre Phantaſie durch dies Bild, auf dem ſämtliche Figuren von idealiſierter Schönheit waren, gefeſſelt worden.

Jetzt klammerte ſich ihr Blick hülfeſuchend an den ſterbenden Briganten.

Der Großpapa ſaß an ſeinem Schreibtiſch. Wunderſchöne koſtbare Gegenſtände ſtanden vor ihm: goldene Leuchter mit Löwenfüßen und geſchliffenen Kriſtallklunkern, eine Barock-Uhr unter Glas, die einen goldenen Hirtenknaben auf einem Bronzefelſen darſtellte, beſonders aber Dinge aus ſeltſam ſchönem dunkelgrünem Stein, die der Großpapa einmal aus Rußland mitgebracht hatte.

Die herrliche Frühlingsſonne lachte durch die Fenſter. Ihre Strahlen fingen ſich in den Kriſtallklunkern der Leuchter, und dieſe warfen ſie als tanzende Regenbogenlichtflecke zurück auf die Wände.

Alles war hier ſo voll Pracht, und der Großvater hatte in ſeiner kalten Unbewegtheit etwas ſo Vernichtendes!

Ihr fiel ein, daß einmal, als der Sokrates noch lebte und im Zimmer unreinlich geweſen war, der Großpapa ſeine außerordentliche Nachſicht mit den Worten begründet hatte: „Ein ſo kleines Hündchen zu ſchlagen, iſt wirklich keine Heldentat für einen Mann.“

Sie hätte ihm gerne geſagt: ‚Ich bin auch nur ein kleines Hündchen neben Dir! Es iſt keine Heldentat für Dich, mich zu mißhandeln.‘

Aber ſie wagte nicht, ſich zu regen, ſo ſehr ſchüchterte er ſie ein.

Endlich fing er in ſeiner kühlen gemeſſenen Art zu ſprechen an.

„Mein Kind, Deine Mutter hat mir mitgeteilt, daß Du vorgeſtern eine Art Palaſtrevolution in Szene geſetzt haſt.“

Er machte eine Pauſe, als erwartete er eine Entgegnung.

‚Palaſtrevolution?‘ dachte ſie. ‚Was iſt das: Palaſtrevolution!‘ Aber ſie ſchwieg und ſtarrte auf das Muſter des Smyrnateppichs zu ihren Füßen.

Da fuhr er fort. „Ich bitte Dich, jetzt genau auf das zu achten, was ich ſage: In Deinem Alter hat man nicht zu denken, ſondern zu gehorchen. Ein kleines dummes Mädchen von noch nicht ſechzehn Jahren hat noch kein Urteil. Was Du da geäußert haſt, ſind nicht Meinungen, ſondern Ungezogenheiten, die Strafe verdienen. Noch biſt Du ſelbſt nicht verantwortlich, ſondern wir Erwachſenen ſind es für Dich. Du haſt nur eine Überzeugung zu haben: daß Du uns gehorchen mußt. Ein Urteil über Wahrheit oder Irrtum der Lehre, in der Du unterwieſen wirſt,

ſteht Dir nicht zu, denn es liegt völlig außerhalb Deiner Kapazität. Über das Dir Zuträgliche zu entſcheiden, wirſt Du alſo gefälligſt uns überlaſſen."

Sie hatte mit niedergeſchlagenen Augen vor dem alten Herrn geſtanden, nicht aufzuſchauen gewagt. Jedes ſeiner ſtrengen Worte traf ihren Stolz wie ein Peitſchenhieb. Nichts als kindiſche Unart und lächerliche Anmaßung ſah er in dem Bekenntnis, das ſie ſich aus Gewiſſensnot abgerungen hatte!

Zuletzt hatte die Entrüſtung doch die Angſt überwunden, ſie ſah leidenſchaftlich auf und wollte etwas entgegnen.

Aber der Großvater wies ſie mit herriſcher Geberde zur Ruhe.

„Bitte, keine weiteren Szenen! Wir haben genug davon. Widerſpruch gibt es nicht. Tu, was man Dir ſagt, und ſage, was man Dich zu ſagen lehrt. Die Verantwortung dafür überlaß uns. Und damit baſta! Kommt mir noch eine einzige Widerſetzlichkeit zu Ohren, ſo ſchicke ich Dich auf der Stelle und ohne Gnade in ein Korrektionshaus, das iſt eine Anſtalt, wo unbotmäßige Kinder auf nicht ſehr glimpfliche Weiſe dazu gebracht werden, parieren zu lernen. So! Du weißt jetzt, woran du biſt, und kannſt gehen."

So oft ſpäter noch Hilma dieſer Viertelſtunde gedachte, lief ihr etwas kalt über den Rücken.

Ihr Bekennermut war gebrochen. Sie fühlte ein namenloſes Grauen bei dem Gedanken, als Sträfling verſchickt zu werden. Still wie ein Lamm ließ ſie alles über ſich ergehen.

Übrigens war niemand weiter hart mit ihr, man behandelte ſie vielmehr mit freundlicher Schonung, faſt als ſei ſie eben von einer ſchweren Erkrankung geneſen, nach welcher ein Rückfall ſorgfältig vermieden werden mußte.

Und dann erhielt ſie ein ſchwarzſeidenes Kleid, welches raſchelte wie Mamas Taftröcke und ſo lang war, daß es beim Ausſchreiten gegen die Füße ſchlug, ſo daß ſie behutſame kleine damenhafte Schritte machen mußte.

Und der Großpapa ſchenkte ihr eine winzig kleine reizende goldene Uhr.

Als dann der alte Herr Kirchenrat am Altar vor der verſammelten Dorfgemeinde laut für das Seelenheil ſeiner Konfirmandin betete, wurde er ſo bewegt, daß die Stimme ihm vor aufſteigenden Tränen mehrmals verſagte.

Da fingen ſämtliche Weiber zu weinen an, ſo daß ein Chor von Schneuzen und Schnüffeln das Kirchenſchiff erfüllte, und auch Hilma mußte weinen.

Sodann gab ihr der geiſtliche Herr dieſen Einſegnungsſpruch:

„Desſelbigen gleichen, ihr Jungen, ſeid untertan den Älteſten. Alleſamt ſeid untereinander untertan, und haltet feſt an der Demut. Denn Gott widerſtehet den Hoffärtigen, aber den Demütigen gibt er Gnade." 1. Petri 5, 5.

Digitized by Google

Zweites Buch.

1.

„Am Grund von allem wohnt in uns doch ein tiefe Sehnſucht," ſagte Hilma. „Wenn alles andere ſchweigt und ſchläft, iſt ſie wach. Sie iſt zuweilen ſo ſtark, daß man daran zu vergehen meint. Und ſie hat mit der Umwelt gar nichts zu tun. Man fühlt ſie immer, ſehnt ſich und ſehnt ſich, ohne zu wiſſen nach was. Glaubſt Du nicht, Anita, daß dieſe dunkle tiefe Sehnſucht die Seele iſt? Irgend wie muß die Seele doch zu fühlen ſein."

Anita entgegnete: „Ich mag ſolchen Gedanken nicht nachgrübeln. Der Papa ſagt, es iſt eine Verſuchung, der man aus dem Weg gehen ſoll."

„Tuſt Du immer alles, was er ſagt? Immer?"

„Ja, ſo gut ich kann."

„Iſt Dir noch nie eingefallen, er könnte auch irren?"

„Das wäre ſehr traurig."

„Daß er ſich mal irrte?"

„Nein: wenn ich meinem Vater nicht vertrauen wollte; denn er ſteht für mich an Gottes Statt."

„Es gibt doch aber auch böſe Väter," ſagte Hilma ſeufzend, „oder man hat überhaupt keinen."

„Ja, das iſt wohl eine ſchwere Prüfung, die Gott ſolchen ſchickt, mit denen er beſondere Wege vorhat."

So unterhielten ſich die jungen Mädchen.

Bei aller Verſchiedenheit war ihnen eins gemeinſam: ein für ihre Jahre ungewöhnlicher Ernſt.

Sie ſaßen an dem runden Tiſch, über dem eine koſtbar geſtickte ſeidene Decke hing, in der guten Stube des Zollbrücker Pfarrhauſes.

Seit drei Monaten war nun Hilma wieder hier, und die zwei Jahre, die dazwiſchen lagen, erſchienen ihr wie ein ſchwerer Traum.

Denn damals nach ihrer Einſegnung hatte ſie der Onkel Guſtav nach Paris gebracht in ein berühmtes Fräuleinsinſtitut, welches von Nonnen geleitet wurde. „Damit Du drei Dinge lernſt," hatte der Großpapa geſagt. „Gute Manieren, gutes Franzöſiſch und Religioſität."

Ob dieſe Religioſität ihr auf proteſtantiſche oder auf katholiſche Weiſe beigebracht würde, war denen zu Hauſe einerlei.

Am Bahnhof hatten ſie die Nonnen ſchon in Empfang genommen. Der Onkel Guſtav hatte ſie abgeliefert, und dann ſah ſie nichts mehr von ihm, ſondern fuhr mit den beiden fremden Nonnen im geſchloſſenen Wagen nach dem Kloſter. Dies Kloſter mit ſeinen hohen, hohen Gartenmauern, — Mauern, die man nicht

erklimmen und von denen man nicht herunterſpringen konnte, hatte ſie zwei ganze lange Jahre nicht verlaſſen!

Die meiſten Kloſterſchülerinnen wurden zu den Ferien nach Hauſe geholt, — ſie mußte immer zurückbleiben. Ach dieſe hohen, hohen Mauern, über die man nie wegſehen konnte! Dieſe verrammelten Pforten! Dies beſtändige, ſtrenge Überwachtſein! —

Das Heimweh nach dem freien Land und nach Zollbrück hatte ſie im erſten Jahr ganz krank gemacht.

Aber ſie lernte gutes Franzöſiſch und Kunſtſtickerei und die Manieren, die ein vornehmes Fräulein nach der Auffaſſung der Nonnen haben mußte.

Das ganze Tagesleben war mit religiöſen Übungen durchſetzt, an denen ſie ſtets teilnahm, doch machte man keinen Verſuch, ſie ihrer Konfeſſion abwendig zu machen. Hilma hatte ſich anfangs gar nicht den Mitſchülerinnen anſchließen können, weil ſie zu einſam aufgewachſen war und den anderen zu fremd. Allmählich ging es beſſer, trotzdem ſchloß ſie keine intime Freundſchaft. Dagegen wurde ſie, gleich allen anderen jungen Mädchen, von dem Geiſt ſchwärmeriſcher religiöſer Askeſe, der die Nonnen beſeelte, angeſteckt. Es war der einzige Quell, aus dem alle dieſe nach dem Leben ſchmachtenden jungen Seelen die Gemütserregungen ſchöpfen konnten, die ihnen unentbehrlich waren.

Die Nonnen waren gut und liebevoll; nur perſönlich konnte man ihnen nicht nahe kommen, — das war in ihrer Ordensregel begründet.

Niemals ſprach eine Nonne von ſich ſelbſt.

Hilma war faſt achtzehn Jahre alt, als Miß Moore ſie aus dem Kloſter nach Zollbrück zurückholte.

Vor der Abreiſe hatte man ihr ſtatt der häßlichen Kloſtertracht ein hübſches Pariſer Reiſekleid angezogen, in dem ſie, nach Ausſage einer Mitſchülerin, wie eine wirkliche Schönheit ausſah.

Ja, nun war ſie alſo erwachſen und hübſch und gut gekleidet. Sie ſprach Franzöſiſch wie eine Pariſerin, konnte damenhaft gehen und tanzen und Komplimente machen. Ihre Erziehung war vollendet.

Die zu Hauſe ſchienen befriedigt. Der Großpapa beehrte ſie mit artigen Scherzchen und Neckereien, der Onkel Guſtav war aufmerkſam, die Mama freundlich.

Der Onkel Guſtav nahm ſie auf ſeinen Fahrten nach der kleinen Landeshaupt- und Reſidenzſtadt mit, ging mit ihr in ein Konzert oder auf das Vogelſchießen oder beſuchte mit ihr einige alte Tanten, die ihre lieben Gäſte dann mit Kaffee, Kuchen, ſüßen Wein und Schlagſahnentorte fütterten.

Ihre Begleitung ſchien dem Onkel ein beſonderes Vergnügen zu machen. Sie hörte ihn einmal ſagen: „Die Hilma iſt ſo hübſch geworden, daß ſich die Leute auf der Straße nach ihr umſehen.“

Das machte ihr inſofern Eindruck, als es von dem Onkel kam, dem ſie früher ſtets mißfallen zu haben meinte. Aber ſie bemühte ſich, nicht viel daran zu denken, ob ſie hübſch ausſähe oder nicht. Die Nonnen hatten ſo dringend vor weltlicher Eitelkeit gewarnt.

Gerne hätte Hilma den Onkel auch einmal ins Theater begleitet, aber das wollte die Mama nicht haben. Sie wurde bitter, wenn man es nur erwähnte. „Das Theater ist eine Stätte des Satans," sagte sie. „Das Laster wird dort geradezu ausgebrütet."

Dazu schwiegen Großpapa und Onkel seltsamerweise, obwohl sie, wie Hilma wußte, die Antipathie der Mama nicht teilten.

Miß Moore allein war in ihrem Verhalten ganz die alte geblieben. Sie las jetzt Carlyle und Tennyson mit Hilma und begleitete sie auf den Wanderungen durch Wald und Feld.

Auch die Amanda war noch im Hause, aber sie hatte einen Schatz.

„Das dumme Ding will heiraten," klagte die Mama. „Sonst ist sie ein ordentliches, braves Mädchen, ein treues Ding. Aber die törichten jungen Frauenzimmer können immer gar nicht die Zeit erwarten, in ihr Unglück zu rennen."

„Ist Heiraten ein Unglück?" fragte Hilma.

„Ja," sagte die Mama, „für ein edelgeartetes weibliches Wesen ist es immer etwas Schreckliches auch ohne das äußere Unglück, das so oft dazu kommt. Die Ehe ist etwas Grauenvolles; aber davon kannst Du Dir zum Glück keine Vorstellung machen. Ich bete zu Gott, daß Du es nie erfahren mögest."

Andeutungen dieser Art hatte Hilma auch von den Nonnen gehört.

Übrigens konnte sie sich doch etwas mehr vorstellen, als die Mama glaubte, denn die jungen Pariserinnen im Kloster hatten ihr mit frommem Schauder entsetzliche Dinge mitgeteilt.

Hilma dachte aber nicht gerne daran. Sie schämte sich. Daß man mit einem fremden Herrn so intim werden sollte, wie die jungen Damen im Kloster behaupteten, schien ihr unmöglich. —

Amanda war zu Hilmas persönlicher Jungfer ernannt worden.

„Also, Du hast einen Schatz, Manda?"

Die Amanda nickte und lächelte glücklich. „Ja, gnä' Fräul'n."

„Wer ist es denn?"

„Dem Strohl sein Louis."

„Was? Mein alter Freund, der seinen Backsteinkäse mit mir teilte? Den willst Du heiraten? Aber der muß doch noch viel zu jung sein!"

„Nu, er is zwanzig un ich bin achtzehn. Aber nu muß er leider noch seine Militärzeit abdienen."

Die Manda seufzte.

„Freu Dich doch, wenn Du noch ein paar Jahre Zeit hast," meinte Hilma. ‚Das Heiraten soll gar nicht schön sein."

„Ach, gnä' Fräul'n, wenn zwei sich lieb haben, hernach möcht' mer auch zusammen bleiben."

„Nun, wenn Du durchaus heiraten willst, dann freue ich mich, daß Du den Louis Strohl bekommst. Den hab' ich immer besonders gern gehabt." —

Es gab jetzt etwas in Hilmas Leben, was noch schöner war, als die Fahrten zur Stadt.

Der alte Herr Kirchenrat hatte unlängst einen Hilfsgeistlichen zuerteilt bekommen, weil er die Arbeit in der Gemeinde nicht mehr allein bewältigen konnte. Und dieser „Herr Kolbrater", wie die Bauern ihn nannten, war kein anderer als Horst und Hilmas einstiger Lehrer, der Kandidat Lampert.

Ihm hatte Hilma eines Tages anvertraut, daß sie keinen heißeren Wunsch habe, als Griechisch zu lernen. Und Lampert hatte wirklich Kirchenrats dazu überredet, der Mama den Vorschlag zu machen, daß Hilma und Anita gemeinsam bei ihm griechische Stunden nehmen sollten.

Wenn aber der Mama ein Vorschlag von Kirchenrats kam, für die sie schwärmte, war er auch schon angenommen.

„Das Studium des Griechischen unter der vorsichtigen Leitung unseres treuen Lampert kann den jungen Leuten nicht schaden," hatte der Herr Kirchenrat geäußert.

Hilma fürchtete anfangs, Anita, die nie einen Drang nach Wissen gehabt hatte, werde sich gegen den Plan wehren oder sich doch nur mit Unlust fügen.

Aber nein! Obwohl sie schwer faßte und sich gehörig anstrengen mußte, um einigermaßen mit Hilma Schritt zu halten, waren ihr die Stunden offenbar lieb.

Anitas Gedanken beschäftigten sich jetzt auffallend viel mit Herrn Lampert. Beständig brachte sie das Gespräch auf ihn. Aber Hilma begriff die Freundin nicht recht, denn während diese immerfort von dem Kandidaten sprach und an ihn dachte, schien sie ihn mit einer etwas spottlustigen Überlegenheit zu betrachten. Sie konnte ganz amüsant werden, wenn sie sich über Lampert lustig machte. Und so wurden Scherze über ihn zu einem Lieblingsthema in den Unterhaltungen der jungen Mädchen.

Im Scherz wie auch im Ernst würdigte Hilma jetzt die Pfarrerstochter mehr als vormals. Sie begann in der gehorsamen Anita eine glaubensstarke, charakterfeste Persönlichkeit zu ahnen und zu achten.

2.

Andreas Lampert sah nicht mehr aus wie ein halberwachsener Knabe, der sich niemals satt gegessen hat. Er war jetzt ein ansehnlicher junger Mann, aber immer noch still und sanft, zu beiden Mädchen gleichmäßig freundlich, geduldig und höflich.

Hilma behauptete, sie könne ein sprechend ähnliches Porträt von ihm aus lauter Halbkreisen zeichnen, denn sein ganzer Kopf bestehe aus solchen Linien: Schädel, Stirn, Nase, Kinn und Augenbrauen. Auch fertigte sie wirklich eine Karrikatur nach diesem Schema, die Anita, nachdem sie sie sehr belacht hatte, sich schenken ließ.

Gewöhnlich saß er ihnen während des Unterrichts mit niedergeschlagenen Augen gegenüber, aber Hilma bemerkte, daß sie ihn leicht reizen konnte — durch irgend ein verwegenes Wort —, betroffen aufzublicken und sie anzustarren.

Seine Entgegnungen waren dann ganz ruhig; aber die Art seines Anschauens hatte ihr doch verraten, daß etwas in der Tiefe seines Wesens berührt worden war. Und nun sie wußte, daß es in ihrer Macht lag, ihn aus seiner gleichmäßigen

Ruhe herauszureizen, wenn auch nur für Sekunden, machte ihr das ein außerordentliches Vergnügen und sie legte es häufig darauf an.

Ganz unbefangen teilte sie diese Beobachtungen und Experimente der Freundin mit.

„Wenn ich ihm z. B. etwas über seine Person sage, wird er dunkelrot. Paß mal auf!"

„Zu läppisch!" fand Anita, wurde aber selbst ganz rot.

Eines Tages aber erklärte Anita: „Ich finde Deine Art, Herrn Lampert zu uzen, nicht ganz recht."

Hilma entgegnete übermütig: „Liebe Anita, laß das Schulmeistern! Nichts ist langweiliger! Herr Lampert wird zu schlafmützig, wenn ich ihn nicht ein wenig aufreize. Auch finde ich, daß er so hübsch aussieht, wenn er rot wird oder sich entsetzt."

„Nein, ich glaube, es ist nicht ganz weiblich," beharrte Anita, „und Du solltest es lieber sein lassen."

Hilma stieß einen Seufzer der Ungeduld aus. „Freut euch doch, wenn ich ein bißchen Sauerteig bin," sagte sie, „Du bist korrekt und zurückhaltend, er ist korrekt und zurückhaltend, wenn ich's nun auch noch wäre, dann bliebe der Brotteig eben sitzen."

Anitas Philistrosität reizte Hilma, sich noch unpassender zu benehmen.

In der nächsten griechischen Stunde rief sie aus: „Nein, was haben Sie nur für kleine niedliche Ohren, Herr Lampert!" Worauf nicht nur er, sondern auch Anita dunkel errötete, und das war ein Gaudium.

Oft war Hilma aber auch sehr ernst.

„Ich möchte wissen," fragte sie einmal den Kandidaten, „ob jedermann im Grund seines Herzens solch eine tiefe, schwere, schmerzende Sehnsucht fühlt, als sei das, was ist, alles nur ein Notbehelf und eigentlich müßte da etwas ganz anderes sein."

„Ja, daran kranken wir wohl alle mehr oder weniger," antwortete er sanft.

„Was ist es? Was hat es zu bedeuten?"

Er antwortete: „Wir glauben, daß es die Sehnsucht der aus Gott entlassenen Seele nach der Wiedervereinigung mit ihm ist. Es gibt eben keine Ruhe für uns außer in Gott."

Man hatte das Neue Testament im Urtext durchgenommen. Daneben trug der Kandidat, der noch ganz von seinen theologischen Studien erfüllt war, etwas Kirchengeschichte vor. Er erzählte von den tiefsinnigen, mit philosophischer Gelehrsamkeit durchsetzten Mysterien, zu welchen das einfache Urchristentum sich in den Köpfen der alten Scholastiker und Gnostiker entwickelt hatte. Das hörte sich so wunderbar an: die Lehre von dem ewigen Abgrund, in den sich die Sophia, die göttliche Weisheit, stürzt, um ihn auszufüllen! Mit glühendem Interesse lauschte Hilma. Was ihr platt und trivial erschienen war, schien sich ins Unbegrenzte zu vertiefen, und das anscheinend Absurde nahm den Charakter höchster Symbolik und fast mystischer Weisheit an.

Auf Anita war die Wirkung eine andere.

Sie gestand der Hilma, daß sie von all diesen verwickelten Dingen viel lieber gar nichts wissen wolle, da sie nur verwirrten und das Glaubenslicht, auf das es doch allein ankomme, verdunkelten.

„Aber nein!“ rief Hilma, „mir gehen gerade dadurch noch Lichter auf!“

„Wenn das nur nicht Irrlichter sind,“ meinte Anita besorgt.

„Es sind die, die mir leuchten,“ erklärte Hilma schroff. „Laß Du mir meine Lichter, ich laß Dir Deins.“

Hilma war in dem Alter der stärksten Wandlungen. Schon die religiöse Symbolik und Mystik des Pariser Klosters hatte sie über den flachen, kindischen Rationalismus, in den sie durch ihre halbverstandene und unverdaute philosophische Lektüre geraten war, fortgehoben. Nun glaubte sie zu begreifen, daß es in der christlichen Glaubenslehre auch für den denkenden Geist noch Abgründe an Tiefe gab.

Ihr eigener Verstand, auf den sie ziemlich viel gegeben hatte, schrumpfte vor diesen neuen Offenbarungen zu einem gar armseligen Ding zusammen, ohne daß sie dies bedauert hätte. Die Erkenntnis seiner Winzigkeit war ja nur die Rückwirkung des Größer- und Größer-Werdens von dem, was die Welt außer ihr ahnen ließ.

Dabei stiegen die Gedanken in ihr auf und füllten ihre Seele mit Leben, wie es der Saft in den jungen Bäumen tat. Aber auch andere belebende Einflüsse machten sich geltend, die unterhalb der Schwelle ihres Bewußtseins lagen.

Man hatte die Gewohnheit angenommen, gemeinsame Ausflüge zu machen: Hilma, Anita, Herr Lampert, Miß Moore. Die beiden vom Pfarrhaus holten die vom Herrenhaus ab oder umgekehrt.

Dann kam es aber immer so, daß Miß Moore mit Anita voranging, Lampert mit Hilma hinterher.

Miß Moore schritt rüstig aus und ging so schnell, als sei ein Spaziergang ein Dauerlauf. Das gehörte nun mal zu ihrem „constitutional walk“. Dafür floß die Unterhaltung desto spärlicher.

Herr Lampert dagegen wandelte und redete und vergaß die äußere Welt über der inneren.

So mußte Miß Moore oft genug stehen bleiben, die zurückgebliebenen zwei erwarten und anfeuern.

Für Hilma wurden diese Wanderungen an der Seite des Kandidaten ein Quell feinsten Genusses; denn er ging mehr aus sich heraus, als wenn Anita dabei war. Er nahm Hilma ernst, suchte ihre Fragen zu beantworten und kam selbst mit Fragen zu ihr. Sie erkannte deutlich die Überlegenheit seines geschulten Denkens, dafür war auf ihrer Seite, das fühlte sie, die größere Beweglichkeit des Geistes, die Phantasie und das Temperament. So ergänzten sie sich gut.

Dennoch wäre das Zusammenklingen ihrer so sehr verschiedenen Naturen wohl nicht so erfreulich gewesen, wenn nicht eines dazu gekommen wäre: Lampert hatte angefangen, sie lebhaft zu bewundern. Er war etwas unter ihren Einfluß geraten. Er huldigte ihr in einer scheuen, verhaltenen Weise, die sich gleichwohl beständig fühlbar machte, und dieser liebliche Honig mundete dem neunzehnjährigen Mädchen, die ihn zum erstenmal zu schmecken bekam, vortrefflich.

Aber während Hilma wie ein Röslein blühte, wurde Anita immer ſtiller und blaſſer. Die Tönung ihres zarten Geſichts erinnerte in beängſtigender Weiſe an weißen Alabaſter.

„Du biſt ſo furchtbar blaß!“ rief Hilma einmal. „Biſt Du nicht wohl?“

„Doch ganz. Es iſt meine Geſichtsfarbe,“ antwortete Anita. „Ich war doch immer ſo weiß.“

Sie erzählte, daß ihre Mutter nie erlaubt habe, daß ſie ſich mit anderem als abgekochtem Waſſer oder Regenwaſſer wüſche, denn das Rollbornwaſſer ſei für eine zarte Haut zu hart.

Hilma dachte, daß ihre Mama ſich gar nicht darum gekümmert habe, ob ſie ſich überhaupt wüſche oder nicht. Sie hatte dies alles der alten Kinderfrau überlaſſen, die es mit Sauberkeit und Hygiene ſehr wenig genau nahm. Später paßte zum Glück Miß Moore auf.

Zuweilen, wenn ſie die Sorgfalt und die liebevolle Aufmerkſamkeit der Eltern Anitas bemerkte, kam es ihr zum Bewußtſein, wie ſehr ſie ſelbſt nicht allein geiſtig, ſondern auch körperlich vernachläſſigt worden war. —

Eines Morgens kam Anita allein nach dem Herrenhaus. Hilma und Miß Moore ſaßen an einem Gartentiſch, nahe dem Hauſe, und entſtielten Johannisbeeren für die Küche.

Anita ſetzte ſich dazu, ſtreifte die Zwirnhandſchuhe von den Händen, ließ ſich eine ſilberne Gabel geben und begann mitzuarbeiten.

Dabei rückte ſie gelaſſen mit einer Neuigkeit heraus.

„Herr Kandidat Lampert hat eine Pfarrſtelle bekommen!“

„Was?!“ rief Hilma.

„Ja. In vierzehn Tagen reiſt er ab und kommt nicht wieder.“

„O he will be pleased,“ ſagte Miß Moore in ehrlicher Mitfreude.

Die beiden jungen Mädchen ſchauten einander in die Augen. Jede wollte wiſſen, wie dieſe Kunde auf die andere wirkte.

Anita zuckte mit keiner Wimper, aber unter Hilmas Blick überzog ſich ihr Geſicht langſam mit einem ganz feinen Rot, ſo daß ſie einer Teeroſe ähnlich ſah.

In ihrer gemeſſenen Sprechweiſe fügte ſie hinzu: „Der Papa hat ihm dieſe Anſtellung ausgewirkt. Er ſagt, es ſei beſſer für Herrn Lampert, in eine andere Umgebung zu kommen.“

Hilma fühlte, daß jetzt auch ſie rot wurde. Was ihr ſeit einiger Zeit bänglich geahnt hatte, ſtand plötzlich für ſie ganz feſt: daß im Pfarrhaus die wachſende Vertraulichkeit zwiſchen ihr und dem Kandidaten nicht gerne geſehen worden war.

„Wo kommt er denn hin?“ erkundigte ſie ſich.

Anita nannte ein unbekanntes Neſt. „Es iſt weit von hier,“ ſetzte ſie hinzu.

„Und unſer Griechiſch!“ rief Hilma bedauernd. Bei ſich ſelbſt dachte ſie: ‚Und unſere Geſpräche! Unſere herrlichen Spaziergänge! Wie werde ich ihn entbehren!‘ —

Als die Puffbohnen auf den kleinen Ackerſtreifen der Bauern blühten und in der Abendluft wie Vanille dufteten, gingen ſie zum letztenmal zu viert durch

die Felder: Anita mit Miß Moore voran, Lampert und Hilma in beträchtlichem Abstand hinterher. Am nächsten Morgen sollte der Freund abreisen.

Er war heute zerfahren und erregt, und Hilma plauderte in etwas krampfhafter Heiterkeit von dem, was sich eben ihren Augen bot: von den festonartigen Ranken der wilden Rosenbüsche am Feldrain, die voll duftigster Blüten saßen und in ihrer hinreißenden Anmut doch der Kunst aller Künstler spotteten; von dem silbergrünen Schimmer des Hafers, der in sanften Wellen wogte, von dem in unsichtbare Höhen entschwebendem silberhellem Trillern der Lerche, die die beschwingte Seele dieser blühenden Feldlandschaft schien, — von diesen Dingen sprach sie, aber nicht von dem nahen Abschied, an den sie doch beide unausgesetzt denken mußten.

Da sagte er mit halb erstickter Stimme: „Ist es wirklich notwendig, daß wir uns trennen, Fräulein Hilma?“

„Ja, das ist nun so,“ antwortete sie nüchtern; aber das Herz klopfte ihr heftig. Wo wollte er hinaus?!

Sie erfuhr es rasch genug.

Er fragte bittend: „Könnten Sie sich wohl entschließen, meine Frau Pfarrerin zu werden?“

So zart er gesprochen hatte und so lieb er ihr war und so sehr sie ihn bedauerte, erschien ihr seine Zumutung doch als etwas Ungeheuerliches. Unfaßlich war ihr, daß er derartiges für möglich halten und daß er es aussprechen konnte.

„Nein! Nein! Nein!“ stieß sie hastig, mit mühsam beherrschtem Zorn hervor; „das ist unmöglich! Alle Freundschaft will ich Ihnen geben, aber ich will niemals heiraten! Ich wollte, Sie hätten nicht davon gesprochen! Es tut mir so furchtbar leid!“

Er schwieg. Aber nun sah er so unglücklich aus, und darüber, daß sie ihm nicht helfen konnte, wurde auch sie ganz unglücklich.

Alle Sommerherrlichkeit und aller Abendfriede gaben ihnen heute keinen Trost mehr.

3.

Bald nach des Kandidaten Lampert Abreise erschien ein neuer Kollaborator im Pfarrhaus. Er hieß Günther.

Hilma sah ihn fürs erste nur in der Kirche, wo sie feststellen konnte, daß er eine stattliche Figur hatte und einen dunklen Vollbart.

Als er seinen Antrittsbesuch im Herrenhaus machte, war sie mit Miß Moore auf dem Spaziergang.

Ins Pfarrhaus kam sie jetzt nicht, denn Frau Mathis war mit der allzubleichen Anita in ein Seebad gereist.

Dafür kam Horst, glänzend in seiner Fähnrichsuniform. Er hatte jetzt ein hübsches blondes Schnurrbärtchen und eine Männerstimme.

Die Geschwister hatten sich in den letzten Jahren fast gar nicht gesehen und waren einander ziemlich fremd geworden. Sie sprachen beinah konventionell miteinander.

Digitized by Google

Aber Horſt war ſelbſtändig geworden. Er hatte ſeine eigenen Anſichten, darunter auch die, daß es unrecht ſei, der erwachſenen Hilma noch immer alles ihren Vater Betreffende zu verheimlichen.

Dies ſprach er ihr eines Tages, als ſie in ziemlich früher Morgenſtunde zuſammen durch den Garten ſchlenderten, aus.

„Ich finde es gerechtfertigt, daß man Dir unſere Familientragödie verſchwiegen hat, ſolang Du ein Kind warſt. Jetzt ſcheint es mir dagegen einfach Pflicht, Dich endlich au fait zu ſetzen.“

Sie nickte in lebhaftem Zuſtimmen.

„Wieviel weißt Du eigentlich?“

„Gar nichts!“

„Aber doch, daß unſere Eltern gerichtlich voneinander geſchieden ſind?“

„Nichts!“ wiederholte ſie. „Man erwähnt nie unſeren Vater in meiner Gegenwart. Und ich hab mir längſt abgewöhnt, zu fragen. Sie ſind geſchieden?“

„Ja. Der Papa hat die Mama veranlaßt, ſich von ihm ſcheiden zu laſſen, als wir noch auf dem Fußboden herumrutſchten.“

„Warum?“

„Weil er ſich in eine andere verliebt hatte. — Und die hat er dann auch geheiratet.“

„Wie ſchrecklich!“ ſeufzte Hilma erſchüttert.

„Ja, es war ein großes Unglück für uns alle!“ ſeufzte auch Horſt.

„Ob er die Mama gar nicht geliebt hat?“

„Er wird ſie ſchon einmal geliebt haben, aber das iſt dann wohl vergangen. Jedenfalls liebte er die andere mehr.“

Hilma ſeufzte einmal um das andere, ohne ſich deſſen bewußt zu werden. Gar ſo ſchwer waren ihre Gedanken!

„An uns hat er nicht gedacht,“ ſagte ſie traurig.

„Ich glaube, damals hat er wohl an nichts gedacht, als an ſeine geliebte Agnes. Sie muß wunderſchön geweſen ſein.“

„Lebt ſie noch?“

„O ja, — ſehr.“

„Kennſt Du ſie?“

„Natürlich. Ich bin ja dort ſeit meinem zwölften Jahr Kind im Hauſe. Es iſt nämlich damals bei der Scheidung gerichtlich beſtimmt worden, daß Du ganz bei der Mama bleiben ſollteſt, ich aber nur bis zum zwölften Jahr. Seitdem bin ich hier nur Gaſt und dort zu Hauſe. Aber ich wäre eigentlich lieber in Zollbrück zu Hauſe.“

„Iſt es nicht ſchön dort?“

„O doch, ſehr ſchön. Sie haben eine luxuriöſe Wohnung und viel Geſelligkeit. Nur ..... unſer feudales altes Zollbrück iſt mehr nach meinem Guſto, als der Kreis dort. Du mußt nämlich wiſſen, daß Papas Frau ..... Schauſpielerin iſt.“

„Jetzt noch?!“

„Ja. Sie iſt ſo etwas wie eine Berühmtheit. Sie iſt auch noch immer ſchön. Aber Du kannſt Dir denken, daß der Papa durch dieſen Scheidungsſkandal ſeine Stellung in der eigentlichen Geſellſchaft verloren hat. In ſeinen Künſtlerkreiſen macht man ſich nichts daraus, wenn ein Mann ſeine Frau verläßt, um eine andere zu nehmen, die ihm beſſer gefällt; das kommt dort alle Tage vor. Aber unter uns gilt es für etwas Erbärmliches und Schändliches."

„Was meinſt Du mit unter uns?" fragte Hilma gedrückt.

„Den alten Adel und was dazu gehört. Alle ſtaatserhaltenden, konſervativen Elemente. Es iſt doch auch ſo: wer aus freiem Willen einer Frau Treue geſchworen hat, ſoll ſie halten."

„Weiß unſer Vater, daß Du ſo denkſt?"

Horſt errötete. „Ich glaube wohl, daß er es weiß, obwohl ich natürlich nie über dieſe Dinge ſpreche. Aber er iſt klug und kennt mich gut."

„Hat er nicht verſucht, ſich zu rechtfertigen?"

„Wie kann er?"

‚Ja, wie kann er,' dachte auch ſie.

Nach einem gedrückten Schweigen fragte ſie: „Kannſt Du ihn trotz alledem gern haben?"

„Er iſt immer ſehr gut zu mir geweſen," ſagte Horſt, „und ich bin ihm für vieles Dank ſchuldig. Aber wenn das auch nicht wäre, iſt er doch mein Vater! Es iſt einfach meine Pflicht, ihn zu lieben."

„Aus Pflichtgefühl kann ich nicht lieben," ſagte ſie leiſe.

Er hörte gar nicht hin, ſondern ging den eigenen Gedanken nach.

„Und alles Gute, was er mir auch antut," fuhr er erregt fort, „kann doch das Schlimme, was er über uns gebracht hat, nicht aufwiegen. Wie oft in der Schule habe ich vor Scham und Zorn geheult — wenn's niemand ſah, — und gedacht, daß ich lieber ganz arm ſein wollte, aber einen Vater und ein Vaterhaus haben, worauf man ſtolz ſein könnte. Es iſt zu gräßlich, jedesmal wenn man nach zu Hauſe gefragt wird, ſich mit der Antwort um die Wahrheit herumdrücken zu müſſen, oder die Wahrheit eingeſtehen und dabei den eigenen Vater ſchlecht machen zu müſſen, um nicht die ſchuldloſe Mutter in ſchmählichen Verdacht zu bringen! Das kann einem manchmal alles verleiden. Und es hört niemals, niemals auf! Und warum das alles? Weil eine ſchöne Schauſpielerin ihm wichtiger war, als das Wohl ſeiner Kinder."

Horſt hatte mit ſteigender Erbitterung geſprochen.

Hilma dachte mit innerem Weinen daran, wie der unbekannte Vater die Schwärmerei ihrer freudloſen Kinderjahre geweſen war, wie ſie ſein Bild mit allem Schönſten und Größten geſchmückt hatte.

Ihr Herz ſehnte ſich danach, ihn verteidigen und ſich auf ſeine Seite ſtellen zu können.

Sie konnte nicht!

Er wohnte dort in ſeinem prächtigen Haus und freute ſich an ſeiner ſchönen Frau inmitten einer luſtigen Geſellſchaft von Künſtlern.

Und hier saß die Mama über ihrem Thomas a Kempis, verkümmerte in der Einsamkeit, und das Unglück hatte sie menschenscheu und bitter gemacht.

Und ob er wohl ahnte, was seine Tochter gelitten hatte? —

Nein, wenn sie auch gewiß der Art nach zu ihm gehörte und nicht zu den Utendorfs, denen sie innerlich immer fremd blieb, so wollte sie sich um diesen Vater, der, um selbst glücklicher zu sein, Frau und Kind verkommen ließ, nun auch ihrerseits nicht mehr kümmern.

Horst's Urlaub war bald abgelaufen; aber Anfang Oktober kam Frau Mathis mit Anita aus dem Seebad zurück.

Hilma lief nach dem Pfarrhof hinüber, um Anita zu begrüßen.

Anita und der neue Kollaborator waren gerade im Grasgarten mit Äpfelernten beschäftigt.

Der Kandidat stand auf einer Leiter, hielt sich mit einer Hand an dem Ast des großen alten Apfelbaumes und brach mit der anderen die gelb und roten Äpfel.

Unten im Gras stand Anita und hielt mit beiden Händen einen Korb hoch. Ihre Gestalt sah dabei ungemein schlank und zierlich aus.

Sie ließ langsam den äpfelbeschwerten Korb sinken und setzte ihn nieder, um Hilma zu begrüßen.

„Herrn Günther kennst Du wohl schon?"

Der war eilends von der Leiter herabgestiegen und gab dem Fräulein aus dem Herrenhof die Hand zum Gruß.

Er hatte ziemlich hübsche Gesichtszüge und freundliche dunkle Augen. Seine Erscheinung war männlicher als die Lamperts und sein Auftreten sicher.

Hilma dachte: ‚Hoffentlich wird aus ihm nun auch ein Freund, und die schönen Tage der griechischen Stunde kehren wieder.'

Darüber wurde sie sehr froh. Sie plauderte und hatte lustige Einfälle, so daß Anita und Günther, die Ehrbaren, viel lachen mußten. Sie half dann auch beim Äpfelpflücken, indem sie trotz ihrer langen Röcke über die Leiter in den Gipfel des Baumes kletterte und Äpfel holte, die Günther von der Leiter aus nicht erreichen konnte.

Staunend versicherte der Kandidat, daß sie ihm in der Kunst des Kletterns überlegen sei.

„Nun wollen wir recht oft zusammenkommen!" sagte sie beim Abschied.

Anita sagte nicht ‚ja'. Sie sah auf einmal sehr ernst aus. —

An dem nämlichen Tag hatte die Mama einen langen Besuch von Frau Mathis.

Dann geleitete die Mama ihren Besuch durch den Park bis an das Mauerpförtchen, das in die Pfarrgasse führte.

Hilma saß auf ihrem Lieblingssitz in der Steinlinde und las, da hörte sie die Stimme der Mama nach ihr rufen.

Sie erspähte auch bald die schwarze, überschlanke Gestalt der Mama zwischen kanarienvogelgelbem Birkenlaub und amaranthroten Ebereschenzweigen.

Obwohl Hilma der Mama am liebsten aus dem Wege ging, hatte sie nie aufgehört, für das Edel-Zarte ihrer Erscheinung eine schüchterne Bewunderung zu

hegen, die sich neuerdings zu zürnender Parteinahme steigerte, so oft sie an die wunderschöne Agnes dachte.

Eben jetzt führte die Mama das Batisttaschentüchlein an die Nase, an die Augen, — sie weinte!

„Was ist denn, Mama?“ rief Hilma. „Habe ich mal wieder etwas verbrochen?“

Die Mama klagte: „Ach, Du kannst ja nichts dafür, daß Du so bist, wie Du bist, Du unglückliches Kind! Ich habe es Dir aber nicht vererbt.“

„Was hab' ich denn getan? Meine Seele ahnt nichts.“

„Weißt Du, was mir die gute Frau Mathis eben verkündet hat? Sie wünscht nicht, daß Du weiter im Pfarrhaus verkehrst!“

Hilma war fassungslos vor Erstaunen. „Aber um alles in der Welt, warum denn?“ rief sie.

„Weil sie fürchtet, daß Du mit dem neuen Kandidaten ebenso Dein Spiel treiben könntest, wie Du es mit dem armen Lampert getan hast.“

„Mama!“ rief Hilma empört. „Das hat Frau Mathis gesagt?!“

„Die vortreffliche Frau hat sehr gütig von Dir gesprochen, voll der Anerkennung für Deine geistigen Gaben. Aber sie hat erfahren, daß Dein Einfluß weder auf Anita noch auf den armen Lampert ein günstiger gewesen ist! Du habest für einfältige Gemüter etwas Blendendes und Aufregendes und Verwirrendes, sagt sie. Die Anita verlöre ja viel mehr an Dir, als Du an ihr, sagt sie, aber sie fürchtet für den Frieden ihres Kindes. Sie sagt, gerade weil Du bei Deiner freien Richtung klug und anziehend seist, seist Du so gefährlich. Auch dem armen Lampert seist Du gefährlich gewesen.“

„Und darum . . .“

„Und darum hält sie es für die Wohlfahrt ihres Kindes notwendig, daß der Verkehr zwischen euch fürs erste unterbleibt. Sie habe sich lange mit ihrem Gott beraten und dann auch mit ihrem guten Mann, sagt sie, denn dieser Entschluß sei ihr sehr hart angekommen.“

„Ich will ihr die Durchführung nicht schwer machen,“ erklärte Hilma kalt.

Sie tat verächtlich und stolz. Denn sie wollte durchaus nicht den Schein erwecken, als ob sie sich durch diese Sicherheitsmaßregel gedemütigt oder geschädigt fühle.

In Wahrheit tat ihr nur die Mama leid, die ganz geknickt war, und Anita.

Aber je ernster sie diesem seltsamen Erlebnis nachsann, desto mehr Achtung fühlte sie vor den Eltern Anitas, die keine Unannehmlichkeit und kein Opfer scheuten, sobald sie glaubten, daß es sich um das Wohl ihres Kindes handelte.

Und obwohl es ihr selbst unsinnig schien, daß sie für Anita, deren Glauben und kindlichen Gehorsam sie stets respektiert hatte, ein gefährlicher Umgang sein sollte, konnte sie doch keinen Zorn aufbringen.

4.

Anita Mathis verlebte den Winter und das Frühjahr bei Verwandten ihrer Mutter in Amsterdam.

Digitized by Google

Hilma las und machte ihre Spaziergänge und ſtickte und ſpielte ein wenig Klavier und empfand oft das Nichtige dieſes zweck- und ereignisloſen Dahinlebens als entſetzliche Öde und Leere. Draußen rauſchte der breite, mächtige Strom des Lebens, und ſie mußte hier ſtilliegen, wie eine in abſolute Windſtille geratene Segelbarke, der die Segel ſchlaff, wie alte Lappen, um die Maſten hängen, ſtatt ſich in friſcher Briſe zu ſtraffen.

Sie wurde matt und unluſtig und verlor ihre blühenden Farben.

Eines gab es jedoch, was ſie jedesmal an Leib und Seele erfriſchte: der Onkel Guſtav hatte angefangen, ſie reiten zu laſſen.

Die Mama ſchenkte ihr ein ſchwarzes Reitkleid und der Großpapa einen Damenſattel.

Nun begleitete ſie den Onkel öfters auf längeren Ritten, und obwohl ſie ſich immer etwas vor ſeiner biſſigen, verdroſſenen Art fürchtete und ihre Worte höchſt vorſichtig wählte, um nicht ſeine Galle zu erregen, denn er war kränklich und reizbar, — gehörten dieſe Spazierritte doch zu ihren glücklichſten Stunden.

Da ereignete ſich eines Tages etwas:

Sie ritten auf der Landſtraße, als ihnen ein in eine weiße Staubwolke gehüllter herrſchaftlicher Wagen raſch entgegengerollt kam.

„Ich nehme die tête," ſagte der Onkel und bog nach dem Straßenrand aus, um den Wagen vorüber zu laſſen. Hilma folgte ihm genau.

Als die Equipage dicht vor ihnen war, rief Hilma: „Was für ſchöne Pferde!"

Im gleichen Augenblick zog der Onkel den Hut ſehr tief vor einer alten Dame. Dieſe rief dem Kutſcher etwas zu und der Wagen hielt.

Da ſtieg der Onkel ab und trat, ſein Pferd führend, an den Wagen.

„Guten Morgen, lieber Graf," ſagte die alte Dame mit einer dünnen, aber angenehmen Stimme, „hierher muß ich mich alſo verſchlagen laſſen, um etwas von den Zollbrückern zu merken! Warum ſieht man Sie nie bei Hof?"

„Durchlaucht, ich bin verbauert. Bitte um die Ehre, meine Nichte vorſtellen zu dürfen: Hilma Viernau."

„Alſo wohl die Tochter Ihrer lieben Schweſter," ſagte die alte Dame. „Warum haben Sie uns das junge Mädchen nicht gebracht? Sie hätte doch dieſen Winter bei uns tanzen können."

„Durchlaucht verzeihen, meine Schweſter wünſcht ihre Tochter den weltlichen Zerſtreuungen fernzuhalten. Sie hat eine ſehr ernſte Richtung."

„Ach wirklich?" ſagte die alte Dame.

Dann ſprach ſie von etwas, was Hilma nicht intereſſierte, deshalb ließ dieſe ihre Blicke wandern.

Neben der alten Dame, die der Onkel „Durchlaucht" nannte, ſaß eine andere, weniger alte Dame in ſehr gerader Haltung. Die lächelte mit einem verbindlichen Lächeln, ſprach aber nicht mit.

Den Damen gegenüber hatte ein junger Herr geſeſſen, der war aus dem Wagen geſprungen und ſtand, wie der Onkel, am Wagenſchlag, nur auf der anderen Seite. Auf dieſem blieb ihr Blick haften.

Er hielt den Hut in der Hand und sah aufmerksam nach ihr hinüber.

Sein kleiner, rassiger, blonder Kopf und wie er ihn trug, die Haltung der Schultern, der Arme, die ganzen Umrisse der Gestalt, vor allem aber der stolze, freie und fein-kluge Gesichtsausdruck, das gefiel ihr so ungemein, daß das Entzücken ihr wie ein Rausch in den Kopf stieg und sie in den Tiefen ihres Wesens erschütterte.

Sie hörte nicht mehr, was die Durchlaucht sprach, sie sah nur noch ihn.

Da verneigte er sich grüßend und schwang sich leicht in den Wagen. Die Damen winkten noch mit der Hand, dann rollte der Wagen weiter.

Während der Onkel sich brummend aufs Pferd schwang, — es war ihm bei seiner Korpulenz nicht mehr ganz bequem — schaute Hilma sehnsüchtig hinter der sich rasch weiter wälzenden Staubwolke drein, aus der noch der harte, schnelle Hufschlag der Traber tönte.

„Muß uns das Pech auch grade der teuren Landesmutter in den Weg führen!“ knurrte der wieder berittene Onkel verdrießlich. „Sie nimmt sonst nie diesen Weg, wenn sie nach Luisenruhe fährt, aber die Waldstraße ist eben unpassierbar, weil das Hochwasser Zerstörungen angerichtet hat.“

Er verbreitete sich über den jedes Frühjahr wiederkehrenden Hochwasserschaden und dessen Zusammenhang mit der unseligen gradlinigen Fluß-Regulierung. Das Thema war ihm offenbar wichtiger, als das aufregende Abenteuer, welches man eben erlebt hatte, ein Standpunkt, den Hilma nicht teilen konnte. Sobald er schwieg, fragte sie nach den beiden, die mit der Fürstin im Wagen gesessen hatten.

„Das waren der Prinz Heinrich, der übrigens recht gut aussieht,“ antwortete der Onkel, „und die Hofdame Fräulein von Ysserstedt. Die ist alt geworden, die Lotte Ysserstedt!“

„Ist das ein Bruder vom Erbprinzen, der Prinz Heinrich?“

„Nein, der Erbprinz hat nie Geschwister gehabt. Der Prinz Heinrich ist der Sohn des Bruders unseres Fürsten.“

Hilma verstummte.

Ihre Gedanken konnten von dem anmutig-edlen Prinzen nicht mehr loskommen.

‚Ob es wohl irgend etwas gibt, was ich für den nicht tun würde?‘ ging es ihr durch den Kopf, und ohne Zögern gab sie sich die Antwort: ‚Nichts! Nicht nur fühle ich, daß ich für ihn alles tun könnte, ich möchte es sogar tun dürfen, ja, ich wünsche mir nichts inniger!‘ —

Sie fragte Amanda: „Sieht Dein Louis auch manchmal unsern Prinzen?“

Der Louis Strohl diente jetzt nämlich in der Residenz des kleinen Fürstentums seine Militärzeit ab.

„Ja, freilich,“ antwortete die Amanda. „Die Prinzen kommen ja immer zu den Regimentsfesten und der Prinz Heinrich, der tanzt auf den Soldatenbällen mit einfachen Bauernmädchen. Das is so ein Lustiger!“

„Haben den nicht alle gern?“

„Ja, den haben se gar zu gern! Der macht so viel Spaß und stolz is er gar nich. Der Herr Erbprinz soll ja auch ein sehr guter Herr sein,“ setzte die

Amanda in ihrer herzenswarmen Weiſe gleich hinzu, „er is nur eben nich ſo recht geſund, ſagt der Louis, da kann 'r natürlich nich ſo.“

Seit das Unglück über die Mama gekommen war, deſſen nähere Umſtände Hilma durch Horſt erfahren hatte, lebte man in Zollbrück von allem geſellſchaftlichen Verkehr zurückgezogen.

Trotzdem kamen gelegentlich Verwandte oder Gutsnachbarn auf ein Nachmittagsſtündchen zum Beſuch.

Waren Damen dabei, ſo mußte Hilma ihr Kompliment machen, die Hand küſſen und mit am Kaffeetiſch ſitzen. Aber ſobald es anging, pflegte ſie ſich fortzuſtehlen. Dieſe konventionellen Beſuchsunterhaltungen hatten ſie noch niemals gefeſſelt.

Eines Nachmittags kam einmal wieder ein herrſchaftlicher Wagen durch das Tor.

Es war Mitte Mai. Der Gärtner holte, wie alljährlich an dieſem Tag, die Topfpflanzen aus dem Glashaus, wo ſie überwintert hatten, topfte ſie um und ſtellte ſie in den gewohnten ſteifen Gruppen an der Giebelſeite des Herrenhauſes auf.

Onkel Guſtav dirigierte ein wenig, und Hilma ſah zu.

Aber als der Wagen an ihnen vorüber vor das Portal fuhr, warf der Onkel den Baſt und die weißen Stäbchen auf die Erde und lief nach der Haustür, ſo gut ihm ſein koloſſaler Körper das Laufen erlaubte.

Hilma ſeufzte. Der ſteife Nachmittagsbeſuch war ſo langweilig!

Da ſagte der alte Gärtner: „Nu, das war doch de Frau Hofmarſchall'n. Die Pferde un das Geſchirre kenn ich.“

„Von unſeren Herrſchaften?“ fragte Hilma geſpannt.

„Nu freil'ch.“

Da ſchlüpfte ſie ſchnell ins Haus, um ſich ſchön zu machen, denn wer von dort kam, wo „er“ war, ſollte einen guten Eindruck von ihr mitnehmen.

Eine dicke ältliche Dame von ſehr ſelbſtſicherem Ausſehen ſaß neben der Mama auf dem Soſa, als Hilma mit Miß Moore den Salon betrat.

Hilma machte die vorſchriftsmäßige tiefe Verbeugung mit Handkuß.

Die dicke Dame ſah ſie durch ein Lorgnon an und nickte ihr aufmunternd zu.

Dann fragte ſie in franzöſiſcher Sprache, ob ſie in der Nachbarſchaft Freundinnen habe, was Hilma verneinend beantwortete, natürlich gleichfalls franzöſiſch.

Ob ſich ma petite nicht manchmal etwas einſam fühle?

Errötend antwortete Hilma, ſie ſei an das Alleinſein gewöhnt und habe ja auch Miß Moore zur Geſellſchaft.

Darauf wandte ſich die Hofmarſchallin der Engländerin zu, der ſie in engliſcher Sprache einige freundliche Worte ſagte. Auch mit Hilma unterhielt ſie ſich dann engliſch.

Nach dieſem wandte ſie ſich der Mama zu und ſagte: „Mais ça va à merveille, chère Baronne, je vous en fais mon compliment.“

Hilma dachte: ‚Sie iſt eine Ausländerin und kann nicht Deutſch ſprechen.‘

Als man nun aber beim Kaffee ſaß, wurde die Unterhaltung zumeiſt deutſch geführt, und das Deutſch der Hofmarſchallin war ein durchaus einheimiſches.

Sowie Miß Moore und Hilma ihre Taſſe Kaffee ausgetrunken hatten, wurden ſie aufgefordert, ſpazieren zu gehen.

„Wir haben einiges zu beſprechen, wobei das Kind nicht zuzuhören braucht," ſagte die Mama zu Miß Moore.

Dieſe Worte füllten Hilma mit Neugier und Spannung. Die Eltern — ſie pflegte Mama, Großpapa und Onkel zuſammenfaſſend mit dieſem Namen zu benennen, — hatten einmal wieder ganz ſo ausgeſehen, als läge etwas in der Luft. Was ſie da jetzt beſprachen, war gewiß nichts Gleichgültiges, ſonſt würde man ſie nicht ſo eilig entfernt haben.

Nachdem der überzählige Spaziergang, der ſie heute noch mehr als ſonſt geödet hatte, glücklich überſtanden war, ſchlich ſie in das Vorzimmer des Salons. Die Tür war zwar geſchloſſen und horchen mochte ſie auch nicht; aber ſie hörte doch, daß im Nebenzimmer lebhaft hin und hergeredet wurde. Die etwas fette Stimme der Hofmarſchallin ſprach eifrig überredend, die Entgegnungen der anderen klangen zögernd, weder eifrig noch erfreut, — die Mama ſchien ſogar zu klagen.

Am nächſten Morgen kam das Geheimnis heraus: Ihre Durchlaucht, die Landesfürſtin, ſah ſich nach einer jungen Dame aus gutem Hauſe um, die mit der Frau Erbprinzeſſin Franzöſiſch und Engliſch leſen und ſprechen ſollte. Dabei war ſie auf „die hübſche kleine Viernau" verfallen und hatte die Hofmarſchallin in diplomatiſcher Miſſion nach Zollbrück geſchickt, um auszukundſchaften, ob die junge Dame geeignet ſei, und wenn ſo, die Herrſchaften dafür zu gewinnen.

Hilma erfuhr auch, daß der Großpapa und Onkel dafür geſtimmt hatten, das ehrende Anerbieten der Landesherrin anzunehmen, und daß es ihnen gelungen war, den Widerwillen der Mama zu überwinden. —

Die Mama ließ gegen ihre Überzeugung das mit Hilma geſchehen, was die anderen, die den ſtärkeren Willen hatten, wollten. Denn überzeugt war ſie nicht, das ließ ſich leicht fühlen. Sie konnte ſich einfach nicht gegen willenskräftigere Menſchen behaupten, wie ſie ſich einſt auch nicht gegen ihren Mann hatte behaupten können.

‚Frau Mathis,' dachte Hilma, ‚würde ſich ſicherlich von der ganzen Welt kein „Ja" abringen laſſen, wenn ihr für Anitas Wohl ein „Nein" geboten ſchiene!' —

Aber wie froh war ſie diesmal über die Widerſtandsunfähigkeit der Mama!

Ihr war, als habe jetzt endlich das Schickſal ſelbſt ſie auf ſeine Schwingen genommen, um ſie dem fernen, wunderſchönen Leben entgegen zu tragen.

5.

„Meine durchlauchtigſte Tante hat ihren Ehrgeiz," ſagte der Prinz; „unſer kleiner Hof ſoll ein Mittelpunkt des Geiſteslebens ſein, ein Verſammlungsort erleſener Künſtler und Dichter und Denker, — ein neues Weimar. Sie ſchwärmt für geiſtreiche Unterhaltung, aber ich fürchte, das Klima in Luiſenruhe iſt der Entfaltung von Geiſt ungünſtig, denn was hier an Geiſtreichigkeiten produziert wird, ſchmeckt meiſt in beängſtigender Weiſe nach Plattitüden. Nicht wahr? Sie ſagen nicht ja, nicht nein? Ach, Sie ſind ja eine kleine Diplomatin! Nein, mit dem

Weimar will es nicht recht werden: wir haben keinen Goethe und keinen Schiller mehr! — Die Charlotten ließen sich eher finden."

„Warum sollen wir keine genialen Männer haben?" fragte Hilma unüberzeugt.

„Weil wir in einer Zeit großer sozialer Entwickelung und individueller Verkümmerung leben. Unser Zeitalter ist das Zeitalter der Applanierung."

„Ach nein!" protestierte sie. „Das soll es nicht sein! Das brauchen wir es doch nur nicht sein zu lassen!"

Er lachte sein helles, intelligentes Lachen: „Wir! Sie und ich!"

Es war das erste Mal, daß der Prinz sich mit Hilma unterhielt, obwohl sie nun schon fast zwei Wochen in dem fürstlichen Sommerschlößchen Luisenruhe dem Hof beigeordnet war.

Ihre Vorstellung von der Pracht fürstlicher Schlösser hatte sie etwas berichtigen müssen.

Sie bewohnte ein Zimmer, welches immer dunkel war, weil es auf einen von hohen Mauern eingefaßten engen Hinterhof sah, den eine mächtige Trauerweide überschattete.

Und jenseits der Mauer reckten hundertjährige Turmpappeln die halb abgestorbenen Äste himmelwärts und nahmen vollends alle Sonne.

Ein Pförtchen war in der Mauer, zu dem man nur über eine kleine, den Burggraben überführende Brücke gelangen konnte; das war aber stets verriegelt und verrammelt.

Wenn sie am Fenster stand, konnte sie sich in ihr Pariser Kloster zurückversetzt fühlen, so klösterlich und gefängnismäßig und kirchhofnah sah da unten alles aus.

Der Prinz Heinrich bewohnte aber eines der hellen luftigen Kavaliershäuser, die das alte Schlößchen umgaben und aus einer viel späteren Zeit stammten. Und weil er so nah war und sie ihn fast täglich sah, war ihr alles andere recht.

In der ersten Zeit war sie sehr enttäuscht gewesen, weil er sich wenig um sie kümmerte. Aber bald schien es ihr natürlich. Sie selbst durfte sich ja auch nicht mit ihm abgeben, mußte tun, als sei er der gleichgültigste Mensch der Welt. Das verlangte die höfische Sitte, und die durfte sie nicht verletzen, wenn sie hier bleiben wollte.

Und sie fühlte, daß in seiner Nähe weilen für sie Leben war; — fern von ihm sein zu müssen, wäre wie der Tod gewesen — ach, schlimmer!

Die Fürstin war von Anfang an sehr „gnädig".

„Hier bei uns will ich Sie nur recht heiter haben, kleine Viernau," sagte sie. „Ihre liebe Mama ist eine ausgezeichnete, seltene Frau, vor der ich die größte Hochachtung habe, — aber mit zwanzig Jahren ist man für ein Eremitenleben noch zu jung."

Hilma mußte sich im stillen über das der Mama gespendete hohe Lob wundern.

Die Frau Erbprinzessin war eine stolze Erscheinung, so sehr Vollblut wie möglich. Bei sehr hohem Wuchs und königlicher Haltung hatte sie das zierlichste

Köpfchen, das nur zu klein gewirkt hätte ohne die Fülle lichtblonden Haares. Aus dem länglichen zarten Oval des Geſichts blickten über einer edelgeformten Naſe klare graue Augen, die ausſahen, als würden ſie ſich nie vor etwas ſenken.

Aber dieſer Tochter eines uralten Herrſcherhauſes ging zum Entſetzen der Schwiegermama und der Hofmarſchallin die Fähigkeit ab, ſich in einer fremden Sprache auszudrücken.

Sie ſagte zu Hilma, als man dieſe ihr zugeführt hatte, mit einer zarten, aber ſehr ſicheren Stimme: „Ich habe kein Sprachtalent. Man hat mir unermüdlich Unterricht gegeben, aber ich lerne es nicht. Engliſche oder franzöſiſche Konverſation zu verſuchen würde für uns beide gleich läſtig ſein und ganz nutzlos. Leſen Sie mir alſo lieber vor.“

So las nun Hilma der Frau Erbprinzeſſin jeden Tag eine Stunde lang vor, einmal aus einem franzöſiſchen, einmal aus einem engliſchen Buch. Außerdem hatte ſie nur die Aufgabe, heiter zu ſein und ſich mit Grazie zu langweilen.

Anfangs hatte ſie der große Kreis fremder Menſchen verwirrt und eingeſchüchtert, aber ſehr bald waren ihr die einzelnen gewohnt und vertraut.

Da war ſeine Durchlaucht der Fürſt, ein alter Herr, der es ſich auf dem Sommerſitz leicht machte, meiſt in Joppe und Jagdſtiefeln herumging, von ſeinen drei Hühnerhunden begleitet. Er hatte ein faltiges, gutmütiges Geſicht. Bei Tafel machte er Späßchen, was man an dem ſchelmiſchen Blinzeln ſeiner kleinen Augen und an dem Lachen ſeiner Tiſchnachbarinnen und Nachbarn bemerken konnte. Hilma verſtand ihn nie, denn er ſprach ſehr undeutlich, weil ihm die Zähne fehlten.

Im Rang nach ihm kam der Erbprinz, der immer verbindlich lächelte, außer wenn er ſich unbeobachtet glaubte. Dann ſah er nur abgeſpannt und leidend aus.

Eine Rolle ſpielte auch der fürſtliche Leibarzt, den man „Herr Hofrat“ anredete. Er war eine Künſtlernatur, wie er ſelbſt ſagte, machte Verſe und gereimte Charaden, zeichnete in Stammbücher und auf Fächer und erzählte bei jeder möglichen Gelegenheit von ſeinen Erlebniſſen bei den Papuas und Hottentotten, denn er hatte einmal vor vielen Jahren eine Reiſe um die Welt gemacht. Er trug lange Bartkoteletts und hatte einen langen, ſehnigen Hals mit ſtark vorſpringendem Adamsapfel.

Da war auch ein dicker Naturforſcher mit ſchlauen, lachenden Äuglein. Der ſagte manchmal intereſſante Dinge, aber meiſtens aß und trank er ungeheuer viel oder lag irgendwo und ſchlief.

Ein feiner, ſtiller Bibliothekar, der nicht Verſe auf Fächer ſchrieb, aber ein Dichter war, und ein paar Muſiker vervollſtändigten den Stamm der „Männer von Geiſt und Genie“, die den Hof zieren ſollten.

Sonſt beſtand der Hof aus dem Hofmarſchall und ſeiner Gemahlin, den perſönlichen Adjutanten und Kammerherren vom Dienſt und den Hofdamen.

Täglich tauchten bei Tafel neue Geſichter auf, die wieder verſchwanden und die Hilma nicht im Gedächtnis behalten konnte.

Über der ganzen Gesellschaft lag es wie ein Zwang, ein leichter Druck und eine mühsam beherrschte Schläfrigkeit. Man tafelte lang, man hielt Siesta, man fuhr oder ritt spazieren. Wenn man sich des Abends zusammenfand, war es, als gratuliere heimlich einer dem anderen, daß man wieder einen Tag mit Anstand losgeworden war.

Nur Prinz Heinrich, der nicht täglich zur Tafel erschien, sondern nur ab und zuging, brachte stets einiges Leben in die schläfrige Gesellschaft. Wenn er eintrat, reckte sich alles innerlich und äußerlich in die Höhe. Hilma bemerkte, daß sie nicht die einzige war, die ihn bewunderte.

Es war ein verregneter Juni-Abend.

Im Musiksalon brannten die Kronleuchter, und es wurde musiziert.

Die beiden Musiker geigten wunderschön, und das Hoffräulein der Frau Erbprinzessin begleitete die Künstler auf dem Flügel.

Die Damen saßen in den tiefen Sesseln und die Herren hinter ihnen auf den Wandsofas.

Nebenan im Spielzimmer spielte der Fürst mit dem Hofmarschall, dem Hofrat und dem Adjutanten Skat mit Strohmann, und mitten in ein verhauchendes Pianissimo hinein konnte man Seine Durchlaucht einen Grand ansagen hören.

Der Bibliothekar saß mit dem Naturforscher beim Schach. Es war sehr warm geworden in den von vielen Lampen erhellten, menschengefüllten Räumen, und Hilma hatte sich in eine Fensternische geschlichen, um die köstlich würzige, feuchte Frische der Juni-Nacht zu atmen.

Zuweilen überkam sie eine jähe Sehnsucht nach der Einsamkeit, an die sie gewöhnt war, und nach Freiheit. Da war auf einmal der Prinz neben ihr gewesen und hatte sie gefragt, wie ihr das Hofleben gefalle. Dann hatte er — immer mit gedämpfter Stimme — den Ehrgeiz der Fürstin verraten, aus ihrem Miniatur-Hof ein neues Weimar zu machen.

Er sagte: „Wie kommt es denn, daß es mir einfällt, zu Ihnen von Dingen zu sprechen, die eigentlich gar nichts für junge Damen sind?"

Sie sah ihn mit innigem Entzücken an und antwortete: „Weil Sie erraten, daß ich es am liebsten höre."

„Ich errate nicht viel, aber Ihre Augen verraten viel," sagte er leise.

Der Regen rauschte so sanft. Sie stand, mit beiden Armen auf die Sandsteinbrüstung des Fensters gelehnt. Der Regen spritzte ihr in das Gesicht, und das war Erquickung, denn sie fühlte Glut auf den Wangen.

Er sagte in freundlich sorgendem Tone: „Das Fenster ist naß, Ihre Ärmel werden feucht, Baroneß, das schadet am Ende der hübschen Farbe."

Sie rührte sich nicht. Was fragte sie nach Kleiderärmeln? Wenn er nur noch da stehen blieb und weiter sprach! Wie glücklich war sie! Wie unbegreiflich glücklich!

Er sagte aber nur noch: „Verzeihen Sie ... die Fürstin sieht sich nach mir um."

Dann war er fort.

Und ſie träumte allein weiter.

Sie hatte nichts getan, ihn zu rufen. Nun war er gekommen. Eine wunderbare Sicherheit erfüllte ſie, daß er wieder und wieder kommen werde. Er hätte nicht dieſe Gewalt über ſie haben können, wenn er nicht unter allen Männern der Erde der geweſen wäre, der ihr beſtimmt war, — und ſie ihm.

Sie hatte einmal irgendwo geleſen, daß jeder Menſch nur die eine Hälfte eines Ganzen ſei, daß aber auch für jeden die fehlende Hälfte irgendwo exiſtiere. Und jede Hälfte müſſe ſich ruhelos nach der anderen ſehnen und ſie ſuchen. Käme aber endlich einmal die eine Hälfte in die Nähe der anderen, dann begehre ſie auch auf der Welt nichts anderes mehr, als das unauflösliche Einswerden mit ihr.

‚Ja, er iſt es! Er iſt es!‘ jauchzte ihr Herz. ‚Denn alle Sehnſucht iſt durch ihn geſtillt.“

6.

Hilma war „die“ Schönheit des kleinen Hofes und bekam es zu hören. Die Männer huldigten ihr, jeder in ſeiner Weiſe. Dieſer Weihrauch war ihr anfangs wertvoll, weil ſie glaubte, daß er ſie in den Augen des einen hob, für den ſie ſich gern mit allem Glanz und aller Ehre der Welt geſchmückt hätte.

Aber dann achtete ſie nicht mehr darauf, denn alles andere erſchien nichtig, verſchwamm und verſchwand vor dem, was ihr mit jedem Tag gewiſſer wurde.

Der Prinz, der ſonſt nur ab und zugegangen war, verließ kaum mehr Luiſenruhe, fehlte kaum je bei Tafel.

„Ich weiß gar nicht, was in unſeren Prinzen Heinrich gefahren iſt,“ ſagte Fräulein von Yſſerſtedt, die Hofdame der Fürſtin. „Sonſt hat er's in Luiſenruhe immer ſo langweilig gefunden und jeden Vorwand ergriffen, um ſich zu drücken.“

Jemand bemerkte: „Es gibt einen Magneten hier.“

„Ja, ja,“ ſagte der Bibliothekar mit einem leichten Seufzer: „Schöne Augen haben uns betört.“

Hilma wendete das Geſicht ab und tat, als höre ſie nicht hin.

Sie war hier nie allein, nie ohne die Geſellſchaft mindeſtens eines weiblichen Weſens, mochte es die Kammerjungfer, eine Hofdame oder eine der fürſtlichen Damen ſein. Man konnte nicht über den Korridor gehen, ohne den Blicken der an den Türen poſtierten Lakaien ausgeſetzt zu ſein. In den Park durfte man als junge Dame auch nicht allein gehen.

Um in ihr eigenes Zimmer zu gelangen oder aus ihm hinaus, mußte Hilma ein Vorzimmer paſſieren, in dem ihre Kammerjungfer wohnte und ſchlief.

Dieſe vollkommene Unmöglichkeit, je allein und unbeobachtet zu ſein, erinnerte ſie an das Kloſter. Dort war ihr die Unfreiheit und das beſtändige Überwachtſein ſchwer zu ertragen geweſen; hier war aber alles für ſie in den Schleier von Romantik und Poeſie gehüllt, den ihre ſchwärmende Liebe wob. Sie lebte ja jetzt ein Märchen, und da mußte alles ſo ſein, wie es war.

Was ſie ſonſt im Inneren bewegt hatte: Der Drang nach Wiſſen und Erkenntnis, die Sehnſucht nach einem Leben in Vollkommenheit, das alles ſchlief. Nichts beunruhigte ſie mehr als die tägliche Erwartung, ob und wieviel ſie mit

‚ihm‘ zuſammenſein werde. Sie wollte nichts mehr als ſeine Gegenwart. Alles andere war wertlos geworden.

Entſetzlich war es, wenn er unerwartet fortblieb!

Wenn ſie mit den Damen zur Tafel kam, im Gefolge der Fürſtin, ſuchte ihr Blick verſtohlen den ſeinen. Sie war dann glücklich. Fand ſie den Geſuchten nicht vor, ſo ſank ihre Lebendigkeit im Nu tief unter den Gefrierpunkt. An ſolchen Tagen konnte ſie kaum den Mund auftun, um die notwendigen Antworten zu geben.

Einmal blieb er drei ganze Tage fort, weil er ſeinen Onkel an einem fremden Hof bei einer Feier zu vertreten hatte.

In dieſen Tagen war Schloß Luiſenruhe tot, der Park leer, die Gegend verſtaubt, verdorrt, ausgeſtorben!

Ihre ganze Seele war von der einen Frage erfüllt: Wann kommt er wieder?! Wann?! — Und ſie wagte doch nicht, dieſe Frage laut werden zu laſſen.

Als ſie ihn dann unverhofft wiederſah, flutete eine ſolche Glückſeligkeit über ſie, daß ihr das eigene Erleben ganz unwirklich ſchien.

Ihr war zuweilen, als könne ſie ſo viel ſtürmiſche Wonne gar nicht mehr ſchweigend tragen.

Sie fühlte, daß er ſehnſüchtig danach verlangte, ſie einmal ohne Zeugen ſprechen zu können.

Und ſie dachte: ‚Wenn er es will, wird er es ſchaffen‘!

Er ſchaffte es wirklich auf ganz einfache Art, indem er ſich zum maître de plaisir aufwarf und mit gnädiger Erlaubnis der Fürſtin im Parke ‚italieniſche Nächte‘ veranſtaltete.

Man luſtwandelte zwiſchen bunten Lampions und bengaliſchen Flammen, die die Waſſerkünſte beleuchteten, man aß Gefrorenes und trank Champagner, die Hofkapelle ſpielte im Muſiktempelchen und zuletzt wurde getanzt.

Der Prinz Heinrich tanzte zuerſt mit der Erbprinzeſſin, dann mit der älteſten Tochter der Hofmarſchallin, dann holte er Hilma.

Sie hatte ihn bis dahin lebhaft plaudern und lachen hören, — nun war er ſtumm.

Auch ſie hatte geſchwatzt und gelacht. Nun klopfte ihr Herz ſo wild.

Sie tanzten ſtumm, bald in tiefem Schatten, bald von einer Kunſtflamme magiſch beleuchtet, und wenn ſie ihn grell beleuchtet ſah, ſchien er ihr ſeltſam erregt und bleich.

Die Streichinſtrumente weinten, ſangen, jubelten, wühlten die Leidenſchaften aus allen Tiefen herauf.

Sie tanzten im wiegenden Walzertakt und hätten ſo miteinander dahingleiten und ſchweben mögen, ſo nahe einander, ſo nahe! — bis ans Lebensende.

Als ſie Atem ſchöpfend ſtill ſtanden, ſagte er: „Sie tanzen wie eine Nixe.“

„Iſt das gut?“ fragte ſie leiſe.

„Es iſt das, was uns um den Verſtand bringt,“ antwortete er ebenſo.

„Ich habe noch nie mit einem Mann getanzt," bekannte sie, „Sie sind der erste, Durchlaucht."

„Dann haben Ihnen also wirklich die Waldgeister und Nixen das Tanzen gelehrt?!"

„Nein, im Kloster mußt' ich's lernen."

„Im Kloster!" wiederholte er mit staunendem Entzücken, als habe sie etwas Wundervolles gesagt.

Andere ausruhende Paare kamen ihnen nahe, da legte er den Arm wieder um ihre Taille, und sie tanzten weiter.

Sie hatte nur eine Sehnsucht: mit ihm allein zu sein, — mit ihm allein und immer fort!

Plötzlich blieb er im schwarzen Schatten einer Trauerlinde stehen. Sie hörte ihn so tief Atem holen, daß es wie ein Seufzen klang.

Dann sagte seine Stimme: „Hilma!"

Sie wußten nicht, wie es geschehen war, daß sie sich mit einem Male umschlungen hielten und küßten, — und küßten!

„Liebst Du mich?!"

„Ja! Ja! Ja!"

„Du, mein Leben!"

„Hast Du mich lieb?"

„Wahnsinnig!"

Und wieder Küsse, Küsse! —

Dann zog er sie schnell fort, führte sie am Arm quer über einen violett beleuchteten Rasenplatz den anderen Damen zu.

Seine Haltung war korrekt, denn man konnte sie jetzt sehen. Dabei flüsterte er ihr zu: „Wir müssen sehr auf der Hut sein! Sowie man etwas merkt, wird man uns trennen."

In dieser Nacht tanzte er nicht mehr mit ihr.

Bald darauf wurde der Geburtstag der Frau Erbprinzessin gefeiert. Nachmittags gab es ein Kinderfest auf der Waldwiese. Die Erbprinzessin hatte für Kinder eine unglückliche Liebe, denn ihrer eigenen Ehe schienen sie versagt zu bleiben.

Auf der herrlichen Wiese zwischen Park und Forst wurden Spiele gespielt: „Blinde Kuh" und „Böckchen, Böckchen, schiele nicht" und „Katz und Maus."

Das war für die Erbprinzessin das größte Vergnügen. Sie und die jüngeren Damen und Herren tummelten sich fröhlich mit den geladenen Dorfkindern umher, belustigten sich selbst noch mehr, als die blöden kleinen Festgäste, die sich ihrer Sonntagskleidchen bewußt blieben.

Hilma hörte die Frau Erbprinzessin sagen: „Was, auch der Heinrich?! Das ist ja noch gar nicht dagewesen!"

„Ja, ja, Durchlaucht, es geschehen Zeichen," sagte der Naturforscher orakelhaft und lächelte.

Nachdem man sich müde gespielt hatte, wurden die Kinder zu einer langen, langen Tafel geführt, die unter den Riesentannen aufgestellt war, und mit Schokolade und Kuchen bewirtet.

Digitized by Google

Die Damen gingen mit mächtigen Kannen herum, goſſen unermüdlich Schokolade nach, oder trugen breite Körbe mit Kuchen umher. Die Dienerſchaft durfte aus einiger Entfernung zuſchauen.

Der Erbprinz, Prinz Heinrich und die jüngeren Gäſte und Kavaliere ſtanden dabei.

Der Erbprinz bemühte ſich, mit dem kleinen Volk zu ſprechen, er brachte aber nicht viel mehr heraus als: „Nun, ſchmeckt's euch?“ oder „haſt Du auch ordentlich Kuchen bekommen?“

Er galt für ſteif und ſtolz; aber Hilma hatte längſt bemerkt, daß er nur mit einer großen Schüchternheit zu kämpfen hatte, die ihn leicht linkiſch machte.

Prinz Heinrich dagegen, der gar nicht ſchüchtern war, brachte die Dorfkinder und die bedienenden Damen immerfort durch ſeine luſtigen Neckereien zum Lachen.

Als es dunkelte, wurde wieder der Schloßpark bis zum Waldrand hin illuminiert und unter Leitung des Naturforſchers Feuerwerk abgebrannt. Der Namenszug der Erbprinzeſſin erſchien in Flammenſchrift in der Luft, Raketen und Leuchtkugeln ſtiegen zum Nachthimmel auf, Feuerräder ſchwirrten, Frösche praſſelten und die aus den umliegenden Dörfern zuſammengeſtrömte Landbevölkerung jubelte.

Ein großer Tanz auf der Wieſe und allgemeine Bewirtung der Dörfler mit Roſtwürſtchen und Bier ſchloſſen das Feſt.

Die Frau Erbprinzeſſin tanzte mit dem Dorfſchulzen, die Prinzen mit hübſchen Bauerntöchtern, alles miſchte ſich durcheinander.

Es erregte keine Aufmerkſamkeit, daß der Prinz Heinrich auch mit dem Fräulein von Viernau tanzte.

Er wurde nach einigen heiß geflüſterten Liebesworten plötzlich traurig und ſagte: „Wir Prinzen von Geblüt ſind die unglücklichſten Menſchen, denn wir dürfen nur nach Vorſchrift lieben!“

„Lieben nach Vorſchrift?“ wiederholte ſie ungläubig.

„Nun ja, — lieben läßt man uns ja, — weil man muß, — aber nicht wählen. Ich will, daß Du mein wirſt, — meine Frau, — aber ſie werden uns maßlos quälen, ehe ſie nachgeben.“

„Ich möchte Dir niemals läſtig ſein,“ ſagte ſie leidenſchaftlich und ſtolz, „viel eher für Dich ſterben.“

„O Himmel, wenn wir jetzt allein wären!“ ſtieß er gepreßt hervor, und dann: „Ich werde Dich mir ertrotzen und wenn die ganze Welt ſich dagegen ſtemmt!“

Ob ſie ihn auch zum Mann haben wollte, hatte er gar nicht gefragt.

„Wundere Dich nur nie, wenn ich vor den anderen kalt und fremd tue,“ ſagte er; „je länger man nichts merkt, um ſo beſſer für uns, denn das iſt ſo gewiß wie irgend etwas: ſowie der Fürſt oder die Fürſtin dahinter kommen, daß wir uns lieben, trennt man uns ſofort. Wirſt Du Dich gut beherrſchen können, ſüßes Lieb?“

„Hab keine Sorge. Ich werde alles können, was Du willſt. Aber Du ſollſt Dich nicht quälen! Wenn Du mich liebſt, will ich nicht mehr.“

„Aber ich will mehr!“ entgegnete er herrisch. —

Nach jenen Abenden war es mit Hilmas Ruhe aus. Sie verging vor Sehnsucht nach ungestörtem Beisammensein mit dem Geliebten.

Und die Liebesleidenschaft, die sich nicht in natürlicher Weise Luft schaffen konnte, verstieg sich zu beängstigender Spannung und Überreizung.

Sie wußte aber, daß es ihm nicht besser ging.

Der lustige Prinz war jetzt auffallend ungleich in seinem Wesen, launisch gereizt und nervös.

Alle mußten merken, was in ihm vorging, nur zum Glück die fürstlichen Herrschaften nicht, weil die nicht beobachteten. Auch der Hofmarschall und die Hofmarschallin blieben offenbar ganz ohne Verdacht, vielleicht weil der Prinz sich in ihrer Gegenwart besonders zusammen nahm, vielleicht weil sie eine solche Verirrung des fürstlichen Standesbewußtseins für ausgeschlossen hielten.

Die anderen taten ja auch blind, aber sie waren es sicherlich nicht! Er starrte Hilma oft lange an, ohne sich dessen bewußt zu werden, oder brach im Gespräch mit anderen plötzlich mitten im Satz ab, weil er ihre Stimme hörte! Und wenn sie einmal länger mit einem der jüngeren Herren sprach, kam es vor, daß er den Betreffenden ohne jede Veranlassung schlecht behandelte.

Alles dies erfüllte sie wechselnd mit Wonne und angstvollem Schrecken. Sie kam aus der Aufregung nicht heraus.

7.

Eines Mittags, als Hilma sich in ihrem Zimmer für das Diner ankleidete, wobei ihre Kammerjungfer Nanette half, gab ihr diese unter dunklem Erröten ein zusammengefaltetes Zettelchen.

Hilma starrte sie aus großen Augen an.

„Was ist das?“

Nanette schlug die Augen nieder: „Ich sollt's Ihnen geben, gnädiges Fräulein.“

Hilma wollte fragen: „Wer?“ Sie wagte es nicht.

Sie wagte auch nicht, das Billett zu entfalten, ehe sie nicht die Jungfer in das Nebenzimmer geschickt hatte. Dann las sie dieses:

„Ich halte es nicht mehr aus, ohne Dich zu sprechen. Da sich kein anderer Weg fand, habe ich mich der guten Ysserstedt anvertraut. Und Deiner Nanette. Beide sind mir treu ergeben. Ich bitte Dich: gehe heut gleich nach Tisch mit der Ysserstedt die Pappelallee hinunter nach dem Fluß. Ich bitte Dich dringend! Mein Verlangen nach Dir ist so ungestüm, daß ich gar nicht mehr weiß, was ich tue. Heinrich.“

Sie küßte das Zettelchen und dann schloß sie es gut ein.

Plötzlich kam ihr der Gedanke: ‚Wenn es eine Falle wäre? Am Ende ist das Billett gar nicht von ihm, sondern von jemand, der Verdacht geschöpft hat?‘ Ihr Herz klopfte heftig vor Schreck.

Sie rief die Jungfer.

„Gnädiges Fräulein ſind doch nicht unwohl?“ ſchrie Nanette auf. „Aber ſo weiß wie gnädiges Fräulein ausſehen!“

„Nanette,“ ſagte Hilma, „bin ich einmal unfreundlich oder ungeduldig oder ungerecht mit Ihnen geweſen?“

„Aber liebes gnädiges Fräulein! So gut wie Sie gibt's überhaupt keine Herrſchaft wieder.“

„Du würdeſt mir nichts Böſes antun wollen, nicht wahr?“ forſchte Hilma dringend.

„Gnä' Fräul'n! . . .“ Nanette war dem Weinen nah.

„Sag mir die Wahrheit: wer gab Dir den Zettel?“

Die Nanette ſtammelte weinend: „Seine .... Durchlaucht .... der Herr .... Prinz ....“

„Prinz Heinrich?“

„Ja.“

„Er ſelbſt?“

„Jawohl. Heut Morgen, in dem Flur vor der Küche, wie Durchlaucht den Ceſar gefüttert haben. Das tun Durchlaucht der Herr Prinz meiſtens nämlich ſelbſt. Er hat zu mir geſprochen und hat geſagt: ‚Tu's für mich, Nettchen. Sieh, ich verlaß mich auf Dich,‘ hat er geſagt, ‚und wenn Du nicht klug und treu biſt, gibt's ein großes Unglück.‘ Ach du lieber Gott, wenn ich da ſchuld dran wär! So ein ſeelensguter, freundlicher Herr! Sie werden ihn doch nicht unglücklich machen, gnä' Fräul'n!“

Hilma fragte ganz bewegt: „Haben Sie ihn wirklich ſo lieb, Nettchen?“

Das Mädchen lächelte unter Tränen: „Dem muß ein jeder gut ſein.“ —

In Luiſenruhe herrſchte im Sommer die gutdeutſch-bürgerliche Sitte, in der Mitte des Tages die Hauptmahlzeit einzunehmen und abends zu ſoupieren.

Nach dem Abendeſſen erging ſich die Geſellſchaft bei ſchönem Wetter noch im Park, oder man ſaß zuſammen im Muſikſaal und Spielzimmer. Dann war ein Iſolieren kaum möglich. Aber nach dem Mittagsmahl zog ſich jedermann zur Sieſta zurück, und man vereinigte ſich erſt wieder zum Fünf-Uhr-Tee, dem ſich Spazierfahrten anzuſchließen pflegten.

Hilma ſetzte gleich nach dem Mittageſſen ihren Gartenhut auf, zog die Handſchuhe an und ging an den ſchläfrigen Lakaien vorüber die breite Treppe hinunter in den Hof.

Da ſtand richtig Fräulein von Yſſerſtedt und fütterte mit Brotbrocken die weißen ausländiſchen Hühner, die eine Liebhaberei der Erbprinzeſſin waren.

Henriette von Yſſerſtedt, die Hofdame der Fürſtin, eine etwa fünfzigjährige, ſchön geweſene und noch immer ſehr ſtattliche Dame, war bei allen beliebt wegen ihrer Gutmütigkeit, aber auch der Zielpunkt vieler Neckereien. Sie ſeufzte und ſtöhnte beſtändig darüber, daß ſie zu dick wurde, fand aber doch ſtets einen Vorwand, um die läſtigen Diätvorſchriften, die der Hofrat ihr gab, nicht zu befolgen.

Hilma kam ſich wie eine Verbrecherin vor, als ſie zu der Dame trat.

„Ach meine Liebe,“ ſagte die Yſſerſtedt, „der greuliche Hofrat will ja, daß ich gleich nach dem Eſſen eine Stunde promeniere. Begleiten Sie mich vielleicht? Aber nur wenn Sie mögen. Ich kann ebenſo gut allein gehn.“

Hilma ſagte, ohne den Blick zu heben, daß ſie ganz gern mitgehe, wenn es Fräulein von Yſſerſtedt erlaube.

„Gehen wir die Pappel-Allee hinunter nach dem Fluß," ſagte die Dame. „Es iſt viel luſtiger draußen als im Park."

Schweigend durchſchritten ſie die Höfe der Wirtſchaftsgebäude und kamen ins Freie.

Da ſeufzte Fräulein von Yſſerſtedt aus Herzensgrund und ſagte: „Weiß der Himmel, daß ich jetzt lieber Stallmagdsdienſte täte oder ſonſt was, als hier mit Ihnen gehen, Sie Unglückskind! Aber ich kann's nicht länger mit anſehen! Der arme Prinz quält ſich ja, daß es einen Stein erbarmen könnte. Gott wird mir's verzeihen, wenn es 'ne Sünde iſt."

Da fühlte ſich Hilma an ſolchem Unheil ſchuld und zugleich ſo hülflos, daß ſie zu weinen anfing.

„Was ſoll ich tun?!" rief ſie.

Fräulein von Yſſerſtedt ſeufzte weiter. „Ein Unglück iſt es, wie man's auch beſieht, Kinder," ſagte ſie, „denn was draus werden kann ja nie. Er bekommt nie die Erlaubnis, eine Unebenbürtige zu heiraten, nie! Denn man rechnet damit, daß ſeine Kinder einmal den Stamm unſeres Herrſcherhauſes fortführen, weil ja die Ehe der erbprinzlichen Herrſchaften leider ohne Nachkommenſchaft zu bleiben ſcheint. Alſo heiraten kann er Sie nie, arme kleine Hilma, und das weiß er ganz genau. Er iſt ſonſt der ehrenhafteſte Menſch, aber ach! Solch ein verliebter Tor verliert eben alle Beſinnung! Ach Kinder, Kinder, was ſoll daraus nur werden?!"

„Da iſt er," ſagte Hilma und wiſchte ſchnell die Tränen aus den Augen.

Die Pappeln zur Linken traten an dieſer Stelle zurück und umgaben im Halbkreis eine alte Steinbank. Hier hatte er geſeſſen und gewartet.

Nun war er aufgeſprungen und küßte der Hofdame die Hand.

„Yſſy! Sie haben mir Ihre Sieſta geopfert! Das werde ich Ihnen nie vergeſſen."

Sie wandte ſich ſtrahlend zu Hilma: „Yſſy! So hat er mich genannt, wie er noch ein Buberl war."

„Und ein rechter Gaſſenbub," ſetzte er lachend hinzu.

„Aber ein arg lieber," meinte die Yſſerſtedt. —

Die Sonne der prinzlichen Huld ſchien die Sorgenwolken, die eben noch ihre Seele überſchattet hatten, verſcheucht zu haben.

Sie zog einen Tauchnitzband aus ihrem Pompadour und ſetzte ſich auf die Steinbank. Doch hob ſie mit einem hülflos beſorgten Blick den Warnungsfinger gegen den Prinzen und ſagte: „aber bitte, vernünftig!"

Der Prinz dachte ſchon nicht mehr an die Gute. Er zog Hilma in den Schatten des nächſten Baumes. Eine ganze Weile ſprach keines ein Wort.

Und auch als ſie endlich zum Sprechen Zeit fanden, blieb es ein Stammeln, abgeriſſene Worte, eine kurze Neckerei, eine grollende Frage, heiße, wiederholte Verſicherungen, daß man einander liebe, — für unverliebte Menſchen ſinnloſes Faſeln,

für ſie beide aber das Wichtigſte, Spannendſte, Bedeutungsſchwerſte von allem, was auf Erden geſprochen werden konnte.

Plötzlich mahnte die Stimme der Yſſerſtedt zum Aufbruch.

Sie glaubten es kaum, daß ſie eine volle Stunde lang auf demſelben Fleck geſtanden hatten und faſt nichts beſprochen hatten, aber es war ſo und ſie mußten auseinander gehen.

Von jenem Tage an ſahen ſie ſich faſt täglich in derſelben Weiſe.

Auch ſchickte er ihr täglich durch Nanette einen ſchriftlichen Guten Morgen-Gruß, den ſie auf gleichem Weg erwiderte.

Jetzt erſt lernten ſie ſich näher kennen.

Hilma kam bald dahinter, daß ihr Prinz kein Halbgott und kein Helden-Ideal war, ſondern ein Menſch mit allerlei menſchlichen Schwächen. Das verringerte ihre Liebe nicht, aber es veränderte ein wenig deren Charakter. Statt der Anbetung, die ſich nicht genug tun kann, bis ſie zum Staub unter des anderen Füßen werden möchte, miſchte ſich jetzt ein mütterliches Element in ihre Liebe: Etwas wie zärtliches Mitleid. Ihr war, als liebe ſie ihn für jede kleine Schwäche, die ſie an ihm kennen lernte, nur um ſo inniger. Sie erzählte ihm von ihrer einſamen Kindheit, wie die, denen ſie gehörte, ſie nie begriffen und nie recht gemocht hätten, weil ſie nicht ihnen glich, ſondern dem ihr unbekannten Vater, den die Utendorfs verabſcheuten.

„Mit einigem Grund," ſagte er. „Sie können ihn unmöglich dafür bewundern oder lieben, daß er Deine Mutter verlaſſen hat, um die Schauſpielerin zu heiraten."

„Wenn er dieſe Frau aber nun geliebt hat, wie Du mich liebſt?" wandte ſie ein.

Er ſchwieg einen Augenblick betroffen. Dann ſagte er: „Ich hätte mich in dieſem Fall lieber tot geſchoſſen. Übrigens wollte ich, Du glichſt ihm nicht."

Ein andermal fragte er ſie, ob ſie gar nicht wiſſe, daß ihr Vater ein berühmter Dichter ſei?

Sie war ganz erſtaunt: „Mein Vater?!"

„Ja gewiß. Daß Dir Dein Bruder davon nichts geſagt hat, wundert mich. Hilmar Viernau hat Gedichte und Dramen geſchrieben, die von denen, die ſo was beurteilen können, ſoviel ich weiß, ſehr geſchätzt werden."

Sie errötete vor Freude. Was ſie einmal Gutes über den Vielgeſchmähten hörte, empfand ſie immer als Wohltat.

In den nächſten Tagen erhielt ſie eine kleine Sendung Bücher. Es waren, in luxuriöſen Liebhaber-Einbänden, die Werke Hilmar Viernaus.

Mit welchem Fanatismus wäre ſie ſonſt über dieſe koſtbaren Dokumente hergefallen! Jetzt war ſie von ihrer Leidenſchaft ſo benommen, daß es ihr ſchwer fiel, die Gedanken den nicht ganz leichten Verſen zuzuwenden. Die törichtſten verliebten Zeilen ihres Prinzen feſſelten ſie weit mehr.

Sie erzählte dem Prinzen auch, daß ſie nie geliebt habe, bevor ſie ihn geſehen, — denn das wollte er wiſſen, — ihn aber auf den erſten Blick.

Das ſchien ihn ſehr zu entzücken.

Ihm war ſtets viel geſchmeichelt worden und weil er klug genug war, um das wenigſte davon für bare Münze zu nehmen, hatte er von den Menſchen im allgemeinen eine geringe Meinung.

„Die Menſchen ſind entweder ehrgeizig oder eitel oder beides zuſammen," ſagte er. „Am anſtändigſten ſind wirklich noch die Phlegmatiker, die es nur bequem haben wollen. Aber gemeine Seelen haben ſie faſt alle. Der Neid frißt an ihren Lebern und macht ſie oft aus Schafen zu Teufeln. Dummheit, Eitelkeit und Neid regieren die große Herde. Geſindel iſt das Volk!"

Das mißfiel ihr.

„Über Geſindel zu herrſchen, kann grade kein ſtolzes Gefühl ſein," meinte ſie. „Ob der Erbprinz auch ſo über ſeine zukünftigen Landeskinder denkt?"

„Nein. Karl iſt ein Idealiſt. Er hält noch immer alle Menſchen für ſo koloſſal anſtändig, wie er ſelbſt es iſt. Gott ſegne ihn."

Sie ſagte: „Du denkſt ſo gering von den Leuten, und ſie haben Dich ſo gern! Alle haben Dich gern! Sie lieben Dich viel mehr, als den Erbprinzen. Verdienſt Du das?"

Da lächelte er mit dem freimütigen und ſchalkhaften Lächeln, das ihm ſtets die Herzen gewann und entgegnete: „Nichts verdiene ich, am allerwenigſten Dich und Dein großes Herz! Aber das iſt ja gerade ſo ſchön, daß man das Allerbeſte ohne Verdienſt und Würdigkeit geſchenkt bekommt!"

8.

Im Oktober ſiedelte der Hof nach der Reſidenzſtadt über. Die winterliche Geſelligkeit begann mit ihren zeitraubenden Pflichten und Sorgen.

Hilma merkte, daß ſie in der Stadt der Brennpunkt des Intereſſes geworden war. Sie wußte, daß des Prinzen Leidenſchaft für die meiſten ein offenes Geheimnis war.

Es gab hier viele, die nichts Beſſeres wünſchten, als dem Prinzen gefällig zu ſein. Wo es anging, leiſtete man ſeinem unausgeſprochenen Verlangen, mit Fräulein von Biernau allein gelaſſen zu werden, Vorſchub.

Trotzdem ſie nun reichlich Gelegenheit hatten, ſich zu ſprechen, wurde er nicht ruhiger, ſondern immer aufgeregter und reizbarer. Zuweilen beklagte er ſich heftig.

Manchmal äußerte er, er habe Luſt, ſeinen Verwandten „den ganzen Krempel" vor die Füße zu werfen, dem Fürſtenrang zu entſagen und irgend einen bürgerlichen Namen anzunehmen.

„Dann reiſen wir als Herr und Frau Schulze in irgend ein fernes ſchönes Land und leben dort ſtillvergnügt wie einfache Privatleute. Du würdeſt mir doch in jeden Stand und jedes Land folgen?"

Sie bejahte zärtlich. Aber im Herzen tat es ihr weh, wenn er ſo ſprach, denn ſie fühlte, daß es aus tiefer Mutloſigkeit geſchah. Er verzweifelte jetzt mitunter daran, ſeinen Wunſch durchſetzen zu können. Und dabei hing er, wie ſie wußte, mit ganzer Seele an ſeinem Hauſe, ſeinen Familientraditionen und ſeiner Heimat.

Es war ihr nicht möglich, ernſtlich zu wünſchen, daß er ihren Beſitz mit allem erkaufen ſollte, was ihm das Teuerſte war.

Einmal war es ganz ſchrecklich!

Er lag irgendwo, wo man ſie freundlichſt allein gelaſſen hatte, mit fieberheißen Augen vor ihr auf den Knien und ſagte dieſe Worte:

„So weit iſt es jetzt mit mir gekommen, daß ich den Tod des Erbprinzen herbeiſehne.“

„Heinrich!“ rief ſie.

„Er iſt doch immer leidend und hat wenig vom Leben. Wenn er ſtirbt, ſo folge ich dem Fürſten in der Regierung. Und der Onkel iſt alt. Bin ich aber erſt der Landesfürſt, dann kann ich die Hausgeſetze ändern, wie es mir beliebt. Dann mache ich Dich zur Fürſtin und erkläre Deine Kinder für vollbürtig. ‚Ich will es, ſo iſt es.‘ Beiläufig geſagt, ſind die Viernaus und die Utendorfs ebenſo alter Adel wie wir.“

„Heinrich, Du biſt ja entſetzlich!“ rief ſie.

„Wieſo?“

„Damit Du mich heiraten und Fürſt bleiben kannſt, wünſcheſt Du Deinem Vetter, der das Glück ſeiner alten Eltern und ſeiner Frau iſt, den Tod! Seine Frau liebt ihn doch! Ja, ſie liebt ihn, das weiß ich! Er iſt es auch wert. Er iſt viel beſſer als Du.“

Da ſtand er auf und ſah ſie ſtaunend, verwirrt, verzweifelt an.

„Alſo der Karl iſt Dir lieber als ich? — Ja, dann kann ich ja gehen.“

Nun wußte ſie nichts anderes, als ihn unter zärtlichen Liebkoſungen zu beruhigen.

Nach ſolchen Szenen war Hilma oft ſo müde und zerbrochen, daß ſie den Obliegenheiten ihres Tages nachkam wie ein Automat. Sie ließ ſich ſo und ſo viel mal am Tag von der Nanette umkleiden und ging und ſaß und ſtand, wie es eben verlangt wurde und redete mit gleichgültigen Menſchen gleichgültige Dinge. Alles das ging glatt und mühelos vonſtatten, vielleicht eben darum ſo glatt und mühelos, weil ſie mit ihrem Inneren völlig unbeteiligt war.

Sie dachte oft: ‚Dies kann unmöglich lange dauern! Die Spannung iſt zu ungeheuer. Etwas wird geſchehen.‘

Auf dies Geſchehen wartete ſie mit Fatalismus.

Sie war von Kind auf gewöhnt, alles über ſich ergehen zu laſſen im Gefühl ihrer Ohnmacht.

Seit ſie den Prinzen liebte, war zu dieſer auf Machtloſigkeit beruhenden Ergebung ein fataliſtiſcher Schickſalsglaube hinzugetreten, ein Glaube oder Aberglaube, dem leicht ſolche verfallen, die ſich in ungewöhnliche Schickſale verwickelt ſehen.

Es ſchien ihr, als habe ſeit jener erſten bedeutungsvollen Begegnung mit dem Geliebten eine höhere Macht ihr Leben geführt, und ſie habe nun nichts zu wollen, als dieſer Führung zu vertrauen.

So verging der Winter wie ein Fiebertraum.

Es war an einem ſtürmiſchen Aprilvormittag, als die Nanette ihr wie gewöhnlich des Prinzen Guten-Morgen-Brieſchen zuſteckte.

Da las sie:

„Mein Liebling! Es ist so: der Krug geht zum Brunnen, bis er bricht. Die Schmelling (Gräfin Schmelling war die Hofmarschallin) hat Witterung bekommen und erklärt, sie müsse die Fürstin au kait setzen. Die Gräfin ist meiner Tante bis in den Tod ergeben. Nichts wird sie zurückhalten. Das habe ich immer befürchtet. Ich kann nun nichts mehr tun, als ihr zuvorzukommen. Um elf Uhr empfängt mich der Onkel. Dann werde ich seine Genehmigung zu unserer Heirat erbitten. Natürlich wird er sie verweigern, und ich beharre. Dann werden wir sehen, wessen Wille der zähere ist. Aber die nächste Folge dieses nun unvermeidlichen Schrittes wird leider unsere räumliche Trennung sein. Vertraue mir nur, mein armes Herz, und behalte mich um Gottes willen lieb! Ich kritzle dies in Eile! Küsse Deine lieben Augen! Dein Heinrich."

Mit zitternder Hand zog Hilma ihr Ührchen aus dem Gürtel: es zeigte auf zehn Minuten nach elf! —

Eine tiefe Mutlosigkeit überfiel sie.

Nun also fing die Quälerei für ihn an. Sie würden auf ihn einreden von allen Seiten! Sie würden ihn mit allen Mitteln zu beeinflussen suchen! Elenden und abmatten und reizen würden sie ihn! Immer und immer würde er gegen ihre Staatsraison anzukämpfen haben, bis sie ihn ganz zermürbten! Und sie durfte ihm nicht zur Seite stehen, ihn beruhigen und ihm helfen. Ganz sicherlich nicht!

Man würde einmal wieder über ihr Schicksal bestimmen, ohne sie mitsprechen zu lassen. Wie ein Postpaket würde sie wieder einmal verpackt und verschickt werden! —

Noch schneller, noch rücksichtsloser als sie geahnt, sollte sich dieses erfüllen.

Ein Diener meldete ihr die Frau Hofmarschallin.

Aufgeregt und mit heißem, rotem Gesicht rauschte die majestätische Gräfin ins Zimmer.

„Ma chère enfant, Sie müssen gleich nach Zollbrück. Packen Sie nur das Unentbehrlichste rasch ein. Der Wagen wird in einer Stunde vorfahren."

„In einer Stunde schon . . .," stammelte Hilma fassungslos.

„Ja, Sie müssen sich eilen, petite."

„Wissen denn die in Zollbrück . . ."

„Ihrer lieben Mama ist schon telegraphiert worden."

„Aber . . ."

„Es ist der Befehl Ihrer Durchlaucht," sagte die Gräfin abschließend.

Das hieß: „Hiergegen gibt es kein Aber."

Hilma wagte keine Frage nach dem Grund, und die Hofmarschallin gab keine Erklärung und sagte kein freundliches Abschiedswort, noch verriet ihr Blick irgend welche Teilnahme.

Hilma begriff, daß sie für die Fürstin nichts mehr bedeutete, als eine möglichst schnell zu beseitigende Gefahr und deshalb für die Gräfin Schmelling erst recht nichts weiter.

„Also um ein Uhr erwartet Sie der Wagen. Bitte, seien Sie ja pünktlich bereit."

Die Gräfin ging.

Hilma packte weinend mit Hilfe der weinenden Nanette das Notwendige zuſammen.

Es wurde halb eins, drei viertel .....

Sollte ſie wirklich ohne allen Abſchied fortgeſchickt werden?! Transportiert wie eine Strafverbannte? Ohne einen Händedruck, einen letzten Blick von ihm?!

Nanette hielt ihr den Pelzmantel hin.

Da meldete der Diener den perſönlichen Adjutanten des Fürſten.

Es war ein älterer, ſtreng blickender Offizier von ſtets tadelloſer Haltung.

Dieſer kündigte der erſchrockenen Hilma an, er werde die Ehre haben, ſie an den Wagen zu begleiten.

Der Fürſt hatte auf dem kurzen Weg durch das Schloß eine ſichere Eskorte für nötig gehalten!

Hilma folgte dem Adjutanten mit äußerlicher Ruhe.

Sie ſchritten ſchweigend durch die langen geheizten und mit Maiglöckchenduft parfümierten Hallen des Schloſſes, dann eine Seitentreppe hinunter in den Hof.

Hier wartete ein geſchloſſener Landauer. Ein fürſtlicher Jäger ſaß neben dem Kutſcher. Das war ſonſt nie der Fall, wenn Mitglieder der Hofgeſellſchaft den Wagen benutzten. Ob man fürchtete, ſie werde einen Fluchtverſuch machen? Oder fürchteten ſie eine Entführung? —

Sie warf einen ſehnſüchtig ſuchenden Blick rings umher und nach den Fenſtern.

Aber ihn, von dem ſie ſo gerne einen Abſchiedsblick erhaſcht hätte, hielt man ohne Zweifel irgendwo feſt, bis ſie in ſicherer Ferne war.

Ein Diener ſchloß hinter ihr den Wagenſchlag.

Der Adjutant ſtand, militäriſch grüßend, im Schnee, der ſich ſchon in kleinen weichen Sternen auf ſeinem dunkeln Uniformrock niedergelaſſen hatte. Das war das letzte, was ſie von der Hofwelt ſah.

Der Wagen fuhr raſſelnd über das holperige Pflaſter des alten Reſidenzſtädtchens. Schnee- und Hagelſchauer praſſelten gegen die Scheiben. Das Unwetter verwandelte die Mittagshelle in dämmerige Dunkelheit. Sie konnte nichts ſehen. Auch hören konnte ſie nichts als Wagenraſſeln. Sie fror und kroch tief in ihren Pelz.

Ihr wurde graulich. Wenn ſie jetzt gerufen hätte, würde niemand gehört haben! Sie dachte, daß ähnlich wohl den armen politiſchen Verbrechern in Rußland zumute ſein mochte, die man bei Nacht und Nebel fortſchleppt, ſie wiſſen nicht, wohin. —

Doch auf einmal änderte ſich alles. Dem Schneegeſtöber und Hagel war heller Sonnenſchein gefolgt. Hilma ließ ein Wagenfenſter herab und ſchaute hinaus.

Man war auf der Landſtraße. Der Schnee ſchmolz in den Waſſerlachen, in denen ſich das Blau des Himmels ſpiegelte. Der von geſchmolzenem Schnee zum Strom angeſchwollene Fluß rauſchte und züngelte an den Uferweiden hinauf und überſpülte die dicken Wurzeln der Pappeln. Das Geäſt der Weiden leuchtete in tiefem Rot, ſilberne Kätzchen ſchimmerten an den Zweigen.

Am Straßenrand ſproß Gras und Kraut in zarteſtem, friſcheſtem Grün. Und da — zwiſchen dem lichten Blattgrün ſanfte gelbe Sterne: Schlüſſelblümchen blühten ſchon! —

Sie atmete begierig die reine, herbe Landluft.

Etwas Befreiendes, Herzſtärkendes ging von dieſer Vorfrühlingslandſchaft aus.

‚Nun werde ich erſt wieder ich ſelbſt ſein können,‘ fühlte ſie mit einem Male.

Die Stille und der ländliche Frieden lockten ſie plötzlich machtvoll.

9.

War es wohl irgendwo auf Erden noch ſtiller, als in dem Herrenhaus von Zollbrück und ſeinem mauerumgebenen Garten? Man horchte auf, wenn von der Dorfſtraße her das Geſchnatter einer Gans laut wurde, und man reckte den Hals, wenn ein Bauernkütſchchen am Parktor vorbeifuhr.

Miß Moore forderte nicht mehr zum „constitutional walk“ auf, denn ſie war in England. Auch die kleinen freundlichen Unterhaltungen mit der Amanda gab es nicht mehr, denn dieſe hatte geheiratet.

„Leider heiraten müſſen,“ berichtete die Mama. „Sie wird ſchon bald taufen laſſen müſſen, — wenige Monate nach der Hochzeit! Ich kümmere mich natürlich nicht mehr um das leichtſinnige Ding, ſeit ich weiß, wie unſittlich ſie ſich betragen hat.“

Hilma fühlte etwas wie Neid.

„Das iſt doch nicht ſchlimm,“ ſagte ſie. „Sie hat ihren Louis lieb und er ſie auch, und nun ſind ſie ja verheiratet.“

„Trotzdem hätten ſie nicht ſo ſchamlos ſein dürfen. Aber das kannſt Du zum Glück nicht verſtehen.“

Man hatte Hilmas unerwartete Heimkehr ſehr gelaſſen aufgenommen, freilich in dem Wahn, daß es ſich nur um einen Erholungsurlaub handle.

„Du ſiehſt aus, als ob Du Landluft und Ruhe recht nötig brauchteſt,“ ſagte der Onkel Guſtav.

Ja, der Spiegel erzählte es ihr alle Tage, daß ſie mager und blaß geworden war und dunkle tiefe Schatten unter den Augen hatte. Gar nichts von blühender Schönheit und von Liebreiz!

Aber wenn ſie ſich ſo ſah, dachte ſie nur mit heimlicher Wonne daran, daß es einen gab, der ſie immer ſchön gefunden hatte und immer!

Zwei Tage nach ihr kam wieder ein Hofwagen aus der Reſidenz, der ihre Koffer brachte und einen Brief der Hofmarſchallin an die Mama.

Hilma hatte ſchon gebeichtet, daß man ſie des Prinzen Heinrich wegen, der ſie heiraten wolle, ſo ſchleunig vom Hof entfernt habe. Aber ſie hatte es erzählt, wie man eben eine notwendige Aufklärung gibt, und als ginge ihr ſelbſt dieſe Sache gar nicht nahe. Die Maske der Unbekümmertheit, die ſie nun ſeit Monaten Tag für Tag hatte zur Schau tragen müſſen, war ihr natürlich geworden.

Nun hatte die Hofmarſchallin geſchrieben.

Hilma ſtand über einen offenen Koffer gebeugt, als ganz ungewohnterweiſe die Mama in ihr Zimmer kam.

„Die Schmelling ſchreibt mir da etwas, was mir über alle Maßen peinlich iſt,“ ſagte die Mama aufgeregt, „man macht Dir den Vorwurf, daß Du die Annäherungen des Prinzen nicht, wie es Deine Pflicht geweſen wäre, zurückgewieſen hätteſt! Iſt das nun wirklich wahr? Kann das wahr ſein?!“

Hilma richtete ſich auf. Sie fühlte, daß ſie im Sturm widerſtreitender Empfindungen wechſelnd rot und bleich wurde.

‚Welche Zumutung!‘ dachte ſie, ‚welche Ungeheuerlichkeit!‘

Und ſie ſagte: „Wie ſoll ich denn den zurückſtoßen, der mich anzieht, als wäre er der Magnet und ich die Nähnadel? Es iſt unmöglich.“

„Unmöglich? Wenn es doch ganz einfache Notwendigkeit iſt?“

Mit erhobenem Kopf und offenem Blick ſah Hilma die Mama an. „Wir lieben uns, Mama. Ich liebe ihn.“

Die Mama ſeufzte und ſchüttelte den Kopf. „Aber Du unglückliches Kind, kannſt Du denn nicht begreifen, daß Du das nicht darfſt?“

„Ich dürfte ihn nicht lieben?!“

„Nein, ſeine Fürſten darf man verehren und ſie bewundern, wenn man mag, man ſoll ihnen auch in Treue ergeben ſein; aber ſie lieben, ſo wie Du es meinſt, das darf man nicht. Das iſt ſchon faſt Hochverrat.“

„Daran glaube ich nie und nie!“ rief Hilma feurig. „Wenn ihr ſagt: Du darfſt ihn nicht heiraten! ja, das könnt ihr mir verbieten — und tut es —; ich finde es entſetzlich grauſam, aber ich muß es hinnehmen. Zu lieben, wen ich lieben muß, kann mir dagegen kein Menſch auf der Welt verbieten. Das läßt ſich nicht verbieten.“

„Du hätteſt es wenigſtens verbergen müſſen!“

„Das hab' ich auch getan, — nur nicht vor ihm.“

„Dann hat alſo der Prinz Dich verraten?“

„Er hat den Fürſten gebeten, mich heiraten zu dürfen. Das war ſein ganzer Verrat.“

Da auf einmal fing die Mama zu zittern an, ihre Lippen färbten ſich bläulich und ihre blauen Augen ſahen ſchwarz aus, ſo erweiterten ſich die Pupillen.

Sie verlor alle Beherrſchung und fuhr Hilma mit zornigem Entſetzen an: „Du ſollſt dies Geſicht nicht machen! Ich kann's nicht ſehen! Ich haſſe das! Geradeſo ſah er aus, wenn .....“

„Wann ſah er ſo aus?“ fragte Hilma geſpannt, — und mit grauſamer, bewußter Nichtachtung der mütterlichen Empfindlichkeit ſetzte ſie hinzu: „Vielleicht, wenn er von der ſprach, die er lieb hatte?“

„Ja, wenn er von der Perſon ſprach,“ antwortete die Mama mit zornfunkelnden Augen.

Sie ſchien ſich nicht zu wundern, daß Hilma um das wußte, was ſie durch viele, viele Jahre ſorgſam verſchwiegen hatte. Die Erinnerung an irgend eine durchlebte Szene, die eben durch Hilmas Ausdruck lebendig geworden war, ſchien ſie ſo zu erregen, daß ſie die Gegenwart und die Tochter über der Vergangenheit

vergaß. Hilma selbst war so erschüttert, daß auch für sie im Augenblick das eigene Schicksal hinter dem der Eltern zurücktrat.

Was mochte der Vater gelitten haben, ehe er den Mut zu diesem traurigen Bruch gefunden hatte! Aber auch sie, die Mama! Daß sie den wütenden Schmerz niemals überwinden konnte! Daß sie ihr Leben vertrauerte und verseufzte! Und welcher Haß wohnte noch immer in ihrem Herzen!

„Mama," sagte sie sanft, „denke nicht an etwas, was Dich quält! Die Frau Hofmarschallin muß mich anklagen, um die brüske Manier zu entschuldigen, mit der man sich meiner entledigt hat. Willst Du Dir darum wieder Deine Migräne holen?"

Die Gedanken der Mama kamen wie von einem wachen Traum zurück zur Gegenwart.

Sie seufzte tief: „Unglückliches Kind! Mit Deiner Ungezügeltheit wirst Du noch Dich und andere zugrunde richten, gerade wie Dein Vater es gemacht hat."

„Mama," rief Hilma leise, „ich bin so froh!" Und ganz zag und zart wagte sie es, die Mutter zu umarmen, — aus Freude darüber, daß diese sich endlich einmal entschloß, den Vater vor ihr zu nennen.

Die Mama befreite sich mit erstauntem Lächeln.

„Du wunderliches Kind," sagte sie, „es ist wirklich nicht möglich, Dich zu verstehen."

„Sollte man sich nicht vielleicht ein bißchen lieb haben können, auch ohne das?" meinte Hilma in freundlich zuredendem Tone.

Die Mama senkte den Kopf, sah mutlos und müde aus.

„Was in mir lieben konnte, — Menschen lieben, meine ich, ist gewaltsam verwüstet worden," sagte sie, vor sich hin sprechend. „Ein Seelenmord ist an mir begangen worden! Der es getan hat, wird es einst vor dem ewigen Richter zu verantworten haben."

Wieder in die eigenen finsteren Gedanken versunken, schlich sie davon, mit den schleifenden Schritten und dem schleppenden schwarzen Gewand. ‚Wie ein dunkler Unglücksvogel,' dachte Hilma, ‚dem die Schwingen gebrochen sind.'

Wie Hilma ihre Mutter kannte, mußte diese ohne Zweifel den Großpapa und den Onkel mit dem Inhalt des Briefes der Hofmarschallin bekannt gemacht haben, aber die beiden Herren schwiegen sich aus. Im Verkehr mit Hilma waren sie nur ein wenig höflicher und förmlicher als früher.

Beide, der hagere, weißköpfige Großvater und der Onkel Gustav mit seiner kolossalen Hünengestalt machten jetzt Eindruck auf sie durch ein stolzes, unabhängiges Herrentum in Haltung und Wesen, wie sie es in der kleinen Welt des Hofes nirgends, nicht einmal bei den Mitgliedern des Fürstenhauses angetroffen hatte. Dort war doch jeder — auch der Fürst — in tausend Rücksichten und Vorsichten eingezwängt, — hier hausten freie Herren auf ihrem Grund und Boden in selbstherrlicher Einsamkeit.

Der Prinz schrieb:

„Dein Heinrich hat üble Tage durchlebt, mein geliebtes Herz! Ich war Seiner Durchlaucht gegenüber etwas zu heftig geworden und erhielt Zimmerarrest.

Von Deiner Abreiſe erfuhr ich erſt, als Du ſchon fort warſt. Man hat es ja ungeheuer eilig gehabt, Dich zu entfernen! Sie haben von ihrem Standpunkt aus auch ganz recht, denn Du biſt in der Tat eminent gefährlich! Deine Nähe iſt für meine Gemütsruhe, was die Brandfackel für den Pulverſchuppen iſt. Jetzt werde ich auf Schritt und Tritt bewacht. Sie fürchten, ich könnte eines Tages Orlando, meinen Fuchshengſt, ſatteln laſſen und nach Zollbrück jagen. Freilich täte ich es lieber heut als morgen. Aber die Dinge hier haben ſich derart zugeſpitzt, daß ich nicht wagen darf, die, in deren Händen die Macht iſt, zu reizen. Wir Fürſten ſind die unfreieſten von allen Menſchen, das iſt gewiß! Man will mich auf eine Weltreiſe ſchicken, um mich von dieſer Paſſion zu kurieren. Sie können mich um den Mond ſchicken und um alle Planeten, ohne dieſen Zweck zu erreichen. Aber wir müſſen uns fürs erſte ruhig halten und uns ſtellen, als hätten wir uns gefügt, damit ſich unſere Staatsräte uſw. ihrerſeits beruhigen und uns wieder einige Freiheit der Bewegung erlauben. Dieſe Zeilen ſtecke ich in ein leeres Kuvert, welches ich durch Olemeyer (der Kammerdiener) an den Oberleutnant v. P. ſchicke, deſſen Frau die Rolle der Korreſpondentin mit Dir übernimmt. Sie adreſſiert. Antworte ebenſo, d. h. in doppeltem Kuvert, deſſen Äußeres du an Aunchen P. adreſſierſt. Beide P.'s ſind mir ſehr ergeben und abſolut ſicher."

Hilma antwortete und trug den Brief ſelbſt nach dem nächſten Poſtort. Sie war jetzt mehr als je ſich ſelbſt überlaſſen, unbehindert durfte ſie ausgehen, wann und wohin ſie mochte.

Auf dem Weg zur Poſtſtation begegneten ihr Anita und der Kandidat Günther, die ſeit kurzem verlobt waren.

‚Da geht ſie nun am Arm ihres ſtattlichen Bräutigams,' dachte Hilma, ‚und gewiß iſt es ihr, als hätte es niemals anders kommen dürfen. Und doch war ſie vor wenigen Jahren in den armen Lampert verliebt.'

(Dieſer Umſtand, an deſſen Möglichkeit ſie damals kaum gedacht hatte, war ihr nachträglich zur Gewißheit geworden.)

Sie dachte auch: ‚Wenn Anita nicht eine kleine Heilige wäre und temperamentlos obendrein, ſo müßte ſie mich in jener Zeit gehaßt haben — und ein klein wenig hat ſie's wohl auch getan.'

Anita blieb ſtehen.

„Sieht man Dich endlich einmal wieder, gute Hilma?" ſagte ſie in ihrer ruhigen Art; „Du haſt uns Zollbrücker in Deiner großen Welt wohl ganz vergeſſen gehabt!"

„Die Welt war klein, nicht groß," entgegnete Hilma mit einem Lächeln. Dann verſicherte ſie, daß ſie das Zollbrücker Pfarrhaus nie und nirgends vergeſſen werde und gratulierte den beiden mit hübſchen Worten zur Verlobung.

Den Oberflächenton hatte ſie bei Hofe gelernt und handhabte dieſe Fertigkeit, wenn ſie wollte, wie eine Kunſt.

„Ob Du glücklich biſt, braucht Dich niemand zu fragen, liebſte Anita — man ſieht es Dir von weitem an."

„Aber Du ſiehſt viel weniger friſch aus als früher," ſagte Anita aufrichtig.

Hilma dachte mit bedrücktem Herzen: „Das ist kein Wunder.“ Sie sagte lächelnd: „Das Hofleben macht ein wenig müde.“

Als die Verlobten weitergegangen waren, wollte es Hilma nicht aus dem Sinn, wie rein und friedevoll und still sie ausgesehen hatten! Da waren keine Spuren von Stürmen der Leidenschaft, von Ängsten, Zweifeln und Sorgen.

Sie schüttelte aber die Niedergeschlagenheit, die sich ihrer bemächtigen wollte, rasch ab, indem sie zu sich selbst sagte: „Die Anita hat immer unter einer Glasglocke gelebt, und ihr Glück ist Glasglockenglück.“

Am nächsten Tag ereignete sich das noch nie Dagewesene, daß die Frau Kirchenrat Mathis ihr, der Hilma, einen feierlichen Besuch machte!

Hilma saß der kleinen, unscheinbaren, puritanisch einfach gekleideten Frau mit mehr Schüchternheit gegenüber, als sie solche je vor ihrer Durchlaucht der Landesfürstin empfunden hatte.

Frau Mathis sagte: „Du weißt, liebe Hilma, daß ich Dich auf einer gefahrvollen Straße glaube. Aber immer habe ich etwas hoch an Dir geschätzt: Deinen aufrichtigen Ernst. Ich mußte vor einigen Jahren meiner Anita die Freude, mit Dir zu verkehren, leider versagen, weil ich den Einfluß Deines starken Geistes auf ihren schwächeren ernstlich fürchtete. Jetzt hat sie aber einen so festen Halt an unserem lieben Günther, daß ihr kein anderer Einfluß mehr Gefahr bringen kann. Tue mir nun die große Liebe und komm wieder ins Pfarrhaus wie früher.“

„Ich bin nicht gut, Frau Mathis!“ sagte Hilma. „Ich muß über Recht und Unrecht so anders denken, als die sogenannten Guten!“

„Niemand ist gut, denn der alleinige Gott,“ entgegnete Frau Mathis. „Ich bin fest überzeugt, daß Deine ehrlich ringende Seele noch auf den rechten Weg gelangt. Nur vor geistigem Hochmut hüte Dich.“

Jedes Wort kam der kleinen Pfarrerin ganz unmittelbar aus dem Herzen, darum empfand man ihre Worte als etwas besonders Eindringliches, Schwerwiegendes, während die gleichen Worte bei anderen leicht banal geklungen hätten.

Es war nicht möglich, sich in ihrer Gegenwart zu langweilen, und es war nicht möglich, ihr etwas zu verargen.

Der Mutter zuliebe nahm Hilma den Verkehr mit der ihr fremd gewordenen Anita wieder auf, ohne daß man sich freilich näher kam. Es blieb ein rein nachbarlicher Freundlichkeitsaustausch.

Hilma hatte ihre Briefe.

Sie ging fast täglich durch das Wiesental nach der Poststation und trug ihren Brief in den Kasten, oder frug an dem kleinen Schalter: „Ist etwas für mich da?“ Der junge Postbeamte wußte längst, wie der Brief aussehen mußte, den sie haben wollte, und an seiner Miene erkannte sie sofort, ob er den richtigen in der Hand hielt.

Einmal begegnete sie der Anita im Dorf und diese erzählte, sie käme gerade von der jungen Frau Strohl. „Eurer guten Amanda, weißt Du, die hat einen herzigen kleinen Jungen.“

Da fiel es Hilma mit Beſchämung ein, daß ſie ſich in den acht Wochen, die ſie nun ſchon zu Hauſe war, noch gar nicht nach der treuen Amanda umgeſehen hatte.

Sie machte ſich noch denſelben Tag auf den Weg.

Der Bauernhof der Strohls war zwar nicht der reichſte, aber der hübſcheſte im Dorf. Das alte Haus und die Hofmauer mit Torfahrt und Pförtchen waren ſo hübſch, daß fremde Maler kamen, um ſie zu zeichnen. Nichts Traulicheres als das alte hohe Dach, die Holzgalerie vorm erſten Stock, das Fachwerk mit ſeinem wetterharten und wetterdunkeln Gebälk zwiſchen dem weißen Kalkbewurf!

Der Meiſter Strohl war ſeines Zeichens Tüncher, und das Gehöft mit ſamt dem Ackerland hatte ihm die Frau in die Ehe gebracht. Sie war zehn Jahre älter wie der Mann, den ſie ſich ausgeſucht hatte, und galt im Dorf für ein böſes Weib.

Der Louis half dem Vater beim Tünchen und in der Wirtſchaft, und ſein junges Weib hatte die Arbeit einer Großmagd zu tun.

Als Hilma durch das Hofpförtchen trat, ſah ſie die Amanda in der Haustür ſtehen. In dem weiten, langen Mantel von Kattun trug ſie ihr kleines Söhnchen.

Hilma hatte noch nie etwas ſo Glückliches, Beſeligtes geſehen, wie das Geſicht der jungen Mutter, die bald ihr, bald dem Kindlein zulächelte. Über die Maßen entzückt ſchien die Amanda von dem kleinen Weſen, welches für Hilmas Augen recht häßlich war. Hilma traute ſich nie an ganz kleine Kinder heran, dieſe ſchrumplichen, gebrechlichen, quäkenden Kreatürchen flößten ihr ein leiſes Grauen ein. Doch das ließ ſie die ſtrahlende Mutter nicht merken.

„Ein gar zu liebes, kleines Dingelchen!“ ſagte die Amanda mit ſtolzer Zärtlichkeit. „Wir ſind alle ganz vernarrt in das Fritzchen! Den Großvater müßten Sie nur mal ſehen, Fräul'n Hilmchen! Nun, da muß mer wirklich lachen, wie der mit dem Kind is! Und die Großmutter gibt ihm auch kein böſes Wort. So'n herz'ges Närrchen aber auch! Nichwahr, mein Goldjunge, Du läßt den ganzen Strohlhof nach Deiner Pfeife tanzen? Wie er lacht, Fräul'n Hilma! Nun, ſehn Sie nur!“

Die Amanda ſelbſt lachte vor Freude und Wonne.

Nie hatte Hilma ein glücklicheres Menſchenkind geſehen!

‚Ihr Hof, ihr Haus, ihr Mann, ihr Kind, das iſt ihr die Welt,‘ dachte Hilma, als ſie wieder auf der Dorfſtraße war, ‚und in dieſer Welt iſt ſie alles, iſt ſtolz und reich, iſt eine Königin, obwohl der Louis nur Knecht bei den Eltern iſt und ſie der böſen Schwieger als Magd dienen muß.‘

Ein heißes Sehnen überfiel ſie.

„Wäre doch nur mein Heinrich ein Bauer und dürfte ich mit ihm als ſeine Bäuerin auf einem Hof, wie der Strohlhof, wirtſchaften! Und dann müßten wir auch ein Kind haben und . . . und . . .“

In ſchweren lila Blütentrauben hing der perſiſche Flieder über die Mauer des Schloßgartens und duftete ſtark und miſchte ſein Parfüm mit dem Duft der Roſen und des friſch gemähten blumigen Graſes.

Digitized by Google

Die Mädchen auf der Straße faßten ſich bei den Händen und ſangen.

Hinter ihnen, in einiger Entfernung, ſchritten Bauernburſchen, die trugen halb erſchloſſene Roſen zwiſchen den Zähnen und lachten vor Luſt.

10.

Im Hochſommer kam Horſt. Er trug jetzt Leutnantsuniform, die ſeiner ſchlanken, eleganten Figur wie angegoſſen ſaß. Hilma fand ihn ſo hübſch geworden, daß ſie ganz eitel auf den Bruder wurde. Alle Mädchen und Weiber im Dorf ſchauten ihm nach.

Ihm gefiel die Schweſter weniger.

„Sag mal, haſt Du eigentlich gar keine Heiratsanträge gehabt, als Du dort am Hof warſt?“ forſchte er unzufrieden.

„Doch. Einen.“

„Und? Mochteſt Du nicht?“

„Doch. Sehr.“

„War er nicht von Stand?“

„Er iſt ein Prinz. Der Prinz Heinrich. Aber man erlaubt ihm nur, eine Prinzeſſin zu heiraten.“

Daß ein Prinz des regierenden Hauſes ſich um ſeine Schweſter beworben hatte, ſchmeichelte dem jungen Leutnant. Trotzdem ſchüttelte er bedenklich den Kopf.

„Ja, das iſt nur ſo ſchrecklich ausſichtslos,“ meinte er. „Ich rate Dir: vergiß ihn und nimm einen aus unſerem Stand.“

„Nein, ich liebe ihn und kann keinen anderen nehmen, ſelbſt wenn ich die Wahl unter vielen hätte, was ich nicht habe.“

Er ſchüttelte den Kopf.

„Dann wirſt Du eine alte Jungfer werden.“

„Das iſt noch lange nicht das Schlimmſte,“ fand ſie.

Er zog die Brauen hoch, die in dünnen, wagerechten Strichen ſeine Stirn begrenzten. Und wie ſie jetzt in ſein feines, beſorgtes Geſicht ſah, fiel ihr auf, wie ſehr ſeine Züge denen der Mama glichen.

„Übrigens hat mir der Papa einen Auftrag an Dich gegeben,“ ſagte Horſt nach einem längeren Schweigen. „Er läßt Dir ſagen, Du möchteſt Dich daran erinnern, daß ſein Haus jederzeit für Dich offen ſtehe.“

Sie vergaß alles andere, wenn von ihrem Vater die Rede war.

„Das läßt er mir ſagen?!“

„Ja, und er band mir auf die Seele, es nicht zu vergeſſen.“

„Weiß er denn nicht, daß man mir hier nie und nimmer die Erlaubnis geben würde, ihn zu beſuchen?“

„Doch, das muß er wiſſen, und ich habe ihm auch geſagt, daß es unmöglich ſei.“

„Und ..... was meinte er?“

„Er beharrte dabei, Du müſſeſt es jedenfalls wiſſen, daß Dir ſein Haus offen ſtehe, wie ſein Herz.“

„Wie ſein Herz? Sagte er das?“

„Ja.“

„Ich habe ſeine Gedichte und Dramen geleſen. Ich beſitze ſie. Sie ſind ſchön.“

Horſt errötete. „Hm, ja,“ ſagte er; „ich verſtehe nicht viel von moderner Literatur. Mir kommt das Zeug ſo dunkel und verkünſtelt vor. Aber in ſeinen Kreiſen gilt der Papa was.“

„Ob ich ihn wohl noch einmal kennen lernen werde?“ Sie ſprach es vor ſich hin.

„Ich muß geſtehen, daß mir der Kreis um Papa und Agnes als täglicher Verkehr für Dich nicht ſehr behagen würde. Du wärſt dort ziemlich deplaziert.“

„Und hier? Bin ich hier denn am rechten Platz?!“

„Hier biſt Du ganz gut aufgehoben. Ich glaube gern, daß es ein wenig langweilig iſt; aber ſtandesgemäße Langeweile iſt für ein Edelfräulein immer doch viel beſſer, als unſtandesgemäßes Amüſement.“

Sie lachte.

„So könnte ja der Großpapa ſprechen!“ ſagte ſie. —

Im Oktober trat Prinz Heinrich die Weltreiſe, die ihn von ſeiner ‚unglücklichen Paſſion für die kleine Viernau‘ kurieren ſollte, wirklich an, und damit hörte der Briefwechſel, der während des Sommers Hilmas Glücksquell geweſen war, mit einemmal auf.

Nun hatte ſie wieder nichts als ihre Bücher.

Im Frühjahr heirateten Anita und Günther. Der Kirchenrat traute das Paar in ſeiner Dorfkirche unter Tränen, und die aus dem Herrenhaus wohnten dem exquiſiten kleinen Hochzeitsmahl im Pfarrhaus bei.

Am nämlichen Tag reiſten die Neuvermählten ab; nicht auf eine Hochzeitsreiſe, — dieſe Einrichtung fanden Kirchenrats gänzlich überflüſſig, ſondern nach Günthers neuer Pfarrſtelle.

Hilma ſah ſo blaß und ſchwermütig aus, daß der Onkel Guſtav ſeiner Bequemlichkeit einen Stoß gab und ſie wieder auf Spazierritte mitnahm.

Und ſolange ſie auf dem Rücken ihres Pferdes ſaß, durch die ihr liebe Landſchaft trabte, und ſich von der Luft umblaſen ließ, wichen Trübſinn und Lebensunluſt, die ſie jetzt oft niederdrückten, einem Rauſch von Freiheits- und Kraftgefühlen.

Zweimal erhielt ſie während dieſes Jahres Briefe aus weiter Ferne, die ſie dann für kurze Zeit mit heißem Glück erfüllten.

Aber dieſe Oaſen waren zu ſpärlich verſtreut. Und ſo ſchlich der Sommer vorüber und der lange dunkle Winter, und endlich kam das Frühjahr, das den Prinzen in die Heimat zurückbringen ſollte.

Eines Tages im März fuhr am Portal des Herrenhauſes ein herrſchaftlicher Wagen vor und Hilma, die in ihrem Zimmer über dem Xenophon ſaß, ſah neugierig durch das Fenſter einen etwas gebeugten alten Herrn ausſteigen, den ſie mit Staunen als Seine Exzellenz den Herrn Staatsminiſter von Zeyern erkannte.

Eine halbe Stunde danach ließ der Großpapa ſie bitten, ſich zu einer kurzen Unterredung auf ſein Zimmer zu bemühen.

An dem Sofatiſch, unter dem großen Stahlſtich, der die Beichte des ſterbenden Banditen darſtellte, ſaßen der Großpapa und der Miniſter. Der Aſchen-

becher aus Lapis-Lazuli und Gold, den Hilma immer bewundert hatte, ſtand zwiſchen ihnen. Sie rauchten, und der Duft ganz feiner Zigarren hüllte ſie ein. Auf dem Tiſch vor ihnen ſtanden auch geſchliffene Kriſtallgläſer und eine Flaſche Wein, goldbrauner ſchwerer Wein, der ſein Aroma mit dem des Tabaks miſchte. Ein Sonnenſtrahl hatte ſich in dem Kriſtall und dem Wein verfangen und warf wunderzarte goldfarbige Lichtkegel über das Tiſchtuch.

Der Miniſter erhob ſich und begrüßte Hilma mit einer tiefen Verbeugung.

Er hatte ein ſtrenges, verknöchertes Altmännergeſicht, in dem Geſetzeswille und Rechtsbewußtſein jede impulſive menſchliche Regung ertötet zu haben ſchienen.

Auch aus ſeiner trockenen tonloſen Stimme ſchien alles unmittelbare Empfinden entflohen.

„Setze Dich ein wenig zu uns, liebes Kind," ſagte der Großpapa, und Herr von Zeyern rückte ihr einen Seſſel zurecht.

„Geſtatteſt Du, daß wir weiter rauchen?" fragte der Großpapa höflich.

„Bitte ſehr!"

Sie hatte die Scheu vor dem herriſchen Großvater, der ſo eiſig ſein konnte und ihr nie eine Spur von wirklicher Zuneigung gezeigt hatte, noch heute nicht überwunden. Jetzt eben ſchien er ihr aber von den beiden doch der weniger Beängſtigende.

Der Miniſter machte eine höfliche Wendung gegen ſie und ſagte mit ſeiner leiſen, blechernen Stimme: „Ich bitte um Verzeihung, mein gnädiges Fräulein, daß ich eine ſehr delikate Angelegenheit berühren muß. Es handelt ſich um eine Feſtſtellung in betreff gewiſſer — hm — intimer Abmachungen, die zwiſchen Ihnen und Seiner Durchlaucht dem Prinzen Heinrich exiſtieren ſollen."

Er machte eine Pauſe.

Hilma, die auf ihre Hände geſehen hatte, hob den Kopf und blickte dem alten Herrn grade in die Augen. Sie fühlte: ‚Was Du jetzt auch von mir denkſt, ich ſchäme mich meiner Liebe nicht und das ſollſt Du wiſſen.'

Dennoch war ſie rot geworden, was ſie an der Glut ihrer Wangen wohl ſpürte.

Der Miniſter ſah auf die Zigarre, die er zwiſchen den Fingern hielt und fuhr fort:

„Ich darf vorausſetzen, daß Sie, mein gnädigſtes Fräulein, mit der Tatſache vertraut ſind, daß nach dem fürſtlichen Hausgeſetz, insbeſondere auch dem die Thronfolge regelnden Geſetz, nur eine Prinzeſſin von Geblüt die Gemahlin unſeres Prinzen Heinrich werden kann?"

„Ja, ich weiß," antwortete Hilma.

„Das habe ich erwartet," ſagte der Miniſter mit hörbarer Befriedigung. „In der Reſidenz gehen aber Gerüchte um, der Prinz habe Ihnen — hm, — eine Art Eheverſprechen gegeben, und dieſes Gerücht ſoll ſich, ſo wird behauptet, auf Äußerungen Seiner Durchlaucht ſelbſt ſtützen. Ich muß Sie dringend bitten, mein gnädiges Fräulein, mich über dieſen Punkt genau orientieren zu wollen."

Hilma empfand dieſe Worte als eine Mißhandlung. Ihr ganzer Stolz lehnte ſich auf. In dieſer prinzlichen Angelegenheit wurde ſie einfach als „quantité négli-

geable“ genommen! Man griff mit roher Hand in ihr allerheiligſtes, allerperſönlichſtes Leben und keiner ſchien auch nur einen Gedanken daran zu wenden, daß es ſich doch für ſie um nichts Geringeres als ihr Frauenglück handelte!

Wie erbärmlich dieſe Menſchen alle waren! Wie kalt, wie gefühllos!

Ihr Mund zitterte vor Zorn; allein ſie antwortete mit feſter Stimme: „Was mir der Prinz im Vertrauen geſagt hat, war für keinen Dritten beſtimmt. Ich habe aber nie etwas von dem, was er vielleicht in augenblicklicher Erregung verſprochen hat, als bindend angeſehen, denn ich weiß, daß er noch weniger als andere ſein eigener Herr iſt. Er hat mich geliebt, und es iſt mir immer nur um ſeine Liebe zu tun geweſen und nicht um Rechte. Er kann jede Prinzeſſin heiraten, die Sie für ihn ausſuchen, — wenn er will, — ich werde niemals Rechte geltend machen.“

Sie ſprach das Wort ‚Rechte‘ mit einer Verachtung aus, die wie ein moraliſcher Peitſchenhieb wirkte.

Der Miniſter zwinkerte mit den Augen, als habe ſeinen Sehnerv etwas zu Grelles getroffen; aber der Großpapa ſah ſie mit einem Aufblitzen ſeiner kalten Augen an und nickte Beifall.

Hilma merkte, daß ſie ihm eben imponiert hatte, — vielleicht das allererſte Mal.

Es entſtand eine Pauſe.

Dann räuſperte ſich der Miniſter und ſagte in verbindlichem Ton: „Eine vollkommen korrekte Auffaſſung, mein gnädiges Fräulein, — eine Auffaſſung, die Ihrem Verſtand Ehre macht. Wir müſſen jedoch auch mit der Möglichkeit rechnen, daß Seine Durchlaucht der Prinz ſich ſelbſt wegen ſolcher in der Erregung des Augenblicks gegebener Verſprechen mit Bedenken tragen könnte.“

„Sie können ihm verſichern, Exzellenz, daß ich gar keinen Anſpruch erhebe, — gar keinen! — Er weiß das übrigens,“ ſetzte ſie leiſe hinzu.

„Darf ich Sie bitten, mir dieſe Verſicherung ſchriftlich zu geben? Es iſt nur eine Form.“

Hilma, der es eine Genugtuung geweſen war, den beiden despotiſchen Greiſen gegenüber nur ihren Stolz zu Worte kommen zu laſſen, erſchrak.

Sie begriff, daß der Prinz ſeinen hartnäckigen Widerſtand gegen den ihm abverlangten Verzicht mit der Verſicherung begründet hatte, daß er durch heilige Verſprechen gebunden ſei. Nun wollte man ihm ihren ausdrücklichen Verzicht vorzeigen. Das entwand ihm ſeine letzte Waffe. Und dazu ſollte ſie ſelbſt, — ſie! — die Hand bieten? —

In ſchwerem Zweifel ſchaute ſie zu dem Banditen auf, der in ſo ſchöner Poſe ſtarb, und ließ die tonloſe Stimme des fürſtlichen Staatsmannes über ſich hinſäuſeln.

‚Da er im Sterben iſt, hätte man ihm wenigſtens die Feſſeln von den Armen nehmen können!‘ dachte etwas in ihr.

Indeſſen ſagte der Miniſter beinahe gütig: „Sie ſchreiben nur auf einen Bogen Papier, daß Sie keinerlei Anſpruch an den Prinzen erheben und kein Recht geltend zu machen hätten. Dies unterzeichnen Sie mit Ihrem vollen Namen. Nach den ſehr verſtändigen, einſichtsvollen Worten, die wir ſoeben die Genugtuung

hatten, hier von Ihnen zu hören, kann Ihnen dieſe gleichgültige Äußerlichkeit kaum etwas bedeuten."

„Aber ihm wird ſie etwas bedeuten," entſchlüpfte es ihr. Dazu ſchwieg der Miniſter.

Der Großpapa war geräuſchlos aufgeſtanden und an den Schreibtiſch getreten, auf dem die Leuchter mit den goldenen Löwen und den Kriſtallklunkern blinkten und alle die anderen koſtbaren, ſchönen Gegenſtände.

Er öffnete die nach Juchtenleder duftende Schreibmappe, legte mit ſeinen ſchlanken, weißen Händen einen wappengeſchmückten Briefbogen auf das Löſchblatt der Unterlage und griff nach ſeinem Federhalter, der aus Malachit geſchnitten war.

„Du kannſt die paar Worte gleich hier ſchreiben," beſtimmte er.

„Nein! nein! nein!" rief ihr Herz.

Aber über ihre Lippen kam der Ruf nicht. Wenn der Großvater einen Befehl gab, pflegte man in dieſem Hauſe widerſpruchslos zu gehorchen.

Sie ſtand auf, ſetzte ſich vor den vielbewunderten Schreibtiſch und nahm den Malachitfederhalter aus der Hand des Großpapa entgegen.

Der Großpapa öffnete den Deckel des Tintenfaſſes und bemerkte: „Hier iſt der Streuſand."

Dann trat er leiſe zurück.

Es wurde ſo ſtill im Zimmer, daß man die Stutzuhr unter ihrer Glasglocke ticken hörte. Die beiden alten Herren warteten ohne ſich zu rühren.

Hilma ſaß mit dem Federhalter in der Hand, ſtarrte auf das weiße Papier und ſtrengte ſich an, mit ſich ſelbſt ins Klare zu kommen.

Warum graute ihr eigentlich davor, niederzuſchreiben, was ſie doch eben ſtolz bekannt hatte? Doch nur, weil ſie ſeiner Liebeskraft nicht ganz ſicher war. Sie fürchtete, daß er des unerquicklichen Streitens müde werden und nachgeben könne, wenn ſie ſelbſt noch den Gegnern half.

‚Aber will ich denn ſeine Treue erliſten?' ſagte ſie zu ſich ſelbſt. ‚Iſt ſeine Liebe wirklich groß und ſtark, dann wird ihn dies Schriftſtück nicht irre machen. Und iſt ſie nicht ſtark genug, dann verliere ich ihn doch. Und nichts kann mir helfen!'

Sie tauchte entſchloſſen die Feder in die Tinte und ſchrieb ihre Erklärung bündig. Darunter ſetzte ſie mit feſten Schriftzügen ihren Namen.

11.

Einige Wochen nach dem Beſuch des Miniſters ritt Hilma mit dem Onkel Guſtav ſpazieren.

In bequemem Schritt ging es hügelan durch einen lichtgrünüberwölbten Hohlweg. Die Sonne, die durch das junge Laub der Buchen und Kaſtanien ſchien, warf grünes Licht auf Onkel Guſtavs Schimmel, auf ihn ſelbſt und auf den Boden. Alles war grün.

Hilma ließ die Zügel loſe hängen, denn der Weg war ſchlecht, und ihr Pferd bückte den Kopf und ſuchte ſich einen Pfad zwiſchen den tiefen Furchen, die winterliche Holzfuhren eingegraben hatten, und über hohe Baumwurzeln.

„Es ist so klug und sicher," sagte sie, von ihrem Pferd entzückt, „ich vertraue ihm, wie wenigen Menschen."

„Ach freilich," entgegnete der Onkel, „Tiere sind im allgemeinen weit zuverlässiger als Menschen."

Er war heute besonders liebenswürdig.

Plötzlich sagte er: „Hast Du schon gehört, daß Dein edler Prinz in der nächsten Woche zurückerwartet wird?"

Sie wurde dunkelrot.

„Ja. Ich weiß."

„Weißt Du auch, daß man bei Hofe in lebhafter Besorgnis ist, der hohe Reisende könnte den Weg von der Residenz nach Zollbrück finden?"

„Ach, er denkt wahrscheinlich längst nicht mehr an mich," sagte Hilma mit gespielter Unbekümmertheit.

„Man scheint hiervon bei Hofe keineswegs überzeugt zu sein," entgegnete der Onkel. „Jedenfalls hat man den dringenden Wunsch, daß Du fürs erste aus der Nachbarschaft verschwinden möchtest."

„Soll ich jetzt eine Weltreise machen?" fragte sie spottend.

Er lachte behaglich: „Sie würden vielleicht sogar das Reisegeld stiften. Aber der Papa und Deine Mutter haben entschieden, Dich für ein paar Jahre in das Stift Altenhagen zu schicken; dort ist doch die Tante Eveline Priorin."

„Unter die alten verschrobenen Stiftsdamen nach Altenhagen soll ich?" rief Hilma mit einem solchen Ruck des Entsetzens, daß ihr Pferd unruhig wurde. „Lieber möchte ich gleich tot sein!"

„Mein Fall wäre es auch nicht grade," gab der Onkel zu. „Und darum will ich Dir mit Erlaubnis des Großpapas und Deiner Mutter einen vernünftigen Vorschlag machen. Uns allen wäre es sehr recht, unseren Durchlauchtigsten Herrschaften ad oculos zu demonstrieren, daß auch wir weitaus am liebsten unter uns bleiben. Machen wir also doch ihren Ängsten kurzerhand ein Ende, indem wir uns heiraten. Du wirst Gräfin Gustav Utendorf und damit ist die Sache ein für allemal erledigt. In unserem Stillleben braucht das nichts zu verändern."

„Das ist sehr gut von Dir, Onkel," stammelte die erschrockene Hilma in äußerster Verwirrung, „ich bin Dir sehr dankbar, — aber ich glaube, es ist unmöglich."

„Warum?"

„Weil .... weil .... ich den Prinzen doch liebe!" —

Er entgegnete ruhig: „Sieh mal, Kind, so was vergeht. Die sogenannte Liebe beruht immer auf Einbildung. Man seufzt ach! und oh! und denkt, die Welt geht unter, wenn man die Betreffende oder den Betreffenden nicht kriegt, und ein paar Jahre später ist man heilfroh. Unglücklich wird man aber, wenn man den geliebten Gegenstand wirklich kriegt. Wie oft hab' ich das erlebt! Und Deinen Herrn Prinzen kannst Du ja doch nicht bekommen. Du kannst sieben Jahre in Altenhagen sitzen und mit den Stiftsdamen Meinungen über die Schwächen der lieben Mitmenschen austauschen, ohne daß sich hierin etwas ändert."

Sie wagte einen starken Einwand.

„Wenn ich heirate, muß ich doch Treue ſchwören! Und wenn ich die dann nicht halten könnte?“

„Das laß Du meine Sorge ſein,“ ſagte der Onkel ſehr gelaſſen. „Ich bin fünfundzwanzig Jahre älter als Du. Mit Liebhaberwünſchen würde ich Dir nicht läſtig fallen. Aber Deine Zukunft wäre ſichergeſtellt und die Gegenwart desgleichen. Wir wollen das jetzt nicht weiter erörtern. Überlege Dir den Vorſchlag gründlich.“

Sie ſchaute von der Seite nach ihm hin.

Sicher und läſſig ſaß er im Sattel auf ſeinem ſchweren Wallach. Wie klein ſah ſein Kopf über den mächtigen Schultern aus! Sein Geſicht hatte die dunkelrote Farbe der Blonden, die ſich viel dem Wetter und der Sonne ausſetzen. Er trug einen kurzen Backenbart und ſeine kleinen grauen Augen blickten hochfahrend und herrſchgewohnt. Er war ſtämmiger, grobkantiger, robuſter als der Großpapa, hatte auch nicht deſſen Neigung, ſich mit feinen, ſchönen Dingen zu umgeben. Aber der Kern ſeines Weſens blieb ihr noch fremder, als bei den anderen. Er konnte in ſo verletzender Weiſe höhnen und war jedenfalls völlig rückſichtslos.

Ihn zum Ehemann haben?! Der Gedanke war beängſtigend wie ein nächtlicher Alb!

Sie ritten ziemlich ſtumm heimwärts. Der ſchöne Frühlingstag neigte ſich dem Abend zu.

Die Amanda ſtand im Mauerpförtchen des Strohlſchen Hofs und ſchaute nach den von der Feldarbeit heimkehrenden Mannsleuten aus. Sie trug das Jüngſte auf dem Arm und das Fritzchen ſtand auf ſchwanken Beinchen neben ihr, an ihren Rockfalten ſich haltend. Die Geſtalt der Mutter verriet, daß in nicht zu langer Zeit ein Allerjüngſtes die Wiege füllen werde. Freundlich nickend und lachend erwiderte ſie Hilmas Gruß und den des Onkels.

Auf dem grobknochigen, ehrlichen Geſicht der jungen Frau lag wieder der Friede und das ſtille, lebenatmende Glück, das Hilmas Neid wachrief.

‚Ach, wär ich Du!‘

Ein ſchwerer Druck lag auf ihr. Was war das für ein Leben, das ſie lebte?! So öde, ſo leer, ſo nutzlos! Immer nur ſtillehalten und warten! Und während ſie ſtille hielt, ſchmiedeten andere ihr Schickſal, dieſen und jenen Rückſichten folgend, nur nicht denen für ihr eigenes Glücksverlangen. Immer hatte ſie gehofft, einmal freier zu werden, aber die alten Ketten ſaßen noch feſt, wenn ſie auch nicht immer drückten. Und nun wollte man dieſe Ketten mit einem Ring ſchließen, der ſie für immer feſſelte. Wenn ſie auch diesmal nachgab, wie ſie ſchließlich doch immer nachgegeben hatte, — aus Furchtſamkeit, aus Hoffnungsloſigkeit, aus Müdigkeit der Seele, — dann war alles zu Ende.

So furchtbar war ihr der Gedanke dieſer lebenslangen Verſklavung, daß der andere an den Geliebten, von dem man ſie gewaltſam trennen wollte, ganz zurücktrat.

„Ich muß fort! Ich muß fort, koſte es was es wolle! Aber nicht in den Kloſterzwang des Stifts, ſondern in die Freiheit.“ —

Sie konnte nichts anderes mehr denken, als dies angſtvolle: ‚Ich muß fort!‘

Sie fürchtete ſich ſelbſt, — die ſtarke Heimatsliebe, die ihr Herz mit Zollbrück hatte verwachſen laſſen.

Der Abend war ſo traulich. Jeder Stein, jeder letzte Sonnenſchimmer, jeder Baum rief ihr zu: ‚uns kennſt Du und haſt uns lieb und uns findeſt Du auf der ganzen Welt nicht wieder.‘

Die vertraute Stimme des alten Dieners, der das Abendeſſen meldete, — die drei vertrauten Geſichter um den lieben alten Eßtiſch — jeder Geruch, jedes Geräuſch, der beſondere Geſchmack jedes Gerichts, ſagte heute Abend: ‚Wir ſind, was Du kennſt und lieb haſt, wir ſind die Heimat, und uns findeſt Du niemals wieder.‘

Und dazwiſchen rief es immer banger, immer dringender: „Ich muß fort!“

„Fühlſt Du Dich nicht wohl, Hilma?“ fragte der Großpapa und fügte, den anderen zugewandt, hinzu: „Sie ſieht auffallend blaß aus.“

Hilmas Augen ſtanden voll Tränen.

„Sie hat ſich vielleicht beim Reiten ein bißchen ermüdet,“ ſagte der Onkel Guſtav. „Die Frühlingsluft greift an.“

‚Seid jetzt nur nicht freundlich!‘ fühlte Hilma in Herzensangſt, ‚ſonſt wein’ ich los.‘

Die Mama ſagte: „Ja, auch mich greift dieſe Luft entſetzlich an! Ich bin wie an allen Gliedern zerbrochen. Todelend!“

Dieſe bekannte Wendung rettete Hilma. —

Am nächſten Morgen ging ſie zu der Mama hinauf in das von Blumen durchduftete Erkerzimmer, das ſie nie ohne beſonderen Anlaß betrat, denn ſie mußte immer fürchten, läſtig zu fallen.

Die Mama pflegte, obwohl ſie ſich ſo müde und leidend fühlte, früh aufzuſtehen, weil ſie ein langes Imbettliegen morgens für laſterhaft hielt.

Trotzdem fand Hilma das Erkerzimmer noch leer. Die Veilchen und Primeln und Treibhausroſen füllten es mit Farben und mit Duft. Auf dem Sofatiſchchen ſtand zierlich geordnet das Frühſtück: altfranzöſiſches Porzellan mit Streublümchen, das ſilberne Zuckerſchälchen, das Schüſſelchen mit Biskuits. Es harrte der Herrin, die nur noch nach ihrer Malz-Schokolade zu klingeln brauchte. Neben der Frühſtückstaſſe lag im Lederband mit gepreßtem Kreuz der Thomas a Kempis.

Leiſe ſchob Hilma ein wenig den Vorhang zurück, der das Wohnzimmer vom Schlafzimmer trennte.

In dem Schlafzimmer hatte die Mama einen mit verblichenem Samt bezogenen Betſtuhl, der aus einer alten Hauskapelle ſtammte. Über ihm hing eine ſehr ſchöne Kopie der Murilloſchen Viſion des heiligen Franz von Aſſiſi.

Die Mama kniete im Betſtuhl. Ihre langen dunklen Röcke lagen ſchleppend am Boden. Sie regte ſich nicht.

Hilma ließ den Vorhang ſcheu zurückfallen. Sie trat an das offene Erkerfenſter und wartete.

Endlich raſchelte es drinnen. Sie hörte den wohlbekannten ſchleifenden Schritt.

Mit dem gewohnten flüchtigen Handkuß wünſchte ſie guten Morgen.

„Warum kommſt Du ſo früh? Ich habe noch nicht meine Andacht geleſen," klagte die Mama mit ſanftem Vorwurf.

„Ich muß Dir etwas ſagen," erklärte Hilma.

„Damit hätteſt Du doch warten können! Du haſt eine Vorliebe dafür, mir gleich zu Beginn des Tages die Stimmung zu verderben."

„Wir ſtimmen eben überhaupt nicht zuſammen," entgegnete Hilma, „darum iſt es auch für Dich gut, daß wir uns trennen müſſen."

„Du weißt, daß ich dieſen Ton nicht liebe."

Mamas Kammerjungfer trat ein und ſetzte das dickbäuchige geblümte Schokoladenkännchen auf den Tiſch, ſchenkte auch ein.

Dann ſagte ſie in dem zärtlich-mitleidigen Tonfall, den die Mama gern hörte: „Wünſche geſegnetes Frühſtück, Frau Baronin," und entfernte ſich auf weichen Sohlen, die Tür geräuſchlos hinter ſich ſchließend.

Die Mama blickte ihr nach, ähnlich wie ein Kind der davongehenden Kindermuhme nachblickt.

„Die Adolfine iſt vielleicht der einzige Menſch, der ſich wirklich noch um mich ſorgt," ſeufzte ſie.

Hilma erwiderte hierauf nichts, ſondern begann mit leiſer Stimme über ihre geſtrige Unterhaltung mit dem Onkel zu berichten.

„Ich kann nicht," ſchloß ſie.

Die Mama redete ein wenig zu, aber Hilma fühlte, daß dies nur der Einfluß der beiden Männer war, die dieſe ſchwache Seele knechteten.

„Sieh mal," ſagte die Mama, „wenn Du das großmütige Anerbieten Deines vortrefflichen Onkels annimmſt, können wir Dich ganz ruhig behalten. Sonſt müſſen wir Dich ins Stift nach Altenhagen tun und dort mußt Du bleiben, bis der Prinz vernünftig wird."

„Wenn er's nun aber nicht wird?"

„Dann macht er andere Torheiten, die uns nichts angehen. Aber glaube ja nicht, daß ein Weltmann jemals treu iſt! Das können die Männer gar nicht, denn das Neue reizt ſie am meiſten. Je weniger wir an ihnen hängen, deſto beſſer für uns."

Da ſagte Hilma: „Wenn ich fort muß, möchte ich nicht ins Stift, ſondern zu meinem Vater."

Das ſchlug ein wie der Blitz! Die Taſſe, deren Henkel die Mama zierlich zwiſchen den Fingern hielt, klirrte auf die Untertaſſe. Das feine Geſicht verzerrte ſich, und die blauen Augen wurden weit und ſchwarz vor maßloſer Empörung.

„Niemals!" rief ſie zornig. „Nie und nie und nie erlaube ich das! Und Dein Großvater erſt recht nicht. Dein Vater iſt, Gott ſei's geklagt! ein grundſatzloſer, tief geſunkener Menſch, der in ſchlechter Geſellſchaft lebt, weil anſtändige Menſchen nichts mehr mit ihm zu tun haben wollen. Es iſt ein himmelſchreiendes Unrecht, daß man mich gezwungen hat, ihm den Horſt auszuliefern. Man hat mein armes Herz ſtückweiſe aus der Bruſt geriſſen! Es gibt kein Mitleid auf der Welt mit einer verratenen, verlaſſenen Frau! Steine könnten über mich

weinen! Aber Du haſt kein Gemüt. Dir iſt alles, alles einerlei, wenn Du nur Deinen eigenen Kopf durchſetzen kannſt. Halb tot bin ich, — jeder ſieht es, — aber meine Tochter macht ſich kein Gewiſſen daraus, dem zu Tode gemarterten Herzen ihrer Mutter noch den letzten Tritt zu verſetzen."

Hilma ſtand kalt und ſtarr mit dem Rücken gegen die ſonnendurchlichteten Blumen des Erkers.

„Ich kann nicht den Onkel heiraten und will nicht ins Stift," wiederholte ſie. „Und ich bin kein Kind mehr, ſondern längſt mündig. Gebt mir etwas Geld und laßt mich meiner Wege gehen. Irgendwohin."

„Damit wir Dich in der Goſſe enden ſehen? Nein! Deiner Mutter gegenüber bleibſt Du immer das Kind. Du haſt leider viel von dem zügelloſen Naturell Deines Vaters, darum müſſen wir Dich doppelt hüten."

„Mein Vater hat mir einmal durch Horſt ſagen laſſen, ſein Haus ſtände mir offen."

„Und das hat der Horſt gewagt, zu wiederholen?!" Die Mama kam in einen ſolchen Zorn, daß ſie fauchte wie eine Wildkatze. „Unterſtehe Dich, einen Fuß über die Schwelle ſeines Hauſes zu ſetzen, und wir ſind miteinander fertig. Entweder wir oder er."

Hilma wollte ſagen: ‚Mir hat er nie etwas zuleide getan,' und die Worte blieben ihr in der Kehle ſtecken.

Hatte er nicht gerade ihr das Aller-allerſchlimmſte angetan? —

Sie ſah entſetzt in das blaſſe, hagere Geſicht der Mama, auf deſſen Backenknochen brennend rote Flecke erſchienen waren, und aus dem die weitgeöffneten, zürnenden Augen ſie ſo drohend anblitzten.

Ein Luftzug ſtrich durch das offene Fenſter, bewegte die Tüllvorhänge, daß ſie flatterten, und zauſte in Hilmas Haar.

Sie raffte ſich aus ihrer Starrheit auf.

„Verzeih, Mama, daß ich Deinen Morgenfrieden ſo arg geſtört habe," ſagte ſie traurig. „Ich hatte gehofft . . . aber . . . nun hoff' ich nichts mehr."

Damit ging ſie durch das Zimmer und aus der Tür.

Sie wußte, wie nun alles weiter ging: Die Mama klagte mit vielen Tränen dem Großpapa ihre Not, der berief die renitente Sünderin und prägte ihr auf ſeine Weiſe ein, daß ſie ſich den Beſchlüſſen des Familienoberhauptes zu fügen habe und weiter nichts. Mit ſeinem ſtarren Autoritätsprinzip würde er ſie einſchüchtern, wie immer. Und das Nächſte würde ſein, daß man ſie unter ſicherer Bedeckung nach Altenhagen ſchickte in das adelige Fräuleinſtift, in dem ſie eingekauft war. Dort konnte ſie dann unter der Obhut einer würdevollen, ſteifen Tante ihr nutz- und glückloſes Daſein weiterſpinnen.

Nein! nein! nein!

Jetzt mußte ſie fort, es mochte koſten, was es wollte! Sie durfte die Strafpredigt des Großpapas gar nicht erſt abwarten.

In Haſt kleidete ſie ſich um und ſteckte ihr Zahnbürſtchen und ein reines Taſchentuch zu ſich. Alles andere würde ſie entbehren können.

Sie zerbrach die irdene Sparbüchſe, die ſie beſaß, und zählte beſorgt den Inhalt. Die Stadt, in der der Vater wohnte, war weit. Aber man konnte vielleicht dritter Klaſſe fahren.

So ausgerüſtet ſchlich ſie fort. Sie hatte drei Stunden zu wandern bis zur Eiſenbahnſtation und mußte ſich eilen, wenn ſie den Schnellzug erreichen wollte. Das war gut, denn es ließ ihr keine Zeit, zurückzuſchauen nach dem geliebten Erdenfleck, der hinter ihr verſchwand. Und die Angſt, verfolgt oder angehalten zu werden, regte ſie ſo ſtark auf, daß ſie auch nicht dazu kam, zurückzudenken.

Sie ſprach ſich nur immer den Spruch aus dem Märchen vor:

„Hinter mir Nacht und vor mir Tag,
daß mich niemand ſehen mag.“

Drittes Buch.

1.

Sieben Stunden war Hilma im Schnellzug gefahren. Die ganze Zeit hatte ſie aufrecht auf der Holzbank der dritten Wagenklaſſe geſeſſen und das einzige, was ſie an Nahrung zu ſich genommen hatte, war ein Glas Bier geweſen.

Nun ſtand ſie ganz betäubt in der rieſigen Einfahrtshalle des großſtädtiſchen Bahnhofs. Solch ein Gedränge gut gekleideter Menſchen, die alle eilfertig und ſehr mit ſich ſelbſt beſchäftigt waren, ohne daß ſie ſich im geringſten um die anderen kümmerten, ſo viel elegante Erſcheinungen, die ſich ihren Weg durch die Menge bahnten, ohne die mindeſte Aufmerkſamkeit zu erregen, war ihr, ſeit Paris, nie vorgekommen.

Verwirrt und hilflos ſchaute ſie ſich um. Sie hatte an Horſt telegraphiert. Wenn er nicht da war, um ſie abzuholen, was dann? Sie wußte ſeine Adreſſe, — er wohnte für ſich allein, — die des Vaters war ihr unbekannt.

Ängſtlich ſpähte ſie nach jeder Uniform. Da ſtand er auf einmal neben ihr, legte ihr die Hand auf die Schulter.

„Nun ſag' mal, Hilma! Es geſchehen doch noch Wunder! Ich dachte, mich rührte der Schlag, wie ich Deine Depeſche las. Aber wo haſt Du Dein Handgepäck?“

„Ich habe keins.“

„Famos. Das find' ich ſchneidig. Dienſtmann, he! — Sie da! Gib dem Mann Deinen Gepäckſchein, er bringt den Koffer nach dem Wagen. Iſt es ein großer?“

„Ich habe keinen Koffer.“

„Keinen ..... Koffer?! Iſt er liegen geblieben?“

Sie legte beſchwichtigend die Hand auf ſeinen Arm.

„Nein, — ich hab' gar nichts mit; — nachher ſollſt Du alles hören.“

Seine heitere Miene hatte sich verfinstert. Er sah ihr ins Gesicht.

Sie war überhungert und übermüdet, der Kopf schmerzte, alle Glieder taten ihr weh.

„Du siehst miserabel aus," sagte er kopfschüttelnd. „Komm."

Ihren Arm durch den seinen legend, geleitete er sie schweigend dem Ausgange zu.

Draußen, über dem großen Bahnhofsplatz, lag ein warmes, mildes Abendleuchten, das ihr wohltat.

Horst rief einen Mietswagen und setzte sie und sich hinein. Dann rollten sie fort.

Erst wand sich der Wagen durch viele andere Fahrzeuge, die den Platz füllten, dann bog er in eine lange breite Straße ein, deren hohe Häuser in der Ferne zusammenzustoßen schienen. Es waren lauter Paläste mit Balkonen und Türmchen und vielen Fensterreihen übereinander. In dumpfem Staunen schaute sie empor; die einzige Großstadt, die sie schon kannte, Paris, hatte sie nur bei Nacht und im geschlossenen Wagen durchfahren. Sie hatte damals nur die beiden Nonnen gesehen, die ihr gegenüber gesessen hatten.

Horst riß sie aus ihrer Betäubung, indem er fragte: „Was ist also passiert?"

Da erzählte sie ihm, was ihrer überstürzten Flucht vorausgegangen war, und daß sie sich nicht mehr anders zu helfen gewußt habe.

Er war aufs peinlichste betroffen.

„Höre Du, das ist aber eine höchst unglückliche Geschichte! Onkel Gustavs Vorschlag anzunehmen, wäre ohne Zweifel das beste gewesen. Es hätte Dir doch eine angesehene gesellschaftliche Position verschafft. Gräfin Utendorf auf Zollbrück sein, ist wahrhaftig nicht übel! Viele würden Dich beneiden! — Kannst Du denn wirklich nicht?!"

„Lieber sterben," sagte sie kurz.

„Warum hast Du mich nicht wenigstens erst um Rat gefragt? Wir hätten gewiß noch einen anderen Ausweg gefunden."

„Meinst Du, daß der Papa mich nicht haben will?" fragte sie in heißer Angst. „Ich habe noch zwei Mark im Portemonnaie, sonst keinen Pfennig."

„Ich habe leider auch nichts, als das bißchen Gage und die Zulage, die der Papa mir gibt. Damit lassen sich keine Ersparnisse machen."

Der schöne Frühlingsabend hatte eine Menge Menschen aus den Häusern gelockt: Damen in entzückenden hellen Kleidern, feine Herren mit Rassehunden, Mütter und Mädchen, die Kinderwagen schoben, Verkäufer und Verkäuferinnen, die vor den offenen Ladentüren standen, und Arbeitervolk.

Hilma starrte in Verzweiflung über das bunte Bild fort. Allerlei schreckliche Möglichkeiten tauchten vor ihr auf.

„Der Papa kann doch nicht arm sein?" fragte sie. „Wenn er so ein schönes Haus hat, wie Du immer sagtest . . ."

„Die Villa gehört seiner Frau. Agnes ist reich. Sie hat furchtbar viel Geld verdient auf ihren amerikanischen Gastspielreisen. Und kriegt riesige Gagen. Der Papa hat nicht viel. Mit Schriftstellerei verdient man kein Vermögen."

An die Geldfrage hatte ſie in ihrem Leben noch nie gedacht, da es ihr nie an dem, was ſie brauchte, gefehlt hatte.

„O Gott, ich Unglückliche!“ ſtöhnte ſie. „Was ſoll ich tun?!“

„Das beſte iſt: wir verſuchen, Dich mit den Zollbrückern auszuſöhnen. Was ſchaden denn ſchließlich ein paar Jahre Stift? Du führſt dort ein ſtandesgemäßes, verhältnismäßig freies Daſein, haſt es rieſig bequem, eine reizende Wohnung, und beziehſt eine ſchöne Rente. Ein Stift iſt ja kein Kloſter. Die Mama iſt vor ihrer Verheiratung ein Jahr lang in Altenhagen geweſen und ſchwärmt dafür.“

Hilma ſchwieg und dachte: ‚Ja, dann muß es wohl ſein.‘ Denn keinesfalls wollte ſie dem Vater und ſeiner Frau zur Laſt fallen.

Die großen, öden Stadthäuſer ſahen ſie mit einem Mal feindſelig an. Die Menſchen auf den Straßen ſchienen ſo gleichgültig. Niemand kümmerte ſich hier um die Exiſtenz der Hilma Viernau. Niemand würde danach fragen, ob ſie lebte oder ſtarb. Und wie ſchlecht einem vor Hunger werden konnte, davon hatte ihr dieſer Tag einen Vorſchmack gegeben.

Sie kam ſich ſo von aller Welt verlaſſen, ſo verſchmäht und überzählig vor, daß ſie ſich am liebſten irgendwo verkrochen hätte, um zu weinen. Aber hier im offenen Wagen an der Seite des glänzenden jungen Offiziers mußte Haltung bewahrt werden.

„Da ſind wir,“ ſagte Horſt.

Der Wagen hielt vor einem ſeltſam verſchnörkelten Gittertor aus Gußeiſen, welches nebſt einem ebenſo verſchnörkelten Gitter einen kleinen Vorgarten von der Straße abgrenzte. Dort flammten geſchlitzte kanarienvogelgelbe und leuchtend rote Tulpen auf einem wie Samt geſchorenen, ſmaragdgrünen runden Raſenplatz.

Ein Gärtner ſtand auf dem mit rötlichem Sand beſtreuten Gartenweg und ſprengte aus einer Schlauchſpritze einen Waſſerſtrahl über Blumen und Gras.

Mitten auf dem Raſenplatz erhob ſich eine ſchlanke Zypreſſe und dahinter leuchtete ein ſchöner weißer Palaſt mit Säulen und Loggien.

An dem Schnörkeltor befand ſich ein metallener Knopf. Den berührte Horſt mit einem Finger und wie auf einen Zauberſpruch ſprang nicht allein das Tor auf, ſondern auch die Tür des ſchönen, hellen Hauſes.

Horſt ſchob die zitternde Hilma vor ſich her in einen kleinen, aber eleganten Hausflur.

„Da bring ich ſie!“ rief er. Seine Stimme klang mit einem Mal wieder hell und heiter.

Hilma ſah ſich einem etwas beleibten älteren Herrn gegenüber, deſſen kahle Stirn bis zur Höhe des Scheitels reichte. Eine Brille deckte die Augen, Mund und Kinn verbarg ein kurzer, dunkler Bart. Das Geſicht ſah gelblich bleich und etwas gedunſen aus.

Dieſe Erſcheinung glich ebenſo wenig dem alten Idealbild, das ſie ſich gemacht, wie ihrer ſpäteren Vorſtellung eines etwas düſteren, dämoniſch anziehenden Lebemannes und Frauenverführers.

Ihre erſte Empfindung war heftig ablehnend: „Nein! Dieſer iſt es nicht! Der darf es nicht ſein!“ und die zweite: „Er iſt es aber!“

Der dicke Herr mit Brille und Glatze ergriff ihre beiden Hände, behielt sie in den seinen und drückte sie. Er sagte zuerst gar nichts. Dann, etwas unsicher: „Ist das wirklich meine kleine Hilma?“

„Komme ich auch nicht ungelegen?“ fragte sie, die direkte Anrede vermeidend, denn es schien ihr unmöglich, den fremden Mann „Du“ zu nennen.

Er sagte: „Ich bin ja glücklich, daß Du den Weg zu Deinem Vater gefunden hast.“

Sie hörte die verhaltene Gemütsbewegung in seiner Stimme, und es ging ihr nah, aber sie konnte dennoch das Gefühl der Fremdheit nicht loswerden.

Er erkundigte sich nach ihrer Reise und bekam heraus, daß sie nichts gegessen hatte.

Sofort brachte er ihr ein Brötchen und ein Glas Wein.

„Für den Moment. Wir werden gleich essen.“

Ja, er war gütig. Man sah und hörte es ihm an.

Als sie eine seiner sorgenden Fragen beantwortete, nannte sie ihn unwillkürlich „Sie“.

„Nein, aber das geht doch nicht!“ rief lachend Horst. „Du willst doch Deinen Vater nicht mit Sie anreden?“

Hilma entschuldigte sich befangen.

Der Vater wandte sich ab.

Ein nettes Mädchen mit weißer Schürze und winzigem weißen Häubchen führte sie in das Gastzimmer, von dem der Vater sagte: „Es hat lange auf Dich gewartet.“

Sie begann sich zu säubern.

Da kam das Zöschen wieder und brachte einen großen Arm voll Sachen: frische Wäsche, wie Spinnweben fein und mit lauter Spitzen, Hausschühchen, allen möglichen nützlichen und unnützen Tand.

„Es ist von der Frau Baronin,“ sagte das Mädchen. „Der Herr Baron läßt bitten, davon Gebrauch zu machen, weil die Koffer noch nicht angekommen sind.“

„Danke,“ sagte Hilma.

Zitternd vor Schwäche und schwindlig starrte sie auf den zierlichen Tand, desgleichen sie noch nicht gesehen hatte. Es schien ihr Verrat an der Mama, es sich mit dem Toilettenluxus dieser schlimmen Frau behaglich zu machen; ja, es widerstrebte ihr heftig; aber die Begier, aus dem eingestaubten, kohlengeschwärzten Zeug heraus in diese blütenweiße, duftige Nettigkeit zu gelangen, überwog den moralischen Widerwillen.

Man hatte sie ersucht, auf den Knopf der elektrischen Klingel zu drücken, sobald sie zum Speisen bereit sei.

Horst holte sie in das Eßzimmer.

„Jetzt siehst Du schon etwas menschlicher aus,“ sagte er.

„Wie eigentümlich ... wie schön das alles ist!“ sagte Hilma staunend, als sie die Schwelle des Eßzimmers überschritt.

„Dies Zimmer hat Ogilog geschaffen,“ erklärte Horst.

„Wer?“

„Ogilog, ein moderner engliſcher Künſtler. Agnes hat es vor zwei Jahren aus London mitgebracht.“

„Ein Zimmer mitgebracht?!“

Sie verſtand nicht.

Er lachte. „Na, die Mauern natürlich nicht, aber die Einrichtung; auch die grüne Boiſerie und die Fenſter. Nicht wahr, von ſo was hat man in unſerem guten Ländchen keine Ahnung.“

Durch eine andere Tür trat der Vater ein.

Man ſetzte ſich um den Tiſch.

Für Hilma waren warme Speiſen aufgetragen und Suppe. Der Vater legte ihr auf. Er und Horſt tranken nur Tee und aßen Sandwiches dazu. Kein Diener wartete auf.

„Wir haben um fünf diniert,“ erklärte Horſt, „und ſoupieren erſt um elf, wenn Agnes kommt. Sie muß heute Abend die Nora ſpielen.“

Hilma wagte nicht, den Vater anzuſehen. Sie fühlte, daß ſie rot geworden war.

„Du darfſt ſie heute nicht erwarten,“ ſagte dieſer. „Morgen ſollſt Du ſie kennen lernen; aber heute muß mein müdes kleines Mädchen früh ſchlafen gehen.“

Mehr noch als bei der erſten Begrüßung fiel ihr der Ton ſeiner Stimme auf. Verhaltene Schwermut ſchien daraus zu klingen und unendliche Milde. Weich legte ſie ſich ums Herz, wie zarte, liebe Hände.

Und das ſollte die Sprache eines herzensrohen, laſterhaften Genußmenſchen ſein?!

Wenn er gerade dem lebhaft plaudernden Horſt zuhörte oder antwortete, betrachtete ihn Hilma mit leidenſchaftlicher Aufmerkſamkeit. Aber gewöhnlich, ehe ſie ſich deſſen verſah, fühlte ſie ſeinen Blick auf ſich ruhen und ſchlug die Augen nieder.

Der gute Wein, den er ihr einſchenkte, erhitzte ihr den Kopf. Der ſchwere Druck, der bis jetzt auf ihr gelaſtet hatte, wich. Sie konnte freier zu dem Vater aufſehen, freier ſprechen.

„Haſt Du ihm geſagt?“ wandte ſie ſich an Horſt.

Der nickte.

„Er hat Dir erzählt, daß ich denen zu Hauſe fortgelaufen bin?“ fragte ſie den Vater.

„Ja. Denk jetzt nicht daran! Morgen wird dazu Zeit ſein.“

„Nein, wenn ich ſchlafen ſoll, muß ich erſt wiſſen, ob Du ſehr böſe darüber biſt.“

„Ich bin nicht böſe, mein armes Kind.“

„Aber ſie hätten mir nie erlaubt, zu Dir zu kommen, und ſie werden es mir nie verzeihen. Ich kann nicht nach Hauſe zurück und weiß auch ſonſt nicht wohin, denn ich habe gar kein Geld mehr, außer zwei Mark.“

Er ſtreckte ihr ſeine Hand über den Tiſch entgegen und ſagte: „Mein Heim iſt natürlich das Deine. Jetzt und immer.“

„Aber . . .“ sie errötete und stockte, weil sie sich nicht entschließen konnte, seine Frau zu erwähnen . . . „ich möchte so ungern lästig sein.“

Er sah sie mit einem Blick liebevollen Vorwurfs an: „Glaubst du wirklich, daß eine Tochter ihrem Vater lästig fallen könnte?“

„Aber . . . Deine . . . Frau?! . . .“

Sie bemerkte ein leises Zucken auf seiner Stirn, so als belästige ihn nervöser Kopfschmerz. Aber er sagte ruhig: „Du wirst sie morgen sehen. Sie freut sich schon darauf.“

Horst hatte unruhig auf seinem Stuhl gesessen. Jetzt sagte er: „Wir müssen trotzdem versuchen, die Zollbrücker zu versöhnen. Vor allem der armen Mama wegen. Das sind wir ihr meiner Empfindung nach schuldig. Findest Du nicht auch, lieber Papa?“

Dieser antwortete: „Ja; bitte tue, was Du kannst. Aber vergiß auch nicht, an Deine Schwester zu denken.“

„Ich gewiß nicht,“ sagte Horst mit Betonung des ‚ich‘.

Hilma war erstaunt über Horsts Ton dem Vater gegenüber. Er sprach mit einer gewissen überlegenen Nachsicht, wenn auch korrekt in der Form. Aber dieser Ton mußte den Vater verletzen, mußte ihm weh tun! Es war gerade, als habe Horst gesagt: „Ich weiß, was ein Edelmann seinen Angehörigen schuldig ist. Du freilich hast es nicht gewußt, kannst mir hier also durchaus keine Lehre erteilen.“

Und das noch dazu in ihrem Beisein!

Wie wäre einer solchen Tonart gegenüber der Großpapa aufgefahren! Das Haus hätte gezittert! Aber der Vater schwieg.

Konnte er sich nicht wehren oder wollte er nicht?

Sie sagte gute Nacht, und in einer Wallung mitleidvoller Zärtlichkeit zog sie des Vaters Hand an die Lippen. Der nahm sie in seine Arme und küßte sie.

Horst geleitete sie bis an die Tür ihres hübschen, hellen Gastzimmers.

Auf der Treppe sagte er mit halber Stimme: „Wie wir drei, Vater und Kinder, eben um den Eßtisch saßen, hab ich doch immer denken müssen: ‚An der vierten leeren Seite sollte die Mama sitzen!‘ Sie fehlte. Etwas fehlt uns eben leider immer.“

„Und ich hab denken müssen,“ sagte Hilma traurig: „‚Wenn ich diesen Vater in meiner unglückseligen Kindheit gehabt hätte!‘ Was für ein glücklicher Mensch hätte ich werden können! Nun bin ich ein verbogenes, verkümmertes Bäumchen, das nie mehr gerade werden kann.“

Obwohl er ihr in seinem Herzen unrecht gab und sie ihm, trennten sie sich mit einem geschwisterlichen Kuß.

2.

Hilma schlief lange. Als sie erwachte, zeigte die kleine goldene Uhr, die sie vom Großvater zur Einsegnung erhalten hatte, auf acht.

Sie schaute verwirrt um sich, horchte auf den Lärm der über das Pflaster rollenden Wagen, auf das dumpfe Brausen von Millionen ineinander schallender Geräusche und besann sich, wo sie war.

Da dachte sie mit stillem Glück an den Vater, den sie gestern schon fast liebgewonnen hatte — und mit angstvoller Scheu an seine Frau, die berühmt und schön und reich war, und die sie jetzt kennen lernen sollte!

Als sie sich, vom Stubenmädchen geleitet, glücklich ins Eßzimmer fand, wo der Kaffeetisch bereit stand, traf sie dort den Vater allein.

Sie begrüßten sich mit einer scheuen Umarmung.

Der Vater trug einen gesteppten Schlafrock von dunkelblauer japanischer Seide. Dazu rote Pantoffeln.

Das befremdete und störte sie anfangs. Weder den Großvater noch den Onkel Gustav, noch irgend einen der Herren am fürstlichen Hof hatte sie je im Schlafrock gesehen.

Sie frühstückten. Wie gestern legte er ihr sogleich die besten Bissen auf den Teller und nötigte sie zum Essen. Aber die Vertrautheit vom Abend wollte sich nicht wieder einfinden. Das sonderbare Gemisch von Fremdheit und Intimität, in dem sie zueinander standen, machte sie beide befangen.

„Nachher wird eine gute Freundin meiner Frau kommen," sagte er, „und Dich zu einem Gang in unsere schönen Magazine abholen, damit Du Dir aussuchen kannst, was Du für die nächsten Wochen brauchst.

„Wie aus dem Armenhaus bin ich zu Dir gekommen," sagte sie beschämt.

Er entgegnete: „Du weißt, daß ich Dir mehr schuldig bleiben mußte, als ich Dir je zurückerstatten kann."

„Was sich mit Geld bezahlen ließ, hat mir nie gefehlt," sagte sie leise.

Er sah sie aus tiefernsten Augen fragend an, fragte aber nicht.

Nach einem längeren Schweigen holte er aus einer Innentasche seines Schlafrocks eine juchtenlederne Brieftasche und schob sie ihr hin.

„Ein paar Scheine für Deine Einkäufe heute."

Verwirrt nahm sie das Dargereichte, ohne ein Wort des Dankes finden zu können. Alles dies widerstrebte ihr heftig: sich von dem Vater mit Geld beschenken zu lassen, und die Gastlichkeit der Frau annehmen zu müssen, die die Mama von ihrem Platz verdrängt hatte! Ihr kam darüber ein Schimmer des Verständnisses für die leidenschaftliche Auflehnung der Mama. —

Dann brach mit viel Geräusch und heiterer Lebendigkeit die gute Freundin herein, die den Vater „einzigster Viernau" nannte, während er sie „liebe Sabine" anredete. Er stellte sie als „Königliche Hofschauspielerin Fräulein Sabine Edelberg" vor, und setzte warm hinzu: „unsere liebe gute Freundin."

Die Edelberg, eine magere brünette ältere Dame mit ungemein beweglichen Gesichtszügen, wickelte die scheue Hilma sofort ganz ein in mütterliche Liebkosungen und Herzlichkeit.

„Sie goldenes Kleinod! Dem Vater wie aus den Augen geschnitten! Sie sind natürlich ein ebenso entzückendes Menschenkind wie unser angebeteter Viernau! Bei ihm hält uns der Respekt immer noch in einer gewissen Distance, aber Sie süßer Käfer müssen Sich schon ernstlich vorsehen, daß wir Sie nicht mal vor Liebe aufessen!"

So schwatzte diese und gab zwischendurch zahlreiche Küsse.

„Einen muß auch der Papa kriegen, sonst bekommt's dem Töchterchen nicht," rief sie lustig.

Sie packte mit beiden Händen den blauen japanischen Schlafrock an den Schultern, streckte den Hals vor und küßte den Vater mit Geräusch auf den Mund.

Er nahm es mit gelassenem Lächeln hin wie etwas Gewohntes, dem keinerlei Bedeutung beizulegen war.

„Das Götterweib ruht wohl noch?" fragte Sabine.

„Sie hat eben das Bad bestellt."

„Der arme Schneck! Bad, Massage, Balsamierung, Turnen usw. usw. Damit hat sie doch volle drei Stunden zu tun! Herrgott, bin ich schon froh, daß ich niemals schön war, nun brauch ich nicht all die Strapazen durchzumachen, es zu bleiben! Der Kampf gegen die Natur ist eben immer eine Riesenanstrengung, bei der wir am letzten Ende doch den kürzeren ziehn. Einstweilen freilich hat die Agnes ja großartigen Erfolg. — Aber kommen Sie, machen Sie sich fertig, süße kleine Hilma! Sie wollen wir jetzt so reizend ausstatten, wie es für Ihr beneidenswertes Alter paßt. Sie sind doch höchstens neunzehn?"

„Ich werde fünfundzwanzig."

„Fünfundzwanzig? Nein. Sie sehen wie neunzehn aus, lassen wir es dabei. Das kleidet viel besser."

War das aufregend in den belebten Geschäftsstraßen! Einmal kam Hilma fast unter die Räder eines der vorüberfausenden Fahrzeuge. Die Edelberg mußte sie schließlich in einen Mietswagen setzen, weil ihr ganz schwindlig geworden war.

Mit Paketen beladen und mit desto leererem Kopf langte sie endlich wieder vor dem gußeisernen Schnörkeltor an.

Als sie mit ihren Paketen das marmorausgelegte kleine Treppenhaus betrat, blieb sie starr stehen vor einer Erscheinung, die etwas Unwirkliches, — ein Phantasie-Erzeugnis schien.

Langsam kam eine hohe schlanke und doch üppige Frauengestalt die Stufen der Treppe herab. Ein Gewand von leuchtend rotem Seidenstoff umfloß sie, fiel lang über die Füße. Aschblondes feines welliges Haar lag lose über den Schultern. Das von dieser Mähne eingefaßte Gesicht war weiß und schmal, wirkte beinahe kindlich. Die stark modellierten Lippen waren voll und fast unnatürlich rot und die Augen, — das waren Nixenaugen! Lange, schmalgeschnittene Augenrandungen dicht umwimpert, und daraus vorlugend große blaugraue Pupillen, deren oberer und unterer Rand verdeckt blieb.

Unter den weiten roten Seidenärmeln sahen weiße, leuchtend weiße Hände vor, die in ihrer Zartheit und Feinheit etwas Ergreifendes hatten.

Hilma umfaßte dies mit einem großen, erschrockenen Blick.

Sie fühlte: „das ist sie, — die Nixe, die Hexe, die ihn bezaubert und uns alle ins Unglück gebracht hat!" Ihr war, als könne sie in diesem Augenblick alles nachfühlen, was vor nun zweiundzwanzig Jahren der Vater angesichts dieses berückend schönen Wesens empfunden haben mochte!

Die Schöne wurde von einem Treppenfenſter ſeitlich beleuchtet, während Hilma, da ſich die märchenhafte Haustür hinter ihr von ſelbſt geſchloſſen hatte, im Schatten ſtand.

„Von wem?“ fragte die rote Dame mit einem gelangweilten Blick auf die Pakete. Sie hielt das einfach gekleidete beladene junge Frauenzimmer offenbar für die Botin eines Geſchäftshauſes.

„Ich bin die Hilma Viernau.“

Da kam plötzlich Leben in die majeſtätiſche Geſtalt!

Mit dem Ruf: „Was?! Hilma? Meines Mannes Tochter?! Das ſind Sie?!“ ſtürzte die Dame ſo raſch und heftig auf Hilma zu, daß dieſe nicht begriff, wie die ſchleppende rote Seide des Gewandes ſich nicht um die Füße wickelte.

Die kleinen weißen Hände griffen nach den Päckchen und ſchleuderten ſie achtlos irgendwohin. Hilma wurde gepackt und in ein anſtoßendes Zimmer geriſſen.

Hier verbreiteten lange, bis zum Fußboden reichende Fenſter ziemlich viel Licht.

„Nun laſſen Sie ſich zu allererſt einmal anſehen! — Gott ſei Dank, — Sie ſehen ſympathiſch aus! — Wiſſen Sie, es kommt furchtbar viel darauf an, daß wir uns gefallen, denn wir müſſen ja nun zuſammen bleiben. Hilmar will, daß Sie ganz bei uns bleiben. Wir müſſen uns alſo vertragen. Gott, hab ich mich gefürchtet!“

„Vor mir?“ ſtammelte die verwirrte Hilma.

„Gewiß! Wiſſen Sie denn, was für mich auf dem Spiel ſtand? Mein häusliches Glück ganz einfach. Wenn Sie mir nun gräßlich geweſen wären? Und er hätte natürlich . . . . .“

Sie brach ab und ſagte dann, wie mit erleichtertem Aufatmen: „Aber wir werden gut miteinander auskommen, denn Sie gleichen ihm, — d. h. dem, was er vor zwanzig Jahren war, ehe er bequem und fett wurde. Vielleicht werden wir beide uns ſogar beſſer miteinander ſtehen, als Sie und er. Denn man liebt eigentlich nicht ſeine Wiederholung, ſondern ſeinen Gegenſatz. Liebe iſt der Drang nach Ergänzung. Nicht wahr?“

„Ich liebe meinen Vater ſehr,“ ſagte Hilma mit vor Gemütsbewegung zitternden Lippen.

Die Nixenaugen weiteten ſich in kühlem Erſtaunen.

„Wie kommen Sie dazu?“

„Ich habe mich nach ihm geſehnt, ſolang ich denken kann.“

„Natürlich ſind Sie eine Träumerin und Phantaſtin, — als Hilmars Tochter! — Ihr Bruder gleicht ihm gar nicht. Mit ihm würde ich nicht auskommen, wenn er eine Frau wäre. Aber ein junger Mann läßt ſich immer faſſen, ſo oder ſo. Sie verlieben ſich in uns und dann ſind wir für ſie fehlerlos. Aber nun müſſen wir Du zueinander ſagen! Du nennſt mich Agnes und nimmſt mich als ältere Schweſter. Komm, wir wollen ein bißchen was eſſen.“

Sie ging voraus, und Hilma folgte ihr in das Eßzimmer, wo ein Gabelfrühſtück ſtand.

„O wär' ich zu Haus!“ dachte Hilma kummervoll. Sie ſehnte ſich nach ihrer ſtillen Bücherei, nach der Mama und ihrem von blühenden Blumen durchdufteten Erkerzimmer, nach dem Großpapa ſogar!

Denn ſie hatte begriffen, daß die Herrin dieſes luxuriöſen Hauſes ihre Gegenwart wirklich nur um des Vaters willen ertrug!

Agnes ging im Zimmer auf und ab und griff von Zeit mit den fünf Fingern beider Hände in ihre Mähne.

„Ich habe eben mein Haar waſchen laſſen,“ ſagte ſie erklärend, „bis es ganz trocken iſt, laß ich es loſe hängen. Iſt es nicht ſchön? So fein und leicht! Wenn Du nur darauf bläſt, flattern alle Härchen. Dunkles Haar iſt nie ſo weich und fein.“

Plötzlich blieb ſie aufhorchend ſtehen.

„Da iſt er. Komm raſch, Kleine! Ich lege den Arm um Deine Schultern. So wollen wir ſtehn. Das ſieht ganz ſchweſterlich aus und wird ihm gefallen.“

Hilma folgte mit innerem Widerſtreben. Sie dachte: „Wie kann ſie nur meinen, er werde glauben, wir ſeien ſchon in der erſten Viertelſtunde intim geworden!“

Der Vater trat ein.

„Sieh Deine beiden Kinder!“ rief ihm Agnes triumphierend entgegen. „Stehn wir einander nicht gut?“

Er lächelte erfreut, blieb aber die Antwort ſchuldig.

Während ſie ihr kaltes Frühſtück verzehrten, — es war ein Uhr, — kam auch Horſt.

Er hatte eine Depeſche von Zollbrück erhalten.

„Sie wollen wiſſen, ob Du hier biſt,“ ſagte er. „Ich habe ſofort zurückdepeſchiert und ſie beruhigt. Ein Brief iſt auch unterwegs.“

Schon an dieſem Tage merkte Hilma, daß in ihres Vaters Hauſe, ſolange Agnes darin waltete, keine Ruhe war. Agnes nahm alle in Anſpruch und wurde ſelbſt beſtändig in Anſpruch genommen. Die Dienerſchaft lief hin und her, um den vielen Wünſchen der Frau Baronin nachzukommen oder eilige Wege für ſie zu machen. Der Poſtbote kam faſt zu jeder Stunde mit Stadtbriefen; eine mächtige Blumenſpende wurde gebracht: Veilchen und weißer Flieder; dann kam der Theaterbote mit irgend einer erregenden Nachricht. Und ſo ununterbrochen, bis ſich um fünf Uhr ein paar Hausfreunde zum Diner einfanden.

Agnes trug jetzt eine ſilbergraue Toilette und hatte das Blondhaar, auf welches ſie ſo ſtolz war, zum griechiſchen Knoten geſchürzt.

Die Tiſchgäſte waren Sabine Edelberg, ein Theaterkritiker Dr. Rode und ein junger Tragödiendichter namens Ottomar Altenſtein.

Der Dichter war faſt kahlköpfig und ganz bartlos. Er hatte große Augen und eine beſonders ausdrucksvolle Art, ſie aufzuſchlagen. Sein blaſſes Geſicht ſah müde und unzufrieden aus.

Er ſaß neben Hilma und machte von Zeit zu Zeit in ernſtem Tone Bemerkungen, die faſt wie Monologe wirkten.

„Heiraten Sie alles, nur nie einen Dichter,“ ſagte er einmal. „Dichter ſind nämlich weniger Menſchen, als Vampire. Sie ſaugen ihrer Umgebung das

Lebensblut aus, um ſich damit zu füllen. Und das verſpritzen ſie dann mitſamt dem eigenen Lebensblut in ihre Werke."

„Agnes ſcheint trotzdem glücklich," wandte Hilma ein.

Er ſah ſie mit ſeinen großen Augen zerſtreut an.

„Würden Sie glauben, daß die Edelberg zehn Jahre jünger iſt als die Biernau?" fragte er; „und Sabine ſpielt ſchon lange die komiſchen Alten. Aber Agnes iſt unſere Ninon de l'Enclos. Sie hat den Teufel im Leib."

Hilma gewann die Überzeugung, daß Herr Altenſtein entweder gar nicht begriffen oder vergeſſen hatte, wer ſie war.

Es war unterhaltend, nicht nur zu hören, ſondern auch zu ſehen, wie Dr. Rode, der ein kluges, ſcharfes, aber angenehmes Geſicht hatte, mit Agnes ſtritt. Rode ſprach ſachlich, kühl, überlegen; er ſchien immer recht zu haben. Aber Agnes erſetzte durch Feuer, was ihr an logiſcher Denkfähigkeit abging. Sie ereiferte ſich gewaltig und zog alles ins Gebiet des Perſönlichen, verlor dabei indeſſen nicht für einen Augenblick die Anmut ihrer Haltung und Mienen. So erſchien ſie zugleich bewußt und unbewußt, beherrſcht und unbeherrſcht.

Zuweilen warf auch Horſt eine Bemerkung ein. Dann lächelte ihm Agnes zu, wie man einem verzogenen Kinde zulächelt, wenn es eine naive Torheit zum beſten gibt. Die anderen quittierten mit einer nichtsſagenden Höflichkeit, gingen aber nicht ernſthaft auf ihn ein.

Hilma fühlte, daß ihr Bruder dieſem Künſtlerkreis innerlich fern ſtand, daß er trotz des jahrelangen Verkehrs von dem Innenleben dieſer Menſchen ſo wenig begriff, wie ſie von dem ſeinen.

‚Er iſt ein Utendorf,' dachte ſie. Damit war ihr ſeine ſeltſame Unzugänglichkeit erklärt.

Sie ſelbſt empfand die eigene Unwiſſenheit lebhaft. Man unterhielt ſich von Kunſtrichtungen, Stilen, Moden und berühmten Perſönlichkeiten, von denen allen ſie nichts wußte.

Nun, ſie öffnete die Ohren weit. Sie wollte hören und lernen.

Mehr als dies alles beſchäftigte ſie aber der Vater. Der ſaß meiſt, als ob ihn die Unterhaltung der anderen nichts angehe. Zuweilen kam jedoch ein Aufleuchten in ſeine müden, dunkeln Augen. Sprach er dann ein paar Worte, ſo lauſchten alle aufmerkſam, ja mit Ehrerbietung. Man ſchien ſeinem Urteil beſonderen Wert beizumeſſen. Das freute Hilma.

Und doch: je länger ſie ihn ſah, deſto mehr befeſtigte ſich in ihr die Empfindung: ‚er iſt nicht glücklich.'

Gar zu gern hätte ſie gewußt, wie er innerlich zu ſeiner Frau ſtand, aber ſie konnte es nicht herausfinden.

3.

Horſts Bemühung, die Zollbrücker Verwandten mit Hilma auszuſöhnen, ſcheiterte.

Der Großpapa ſchrieb an Horſt, man wolle noch einmal Gnade für Recht ergehen laſſen und das Vorgefallene verzeihen, wenn Hilma unverzüglich nach

Altenhagen reiſen wolle und ſich in das Stift begeben, wo die treffliche Tante Eveline ſie mütterlich aufzunehmen bereit ſei. Doch müſſe ſie ſich ein für allemal entſcheiden, ob ſie noch ferner dem Hauſe ihrer Mutter zugehören wolle, oder dem ihres Vaters. Denn bei all der bewieſenen Urteilsverwirrung dürfe man wohl erwarten, daß ſie wenigſtens einzuſehen imſtande ſei, daß von den genannten beiden Eventualitäten nur die eine oder die andere möglich ſei.

Das ‚oder' war unterſtrichen.

Horſt redete ſeiner Schweſter dringend zu, ſich den Zollbrückern zu fügen.

Und obwohl ihr der Ton in des Großvaters Brief, ebenſo wie der Gedanke an das Stiftsleben verhaßt war, ſchwankte ſie wirklich.

Sie hatte in der kurzen Zeit, die ſie im Vaterhauſe weilte, ſchon ſo viel vom Recht der Perſönlichkeit und von individueller Freiheit gehört, daß ihr der Deſpotismus der Utendorfer widernatürlicher und unerträglicher erſchien als je.

Andererſeits empfand ſie es aber auch als Qual, im Hauſe der Frau zu leben, die ſie nur ungern neben ſich duldete. Agnes konnte berückend liebenswürdig ſein, nur wollte ſie Alleinherrſcherin bleiben, Mittelpunkt der Aufmerkſamkeiten ſein. Hilma, die das raſch herausgefühlt hatte, hielt ſich aufs äußerſte zurück, aber ſie war hübſch und jung, — ſie konnte es nicht hindern, daß ihr Blicke und Worte huldigten, ebenſowenig wie, daß dies von Agnes bemerkt wurde.

Sie ſagte zum Vater: „Es iſt beſſer, ich gehe."

Er entgegnete: „Du allein haſt hier zu entſcheiden. Ich wünſche nur, daß Du dabei auf niemand ſoviel Rückſicht nimmſt, als auf Dich ſelbſt."

Das ſagte er ſo ruhig, mit ſo ſtillem Blick, daß ſie über ſeine Empfindungen völlig im Unklaren blieb. Sie war Elternliebe gar nicht gewöhnt, wurde einen Augenblick auch an ſeiner Zuneigung irre.

Ganz zaghaft ſeufzte ſie: „Wenn es nur nicht für immer ſein ſollte! Ich muß ihnen verſprechen, nie wieder zu Dir zu kommen."

Sie ſah ihn nicht an, ſtand mit geſenkten Lidern vor ihm.

Da griff er nach ihrer Hand. „Kannſt Du nicht bei mir bleiben? Du weißt: ich mache keine Bedingungen. Alles, was Du mir gibſt, iſt ein Geſchenk. Ich empfinde es als Gnade, für die ich ſehr, ſehr dankbar bin."

Er hatte ganz leiſe geſprochen, als ſcheue er davor zurück, die eigenen Worte zu hören.

Sie hätte ſich am liebſten ihm um den Hals geworfen. Statt deſſen zwang ſie etwas, zu ſagen: „Agnes iſt die Herrin hier, und ſie ſieht mich nicht ſehr gern."

Da ſchwieg er und nahm auch das Thema nicht wieder auf. —

„Finden Sie nicht, daß mein Vater leidend ausſieht?" fragte Hilma am Abend ihren Tiſchnachbar.

Es war Rod. Der blickte ein paar Sekunden nach dem Hausherrn. Dann bemerkte er: „Biernau hat den wunden Blick eines fein organiſierten Menſchen, dem die Lebensfluten über ſeine Kraft gegangen ſind."

In der Nacht, als Hilma eben die Flämmchen in den von der Decke hängenden Glockenblumen ausgedreht hatte und ſich anſchickte, einzuſchlafen, klopfte es an ihre Tür.

„Ich bin es!“ sagte Agnes.

Hilma wollte Licht machen, aber Agnes wehrte. Im Dunkeln setzte sie sich auf Hilmas Bett.

„Was hast Du für prachtvoll dichtes Haar, Du Krauskopf! — Hilmar sagt, Du wolleſt wieder fort! Ist das wahr?“

„Ich fürchte: ich muß.“

„Warum denn nur, um Gottes willen?!“

Das klang ehrlich empört.

„Ich fürchte so sehr, Dir lästig zu werden.“

„Ach was, fürchten! Immer fürchten! Du bist ja der reine Angsthase! Nicht lästig, sondern nötig bist Du mir, wenn Du es wissen willst. Dein Vater ist nämlich von der fixen Idee besessen, es müsse Dir schlecht gehen, sowie er Dich nicht bei sich hat. Es ist ja verrückt, aber er läßt sich's nicht ausreden. Eine schöne, intelligente Person, wie Du, kann natürlich überall ihr Glück machen. Das sieht er nicht ein. ‚Ihr hat die Sonne gefehlt,‘ sagt er. ‚Na, Du wirst sie ihr auch nicht schaffen,‘ hab' ich ihm geantwortet. So ein schwermütiger Pessimist, wie er! Aber ich weiß: er fällt mir ganz zusammen, wenn Du wieder fortgehst. Und warum sollen wir uns nicht vertragen? Ich habe meine Nerven, natürlich, und meine Unausstehlichkeiten, das ist mal so bei uns Künstlern, — aber um die mußt Du Dich nicht kümmern. Die Hauptsache ist, daß er hat, was ihn freut, und das bist Du. Sei also ein braves Mäderl und gib mir einen festen Kuß, — so, — und halt bei uns aus.“ —

So kam es, daß Hilma sich für den Vater entschied.

Seit sie Agnes auf der Bühne gesehen hatte, bewunderte sie sie staunend. Besonders die Nora hatte einen tiefen Eindruck auf sie gemacht. Hilma hatte das Stück noch nicht gekannt. Nun brachte Agnes den Geist der Dichtung so überzeugend zum Ausdruck, daß man unwillkürlich die Gedanken des Dichters für ihre eigenen hielt.

Und doch erlebte Hilma gerade im Anschluß an diese Nora-Vorstellung einen Auftritt, in dem Agnes wenig Ibsensche Größe an den Tag legte.

Agnes pflegte im Bett zu frühstücken und dabei die letzten Theaterkritiken zu lesen, die ihr ein Bureau stets vollzählig zuschickte.

Eines Tages, als eben die Glocken der alten Stadtkirchen draußen die Mittagsstunde verkündeten, kam sie bleich vor zorniger Erregung in das Zimmer, in dem der Vater mit Hilma über einer Mappe Klingerscher Radierungen saß.

Sie trug das rote Morgengewand von japanischer Crepeseide und das Haar gelöst, wie Hilma sie zuerst gesehen hatte. Und auch heute ließ das zu beiden Seiten wie Gardinen herabhängende Haar das Gesicht schmal und kinderhaft erscheinen und ließ das leuchtende Rot die blonde Haut in perlmutterähnlichem Weiß schimmern.

Agnes legte die zur Faust geballte Hand zwischen Vater und Tochter auf den Tisch, ohne des Bildes zu achten, das hier lag, und sagte:

„Läßt Du Deine Frau öffentlich beschimpfen und der Lächerlichkeit preisgeben?“

Der Vater entgegnete ruhig: „Wer hat das getan?“

Er sah sie nach dem ersten flüchtigen Aufblick, als sie eingetreten war, gar nicht an, lehnte sich aber in den Sessel zurück, wie jemand, der sich bereit macht, etwas über sich ergehen zu lassen, was Geduld erfordert.

Agnes antwortete: „Ein impertinenter Judenjunge behauptet, ich sei für die Nora zu alt und nicht mehr ‚grazil' genug. So eine gemeine Lüge! Meine Nora ist eine Leistung, die mir so leicht keine nachmacht, und wenn diese Idioten nur ein Fünkchen wahren Kunstsinns hätten, würden sie dem Himmel auf den Knien danken, daß sie mich haben. Aber dem Herrn Isidor Mai und seinen würdigen Genossen ist ja die dümmste Gans von achtzehn Jahren lieber als eine reife Künstlerin."

„Ja, das können wir aber doch nicht ändern," sagte der Vater. „Der von seiner Sinnlichkeit beherrschte Mann wird immer mehr auf das Weibchen achten, als auf die menschliche Persönlichkeit im Weib."

„Ich lasse mir das aber ein für allemal nicht bieten," rief Agnes mit kaltem Zorn, und sie war prachtvoll, wie sie da hoch aufgerichtet stand.

„Ich war brillant zurechtgemacht und sah aus wie zwanzig! Jeder Unparteiische wird mir das ohne weiteres zugeben. Mein Geburtsdatum geht keinen etwas an. Auf der Bühne bin ich nicht, was ich bin, sondern was ich scheine. Hinter diesem schmierigen Zeitungsjuden stecken aber andere, die ihn bestochen haben. Sie wollen mich in das Fach der Mütter drängen, um die kleinen Anfängerinnen hoch zu bringen. Darum schreiben sie jetzt so lange, ich sei alt geworden, bis man es glaubt. Als ob das Alter bei einer großen Künstlerin irgend eine Rolle spielte?! Ist die Sara Bernhard etwa jung? He? Und der sollte mal einer sagen, sie sei zu alt für die Nora oder die Julia!"

In dieser Tonart ging es fort.

Als sie endlich abbrach, fragte der Vater: „Was willst Du also dagegen tun?"

„Ich? — Du sollst etwas tun! Wozu habe ich denn einen Mann?"

„Also, was soll ich tun?"

„Hingehen und dem indiskreten Frechling eine Ohrfeige geben."

„Und dann?"

„Dann? — Noch eine."

Der Vater schüttelte den Kopf und sagte lächelnd: „Einen anständigen Menschen würde ich nicht ohrfeigen und einen unanständigen erst recht nicht, denn man beschmutzt sich die Hand."

„Dann sag ihm wenigstens gründlich Deine Meinung."

„Über was?"

Agnes stampfte ungeduldig mit dem Fuß auf.

„Sei kein Dickhäuter, Hilmar! Du weißt ganz gut, was Du zu sagen hast, um ihm das Handwerk zu legen. Sag ihm, er möchte nicht versuchen, ein zweites Mal Niederträchtigkeiten über Deine Frau in die Welt zu posaunen."

Der Vater zog die Brauen humorvoll hoch und zuckte mit den Achseln. Er sagte: „Daß er Dich nicht jung aussehend findet, soll ich eine Niederträchtigkeit nennen? Er würde mir doch einfach antworten: ‚Mein Herr, Sie sind Partei, die Liebe macht Sie blind.' Das könnte Isidor sagen."

„Herr des Himmels, warum haſt du denn eigentlich Männer geſchaffen?!“ rief Agnes, die Arme in etwas theatraliſcher, aber ſchöner Geſte emporhebend.

„Hauptſächlich wohl als Folien für Euch,“ entgegnete der Vater.

Zu Hilmas Staunen ſchien ihn ihre Empörung zu beluſtigen.

„Nun, da ich keinen Mann habe, ſondern einen Klumpen Phlegma,“ fuhr ſie fort, indem ſie ihn offenbar durch verletzende Geringſchätzung aus ſeiner Gelaſſenheit herauszureizen ſuchte, „ſo muß ich mich ſelbſt wehren. Dieſen Iſidor werde ich vernichten! Keines von unſeren anſtändigen Blättern ſoll ihm mehr ſeine Spalten öffnen. Er ſoll meine Macht fühlen, der infame Bengel.“

Jetzt rückte ſich der Vater gleichſam zuſammen — er wurde ernſt, ſah ſie auch, ſeit ſie ihre Klage führte, zum erſtenmal an.

„Der junge Menſch hat vielleicht eine zärtlich geliebte alte Mutter, die er erhält.“

Da lachte aber die ſchöne Frau voll Hohn.

„Nimm auch noch für den Verleumder Partei! Das ſieht Dir gleich! Meinetwegen kann dieſer Iſidor ſieben Mütter und ebenſoviele Großmütter und Tanten erhalten. Was geht das mich an? Wenn er nicht ſicher ſteht, ſoll er ſich hüten, berühmte Künſtlerinnen mit ſeinem Dreck zu bewerfen.“

„Und wenn es Dir gelingt, den armen Tropf fortzuintrigieren, ſo ſagt morgen irgend ein anderer dasſelbe. Es gibt nur eine eines Künſtlers würdige Antwort auf ungerechte Urteile, immer wieder muß ich Dich daran erinnern: die Widerlegung durch die Tat. Wir wollen die Nora noch einmal zuſammen leſen! Es wird Dir leicht werden, durch neue Feinheiten neu zu feſſeln, und dann fragt keine Katz nach Herrn Mais Anſicht. Vielleicht warſt Du das letzte Mal nicht ganz auf der Höhe deiner Nerven?“

Sie entgegnete verächtlich: „Ich ſpiele die Nora noch im halben Schlaf beſſer als die anderen, wenn ſie ihr Äußerſtes leiſten.“

Wie eine beleidigte Königin zog ſie ab, und die lange, rote, weiche Schleppe ſchleifte hinter ihr her.

Hilma hatte ſich längſt in ein Mauſeloch gewünſcht, ſo ſchämte ſie ſich für den Vater ihrer Zeugenſchaft.

Sie wagte den Blick nicht zu erheben.

Da ſagte er in gütigem Ton: „Du mußt dies nicht tragiſch nehmen, Kind. So raſch wie der Zorn bei Agnes aufflammt, ſo raſch iſt er verraucht. Und wer die Gunſt der Menge nötig hat, um zu gelten, der kann nicht über ihr Urteil erhaben ſein und auch nicht über ihre Schwächen.“

Leiſe, ohne aufzublicken, fragte ſie: „War ſie immer ſo?“ Die andere Frage ihres Herzens: ‚Und konnteſt Du ſie doch ſo ſehr lieben?‘ unterdrückte ſie.

Er antwortete: „Etwas ſtürmiſch war ſie wohl immer. Es iſt ihr Temperament.“

Sie dachte: ‚Liebſt Du ſie nun wirklich ſo ſehr?‘ — Es war die Frage, die ſie ſich hundertmal am Tage ſtellte. Denn täglich bemerkte ſie Agnes' Launen, ihre naive Eitelkeit, ihren robuſten Egoismus, ihre Rückſichtsloſigkeiten.

Und daneben ſah ſie den Vater: geduldig, zartfühlend und von feinem Verſtehen. Er ſchien ihr ſo innerlich vornehm, ſo leicht verletzbar!

Sie konnte ſich die Leidenſchaft dieſes Mannes für dieſe Frau — eine Leidenſchaft, die ihn für das ganze Leben aus ſeinen Bahnen geriſſen hatte, die ihn pflichtvergeſſen und treulos gemacht hatte, angeſichts der launiſchen, oft ſo rohen und kleinlichen Agnes ſchwer vorſtellen, trotz ihrer künſtleriſchen Genialität. Einmal, als man abends mit den Hausfreunden plaudernd zuſammenſaß, äußerte der Vater etwas, was ihr auffiel.

Er ſagte ziemlich lebhaft: „Eigentlich hat nur das Kind einen freien Blick für den Menſchen. Das Urteil aller Erwachſenen iſt verrenkt durch die Erotik."

Fühlte er, daß ſein Urteil „verrenkt" worden war?

Und dann fiel ihr wieder Rodes Ausſpruch ein: „Er hat die wunden Augen eines feinorganiſierten Menſchen, dem das Leben über ſeine Kraft gegangen iſt."

Einmal bei der Abendunterhaltung im Salon kam man auf die Eitelkeit zu ſprechen.

„Ich halte Eitelkeit für den Grundzug des menſchlichen Charakters," ſagte Rode. „Sie iſt das erſte und letzte Motiv zu allem Tun und als ſolches von eminentem Wert. Der Hauptunterſchied liegt darin, mit wieviel Unbefangenheit wir dieſen nervus rerum zur Schau ſtellen. Es gibt kluge und einfältige, geſchmackvolle und geſchmackloſe Leute, aber eitle und uneitle? Nein."

Der Vater entgegnete: „Eitel erſcheinen immer die ihrer ſelbſt nicht Sicheren. Sie wollen ſich im Urteil der anderen vorteilhaft geſpiegelt ſehen, um an ſich ſelbſt glauben zu können; denn dies nicht zu können, iſt eines der quälendſten Übel."

„Dies Übel habe ich niemals kennen gelernt!" rief Agnes fröhlich. „Ich bin auch nicht eitel."

Hilma hörte es mit Verwunderung.

‚Wie wenig ſie von ſich weiß!' dachte ſie. Agnes ſagte: Ich, ich, ich. Alles brachte ſie ſofort in Beziehung auf ihre Perſon. Wo das nicht anging, langweilte ſie ſich.

4.

Ein ungeheuerliches Phantom war die Rieſenſtadt!

Unter der Million Menſchen, die ſich in dieſem Straßenlabyrinth durcheinander ſchob, ereignete ſich zu jeder Stunde etwas Aufregendes. Irgendwo war immer etwas Neues zu hören oder zu ſehen. In der Nacht wie am Tag ſiedete dieſe aus Tauſenden von Begierden und Willensäußerungen ſich brauende Lebensflut. Man beobachtete, man hörte, man kombinierte, — man gewöhnte ſich das Staunen ab. Und man gewöhnte ſich die Haſt an.

Und doch gab es ſo viel gequälte Einſamkeiten in dieſem menſchlichen Ameiſenhaufen! Und in dieſem zuſammengehamſterten Reichtum gab es die martervollſte Armut, Armut, die mit hohlen Augen und eingefallenen, bleichen Wangen vor den prunkenden Schauſenſtern ſtand, von Gier verzehrt, und in ſich den Zündſtoff häufte: Haß und Rachſucht.

Ja, dies furchtbare, außen funkelnde und innen ſchwärende Ungeheuer war die große Stadt!

Man brauchte hier gar nicht zu denken, fand Hilma, man wurde von ſelber klug. Das ſchwirrende, ſauſende Getriebe warf jedem die Urteile um den Kopf, daß er brummte. Beſtändig ſtiegen neue Künſte, neue Ideen, neue Moden aus dem Hexenkeſſel herauf, wie Schaumblaſen. Man fiſchte ſie mit leichtgekrümmter Hand von der Oberfläche, um ſie brühwarm zu verhandeln. Das Ganze war ein Markt, die Menſchen Konkurrenten. Alles nur Vorſtellbare galt nach ſeinem Marktwert, ſelbſt die Religion.

Während der erſten Wochen ſchwamm Hilma mit Wonne in dieſem Strom raſtloſer Lebendigkeit. In ihr erwachte die Luſt, mitzutun, ſich kräftig und erfolgreich zu betätigen. Man durfte nur nicht ſinnen und träumen, ſonſt ſah man Geſpenſter!

Nein: jetzt endlich, endlich wollte ſie leben! Aufpaſſen, ſtreben, handeln! Vor allem erſt noch vieles, vieles lernen!

Sie ging faſt jeden Abend ins Theater, ging tags in die Galerien und Muſeen, oft in Begleitung des Vaters, was das Schönſte war, oft auch mit den Hausfreunden.

Unter dieſen herrſchte ein Ton, deſſen Zwangloſigkeit von Horſt gräßlich gefunden wurde und an die ſich auch Hilma erſt hatte gewöhnen müſſen. Man ſprach von den natürlichen Dingen auf die natürlichſte Weiſe und verachtete alles Konventionelle. Eines Tages, zur Zeit, da die erſten Roſen in den Vorgärten blühten, machte Altenſtein, der junge Dichter, Hilma in aller Seelenruhe in ſcherzendem Ton einen Liebesantrag. Vor wenigen Monaten noch hätte Hilma das als eine tödliche Beleidigung empfunden. Jetzt aber wunderte ſie ſich kaum. Sie antwortete ohne jede Empfindlichkeit mit den Worten einer neuen, jungen Dichterin, die es ihr angetan hatte:

„Mit nichten, guter Knabe;
nimmer bin ich eine Braut für Dich,
weil ich einen andern lieber habe.“

Der Dichter gab ſich auch ohne weiteres zufrieden. Er dachte wohl: ‚Nun, iſt's nicht die eine, ſo iſt's eine andere.‘

Aber auf Hilma wirkte das kleine Erlebnis nachhaltiger, denn es hatte ihr das Bild des fernen Geliebten mit einem Male wieder ganz nahe gebracht. Wie wenig hatten ihr die vergangenen Wochen Zeit und Raum gelaſſen, an ihn zu denken!

Nun auf einmal durchzuckte ſie die Erinnerung an die ſchönſten, ſüßeſten und heißeſten Augenblicke ihres Daſeins, und die Sehnſucht krallte ſich feſt, daß ſie es wie körperlichen Schmerz empfand.

Er war ja nun wieder an ſeinem Hof und hatte jedenfalls von ihrer Flucht zum Vater gehört und daraus geſchloſſen, daß ſie ihn aufgegeben habe.

Und dann hatte ihm sein Onkel, der Fürst, den Verzicht vorgelegt, den sie geschrieben.

Sie sah deutlich sein blondes Gesicht, dem das Lächeln so natürlich und so reizend stand, erblassen und bekümmert blicken. Ach, und mit diesem bekümmerten, sorgenden Blick liebte sie es ja doch noch tausendmal mehr!

Aber nun war das aus.

Im Sommer, als die Theaterferien begannen, reiste Agnes mit einigen Freunden und sehr vielen Koffern nach Scheveningen, wo sie eine kleine Villa besaß.

„Ich nehme Dich mit, wenn Du magst," sagte sie zu Hilma.

„Ich möchte lieber mit dem Vater in den Wald," erklärte diese.

„Ganz wie Du willst," sagte Agnes ohne Empfindlichkeit. „Aber Du stehst Dir selbst im Licht. Meinem Mann gefällt es, wie ein Bauer in einer primitiven Mühle zu hausen. Du hörst und siehst dort nichts. In Scheveningen dagegen trifft man die Creme der internationalen Welt, man sieht entzückende neue Toiletten und hört täglich die erstklassigsten Konzerte."

Aber weder die ‚Creme der internationalen Welt', noch die ‚entzückenden' Toiletten, noch die ‚erstklassigsten' Konzerte konnten Hilma verlocken.

Sie gehörte zu ihrem Vater, — nicht zu seiner Frau.

Ihre Entscheidung beglückte den Vater offenbar, doch war er besorgt, sie möchte den gewohnten Komfort vermissen.

„Wenn Du Dir nur keine falsche Vorstellung machst," sagte er. „Meine Mühle liegt sehr einsam, und man lebt dort sehr einfach."

„Ach, ich sehne mich ja so sehr nach dem Land und seiner grünen Stille!" rief sie.

Mit der Sommerhitze, dem Staub und den widerlichen Ausdünstungen war die Riesenstadt abstoßend häßlich geworden. — —

Nun saßen sie auf einer Bank von rohem Holz unter raunenden Tannen und tranken köstliche Milch und aßen grobes schwarzes Landbrot dazu, wie die Müllerin es buk.

Rings duftete es nach Harz und Moos, und wenn man still war, hörte man fern im Wald den Specht an morsche Stämme pochen. Wo der Tann abgeholzt war, färbten sich die Hänge mit zartem Rosenrot, den Blüten der Weidenröschen.

Vater und Tochter waren die einzigen Gäste, denn die Mühle war nicht bekannt. Der Vater hatte sie einmal auf einer Wanderung entdeckt.

Das enge Waldtal folgte dem gewundenen Lauf eines Bergwassers. Neben dem Bach und ihn häufig überbrückend, lag das schmalspurige Geleise einer kleinen Gebirgsbahn. Wenn die seltenen Personenzüge vorbeifuhren, winkten gutgelaunte Reisende mit den Taschentüchern, und Hilma winkte fröhlich Antwort.

Solange sie denken konnte, hatte sie noch nie so köstliche Ruhe, so tiefen Frieden genossen, wie hier im Waldtal allein mit dem Vater. Sie fühlte sich von einem Tag zum anderen gesunder, kräftiger, frischer werden.

Auch der Vater verlor die ungesunde, gelblichbleiche Stadtfarbe, sein Gesicht bräunte sich kräftig, und immer seltener gewahrte sie in seinen Augen den „wunden" Blick.

Eines Tages waren sie morgens fortgegangen und weiter als sonst gewandert, hügelan, stundenlang durch Tannenwald.

Endlich hörte der Wald auf. Sie traten auf eine angebaute Hochfläche hinaus, mit Feldern, Wiesen, kleinen Dorfschaften.

Es war ein sonnenheißer Julitag. Die ganze Landschaft vor ihnen lag in Licht gebadet, hell und zart alle Farben, blaßblau schimmerten jenseits am Horizont die Waldberge, der Staub der Landstraßen leuchtete so weiß, daß die darüber fallenden Baumschatten blau aussahen, wie auf sonnigem Schnee.

Ein kleines Dorf lag vor ihnen. Eingebettet in breiten Linden lagen die roten Ziegeldächer, darüber der Kirchturm. Die von Ebereschen eingefaßte Fahrstraße, die gerade darauf zuführte, lockte zum Weiterschreiten.

Und obwohl es nahe an Mittag war, litten sie nicht unter der Hitze, so rein und köstlich strich die Luft über die weiten Felder.

Dennoch erschien ihnen das in seinem Lindenschatten liegende Dörfchen wie eine winkende Oase.

„Wir werden dort einen Brunnen finden und einen Schluck Wasser," sagte Hilma. „Kannst Du aus der Hand trinken, Papa?"

Er lachte über die Frage. „Wenn ich das nicht könnte! Ich bin nicht mein Leben lang Stadtmensch gewesen."

Manchmal war ihr jetzt, als sei er ganz jung!

Die Linden vor dem Dorf blühten noch und dufteten. In ihrem Schatten waren zwei Burschen mit dem Zerkleinern von Wurzelknorren beschäftigt, prächtige, kraftvoll geschmeidige Gestalten, blond und gebräunt, von Gesundheit strotzend. Aus ihren blauen Augen lachte jugendliche Daseinslust, als sie jetzt in der Arbeit innehielten, um die fremden, städtisch gekleideten Wanderer zu betrachten.

„Heut macht die Arbeit warm!" sprach der Vater sie an.

„Ja, mer kriegt Durst auf Bier," antwortete der eine lustig.

„Wasser ist besser als Bier," entgegnete der Vater und lenkte dem Dorfbrunnen zu, der nahebei sein Quellwasser mit anmutigem Plätschern in einen Steintrog rinnen ließ.

„Na, Wasser is nix," sagte der Bursche, der erst gesprochen hatte, „das gibt kei Kraft net. An Bier, das gibt sein Kraft."

„Das glaubt man," belehrte der Vater, „'s ist aber nur grad für eine Viertelstunde, dann ist das Kraftgefühl hin."

Da sagte der andere Jüngling mit weiser Überlegenheit: „Na, na, Herr! Das Bier, das hat Prozente, und die kommen halt wieder in den Menschen."

Dies Argument schien den Vater besiegt zu haben; er stritt nicht dagegen an, sondern wandte sich dem Brunnen zu und beugte sich über den Wasserstrahl, den seine Hand auffing; aber seine breiten Schultern bebten, als schüttle ihn verhaltenes Gelächter. Noch nie hatte ihn Hilma so heiter gesehen.

Während er sich labte, fragte sie nach dem Namen des Dorfes, und als ihn die Burschen nannten, war sie davon seltsam betroffen.

Diesen Namen hatte sie irgendwann schon gehört und zwar in einer Verbindung, die nichts ganz Gleichgültiges gewesen sein konnte. Sie suchte scharf in ihrem Erinnern.

Was war nur damit? Was war es doch?

Und auf einmal hatte sie es gefunden: Es war der Name des Pfarrdorfs, nach dem Herr Lampert von Zollbrück aus versetzt worden war.

„Wie heißt der Pfarrer hier?“ fragte sie gespannt.

„Unser Pfarr' heißt Lampert.“

Da jubelte sie auf: „Dann ist es mein alter Lehrer!“

Die jungen Leute mußten ihnen den Weg zum Pfarrhaus weisen.

Mit Worten, die vor frohem Eifer einander jagten, erzählte Hilma dem Vater von den griechischen Stunden, den Spaziergängen zu viert und den religionsphilosophischen Unterhaltungen.

„Als wir klein und unartig und dumm waren, der Horst und ich, nannten wir ihn den ‚Feind‘ und taten ihm jeden Schabernack an. Später ist er mein allerbester Freund geworden.“

Über den Ausgang dieser Freundschaft schwieg sie.

Der Vater hörte ihren Erzählungen mit mehr als Teilnahme zu. So begierig nahm er jede ihr früheres Leben betreffende Mitteilung auf, als sei es Lebensnahrung für ihn.

Das Pfarrhaus war klein und bescheiden, wie das ganze Dörfchen.

Als sie von der Gasse aus in den Hausflur traten, öffnete sich sogleich eine Zimmertür; der Pfarrer spähte nach den Eindringlingen.

Fassungslos, den Türgriff in der Hand, stand Lampert vor Hilma und starrte sie an, als sähe er einen Traumspuk.

Er trug ein joppenartiges Hausröckchen von Grasleinen, sein lichtblondes Haar war offenbar ziemlich lange nicht geschnitten, so daß es lockig über die gewölbte Stirn fiel, um Mund und Kinn sproßte krauses rötliches Barthaar. Seine Hautfarbe war ganz hell geblieben. Hell und klar war auch noch der Blick der gewölbten blauen Augen. Man meinte diesen Augen anzusehen, daß nie ein unreiner Gedanke die hinter ihnen wohnende Seele überschattet hatte.

Jetzt errötete er langsam, wie Hilma es an ihm kannte. Wie gern hatte sie einst durch einen verwegenen Scherz dies mädchenhafte Erröten hervorgerufen! — Strahlend vor Wiedersehensfreude begrüßte sie ihn und machte ihn mit dem Vater bekannt.

„Nun bitte, sagt: ist das nicht wie in einem Märchen?“ rief sie aus. „Nichts geahnt haben wir, nichts gesucht, als wir auszogen, und Sie haben wir gefunden!“

„Haben Sie Familie?“ fragte der Vater. „Oder hausen Sie hier ganz allein?“

Wieder errötete Lampert: „Meine Mutter führt mir den Haushalt. Sie ist Witwe.“

„Dürfen wir sie nicht begrüßen?“ fragte Hilma.

„Sie wird sich herzlich freuen, — aber“ — er senkte den Blick, — „sie ist eine einfache Frau, eine Bauerntochter. Mein Vater war Dorfschulmeister.“

„Sie ist Ihre Mutter,“ entgegnete Hilma warm, „alles andere ist ganz Nebensache.“

Da ging der Pfarrer, die Mutter zu holen.

Sie standen in dem Studierzimmer. Hilma bemerkte, daß eine kleine Photographie, die sie als Kind darstellte, im Rähmchen auf seinem Schreibtisch stand. Des Vaters Blick ruhte nachdenklich auf der Tochter.

„Wie Du lebendig geworden biſt!“ ſagte er. „So habe ich Dich noch nicht geſehen. Macht Dich die Stadt ſo ſtill oder ſind wir es?“

Sie hätte antworten können: ‚Ich muß ſtill ſein, wo ich mich nicht heimiſch fühle, — und doppelt ſtill neben Agnes, die es nicht liebt, wenn man mich ſehr beachtet.‘

Aber ſtatt dieſes ſagte ſie nur: „Das machen alle die gemeinſamen lieben Erinnerungen. Es iſt ſo köſtlich!“

„Ja, die gemeinſamen Erinnerungen,“ wiederholte er traurig.

Sie ſah ihm an, daß er dachte: ‚die zwiſchen uns leider fehlen.‘

Ihr ſchien oft, als ſei der Vater ſo voller verwundeter Stellen, daß jede achtloſe Berührung ihm Schmerz bereitete.

Die Frau Kantor Lampert kam und hieß die Gäſte in würdevoller Weiſe willkommen.

Man ſah ihrem guten Geſicht an, daß ſie ihr ganzes Leben lang ſchwer gearbeitet hatte, und den vollen weißen Scheiteln, daß ſie früh gealtert war. Sie trug bäuerlich ſchlichte Kleidung, über dem vortretenden Leib eine faltige bunte Kattunſchürze, aber alles von der peinlichſten Sauberkeit.

Man merkte ihr an, daß ſie ſich am liebſten nicht in die Unterhaltung miſchte; ihre aufmerkſamen Augen folgten jedoch ſtets dem Sprechenden und ſtrahlten in glücklichem Mutterſtolz bei allem, was der Sohn ſagte.

Bald entfernte ſie ſich wieder und lud nach einer kleinen Weile zum Mittageſſen ein.

„’s iſt ja nicht, wie Ihr Gewöhntes,“ ſagte ſie, „aber Sie müſſen mir ſchon die Ehre antun. Eine Stärkung nach dem langen, heißen Weg iſt Ihnen nötig.“

Im Wohnzimmer war der Tiſch gedeckt, nicht mit Damaſt, aber mit ſelbſtgeſponnenem Linnen, das Geſchirr war grob, äußerſt einfach. Die Hausfrau ſaß nicht mit am Tiſch, ſondern ging ein und aus, trug die ſchmackhaften Gerichte herbei, nötigte eifrig zum Eſſen.

Hilma hatte ihr helfen wollen, — der Pfarrer hielt ſie mit bittendem Blick zurück.

„Sie würden ſie nur in Verwirrung ſetzen!“

Hilma fühlte, daß ihm der bäuerliche Zuſchnitt der Mutter und des Hausweſens ihr gegenüber nicht ganz angenehm war. Aber ihrer offenen freien Art gelang es bald, dieſe Schwäche in ihm zu überwinden. Nach dem Mahle führte Lampert ſeine Gäſte durch den Pfarrgarten, auf deſſen Rabatten wunderlich altmodiſche Blumen blühten: zitronengelbe Roſen, Ritterſporn, brennende Liebe uſw.

Es gab auch eine Roſenlaube mit Holzbänken, und hier ſaßen Hilma und Lampert, während der Vater auf des Pfarrers Sofa etwas ruhte und die Frau Kantor einen Veſperkaffee vorbereitete.

Auch Hilma wurde müde. Die Müdigkeit, die Wärme, der Zauber dieſes idylliſchen Landfriedens und die Nähe eines feinſinnigen Mannes, der ſie von klein auf kannte und der ſie liebte, das alles gab ihrer Stimmung eine große Weichheit.

‚Dies könnte mein Heim ſein!‘ mußte ſie denken.

Die Vorſtellung, Lamperts Frau zu ſein, beleidigte ſie gar nicht mehr.

Aber was half's? Der andere war vorhanden, und niemals würde sie vergessen können! —

„Ihre Mutter ist so stolz auf Sie," sagte sie, „jedem ihrer Blicke sieht man es an, daß Sie ihr ganzes Glück sind."

Da erzählte er, wie arm sein Vater gewesen sei, dabei von schwächlicher Konstitution, „ein Idealist und geistig seine Umgebung weit überragend". Wie seine Mutter sich abgearbeitet habe für Mann und Kinder, wie sie es nach des Vaters frühem Tod unter schweren Opfern durchgekämpft habe, ihn studieren zu lassen. Er habe noch eine Schwester, die an einen Pächter verheiratet sei, berichtete er auf ihr Befragen.

Während er so von den Entbehrungen seiner Jugend erzählte, — es waren freilich nur materielle Entbehrungen gewesen! — mußte sie daran denken, wie unausgewachsen und knabenhaft schwächlich er einst in das Zollbrücker Herrenhaus gekommen war, und wie der Onkel Gustav gesagt hatte: ‚der sieht aus, als ob er sich noch nie richtig satt gegessen hätte'.

„Jetzt vergelten Sie Ihrer Mutter alle Opfer," sagte sie warm.

Er entgegnete: „Einer Mutter kann man nie alles vergelten. Und die meine gibt fort und fort sich selbst ganz. Da kann man nur in Demut danken."

„Ja, aber es gibt auch lieblose Mütter," sagte sie traurig. —

„Um ihr Kind gelitten hat doch jede," wandte er ein.

„Verpflichtet uns schon das?"

„Ich glaube, ja."

Es fiel ihr auf, daß er sich abgewöhnt hatte, sich bei jeder Gelegenheit auf Worte der Schrift zu berufen.

Auf dem Heimweg begleitete der Pfarrer seine Gäste ein langes Ende Wegs.

Er hatte noch den etwas unruhigen, wiegenden Gang, von dem die Zollbrücker bemerkten: ‚wie ein Tanzmeister geht unser Herr Kol'brater', obwohl sie doch gewiß nie einen Tanzmeister gesehen hatten. Hilma dachte: ‚er geht, als bewege er sich zu einer in seinem Inneren klingenden Musik.'

Erst als der Waldweg talwärts zu führen begann, entschloß sich Lampert umzukehren.

„Gott hat mir heut' einen Festtag geschenkt," sagte er.

„Uns!" ergänzte Hilma.

Als sie dann ohne ihn weiter waldeinwärts gingen, im Schatten alter Tannen, sagte der Vater: „Ich wünschte, Du sprächest so frei und vertraulich zu mir, wie Du es heute zu dem Pfarrer getan hast."

Sie entgegnete: „Das ist, weil er mich schon gekannt hat, als ich ein Kind war."

Aber gleich fühlte sie, daß sie wieder eine der wunden Stellen berührt hatte. Um durch Vertrauen das gut zu machen, fügte sie schüchtern hinzu: „Er hat mich einmal heiraten wollen."

„Ja," sagte der Vater, „man merkt ihm an, daß er es auch heute gern tun würde. Aber er ist zum Heiraten nichts."

Sie fragte verwundert: „Warum nicht?"

„Weil er krank iſt. Dieſer auffallende Farbenwechſel und der fiebrige Glanz der Augen ſind verdächtige Anzeichen. Er wird nicht alt. Wahrſcheinlich iſt er in den Entwickelungsjahren ungenügend ernährt worden und hat ſich mit Studieren überanſtrengt. Das kommt ſo häufig vor. Er ſteckt ja ganz voll von theologiſcher Gelehrſamkeit, viel mehr als ein Dorfpfarrer davon nötig hat."

„Du glaubſt, er wird nicht alt?" fragte ſie erſchrocken.

„Ja. Und es tut mir für ſeine Mutter leid. Das iſt eine von den Frauen, die gar nicht wiſſen, was es heißt, ſich ſelbſt leben."

„Wenn ſie aber den, für den ſie lebt, wirklich verliert?" fragte Hilma ernſt. „Was dann?"

Er bewegte den Kopf wie einer, der in ſeinen Gedanken keinen Ausweg findet, und ſchwieg.

Sie aber mußte weiter an die Frauen denken, die ihre eigene Menſchenperſönlichkeit ganz auslöſchen, ganz in anderen aufgehen, und damit ſo abhängig von dieſen anderen werden, daß ſie, wenn das Geſchick ihnen die nimmt, hilflos im Leeren ſtehen, verzweifeln oder in Stumpfheit verſinken müſſen.

‚Nein, das kann das Rechte nicht ſein,' dachte ſie. ‚Gewiß ſollen wir lieben und anderen zuliebe leben, aber nicht, weil wir nicht anders wiſſen und können, ſondern weil wir es wollen. Wiſſen und wollen müſſen wir das Gute. Nicht aus unſerer Schwäche heraus wollen wir dienen, ſondern aus unſerer Kraft. Das iſt ſo gewiß wahr, wie ..... wie das braune Eichkätzchen dort an der Tanne hinaufläuft.'

„Sieh, Papa, das reizende Tier!" rief ſie entzückt.

Die Abendſonne warf lange, ſchräge Lichtſtreifen zwiſchen den alten Stämmen hin in den Waldſchatten, wie durch die ſchmalen hohen Fenſter gotiſcher Dome. Hier und dort erglühte in ihrem Strahl ein Fleckchen ſmaragdnes Moos, palmenwedelgleiches Farnkraut, feines, weiches Waldgras, oder irgend ein Wipfel erglänzte rötlich. Das Abendlicht trieb ſein Spiel im Wald wie ein Kobold.

Vater und Tochter waren ſtill geworden. Hand in Hand gingen ſie durch den wonnevollen Abendfrieden, dem alle dunkeln Gedanken und Sorgen weichen mußten.

5.

An einem Nachmittag ſaß Hilma mit einem Buch nahe ihrer Mühle unter einer rieſigen Weide am Bach. Der Vater hielt im Zimmer ſein gewohntes Nachmittagsſchläfchen.

Auf dem Schienengeleiſe jenſeits der Fahrſtraße ſtand ein kleiner Kieszug, und Streckenarbeiter, auf den Loren ſtehend, warfen mit ihren Schaufeln Kies zwiſchen die Schwellen. Sie ſchaufelten ſtetig und ſtumm; immer wenn ein Steinchen gegen das Eiſen der Puffer fiel, gab es ein ganz helles, feines Klingen, wie der Klang geſchliffener Gläſer; das begleitete die Arbeit mit einem leiſen Geläute.

Heiß und ſtill war es, man hörte das Geſumme der Inſekten.

Hilma konnte nicht leſen, ſie träumte.

Da kam der Landpoſtbote, bemerkte ihr helles Kleid unter dem Weidenbaum und brachte ihr zwei Briefe.

Die Adreſſe des einen war von des Prinzen Hand geſchrieben.

Sie riß den Umſchlag auf und las.

Der Prinz begann mit Vorwürfen. Er habe ihrer ſtets gedacht im fernen Indien, in China und Japan. Auf der Heimreiſe ſei ihm kein Schiff und kein Bahnzug ſchnell genug gefahren, ſo habe er ſich ihr entgegengeſehnt. Sie aber habe ihn treulos im Stich gelaſſen, um ſich anderen Göttern zuzuwenden. Ob ſie nichts mehr von ihm wiſſen wolle? —

Er müſſe ſie unter allen Umſtänden wiederſehen und habe alles für ein Zuſammentreffen vorbereitet, nachdem er zuerſt ihren Aufenthalt erkundet. Ein zuverläſſiger Freund, der Graf U., beſitze ein Schloß in nicht zu weiter Entfernung, ſie könne es in wenigen Stunden Eiſenbahnfahrt erreichen. Sie ſolle Gaſt der Gräfin ſein, unter deren Schutz uſw.

„Ich gebe Dir mein Wort, daß Deine Ehre und Dein Ruf nicht angetaſtet werden ſollen. Nicht mit einem Finger will ich Dich anrühren, wenn Du es nicht willſt. Aber ſehen und ſprechen muß ich Dich. Die Einladung der Gräfin (die eine charmante Frau iſt und Dir gefallen wird), muß gleichzeitig mit meinem Brief in Deine Hände kommen. Dieſe kannſt Du Deinem Vater zeigen, aber mich erwähne nicht. Überhaupt bitte ich Dich dringend, Deinem Vater und Bruder von unſerem Verlöbnis nichts zu ſagen, ehe dasſelbe nicht in ein anderes Stadium getreten iſt. Sie würden uns, die wir ohnehin übel genug daran ſind, nur noch ihrerſeits Schwierigkeiten machen. Liebſt Du mich nicht mehr, ſo iſt mir alles gleich, und ich tue alles, was ſie wollen, heirate ſelbſt die häßliche Prinzeſſin Anna, die ſie mir ausgeſucht haben. Aber dann glaube ich auch an nichts mehr und werde ein ſchlechter Kerl. Deshalb: wenn Du mich noch lieb haſt, komm nach der Marisburg.“

Der andere Brief war die Einladung der Gräfin U., ein paar Tage auf der alten romantiſchen Marisburg zuzubringen, wo einige von Hilmas alten Freunden aus Amalienruhe ſich ſo ſehr freuen würden, ſie zu ſehen.

Hilma war ſofort entſchloſſen.

Der ſehnſüchtige Ruf des geliebten Mannes kam wie eine unmittelbare Antwort auf ihr eigenes, in dieſer träumeriſchen Sommerſtille neuerwachtes Sehnen.

Sie wußte auch: die Gräfin U. war eine vornehme Dame, die ſich gewiß für keinen anderen zur Vermittlerin eines heimlichen Wiederſehens hergegeben hätte; aber der Prinz hatte es an ſich, daß man ihm mehr als anderen zu Gefallen tat. Das hatte ſie erfahren.

Sie mußte heute noch eine Depeſche auf die Station befördern laſſen und morgen reiſen.

Eilig ging ſie nach der Mühle, wo der Poſtbote noch ſaß und ein Glas Bier trank, denn der Müller hatte Schankgerechtigkeit. So konnte ſie ihr Telegramm ihm mitgeben.

Als der Vater erſchien, hatte ſie bereits mit dem Müller die Fahrgelegenheit nach der Station beredet. Alles war in Ordnung.

Unter der Linde neben dem Haus tranken ſie immer den Veſperkaffee. Das war behaglich und vergnüglich. Sie beluſtigten ſich damit, den Mühlenſpitz zu necken und die großen weißen Hühner mit Brotkrumen zu füttern.

Heute ſagte Hilma, ſowie ſie dem Vater gegenüber am Kaffeetiſche ſaß: „Morgen muß ich Dich auf vier Tage verlaſſen, Papa!“

Erſtaunt blickte er ſie an. „So? Du mußt?“

„Ich will.“

„Wohin ſoll es denn gehen?“

Sie gab ihm den Brief der Gräfin.

Er las ihn langſam durch, ſehr aufmerkſam, wie ſie an ſeinem geſenkten Geſicht ſehen konnte. Dann gab er den Brief zurück.

„Kannſt Du Dir denken, wer die Freunde aus Amalienruhe ſind, die Dich ſehen wollen?“ fragte er langſam.

„Ja.“

„Kannſt Du es mir ſagen?“

Sie ſchwieg und fühlte mit Schrecken, daß ſie dunkelrot wurde.

Wie leicht wäre eine Lüge geweſen! Dem Vater gegenüber brachte ſie nicht einmal eine Ausflucht über die Lippen.

„Bitte, frage nicht,“ ſagte ſie endlich. „Ich darf nicht antworten.“

Er ſprach kein Wort weiter. Aber das ſanfte Leuchten der Heiterkeit, das ſein Geſicht während der letzten Wochen ſo wunderbar verjüngt hatte, war plötzlich erloſchen. Wieder lag auf den lieben Zügen tiefer Schwermutsſchatten, und die Augen hatten den ‚wunden‘ Blick.

Sie machte ſich gewaltſam hart gegen ihn. Hatte er ſie nicht beinahe fünfundzwanzig Jahre lang im Stich gelaſſen um einer Liebesleidenſchaft willen? Wie konnte er ihr vier kurze Tage mißgönnen?! Nein, ſie erkannte ihm jedes Recht dazu ab. —

Ohne viel Worte nahm ſie am nächſten Tage Abſchied. Und vier Tage ſpäter kehrte ſie ſchweigend von ihrem Ausfluge zurück.

Das Stillleben in der Mühle blieb äußerlich das gleiche. Innerlich war alles verändert.

Der Vater ging mit Hilma und ſie mit ihm ſo behutſam um, als ſei jedes ein Weſen aus dem zerbrechlichſten Glas. In der Unterhaltung lavierten ſie beſtändig, aus Sorge, an irgend einen gefährlichen Stein zu ſtoßen. Sie täuſchten einander Harmloſigkeit vor, aber weder die Vertraulichkeit, noch die Heiterkeit von vordem wollten ſich wieder einſtellen.

Der choleriſche Spitz und die Hühner und die feierlichen Gänſe, die ſich im Abendſchein auf dem kleinen Mühlenteich wie Schwäne gebärdeten, entlockten wohl noch Scherzreden und Lachen, nur blieb das Lachen gedrückt und der Scherz unfroh.

Auch ein zweiter Beſuch im Pfarrdorf Lamperts, den ſie diesmal nicht zu Fuß, ſondern im Wägelchen des Müllers unternahmen, brachte die frohe Stimmung nicht zurück. Sie fanden den Pfarrer krank. Er lag zwar nicht zu Bett, aber fiebernd auf ſeinem Sofa. Trotzdem war ſeine Freude groß. Weder er noch die Mutter nahmen übrigens ſeinen Zuſtand ernſt.

„Das hat er immer mal," ſagte die Frau Kantor. „Er iſt von klein auf nicht kräftig geweſen."

Hilma und der Vater ſaßen ein Stündchen bei dem Kranken, deſſen Augen ſtrahlten. Dann, um nicht das Fieber zu verſchlimmern, fuhren ſie zurück. Es war ein trüber Tag, der ſich jetzt dem Abend zuneigte.

Die Sonne ſtand auf den unterſten Sproſſen einer zarten, grauen Wolkenleiter, die ſich vom Scheitelpunkt des Himmels bis an den Horizont erſtreckte. Sie ſtand bleich, ſtrahlenlos, mit mattem Geleucht. Zerfetzte graue Wolken ſchwebten ihr entgegen, ſchienen verirrt und verängſtet. Es war heute etwas wie Beunruhigung, wie Verſtörtheit in der Luft. Die weiten ſtillen Felder lagen öde. Zwar trillerten auch heute Lerchen ihr helles, eintöniges Liedchen, — aber ohne den Jubel, der an ſonnigen Tagen daraus tönt.

Vater und Tochter ſchwiegen, und der kleine Bauernwagen ſchüttelte ſie fürchterlich.

Das Herz war beiden ſchwer. Ihre ſo innig verwandten Seelen ſuchten einander in ſcheuer Liebe, aber Berge des Verſchweigens hatten ſich zwiſchen ihnen aufgetürmt, und ihre tiefſten Erlebniſſe lagen jenſeits dieſer Berge.

6.

Als mit dem September die Theaterſpielzeit begann, fand ſich alles wieder im Stadthaus zuſammen.

Der Gartenſaal oder die große Veranda, die ſich ihm anſchloß, verſammelte an den freien Abenden der Künſtlerin den gewohnten Freundeskreis.

Eines ſommerlich warmen Oktoberabends ſaß die Geſellſchaft in den bunten, niederen Korbſeſſeln auf der Veranda, von der einige weiße, wie Marmor blinkende Stufen hinab in den Garten führten.

Auf dieſen Garten mit dem geſchorenen Samtraſen, auf dem die Zypreſſe ſtand, den der rötliche Sandweg einfaßte, und auf dem ſtets, von kundiger Gärtnerhand geſetzt, die Modeblume der Saiſon blühte — jetzt japaniſche Aſtern, — war Agnes ſehr ſtolz. Für die an weite, ländliche Parks gewohnte Hilma behielt er mit ſeinem ſchwarzen Schnörkelgitter, hinter dem das Straßenleben ſchwirrte, etwas Vogelkäfigartiges.

Außer Dr. Rode, dem Dichter Altenſtein und der Sabine Edelberg waren zwei männliche Kollegen Agnes' anweſend: Maxime, der Komiker, und der Heldendarſteller; dazu eine Malerin und eine junge Dichterin.

Die Malerin hieß Libuſſa Holgers und war durch Altenſtein eingeführt worden als ſeine Freundin. Sie ſah die Menſchen an, wie man Bilder anſieht, und ſprach faſt gar nicht, ſchien ſich dabei aber ausgezeichnet zu unterhalten. Ihr Anzug, der offenbar aus maleriſchen Geſichtspunkten zuſammengeſtellt war, paßte nicht zu dem Typ ſeiner Trägerin und wirkte deshalb ſtörend, obwohl er an ſich ſchön war.

Wunderlicher noch ſah die junge Dichterin aus, die ſich Kornelia Aſſunta nannte. Dieſe ſchwärmte für Agnes und hatte unlängſt ein Drama vollendet, „Frau oder Mann" betitelt, in dem eine ſehr pikante Rolle für Agnes

gedacht war, weshalb dieſe die Annahme des Stückes bei der Theaterdirektion befürwortete und die Autorin überhaupt unter ihre Flügel nahm.

Kornelia Aſſunta hatte eine ſchwarze Lockenmähne, die die Stirn faſt ganz verdeckte und perückenhaft ausſah. Sie wurde von einem goldenen Reif gekrönt. Mit ihren grünlich ſchillernden, etwas glaſigen Augen und den gewundenen Bewegungen des binſenſchlanken Körperchens glich Kornelia Aſſunta einer geheimnisvollen kleinen Schlangenkönigin.

„Weiß der Himmel, wo bei der Lunge, Leber, Magen und die anderen unerläßlichen Organe Platz haben!“ ſagte Sabine Edelberg nüchtern.

Ein amüſanter kleiner Hofſkandal beſchäftigte gerade die Gemüter. Eine Prinzeß war mit ihrem Liebhaber durchgegangen, um auf dieſe Weiſe die Erlaubnis zur Heirat mit ihm, der ein ſimpler Baron war, zu erzwingen. Natürlich würde den allerhöchſten Eltern nun nichts übrig bleiben, als gute Miene zum böſen Spiel zu machen und nachträglich ihren Segen zu geben.

Alle waren entzückt von dem Mut und der Rückſichtsloſigkeit der jungen Fürſtentochter, die ihre Liebe nicht der Politik hatte opfern laſſen.

Nur der Vater widerſprach.

Er ſagte: „Hier ſteht ein Recht gegen das andere, und ich halte es gar nicht für ausgemacht, daß das Recht der Liebe jederzeit für das höhere gelten darf.“

„Aber Biernau!“ rief man. „Welche Läſterung!“

Er fuhr fort: „Man vergißt gewöhnlich, daß die erotiſche Liebe viel mehr mit unſerem Blut zu tun hat, als mit den Tiefen unſerer Seele, daß ſie faſt immer auf Illuſion beruht und eines Tages wie Seifenblaſen ſich in Nichts aufzulöſen pflegt.“

Alles proteſtierte.

Dr. Rode ſagte lächelnd: „Die Liebesleidenſchaft weiſt ihre Legitimation als abſolute Herrſcherin deutlich genug vor, denn mit ewig gleicher elementarer Gewalt durchbricht ſie immer wieder alle Bande, die ihr Geſetz und Klugheit angelegt haben. Sie iſt und bleibt das Stärkſte. Glaubſt Du denn, es ſei von ungefähr, daß jeder naive Menſch in jedem Fall auf ſeiten der Liebenden ſteht? Die Liebe iſt Natur. Aber ich hätte mir bei Gott niemals träumen laſſen, daß ich in die Lage kommen würde, hier, im Biernauſchen Hauſe, ſolche unbeſtrittene Gemeinplätze aufzuwärmen!“

„Was ein Gemeinplatz iſt, iſt darum noch keine endgültige Wahrheit,“ entgegnete der Vater. „Ich kann Dir übrigens auch mit einem Gemeinplatz dienen: Da wir längſt nicht mehr im Naturzuſtand leben, ſondern uns mehr oder minder organiſch von dieſem fortentwickelt haben, ſo ſind wir genötigt, die natürlichen Leidenſchaften im Sinne unſerer Kultur zu bändigen und in Schranken zu halten. Dazu haben wir unſere Vernunft und unſere Erfahrung.“

„Sehr ſchön,“ bemerkte Maxime, „nur daß die Liebe uns in dem Alter zu packen pflegt, dem die Erfahrung fehlt, die Erfahrung uns aber klug macht, wenn die Leidenſchaften verglüht ſind.“

„Darum eben ſind die Eltern da, um für die Kinder Vernunft zu haben,“ ſagte der Vater lebhaft.

Agnes ſah ſich wie nach Hilfe ſuchend im Kreiſe um und rief: „Haltet mich, Kinder! Mir wird ſchwach. Der Hilmar bekommt auf ſeine alten Tage den Moralkoller!“

Rode lachte mephiſtopheliſch. Ihm war eine Erleuchtung gekommen. „Wir haben halt jetzt eine Tochter,“ ſagte er halblaut. „Das erklärt den neuen Kurs. Ja, das erklärt vieles.“

„Er leidet an einem plötzlichen Anfall von Atavismus,“ ſagte Altenſtein, „man ſollte den Doktor holen.“

Die Unterhaltung nahm damit eine Wendung ins Scherzhafte, und ein wahrer Schauer von Neckereien praſſelte auf den Vater herab.

„Was iſt Atavismus?“ fragte die kleine Schlangenkönigin, die das Drama „Frau oder Mann“ geſchrieben hatte.

Maxime, der Komiker, der im Alltagsleben immer ſchwermütigen Ernſt zur Schau trug, antwortete ihr: „Das iſt, wenn einer wieder auf allen vieren zu laufen anfängt.“

Darauf ſagte Kornelia Aſſunta mit der ihr eigenen Inbrunſt: „Man ſoll nach den Früchten der Erkenntnis greifen, wo irgend man ſie faſſen kann.“

„Nur nicht, wenn ſie molſch ſind,“ entgegnete Maxime und verdrehte ekſtatiſch die Augen, um eine der ihren würdige Inbrunſt zu markieren.

Hilma hatte auf einem kleinen japaniſchen Rohrſofa neben Sabine Edelberg geſeſſen und mit ſtarrem Staunen dem Vater gelauſcht.

Was bedeutete das mit einem Male?! Sein Urteil war hier ſtets das letzte und höchſte geweſen, hatte den Ton beherrſcht. Und nun ſprangen auf einmal ſeine Worte wie von der Kette losgelaſſene biſſige Hunde allem an die Gurgel, was ſie bisher in dieſem Hauſe vernommen und mit gläubigem Entzücken in ſich aufgenommen hatte! Das Recht der Perſönlichkeit, volle individuelle Freiheit im Denken, Glauben und Lieben, ſouveräne Selbſtbeſtimmung uſw., das war die hier herrſchende Lehre, deren überzeugte Anhängerin ſie geworden war. Das „Du ſollſt“ und „Du ſollſt nicht“, was ihr von Kindheit an unabläſſig in den Ohren gedröhnt hatte, war hier verpönt geweſen. Jeder durfte „in Schönheit frei“ ſein. Jeder dachte und tat und ſagte getroſt, was er wollte. „Der Menſch darf, was er kann,“ hieß das Moralgeſetz dieſer Künſtler.

Und plötzlich kam der Vater wieder mit der Theorie der Bändigung!

Während ſie alſo ſich der Verwunderung und Verwirrung hingab, in die das Auftreten des Vaters ſie verſetzt hatte, redete Sabine Edelberg mit halber Stimme eifrig auf ſie ein.

Sabine konnte Diskuſſionen über die Liebe keinen Geſchmack abgewinnen. Während die anderen ſich über „ſo abgedroſchenes Zeug“ ereiferten, erzählte ſie von einer großen Frauenverſammlung, die Hilma durchaus beſuchen müſſe: „Denn wir ſtehen am Vorabend einer Umwälzung, wie die Menſchheit noch wenige geſehen hat. Die denkenden Frauen ſind ſich — endlich! — ihres vollwertigen Menſchentums bewußt geworden. Demnächſt werden ſie ſich nun organiſieren, um ſich in Geſchloſſenheit von der jahrtauſendelangen, elenden Männerknechtſchaft zu

befreien. In England und Amerika sind sie bereits mit unerhörter Energie und entsprechendem Erfolg vorangegangen."

„Ach wirklich?" sagte Hilma zerstreut.

„Passen Sie mal auf: das wird uns eine ganz neue Kultur heraufbringen," fuhr die Edelberg eifrig fort, „denn, Sie begreifen, die in ihrer naturwidrigen Einseitigkeit so barbarische Männerkultur wird nun endlich durch den weiblichen Geist ihre notwendige Ergänzung erfahren. Sie kommen doch jedenfalls zu unserer Versammlung, Hilma?"

Diese sagte gedankenabwesend: „Ja."

Ihr tönte Rodes sarkastische Bemerkung im Ohr: „Wir haben jetzt eine Tochter — das erklärt den neuen Kurs."

Die anderen schienen die Worte überhört zu haben, in Hilma hatten sie allerlei geweckt, was nicht zur Ruhe kommen wollte.

War es wirklich das? Weil der Vater an seine Tochter dachte, verschoben sich auf einmal seine Ansichten über die wichtigsten Lebensprobleme? Oder hatte er vielleicht auch an die eigenen Erfahrungen gedacht?

Und was für einen Wert hatte denn eine Weltanschauung, die bei der ersten Probe auf das Exempel nicht Stich hielt? Ihr war, als sei alles um sie her ins Wanken gekommen.

Sie war verstimmt und zu nichts recht aufgelegt. Sie glaubte, daß der Vater irgendwie um ihre Liebesangelegenheit wisse und sie mißbillige. Seit jener Sommerfahrt nach der Marisburg fühlte sie sich ihm entfremdet.

Horst wollte seinen Oktoberurlaub in Zollbrück verbringen, an dessen jetzt vom weißen Herbstgespinst überzogene Stoppelfelder, dessen Kartoffeläcker, auf denen die Feuerchen schwelten und flammten, sie nicht ohne heißes Heimweh denken konnte.

Als er sich gutgelaunt von ihr verabschiedete, rief sie sehnsüchtig: „Könnte ich mit!"

„Ja," sagte Horst kühl, „Vous l'avez voulu, George Dandin! Du könntest jetzt dort Gräfin Utendorf sein."

Es war ihm eine Genugtuung, sie nach dem verschmähten Heimatparadies seufzen zu hören.

Aber sie sagte stolz: „Ich weiß, was ich getan habe, und würde es heute wieder tun. Der Papa ist mir doch noch mehr als Zollbrück. Gute Dinge haben eben ihren Preis."

Ihm fiel plötzlich auf, daß sie schön aussah, schöner als je.

„Warum heiratest Du eigentlich nicht?" fragte er.

„Du weißt ja."

Er zog die feinen Striche seiner blonden Brauen hoch in der hochmütig verwunderten, ablehnenden Art, die sie an die Mama und den Großpapa erinnerte.

„Was soll ich wissen?"

Da errötete sie langsam und schwieg. Auch fragte Horst nicht weiter.

7.

Der Winter riß Hilma in einen Strudel geſelligen Treibens, der ſie gar nicht mehr zu ſich ſelbſt kommen ließ. Überall fand man Zerſtreuung, nirgends Sammlung.

Eines Tages, als man beim Gabelfrühſtück ſaß, zu dem ſich Horſt meiſt einfand, ſagte dieſer, ſich zu ſeiner Schweſter wendend: „Unſer Erbprinz iſt geſtern geſtorben. Ich las es eben im Depeſchenſaal.“

Hilma ließ Meſſer und Gabel ſinken.

„Die arme Erbprinzeß!“ ſagte ſie ergriffen.

„Er war der einzige Sohn und ſogar das einzige Kind des Fürſtenpaares,“ ſagte Horſt ernſt.

„Und ein uranſtändiger Menſch,“ fügte Hilma hinzu.

„Ja, Du haſt ihn ja gut gekannt,“ ſagte Horſt. „Sein Tod iſt ein harter Schlag für unſere Herrſchaften.“

„Wer beſteigt denn nun einmal den hohen Thron eures großmächtigen Raubſtaates?“ fragte Agnes ſpöttiſch.

Horſt antwortete: „Der Neffe des Fürſten, Prinz Heinrich. Er iſt ſehr beliebt im Land.“

Ganz kurz blickte Hilma zum Vater hin, und ihr Blick begegnete dem ſeinen. Beider Augen wandten ſich ſofort ab, doch die Begegnung war geweſen.

„Himmliſche Güte, muß das langſtielig ſein!“ rief Agnes. „So ein Duodez-Fürſtentum zu regieren, das weder Macht noch Bedeutung hat, und ſich dabei doch mit dem ganzen fürſtlichen Etiketten- und Repräſentations-Ballaſt durchs Leben ſchleppen zu müſſen!“

Der Vater ſtimmte ihr bei. „Sie ſind wahrhaftig nicht zu beneiden.“

Agnes' Intereſſe für den Gegenſtand war damit erſchöpft. Sie ſprach von etwas anderem. —

Einige Tage ſpäter erhielt Hilma den Brief, den ſie ſeit jener Nachricht mit Spannung erwartet hatte.

Der Prinz ſchrieb:

„Daß der arme Karl tot iſt, weißt Du wohl ſchon. Morgen haben wir die feierliche Beiſetzung. Wenn man die Eltern des Verſtorbenen als ‚tiefgebeugt‘ bezeichnet, ſo iſt es diesmal kein leeres Wort. Ich geſtehe, daß mich ſelbſt dieſe Tage etwas mitgenommen haben. Aber die Erbprinzeß hält ſich ſüperb! Sie gehört zu den grandioſen Frauen, die nichts aus der Faſſung bringt, die auch noch auf dem Schafott die Haltung der großen Dame bewahren würden. Ich möchte ihr immer die Füße küſſen. Aber vor Dir, mein geliebtes Herz, kann ich nicht Komödie ſpielen. So aufrichtig ich ſeine Witwe und ſeine Eltern beklage, hab ich doch die ganze Zeit daran denken müſſen, daß Karls Tod für uns einen großen Schritt vorwärts bedeutet. Der arme Onkel iſt alt und gebrochen. Laß mich nur erſt ans Ruder kommen! Verzeih, ich muß eilen. Dieſe Tage ſind fürchterlich für mich, weil alles auf mir liegt. Phraſen hören, Phraſen machen, ohne Ende, das Geſicht unentwegt in den Falten ernſter Trauer. Lieber Himmel!

Aber: time and the hour go through the longest day, und dahinter ſehe ich immer Dich!"

In dieſem Brief war ihr das Eindrücklichſte die Bemerkung: „ich möchte ihr die Füße küſſen". Alſo auch er konnte ſich für ſtrenge Selbſtbeherrſchung, für die Hoheit klagloſer Entſagung begeiſtern?!

Zum erſtenmal ſeit ſie ihn liebte, fühlte ſie eine kleine Regung von Eiferſucht. Sein „ich möchte ihr die Füße küſſen" verfolgte ſie. Die ſtarke Bewunderung, die daraus ſprach, neidete ſie der Prinzeß ein wenig.

Im übrigen hatte es ihr ſtets widerſtanden, ihr Glück dem Unglück anderer verdanken zu ſollen. Sie konnte die Hoffnung auf eine nahe Wendung nicht in ſich aufkommen laſſen.

Und bald waren ihre Gedanken wieder von dem Vielen, was jeder Tag jetzt zutrug, ausgefüllt.

Da wurde ihr eines Tages ein Beſuch gemeldet, der ſie in Erſtaunen ſetzte: es war die Hofdame der verwitweten Erbprinzeſſin.

Vor der Tür des Salons, in dem das Fräulein wartete, ſtand Hilma ein paar Augenblicke ſtill. Eine dunkle Angſt, ſie wußte nicht vor was, lähmte ſie. Agnes' Wort fiel ihr ein: „Der reine Angſthaſe!" Was hatte ſie ſo furchtſam gemacht? —

Sowie ſie der ihr als talentvollen Klavierſpielerin wohlerinnerlichen jungen Dame gegenüberſtand, war ſie ruhig, fand auch gleich Worte, die erfreute Begrüßung und den Ausdruck inniger Teilnahme geziemend vereinten.

Doch zu ihrer nicht kleinen Verwunderung vernahm ſie nun, daß die Frau Erbprinzeſſin ſelbſt hier in der Stadt weile, im erſten Hotel abgeſtiegen ſei und Hilma bitten laſſe, nachmittags um die und die Stunde zu ihr zu kommen.

Beim Gabelfrühſtück ſagte Hilma: „Unſere Frau Erbprinzeſſin hat mich für nachher befohlen. Sie iſt hier."

„Na, dann ſonne Dich mal wieder in Hofluft!" höhnte Agnes. Sie ſprach nie ohne ſpöttiſche Geringſchätzung von der Welt, die ſich exkluſiv als „die" Geſellſchaft bezeichnete, weil dieſe ſich, ſeiner zweiten Heirat wegen, von ihrem Gatten demonſtrativ zurückgezogen hatte.

Aber ſowohl in des Vaters wie in Horſts Blicken ſah Hilma fragendes Erſtaunen. —

In ſtumpfes Schwarz gekleidet, fuhr ſie nach dem Hotel und wurde ſogleich in den Salon der Prinzeſſin geleitet.

In dem ausdrucksloſen Hotelzimmer ſtand die Fürſtin.

Sie war allein.

Der lange Kreppſchleier und die tief in die Stirn reichende Schneppe der Witwenhaube wirkten zuerſt fremdartig, veränderten das Geſicht. Aber doch: das waren die gradaus blickenden hoheitsvollen Augen, die ſich vor niemand auf der Welt ſenkten, das war die Kopf- und Schulterhaltung, die den Eindruck des abſolut Aufrechten hervorrief. Die Prinzeß ſtammte aus dem Norden.

‚Sie hat nie Engliſch oder Franzöſiſch ſprechen lernen können,‘ ging es durch Hilma's Kopf, ‚aber ſie hat gewiß auch nie eine Unwahrheit geſagt.‘

Ganz gewiß hatte kein Menſch die Erbprinzeſſin weinen ſehen, aber rotumrandete Augen und geſchwollene rote Lider zeugten verräteriſch von durchweinten Nächten.

Hilma wußte, daß ihre Ehe trotz der Kinderloſigkeit ſehr glücklich geweſen war. Sie hatte manches leiſe Wort, manchen Blick zwiſchen den Eheleuten aufgefangen, die von inniger Neigung erzählten. Und ſie dachte des Verſtorbenen, der für einen ſtolzen Herrn gegolten hatte, während ihn in Wahrheit nur Schüchternheit zurückhaltend machte. Er war einer der gütigſten und einer der beſcheidenſten Menſchen geweſen, die ſie kennen gelernt hatte.

So heißes Mitgefühl ergriff Hilma, daß ſie ſich ſelbſt vergaß.

Sie küßte die Hand der Prinzeſſin ein über das andere Mal, und ihre Augen floſſen über von Tränen.

Die Prinzeß markierte eine leichte Umarmung und zog dann Hilma neben ſich auf einen kleinen Diwan.

Und nun begann das Geſpräch.

„Sie ſind mir noch ergeben, Hilma?“

„Immer, Durchlaucht.“

„Vielleicht werden Sie es nun doch nicht bleiben, denn ich muß Ihnen Schmerz bereiten. Es iſt der innige Wunſch des Fürſten und der Fürſtin, den Prinzen Heinrich als den letzten männlichen Sproſſen unſeres Hauſes jetzt mit der Prinzeß Anna von . . . . zu vermählen. Sie wiſſen, daß nur eine Tochter aus fürſtlichem Haus für den Thronfolger in Frage kommen kann, denn nur die Kinder einer ſolchen haben Anwartſchaft auf Fürſtentitel und Regierungsnachfolge. Prinz Heinrich gibt ſich dem Wahn hin, er könne aus eigener Machtvollkommenheit dies Geſetz umſtoßen, wenn er erſt an der Regierung iſt. Seine Liebe macht ihn ganz blind. Er denkt gar nicht an die Schwierigkeiten, die die anderen fürſtlichen Häuſer ihm entgegenſetzen würden. Er denkt auch nicht daran, daß der liebe Gott, wenn es ihm gefällt, unſerem verehrten Herrn, dem Fürſten, noch zwanzig — fünfundzwanzig Lebensjahre ſchenken kann. Dies und manches andere mußte man ihm jetzt zu bedenken geben. Der Unglückliche erklärt aber, er könne nur Sie heiraten, denn Sie ſeien ſeit Jahren ſeine Braut.“

Sie ſchwieg.

„Wir haben uns lieb,“ ſagte Hilma leiſe.

„Ich weiß wohl,“ ſagte die Prinzeß. „Der vor Ihnen liegende Weg der Pflicht iſt für Sie beide ſchwer. Aber wir dürfen ja nicht danach fragen, ob eine Pflicht ſchwer oder leicht iſt.“

„Der Prinz iſt nicht abſolut überzeugt, daß es ſich um eine Pflicht handelt,“ wagte Hilma einzuwenden.

„Ich glaube, es iſt uns gelungen, ihn davon zu überzeugen,“ ſagte die Prinzeſſin ernſt.

Hilma hob den Kopf. Sie hatte die ganze Zeit lautlos vor ſich hingeweint, weniger um ſich als um die Erbprinzeß. Mit einem Mal waren die Tränen verſiegt.

Sie dachte zugleich erbittert und bewundernd: ‚Du haſt ihn bezwungen! Das konnteſt nur Du.‘

Laut fragte ſie: „Alſo hat ſich der Prinz gefügt?“

„Er hat verſprochen, ſich Ihrer Entſcheidung zu fügen, liebe Hilma.“

Hilma ſprang in ihrer Erregung auf. Er hatte alſo entſchieden! Denn das wußte er ſehr gut, daß ſie nicht verſuchen würde, ihn zu halten, wenn er bereit war, nachzugeben.

Die Prinzeſſin deutete ihre Aufregung anders.

Ruhevoll ergriff ſie eine von Hilmas herabhängenden Händen und ſagte milde: „Wiſſen Sie, daß ich mich für Sie verbürgt habe? Ich habe zu meinen Schwiegereltern geſagt: für die Hilma Viernau ſtehe ich ein. Ich habe nie einen Zug von Niedrigkeit in ihr entdecken können. Sie iſt diejenige, die uns helfen wird. Ich bat um die Erlaubnis zu dieſer Reiſe, um Sie ſelbſt zu bitten. Erſchweren Sie ihm die Losſagung nicht! Sie haben ihn, — gewiß ohne bewußte Abſicht, — von dem Weg ſeiner Pflicht entfernt, nun führen Sie ihn dahin zurück! Glauben Sie wirklich, daß ein ertrotztes Erdenglück Ihnen beiden zum Segen gereichen würde?“

Hilma antwortete mit zitterndem Mund: „Ich habe nie das Glück ertrotzen wollen, Durchlaucht. Habe nur gewartet, ob es kommen würde. Wenn der Prinz bereit iſt, zu verzichten, bin ich es auch. Ich war es immer.“

„Er will von Ihnen darum gebeten ſein!“

„Wenn Durchlaucht befehlen, werde ich ihn bitten. — Aber es iſt eine leere Form.“

„Er legt Wert darauf. Gott wird Ihnen dieſe Ergebung ſegnen.“

Die Prinzeſſin ſtand auf, umarmte Hilma und küßte ſie in ihrer ruhigkühlen Weiſe auf jede Wange.

Dann ſagte ſie: „Der Prinz iſt hier. Sagen Sie ihm, was Sie ſagen wollen, gleich.“

Hilma erklärte ſich bereit.

Die Erbprinzeß ließ durch den Kammerdiener, der im Vorzimmer ſtand, Seine Durchlaucht zu ſich bitten.

Während ſie ihn ſchweigend erwarteten, fühlte Hilma die Schläge ihres Herzens bis hinauf zur Kehle.

Er kam ſchnell, küßte die Hand der Prinzeß und verneigte ſich vor Hilma.

Er ſah ſchlanker und vornehmer aus als je in dem langen, ſchwarzen Gehrock, den er trug; aber ſein Geſicht, — wie war es verändert! Um Stirn und Augen Züge des Leidens; der Blick finſter; der Mund — dieſer reizende Mund, dem Schalkhaftigkeit und übermütiges Lachen natürlich waren, — hatte die Lippen in verächtlichem Trotz aufeinander gepreßt.

In Hilmas Herzen ſchrie es: ‚Sie haben Dich gequält! Mehr gequält, als Du ohne Schaden zu nehmen erträgſt!‘

Sie war dies letzte Jahr ganz ruhig geweſen ohne ihn, hatte gar nicht viel an ihn denken müſſen, ſich kaum nach ihm geſehnt, ſo ſtark wie ſie in Anſpruch genommen war. Aber nun ſie ihn, den der Himmel ganz eigens für Glück und Freude geſchaffen zu haben ſchien, in dieſem Zuſtand des Zerquältſeins ſah, fühlte

ſie ſich ſo heftig erſchüttert, daß es ſie innerlich umwarf. Sie hätte ſich auf der Stelle für ihn töten laſſen mögen. Und doch konnte ſie nichts tun. Nichts!

Er hatte ſie bereits aufgegeben, das wußte ſie, wie er es wußte.

Nein, ſein blaſſes, finſteres Geſicht ſah nicht nach irgend einer verſteckten Hoffnung aus! —

Er ſtand vor der Prinzeß. „Du befiehlſt?“ —

„Fräulein von Viernau will Dir ein Wort ſagen. Sie ſchließt ſich unſerer Bitte an, wie ich mir dachte.“

Er wandte ſich an Hilma.

„Alſo Du auch?! — Du ſelbſt willſt, daß ich die ‚Ebenbürtige‘ heirate? Wirklich?“

„Ja, ich bitte Dich. Es muß ja ſein.“

Sie ſtanden einige Sekunden Auge in Auge, regungslos und ſtumm.

Dann wandte er ſich wieder an die Erbprinzeſſin.

„Sei ſo gnädig, mich drei Minuten mit ihr allein zu laſſen!“ bat er.

Die Prinzeſſin ſchien zu zögern.

Flehend, ungeduldig, drängte er: „Nur wenige Minuten! Es iſt ein Abſchied für immer.“

Seine Stimme brach bei den letzten Worten.

Da entfernte ſich die Fürſtin ſchweigend.

Sowie ſie allein waren, riß er Hilma an ſich und tat ihr mit ſeinen wilden Küſſen weh.

Sie ſprachen kein Wort.

Die Prinzeß kam zurück und verabſchiedete Hilma ſehr gnädig.

„Erinnern Sie Sich, daß Sie in mir eine treue Freundin haben,“ ſagte ſie.

Fünf Minuten ſpäter ſaß Hilma wieder im geſchloſſenen Mietscoupé, das auf dem Straßenpflaſter ſchütterte, raſſelte und klirrte.

Sie weinte immer fort und wußte gar nicht, daß ſie weinte! Eine Welt war hinter ihr verſunken.

Vier Zeilen aus dem Lieblingslied ihrer Kindheit lagen ihr im Ohr und ließen ſie nicht los:

„Better far to be,
in utter darkness lying
than to be blessed with light and see
the light for ever flying.“

Als ſie den moſaikbelegten prunkhaften kleinen Flur der Villa Viernau betrat, begrüßte ſie der Vater an der Tür. Er mußte auf ſie gewartet haben.

Sie wollte unbekümmert ſcheinen, aber ihr Geſicht war vom Weinen entſtellt.

„Mein liebes, liebes Kind!“ ſagte er ſehr weich.

Da fiel ſie ihm um den Hals.

„Auf der ganzen Welt habe ich nur noch Dich, Papa!“

8.

Im Februar brachten die Zeitungen die Nachricht von der Verlobung des Prinzen Heinrich mit der Prinzeſſin Anna, und im März ſchon wurde die Ver-

mählung gefeiert. In den illuſtrierten Blättern konnte man das hohe Brautpaar im Bilde ſehen, die Prinzeſſin ſah unſchön und einfältig aus.

„Tut nichts," ſpottete Agnes, „wenn nur der Stammbaum ohne Fehl und Tadel iſt."

Hilma hatte angefangen, eifrig mit Lampert zu korreſpondieren. Sie ſchickte ihm moderne Zeitſchriften und Bücher. Seine Briefe waren ihr wert. Wie aus einer beſſeren Welt tönte ſeine ernſte Stimme in ihren Großſtadttrubel hinein.

Und es tat ihr wohl zu fühlen, daß ein ſolcher Mann ſie liebte.

Das „wenn wir im Sommer wieder in Ihrer Nachbarſchaft ſind" ſpielte in ihren Briefen eine große Rolle, und er ſchrieb ebenſo oft „wenn Sie erſt wieder in der Mühle ſind".

Aber einmal ließ er ſie lang auf Antwort warten. Kein Brief kam, der auf dem Umſchlag die kleinen lateiniſchen Schriftzüge ſeiner Gelehrtenhand zeigte. Wie konnte er nur ſo ſchreibfaul ſein! Sie wurde ganz ungeduldig, ſandte einen Mahnbrief. Der kam zurück und außen auf dem Kuvert ſtand der Poſtvermerk: „Adreſſat verſtorben". Auf dieſe Weiſe erfuhr ſie den Tod des treuen Freundes! —

Da überfiel ſie die alte Kinder-Schwermut.

Sie klagte dem Vater: „Alles, woran mein Herz hängt, wird mir genommen! Das war immer ſo."

Er entgegnete: „Wer das nicht erfahren will, darf ſein Herz an nichts Vergängliches hängen. ‚O habet die Sonne nicht zu lieb und nicht die Sterne,' ſingt ſchon ein alter Dichter."

„Was ſollen wir denn lieben?" fragte ſie traurig.

„Alles, — aber im Vergänglichen das Ewige."

Seit jenem Beſuch bei der Erbprinzeſſin-Witwe war das Vertrauen zwiſchen ihr und dem Vater wieder hergeſtellt. Mit verdoppelter Zärtlichkeit ſchloſſen ſie ſich einander an, und ſeine Güte für ſie hatte keine Grenzen. Leider war Agnes eiferſüchtig. Sie war gegen Vater und Tochter beunruhigend reizbar geworden. Ihre Liebe zu dem Gatten war immer noch leidenſchaftlicher Natur, aber es war eine ſehr egoiſtiſche Liebe, für die Hilma wenig Mitgefühl hatte. Ihr Mann ſollte für ſie da ſein, für keinen anderen, ihr allein gehörte er, und ſie mochte ſich mit niemand in ſeine Liebe teilen. Was dagegen in des Vaters Herzen noch von der einſt ſo ſtürmiſchen Leidenſchaft für Agnes übrig geblieben war, war ein Gemiſch von kameradſchaftlicher Treue, Gewöhnung und Pflichtbewußtſein. Das meinte Hilma endlich herausgefühlt zu haben. Er litt unter dem ungleichen, unbeherrſchten Weſen ſeiner Frau und an der Ruheloſigkeit, die ſie in ſich ſelbſt hatte und im ganzen Haus verbreitete.

Ein Glück war es, daß ſie ſelten vor Mittag ihr Ankleidezimmer verließ, dadurch verblieben den anderen die Morgenſtunden.

Agnes fühlte ſehr gut, daß ihres Mannes Liebeswärme ſich immer ausſchließlicher der Tochter zuwandte. Und da ſie nicht gewohnt war, ihre Empfindungen zu beherrſchen, — außer wenn ſie auf der Bühne war, — zeigte ſie ſich oft ſehr unfreundlich, ja gehäſſig, gegen Hilma. Sie wurde ſofort verſtimmt, wenn ſie Vater und Tochter irgendwo beieinander traf, ſo daß dieſe in ſchweigendem Ein-

vernehmen äußerſt vorſichtig wurden. Dieſer Zuſtand war mitunter ſo quälend, daß Hilma den Vater ſchon gebeten hatte, ſie fortzuſchicken. Dann aber wurde er tief traurig, und das Ende war immer, daß Agnes ſelbſt Hilma beſchwor, ſich aus ihren Launen nichts zu machen, ſondern auszuhalten.

„Wenn Du uns verließeſt," ſagte ſie, „würde er denken, ich ſei daran ſchuld, und dann würde er anfangen, mich zu haſſen."

So blieb alles, wie es war.

Hilma erzählte dem Vater, daß ſie durch Sabine Edelberg mit einigen Leiterinnen der Frauenbewegung bekannt worden ſei.

„Ihr ſpottet immer über dieſe Frauen, aber ich muß Dir ſagen, daß ſie mir alles andere als lächerlich erſchienen ſind. Ich glaube: ſie arbeiten für eine große, ſegensreiche Sache, und ich möchte verſuchen, nach meinen geringen Kräften zu helfen."

Lächelnd entgegnete der Vater: „Du, wenn das aber der Horſt hört, wird er Dich verleugnen."

„Mag er," meinte ſie leichten Herzens. „Ich kann nicht immer ſo unnütz dahin leben, muß arbeiten!"

„Du biſt nicht unnütz," wandte er ein, „Du biſt der gute Geiſt unſeres Hauſes."

„Aber ich tue gar nichts!"

„Edle Menſchen zahlen mit dem, was ſie ſind, ſagt unſer großer Schiller. Davon wollen freilich Deine tätigen Damen nichts hören."

Sie ſeufzte: „Was bin ich denn?"

„Mein Glück," ſagte er raſch und warm.

Sie küßte ſeine Hand. Dann bemerkte ſie mit leiſer Stimme: „Aber kein Glück für Deine Agnes!"

Da ſeufzte er und ſchwieg.

Hilma fand die nutzbringende Tätigkeit, die ſie ſuchte, bald in Fülle.

Die Damen, an die ſie ſich gewandt, griffen mit allen Händen nach der freien und willigen Hülfskraft. Sie mußte in Häuſer gehen, wo die Mutter fehlte und dort nach dem Rechten ſehen, ſie mußte nachſehen, ob die bezahlten Pflegemütter an den Ziehkindern nichts verſäumten, — und aus dem einen Amt erwuchs immer noch ein anderes.

So befand ſie ſich, ehe ſie ſich deſſen verſah, inmitten einer Tätigkeit, die nicht allein ihre Zeit und Kraft ernſtlich in Anſpruch nahm, ſondern ſie auch in einer ihr ganz neuen Weiſe mit dem Leben in Berührung brachte. Den geiſtigen Hunger und die Herzensnot der Frauen ihres Standes hatte ſie ja an ſich ſelbſt erfahren, nun lernte ſie auch Not, Hunger und Hülfloſigkeit der Frauen des troſtloſen großſtädtiſchen Proletariats kennen. —

Darüber glitten Wochen und Monate dahin, wie Tage. Immer wollte die Zeit nicht reichen.

Eines Herbſtnachmittags, — ſie lebte nun ſchon drei und ein halbes Jahr im Haus des Vaters, — als ſie nach einer Vorſtadtwohnung hinauswanderte, kam ihr ein Offizier ſporenklirrend und ſäbelklappernd nachgelaufen. Es war Horſt.

„Wenn man Dich einmal unter vier Augen ſprechen will, muß man Dir auf der Straße nachrennen," klagte er, „ich finde dieſe Aushäuſigkeit von euch modernen Frauen einfach ſündhaft! Sonſt kam man müde nach Haus und war ſicher, euch ruhig und bereit zu finden, dem verärgerten Menſchen wenigſtens das ‚in doors' behaglich zu machen. Und nun ſehen wir die Hatz und plebejiſche Unraſt, an der wir ohnehin genug leiden, auch noch bei euch."

„Es gibt ſchwerere Leiden."

„Das ſagſt Du ſo in Deinem Leichtſinn! Es gibt aber ſicherlich wenig höhere Güter, als den Beſitz einer ſtillen, häuslichen, echt weiblichen Frau."

„Du findeſt ihrer noch genug. Ich würde mich einmal unter den Töchtern des Landes umtun."

„Das habe ich auch, und gerade darüber wollte ich mit Dir ſprechen. Ich bin nämlich im Begriff, mich zu verloben."

„Horſt!" Sie blieb vor Überraſchung ſtehn und ſah in ſeine leuchtenden Augen. „Mit wem denn, Du lieber Alter?"

Er erzählte, daß er ‚ſie' im Manöver kennen gelernt habe, wo er auf dem Schloſſe ihres Vaters in Quartier gelegen. Sie ſei reich und aus altem gräflichen Hauſe, Race vom Scheitel zur Sohle, ausgezeichnet erzogen, fromm, kurz und gut: ſein vollkommenes Frauen-Ideal.

„Und das Ideal liebt Dich?"

„Sie hat den ſchlechten Geſchmack."

Er kam ins Erzählen und vergaß vor Glück den rieſelnden Herbſtregen und den Schmutz, der das Steinpflaſter klebrig überzog, und das ärmliche öde Ausſehen der Vorſtadtgaſſen, in die ſie einbogen.

Auch ſie war ganz glücklich und auf den brüderlichen Erfolg ſtolz. Was war er doch auch für ein hübſcher, ritterlicher Menſch, der Horſt! Wie er nie vergaß, ihr die beſſeren Stellen des Wegs zu laſſen, ihr Platz zu ſchaffen, ſich zwiſchen ſie und andrängende Menſchen oder Wagen zu ſchieben, alles ganz unauffallend und ſelbſtverſtändlich. Und mit einer ſo vornehmen Haltung! Ja es ging ſich freilich angenehmer durch belebte Straßen unter ſeiner Führung als allein!

Auf einmal ſagte er in verändertem Ton: „Mir iſt nur das Eine ſehr fatal: ich möchte ſie nicht mit Papas Zirkeln in Berührung bringen. Dieſe Künſtlerklique mit ihren Bohème-Manieren und der ganze Ton, weißt Du, iſt abſolut nichts für ſie. Zollbrück, ja, dort wird ſie ſich zu Hauſe fühlen können! Wenn es auch etwas melancholiſch iſt, ſo iſt es doch durch und durch feudal, — bei aller Einfachheit. Ich wollte, ich könnte es irgendwie beichſeln, daß ſie Agnes und ihre Geſellſchaft lieber gar nicht zu genießen bekommt."

„Aber Horſt!" rief Hilma. „Fühlſt Du nicht, wie furchtbar kränkend das für den Papa ſein würde! Das Haus, in dem Dein Vater Herr iſt, muß Deiner Braut ſchon recht ſein, wie es iſt, meine ich."

Er entgegnete lebhaft: „Der Papa iſt eben leider Gottes nicht Herr in ſeinem Hauſe, ſondern Agnes iſt Herrin."

Sie verſetzte darauf: „Ich habe in Papas Gegenwart nie etwas geſehen oder gehört, was eine junge Dame nicht ſehen oder hören dürfte, ohne ſich verletzt zu fühlen."

„Weil Du eben längſt den Sinn für vornehme Lebensführung verloren haſt!“ rief er. „Du weißt, daß auch Du nie hierhergekommen wärſt, wenn ich darüber zu entſcheiden gehabt hätte. Euer Freiheitstempel iſt kein Aufenthalt für Frauen, wie ich ſie haben will.“

Ihr taten dieſe Worte weh für den Vater!

„Der Papa läßt jedem Freiheit, daß man ſich geben kann, wie man iſt, das iſt wahr,“ ſagte ſie. „Aber ſein eigenes edles Weſen iſt doch das dominierende. Wenn Deine Auserwählte ſo wenig über den Konventionen ihrer eigenen Kreiſe ſteht, daß ſie die freieren Lebensformen eines Künſtlerheims anſtößig findet, dann muß ich ſchon ſagen, daß ich Dich bedaure.“

Da er nicht antwortete, blickte ſie von der Seite zu ihm auf und ſah um ſeinen Mund das ironiſche hochfahrende Lächeln, mit dem ſie der Onkel Guſtav einſt ſo oft verletzt hatte.

Alle die wohlbekannten kleinen Utendorfzüge, die ihrem innerſten Weſen zuwider waren, mußte ſie bei dem Bruder wiederfinden!

Sie begriff, daß ſie ihn eben empfindlich gekränkt hatte, und wußte, daß er darauf ſann, ihr nun ſeinerſeits weh zu tun, und ſie wartete auf ſein nächſtes Wort wie auf einen Schlag.

Da ſagte er: „Im Manöver bin ich übrigens auch unſerem edlen Prinzen Heinrich begegnet, das iſt ja ein wüſter Patron! Zecht, jeut, wettet, — von anderem zu ſchweigen. Und für dieſen Wüſtling hat ſich meine Schweſter begeiſtert! hab ich immer denken müſſen.“

Sie ſeufzte und ſagte traurig: „Er war anders.“

„Man nennt ihn in der Armee nur den tollen Heinrich,“ fuhr er fort. „Unglaubliche Geſchichten ſind über ihn im Umlauf! Seine Ehe ſoll ja auch höchſt unglücklich ſein.“

„Die arme Frau,“ ſeufzte Hilma. „Alles iſt fehlgegangen! Man erwartete von ihr, daß ſie dem Herrſcherhaus den Stammhalter ſchenkte, und nun heißt es, daß nach dem erſten, verunglückten Wochenbett alle Hoffnung auf Kinder ausgeſchloſſen ſei. Eine Ärztin erzählte mir davon.“

„Ja, ſie kann einem leid tun. Er ſoll von brutaler Rückſichtsloſigkeit ſein, ſich gar nicht um ſie kümmern.“

„Man hätte ihm erlauben ſollen, mich zu heiraten,“ ſagte Hilma, „dann wäre er vielleicht glücklich und gut geblieben. Ich bin gewiß, er wäre anders geworden!“ Sie ſagte es kummervoll.

„Es handelte ſich eben um allgemeine Prinzipien,“ meinte Horſt. „Du wäreſt gewiß gut für ihn geweſen und wer weiß, was für ein Prachtexemplar er in Deinen Händen geworden wäre. Aber Du kannſt nicht verlangen, daß man um eines Einzelfalles willen den feſten, ſoliden Bau alter Überlieferung plötzlich einreißt.“

„Ich habe nie etwas verlangt,“ ſagte ſie leiſe, „vielleicht hätte ich es ſollen. Ein ſtarker Wille bahnt ſich ſeinen Weg auch durch Mauern. Agnes würde es getan haben.“

„Lärm und Skandal hätte ſie gewiß gemacht," meinte Horſt, „das glaube ich auch. Aber ich muß geſtehen, daß mir Dein Verhalten lieber iſt. Es iſt das ſehr viel vornehmere."

So trennten ſie ſich doch wieder in gutem Einvernehmen.

9.

Horſt war auf ſeinen Wunſch nach einer entfernten Garniſon verſetzt worden, die nicht gar zu weit von dem elterlichen Schloß ſeiner Auserwählten war. Auf dem Schloß der gräflichen Schwiegereltern feierte er dann im Frühjahr ſeine Verlobung.

Seitdem war faſt ein Jahr vergangen.

Hilma und der Vater kannten die junge Braut nur von Bildern und Briefen. Sie hatte einige konventionell-töchterliche und ſchweſterliche Briefe geſchrieben, aus welchen hauptſächlich zu erſehen war, daß ſie ſich einiger Bildung und muſterhafter Wohlerzogenheit erfreute.

Agnes bemerkte zuweilen: „Ich finde, die hochgeborene Komteſſe könnte ſich auch mal bei uns ſehen laſſen. Ihr fiele doch wahrhaftig keine Perle aus ihrer Neunzackigen!"

Hilma dachte ungefähr dasſelbe und der Vater vielleicht auch. Aber beide ſchwiegen über dieſen Punkt in ſtillem Einverſtändnis, wie ſo häufig.

Indeſſen rückte der für die Hochzeit feſtgeſetzte Termin näher, und Hilmas bemächtigte ſich geheime Bangigkeit. Horſt konnte nur entweder ſeine Mutter oder ſeinen Vater zu der Feier einladen. Der Vater war in dieſem Fall das Natürlichere. Denn die Mama war immer leidend und ging nie unter Menſchen. Seit vielen, vielen Jahren, ſeit dem Unglück ihrer Eheſcheidung, hatte ſie Zollbrück nicht mehr verlaſſen. Und der Vater hatte ganz für den Sohn geſorgt, ſeit dieſer ein Knabe von elf Jahren geweſen.

Es konnte eigentlich nicht anders ſein, als daß er den Vater ſeiner Hochzeit beizuwohnen bat. Ihn zu übergehen um der Zollbrücker willen, ſchien faſt undenkbar. Und doch wurde Hilma die Unruhe nicht los.

Das, vor dem ſie ſich heimlich geängſtet, traf wirklich ein. Horſt ſchrieb dem Vater, daß die Mama und der Großpapa und der Onkel Guſtav zu ſeiner Hochzeit kommen wollten!

Das beſagte, daß der Vater und Hilma fern zu bleiben hatten. Und welche Kunſt der Überredung mußte Horſt aufgewandt haben, um dies zu erreichen! Der Vater blieb in ſeinen Augen eben die ‚partie honteuse' der Familie.

Der Vater gab ihr den Brief zu leſen, und als ſie beſorgt fragend zu ihm aufſchaute, ſagte er mit einem Lächeln, welches ihr das Herz zerſchnitt: „Es iſt der Mama zu gönnen. Außer ihm hat ſie ja nichts."

„Und von ihm hat ſie wenig genug," ſetzte Hilma hinzu. Dann, innig zu ihm aufblickend: „Wir zwei ſind ja viel reicher, denn wir haben uns ganz."

„Ja, mein Kind, ja, mein Liebling!" antwortete er mit müder Zärtlichkeit.

Aber ſchon rief Agnes ungeduldig nach ihm! Das war jetzt immer ſo. Er ſtand auf und ging.

Hilma ſah ihm bekümmert nach.

Er kränkelte, litt an Beängſtigung, zuweilen an Atemnot, und Agnes, die ſich von allen bedienen ließ, nahm auf ihn keine Rückſicht, wie ſie überhaupt keine Rückſichten zu nehmen pflegte. Sie ſelbſt ließ ſich keine Ruhe und das Ruhebedürfnis anderer konnte ſie nicht verſtehen.

„Ihr ſeid Schwächlinge," ſagte ſie verächtlich, wenn Hilma ihr Vorſtellungen machte.

Und nun hatte er ſich gegrämt. Jawohl, ſie ſah es ihm an, wenn er auch tat, als ſei alles ganz in Ordnung.

Mit wieviel Liebe und Sorge hatte er ſich des Sohnes immer angenommen! Ein warmherziger, großmütiger, unendlich liebevoller Vater war er dem Knaben geweſen! Sie kannte ja ſeine Zartheit, ſeine grenzenloſe Güte und Nachſicht! Aber Horſt hatte ihm die Treuloſigkeit gegen ſeine Mutter niemals vergeſſen können. Dies Wiſſen hatte ihm die Ehrfurcht vor dem Vater genommen und den Glauben an ihn. Damit war ſeiner Sohnesliebe das Beſte entzogen worden. Auch ein Übermaß an Güte und Zartheit konnte das nicht erſetzen.

Sie wußte es und fühlte, daß auch der Vater es wußte und daß er tief daran litt.

Ein ſo heißes Mitleid durchſtrömte ſie, daß ihr ſchien, als ſei alles, was ſie ſonſt tun konnte und tat, nichtig gegen das eine: dem Vater an Liebe und Freude zu erſetzen, was der Bruder ihm ſchuldig blieb.

Agnes machte es ihr leider ſchwer, — aber wenn auch! Sie durfte ſich hier nicht verdrängen laſſen, mußte rückſichtslos auf ihrem Tochterrecht beſtehen! Und das wollte ſie von nun an viel energiſcher tun.

Man ſaß am Abend dieſes Tages im gewohnten Freundeskreis lange beiſammen, trennte ſich erſt nach Mitternacht. —

Aus dem erſten Schlaf erwachte Hilma mit einer Empfindung traumartigen Erſtaunens. Ein Licht blendete ſie. Mühſam öffnete ſie die blinzelnden Lider und fuhr in jähem Schrecken auf.

„Was?!"

Die elektriſchen Lampenglocken, die von der Decke hingen, waren hell. Vor ihrem Bett ſtand Agnes wie eine Schlafwandlerin. Sie hatte nicht einmal eines ihrer Negligees übergeworfen, ſondern war im Nachthemd und in bloßen Füßen. Ihr Haar war in dünne Zöpfchen geflochten. Grau und verfallen ſah ſie aus, — erbarmenswert. Und obwohl das ganze Haus durch Zentralheizung erwärmt war, — der April war winterlich, — fror ſie, daß ihre Lippen blau ausſahen und die Zähne gegeneinander ſchlugen.

„Was iſt Dir?!"

„Dein Vater ſtirbt! . . . Um Gottes willen, komm!"

Es bedurfte da keiner Bitte.

Treppenhaus, Flure, faſt ſämtliche Zimmer der Villa blieben nachts erleuchtet, denn Agnes fürchtete ſich vor Finſternis. —

Der Vater lag wie in einer tiefen Ohnmacht.

Hilma beugte ſich über ſeinen Mund, konnte keinen Hauch ſpüren, legte das Ohr horchend auf die linke Seite ſeiner Bruſt, — keine Atmungsbewegung, — kein Herzſchlag zu ſpüren!

In erregtem Flüſtern erzählte Agnes: „Ich bin davon aufgewacht, daß er mich am Arm gepackt hat. Ich ſage: ‚Was haſt Du denn?‘ Keine Antwort. Da richt' ich mich auf und ſchau hin. Er ſitzt aufrecht, faßt mit der Hand nach der Herzgegend und ſchnappt nach Luft. Plötzlich ſtöhnt er auf und ſinkt zurück. Seitdem liegt er ſo. Wie tot. Herrgott, Herrgott, laß ihn nur nicht ſterben! Nur das nicht! Was ſoll aus mir werden ohne ihn? Ich kann nicht ohne ihn exiſtieren!“

Sie verfiel in lautes Wehklagen.

Hilma dachte: ‚Haſt Du danach gefragt, was aus uns würde, als Du ihn uns nahmſt, Du Egoiſtin?!‘

Agnes' ſtürmiſche Klagen erbitterten ſie gegen die Frau, die des Vaters Schwäche ausgebeutet, ſeine Geduld mißbraucht und ſeine ganze reiche Perſönlichkeit ſich dienſtbar gemacht hatte. Und nun, in der Angſt, ihn zu verlieren, barmte ſie, als widerfahre ihr das größte Unrecht, und doch hatte ſie die feine, edle Seele, die ihrem Weiberreiz zum Opfer gefallen war, niemals verſtanden oder gewürdigt. Und darum verargte Hilma der anderen die Klagen, fand, ſie habe kein Recht darauf.

Sie ſelbſt wollte nicht an das Schlimmſte glauben. Sie wußte, daß er an Herzſchwäche litt und daß dabei todähnliche Ohnmachten vorkamen.

Sie eilte an das Telephon und rief durch dieſes den Hausarzt herbei, weckte auch die Dienerſchaft, denn Agnes hatte alle Beſinnung verloren. Während des Wartens auf den Arzt kleideten ſich die Frauen notdürftig an.

Der Arzt kam ſo raſch als menſchenmöglich. Er konnte nur den Tod feſtſtellen.

„Ein Herzſchlag.“ — —

Horſt war auf die Todesnachricht ſofort herbeigeeilt. Er fand den Sarg noch offen. Hilma führte ihn in das Sterbezimmer, das einer phantaſtiſchen Blumengrotte glich, und Horſt weinte bitterlich.

Hilma hatte ihm in der Qual dieſer Tage immer gezürnt um des kaltherzigen Briefes willen, der dem Vater noch den letzten Kummer bereitet hatte. So ſehr hatte ſie ihm gezürnt, daß ſie es ihm ſagen wollte: ‚Sein letzter Schmerz kam ihm durch Dich.‘

Nun ſie den Bruder ſo erſchüttert ſah, ſchwieg ſie. Er fühlte ſeine Schuld wohl ſelbſt.

Bei dem Begräbnis, das mit großem Pomp und unter großer Geleitſchaft vonſtatten ging, bewahrte Horſt eine männliche, ſoldatiſche Haltung und hatte für jeden einzelnen der Trauerverſammlung ein verbindliches Wort des Dankes, während Hilma kaum aus den Augen ſehen, viel weniger noch ſprechen konnte.

Agnes lag krank zu Bett.

Als die Geschwister in der geschlossenen Trauerkutsche zurückfuhren, war in Horsts Gesichtsausdruck und Haltung etwas wie Erleichterung. Ihm hatte des Vaters Tod eine Last vom Herzen genommen. Nun durfte er den Kopf wieder höher tragen, wenn er des Toten Erwähnung tat. Des Lebenden und seines Hauses hatte er sich vor der Braut und deren hochfeudaler, gesinnungsstarrer Sippe geschämt.

Er blieb bis zur Testamentseröffnung.

Der Vater hatte sein kleines Vermögen seinen beiden Kindern zu gleichen Teilen vermacht, da Agnes auf ihr Anrecht verzichtet hatte. Für Horst bedeutete das nicht viel; aber Hilma machte es unabhängig. Ihr fiel überdies auf des Vaters Wunsch seine ganze bewegliche Habe zu.

Agnes hatte sich einen längeren Urlaub erbeten. Sie war völlig zusammengebrochen, mit einem Schlage alt geworden, fand nicht mehr die Energie, ihren täglichen Verjüngungsprozeß vorzunehmen, und vernachlässigte sich im Anzug.

Dabei klammerte sie sich an Hilma, die ihr beim Ordnen ihrer Angelegenheiten zur Seite stand. Die willensstarke, naiv egoistische Frau schien die moralische Stütze eines Menschen von der Art ihres verstorbenen Gatten nicht missen zu mögen.

Eines Tages ließ sich der Theaterdirektor melden, als Hilma und Agnes bei ihrem Gabelfrühstück saßen.

„Er kann reinkommen," sagte Agnes nachlässig.

„Willst Du ihn nicht im Salon empfangen?"

„Nein, ich bin zu faul, um aufzustehen."

Hilma wollte das Feld räumen, aber Agnes wehrte.

„Bleib doch, bitte!" sagte sie in dem kindlichen, halb trotzigen, halb schmeichelnden Ton, den sie so oft dem Vater gegenüber angeschlagen hatte. „Wenn Du dabei bist, kann ich den unausstehlichen Kerl eher verknusen."

Schon trat der Unausstehliche ein. Er war selbst vom Fach und schauspielerte auch im Salon mit Routine. Den ernst bewegten Freund voll Teilnahme und doch voll weltmännischer Haltung markierte er vortrefflich. Erst nachdem er der repräsentativen Anstandspflicht wohl genügt zu haben glaubte, schwankte er in eleganter Volte zum Geschäftlichen um.

Seiner gewundenen, überaus verbindlichen Rede kurzer Sinn war, daß er den Moment für geeignet erachte, „unserer einzigen Frau Agnes" das so dankbare Fach der Mütter zu übertragen.

Hilma glaubte, Agnes werde auffahren, wie eine vom Feuer berührte Pulvermine. Und der Direktor mochte auf Ähnliches gefaßt sein.

Aber nein! Sie erklärte ganz ruhig, sie werde sich von der Bühne, wie aus dem Leben, ganz und gar zurückziehen.

„Ich bin eine alte Frau und tu' nicht mehr mit," sagte sie.

Und sie blieb dabei.

Die Villa wurde zum Verkauf ausgeboten, der Haushalt aufgelöst, Agnes reiste nach Italien, um dort zu bleiben.

„Wenn man alt iſt, muß man im Süden leben," erklärte ſie. Sie wollte Hilma am liebſten mitnehmen.

„Weil Du mich jetzt ſo oft an meinen Hilmar erinnerſt! Ich wollte, Du bliebſt bei mir!"

Aber Hilma hatte bereits eine hübſche kleine Wohnung gemietet und erklärte, hier in ihrer Tätigkeit bleiben zu wollen.

Mit Agnes weiter gemeinſam zu hauſen, lockte ſie durchaus nicht. Doch trennten ſich die beiden Frauen, die ſich während der letzten Jahre um des Verſtorbenen willen beinah gehaßt hatten, ohne Groll.

10.

Hilma brauchte ihre ganze Willenskraft, um den Schmerz über des Vaters Tod, der ſie erbarmungslos durchwühlte, ſo weit zu überwinden, daß ſie lebensfähig blieb.

Dann aber, als ſie endlich zu geſunden begann, war ihr, als ſei ſie in eine Flut getaucht worden, die die Seele ſtählt und gegen alle Pfeilſchüſſe widriger Geſchicke ſo undurchdringbar macht, wie die Haut des hürnen Siegfried.

In Zollbrück ſtarb der Großvater.

Hilma ſchrieb an die Mama und bat ſie, endlich zu verzeihen und ſich mit ihr auszuſöhnen. Sie bot ihre ganze Beredſamkeit auf.

Aber der dicke Brief kehrte uneröffnet zurück. Auf dem Kuvert ſtand: „Annahme verweigert." —

Horſt wurde als Militär-Attaché nach Tokio verſetzt. Vor der Ausreiſe beſuchte er ſeine Schweſter, um ihr Lebewohl zu ſagen.

Er war ſehr glücklich über das ſchöne Kommando.

„Meinem Frauchen graut etwas vor dem Land der Gelben," ſagte er, „aber nach allem, was ich höre, wird ſie ſich dort rieſig wohl fühlen."

„Und eure kleinen Mädchen?"

„Gerade für Kinder ſoll es dort ausgezeichnet ſein."

„Wie ſteht's in Zollbrück?"

Er wurde ernſt. „Die Mama iſt ſchrecklich hinfällig geworden," berichtete er ſeufzend, „und auch der Onkel Guſtav fällt zuſammen. Die machen einen ganz melancholiſch."

„Warum ſind ſie ſo unnatürlich hart gegen mich?!" rief Hilma. „Wie gern ſähe ich nach ihnen! Sie laſſen's ja nicht zu."

Er ſagte: „Sie ſind eben Utendorfe. Eigenſinnig bis zum Starrſinn und zähe."

„Und Du konnteſt nicht für mich plädieren?!"

„Unmöglich. Man darf ja Deinen Namen gar nicht nennen."

„Was kann ich denn nur tun?!"

„Gar nichts, fürchte ich," ſagte Horſt in betrübter Ratloſigkeit. —

Nun war er mit den Seinen am anderen Ende der Welt.

Aber der Gedanke an die einſame alte Frau, die in Zollbrück ſaß und ſich grämte, fuhr fort, ſich quälend in Hilmas Tagesleben einzudrängen. Sie mußte

oft an Lampert denken. Wie er gesagt hatte: „Einer Mutter alles vergelten kann man nie.“ Und dann: „Um ihr Kind gelitten hat doch jede. Das allein verpflichtet schon,“ hatte er gemeint.

‚Jedenfalls verknüpft es Mutter und Kind mit unlösbaren Banden,‘ dachte sie. Was sie auch tat, sie fühlte diese Bande an ihrem Herzen zerren. —

Wenigstens ein Wort der Versöhnung, der Verzeihung hätte sie erlangen mögen! Der Anblick einer hinfälligen alten Frau ergriff sie stets; sie tat ihr Allerbestes, um zu helfen, zu erfreuen. Was sie an Güte dann an irgend eine arme Alte verschwendete, galt der vereinsamten Mutter, die nichts von ihr wissen wollte.

Da, eines schönen Oktobermorgens, fand sie unter dem Haufen von Briefen, der täglich auf ihren Tisch gelegt wurde, ein altmodisch längliches Kuvert mit von ungeübter Hand geschriebener Adresse.

Sie wollte den Brief einstweilen zu anderen ähnlich aussehenden Bittgesuchen legen, als ihr Blick auf den Poststempel fiel. Was war das?! — Der Name des kleinen Postorts, von dem sie einst in Liebesseligkeit und Kummer des Prinzen Briefe abgeholt hatte, die Poststation Zollbrücks! — Es überlief sie heiß.

Mit zitternden Fingern öffnete sie den Umschlag, entfaltete den Brief und las:

„Mein liebes gnädiges Fräulein,

ich bitte, zu verzeihen, daß ich wage, zu schreiben. Aber ich kann nicht länger schweigen, denn unsere gnädige Frau Baronin härmt sich ab und siecht hin und gnädiges Fräulein Hilma sind weit. Ich denke immer: wenn gnädiges Fräulein nicht bald kommen, werden Sie die Mama am Ende nicht mehr finden. Auch unser Fräulein Anita, die ja jetzt unsere Frau Pfarrerin ist, sagt, die Frau Baronin wären doch sehr schwach. Nun bitte ich noch vielmal um Entschuldigung, auch wegen der schlechten Schrift, weil ich doch nur eine Bauersfrau bin und nicht besser kann. Und ich hab die vielen Kinder, die uns der liebe Gott geschenkt hat. Womit ich in Ergebenheit verbleibe

Ihre alte Dienerin
Amanda Strohl.

Hilma überlas den Brief unter Lachen und Weinen.

‚Natürlich und wie immer trifft sie das Rechte, diese goldene Amanda,‘ dachte sie. ‚Warum warte ich, daß ich gerufen werde, und weiß doch, daß ich vergeblich warte?! Kommen will ich ganz einfach und da sein, — das andere wird sich finden.‘

Sie ging sofort daran, für die laufende Arbeit, die notwendig getan werden mußte, Vertreterinnen zu suchen, und als ihr dies nach einigem Mühen gelungen war, reiste sie ab. —

In dem von Zollbrück noch stundenweit entfernten Eisenbahnort nahm sie ein Wägelchen.

Als der Einspänner die Höhe des letzten Hügels über dem Dorf erklommen hatte, bat sie den Kutscher, hier zu halten, und stieg aus, ihn mit ihrem Handkofferchen allein nach dem Dorfwirtshaus dirigierend.

Sie blieb neben dem dicken alten Steinkreuz ſtehen, das noch aus der Peſtzeit ſtammte, und ſchaute auf die roten Dächer hinab, die, um das Kirchlein geſchart, traulicher als irgend etwas ſonſt in der Welt zwiſchen den grünen und herbſtlich bunten Bäumen lagen.

Ihr ſchlug das Herz ſo ſtürmiſch, daß ſie kaum weiter konnte.

Durch ein Hinterpförtchen ſchlich ſie ſich in den Park, und die Knie zitterten ihr, als ſie die alten Wege wandelte und mit wachen Augen wiederſah, was ſie im Traum, — ach Gott, wie oft! — geſchaut.

Alles fand ſie wie einſt. Hier war ſie mit Horſt von der Mauer geſprungen, dort hatte Anita den unglücklichen Fall getan, — da ſtand noch der Rautenbuſch, an dem ſie die „Bitternis des Todes“ koſteten, — die alte Steinlinde, darauf ſie Storchenneſt geſpielt.

Und hier! Und dort! . . . . .

Jedes Fleckchen, jede Bank, jeder Baum erzählte eine Geſchichte!

War das Haus kleiner geworden?! Faſt ſchien es ihr ſo. Aber nein: nur alle Bäume und Büſche waren gewachſen.

Von all dem tobenden Vorwärtshaſten, dem raſtloſen Wechſel und Wandel in der Menſchenwelt draußen, war dieſer ſtille Erdenwinkel unberührt geblieben.

Denn die Natur, obwohl ſie lebt und Leben ſchafft, zeigt, wo Menſchenwillkür ſie nicht hindert, ſtets das gleiche Angeſicht, — das Angeſicht Gottes.

Hilma betrat das Haus.

Alle Türen ſtanden offen. Innen herrſchte Ruhe und Stille wie außen.

Am Fuß der Treppe trat ihr ein ältlicher Diener entgegen, den ſie nicht kannte.

Sie frug nach der Baronin.

„Die Frau Baronin empfangen keinen Beſuch. Sie ſind krank.“

Hilma ſah den Mann in die Augen.

„Ich möchte ſie trotzdem ſehen, denn ſie iſt meine Mutter.“

„Unſer gnädiges Fräulein Hilma!“ rief der Diener. „Nee, Du lieber Gott aber!“

„Sie ſind ein Zollbrücker?“

„Nu freil'ch, gnä' Fräul'n! Der Amand Reißland bin ich! Wiſſen gnä' Fräul'n noch, wie wir den kleinen Hund ins Waſſer tragen wollten, was nachher der Sokrates war?“

„Ach ja! Ja! Alles weiß ich noch. Iſt die Mama noch in ihrem alten Zimmer?“

„Ja, im Erkerzimmer, gnä' Fräul'n.“

Wie genau kannte ſie den Weg! Leiſe ging ſie durch Flur und Vorzimmer, leiſe öffnete ſie die Türe ein wenig und ſchaute durch den Spalt in das Zimmer.

Von dem Luftzug, — denn das Fenſter ſtand offen, — kamen die Vorhänge in wehende Bewegung. Die alten Gardinen waren es, von geſticktem Tüll. Der Erker ſtand voll blühender Topfgewächſe, wie einſt.

Die Mama lag auf der Couchette, weiche Decken umhüllten ſie, aber durch die Decken ſah man die Formen ihrer Geſtalt, und ſie erſchienen ſeltſam klein und ſchmächtig.

Auf einem Tischchen am Kopfende des Lagers stand in einer Vase aus blauem Ton ein Strauß prachtvoller Spätrosen und neben den Blumen lag ein Buch in schwarzem Leder-Einband mit goldenem Kreuz: Der Thomas a Kempis.

Das Klavier stand offen.

Alles wie in der alten Zeit: Ihre Blumen, ihre Musik, ihr Thomas a Kempis, — und Stille.

Sie hatte zur Decke aufgesehen, jetzt machte das geisterblasse verfallene Gesicht eine schwache Wendung der Türe zu.

Dann sagte eine matte Stimme: „Bist Du's, Adolfine? Komm nur herein! Ich schlafe nicht."

Einen Augenblick später lag Hilma vor der Mutter auf den Knieen.

„Mama! Ich bin's. Dein Kind! Hilma!"

Die Mama öffnete die Augen groß und weit. Als sie endlich begriff, schwanden ihr die Sinne.

Hilma entsetzte sich nicht und rief auch nicht nach Hilfe. Sie war nicht mehr unwissend, hilflos und verängstet wie einst, sondern kannte Frauennöte und Frauenschwachheit von allen Arten und wußte damit umzugehen.

Ihren Bemühungen gelang es rasch, die Ohnmächtige ins Bewußtsein zurückzubringen. Sanft und ruhig sprach sie der Zitternden zu, bis diese sich wirklich beruhigte.

„Ich habe nicht geglaubt, daß ich Dich in diesem Leben noch einmal sehen würde!" seufzte die Mama.

„Siehst Du mich nicht gern bei Dir?"

„Ach ja, natürlich! Ich habe mich so sehr gesehnt."

„Nach mir?! Aber warum riefst Du mich nicht? Wie hab ich gewartet auf ein Wort von Dir! Seit Jahren und Jahren."

Die Mama seufzte tief. „Wie konnte ich? Wenn Du doch aus freier Wahl von uns gegangen warst zu ihm? —"

„Ich schrieb, und Du hast den Brief nicht einmal gelesen, Mama?"

„Ich habe nie einen Brief von Dir bekommen," hauchte die Mama.

„Man hat ihn Dir nicht gegeben," sagte Hilma bitter.

Die Mama entgegnete kleinlaut: „Das war anfangs so ausgemacht worden, und sie haben es dabei gelassen, um mir Aufregung zu ersparen. Denn Du weißt, die hab ich seit meinem Unglück nicht mehr vertragen können. Wir sprachen auch darum niemals von Dir, und später hatte ich nicht den Mut, zu fragen. Einmal fing die gute Anita an, — die ist ja jetzt unsere Pfarrerin, — da bekam ich gleich einen so entsetzlichen Weinkampf, daß ich tagelang vor Schwäche im Bett liegen mußte. Meine Widerstandskraft ist eben ganz aufgebraucht."

„Und so ließen sie Dir lieber Deine Ruhe," sagte Hilma traurig.

Die Mama zitterte vor dem Gedanken an den Onkel Gustav.

„Wenn er nur nicht in furchtbaren Zorn gerät! Willst Du Dich nicht bei der Anita verstecken? Vielleicht merkt er gar nichts. Das wäre das beste."

„Nein, Mama. Fürchte Dich nicht. Er wird mich nicht umbringen, — und Dich erst recht nicht."

Als Hilma eine halbe Stunde später die sehr ruhebedürftige Mutter verließ und aus der Haustür trat, kam eben der Onkel Gustav mit einem Hühnerhund und zwei Teckeln von der Jagd zurück. Er hatte offenbar schon von ihrer Ankunft gehört, denn statt Überraschung zu zeigen oder zornig zu werden, begrüßte er sie gelassen, mit der Artigkeit des Hausherrn einem fremden Gast gegenüber.

„Wie ist denn der Maria, — Deiner Mama, — diese kleine Überrumpelung bekommen?" fragte er mit unsicherem Augenblinzeln.

„Recht gut, glaube ich. Ich denke, daß ein etwas rücksichtsloses Aufrütteln möglicherweise kräftigender wirkt, als gar zu viel Schonung. Ich hoffe es."

„Das wäre wirklich ein wahrer Segen," sagte der Onkel. „Aber ich fürchte, Du bist zu optimistisch, verehrte Nichte! Deinen Koffer habe ich übrigens schon holen lassen. Du wohnst doch wohl wieder in Deinen alten Parterre-Zimmern, oder sind sie Dir zu kalt?"

Nein, sie wollte gern in den alten Räumen wohnen.

„Deine Mutter hast Du wohl recht gealtert gefunden?" fragte er.

Sie antwortete lächelnd: „Gealtert sind wir natürlich alle."

Der Hüne, vor dem sie sich einst so leicht gefürchtet hatte, schien kleiner geworden. Seine Haltung war etwas gebeugt. Sein Gesicht war noch röter als einst, aber das Haar ergraut, auch Bart und Brauen. Diese, dicht und buschig, hingen tief über die kleinen graublauen Augen, die noch immer finster blicken und böse blitzen konnten.

Aber das alte Gefühl furchtsamer Scheu konnte Hilma nicht mehr heraufrufen. Zu deutlich empfand sie jetzt die geistige Hilflosigkeit, die sich unter der grimmigen Hülle verbarg.

„Da Du mich aufnehmen willst, möchte ich sehr gerne einige Tage bei Euch bleiben," sagte sie.

Er antwortete: „Wenn wir es Dir nur ein wenig behaglich machen könnten!" — beinah herzlich sagte er es.

Was sich in ihrer aller Einbildung zu Unmöglichkeiten ausgewachsen hatte, zeigte sich nun in der Wirklichkeit vollkommen natürlich und einfach!

Hilma nahm allein mit dem Onkel die Mittagsmahlzeit ein, und weil er wenig sprach, erzählte sie ihm dies und das, bis er ganz munter wurde.

„Wir sind eingerostet," bemerkte er. „Haben verlernt, den Mund aufzutun. Es wäre recht verdienstlich, wenn Du ein wenig von dem Rost wegputzen wolltest. Es ist aber auch hohe Zeit, daß Du Dich einmal nach Deiner Mutter umsiehst."

Sie sah ihn schweigend an, ohne den Brief, den er der Mama vorenthalten hatte, zu erwähnen. Er wollte sich jetzt offenbar seiner feindseligen Haltung nicht erinnern, also erinnerte sie ihn auch nicht daran.

11.

Am Nachmittag ging Hilma in das Dorf, zuerst nach dem Pfarrhaus, wo Pfarrer Günter jetzt an Stelle seines Schwiegervaters, des verstorbenen Kirchenrat Mathis, waltete. Eine sittsame, sehr saubere Pfarrmagd führte sie durch das Haus in den Garten.

Pfarrer und Pfarrerin waren dabei, die blauen Weintrauben abzuſchneiden, die an einer ſonnigen Scheunenwand am Spalier gereift waren.

Pfarrer Günter war ſtämmiger und breiter geworden, ſein dunkles Haar fing an leicht zu ergrauen, und das freundlich-ernſte Geſicht zeigte gleichfalls die Spur der Jahre.

Anita dagegen ſchien völlig unverändert: die ſchlanke Geſtalt mit den ruhigen Bewegungen, die vollen, glatten, blonden Scheitel und die zarten Farben des Geſichts, das an Biskuitporzellan erinnerte, ganz wie einſt! Die Zeit hatte keine Furchen in dies reine Antlitz graben können.

Sie begrüßte Hilma freundlich und ruhig, als habe ſie ſie erſt vorgeſtern geſehen, führte ſie aber ins Haus, den Pfarrer allein bei den Trauben zurücklaſſend.

„Treue Hilma," ſagte ſie, „Gott wird es Dir lohnen, daß Du heimgefunden haſt! Deine gute Mutter iſt recht ſchwach."

Während Anita ſprach, erinnerte ſie jetzt an die verſtorbene Kirchenrätin. Wie bei jener, wirkten auch ihre ganz ſchlichten Worte eindringlich durch die Echtheit und den alles durchdringenden Lebensernſt, aus dem ſie unmittelbar hervorgingen.

Sie ſaßen in der alten „guten Stube", in der einſt die griechiſchen Stunden ſtattgefunden hatten, und auch hier war nichts verändert, ſchien die Zeit ſpurlos vorüber gegangen.

Der ganze Pfarrhof glänzte noch wie einſt von Sauberkeit und zierlichſter Akkurateſſe, innen und außen. Und dieſe Ordnung hatte nichts Kahles, denn ſie war gepaart mit dem häuslichen Schmuck eines ererbten, gediegenen Wohlſtandes, den der Kunſtſinn einer vergangenen Kultur prägte. Dies Haus war wirklich ein Tempel, in dem die Frau, — Anita, — als Prieſterin waltete, das heilige Herdfeuer hütend!

Nun ſaßen ſie auf den altvertrauten, gediegen ſchönen Stühlen um den eingelegten Mahagonitiſch und unterhielten ſich ruhevoll von den alten Tagen.

Sie ſprachen von Lampert. „Er iſt früh heimgegangen," ſagte Anita, „und, weißt Du, ich glaube, er war ſchon zu gut für die Welt."

„Ja, er war gut."

„Weißt Du eigentlich, daß er meine erſte Liebe geweſen iſt?"

„Ich riet es."

„Damals war ich recht kleingläubig und verzagt. So wenig wiſſen wir, was uns zum Heil dient!"

Hilma erzählte von Miß Moore, die in London einem Ladies-College vorſtand und die ſie dort mehrfach beſucht hatte.

„Sie war eine treue Seele," ſagte Anita.

Anita ſchaute die Menſchen und ihre Geſchicke nie anders, als in der Ewigkeitsperſpektive. Das hob ihre einfachen Äußerungen ganz wunderſam aus der Alltäglichkeit heraus.

Als Hilma ſich von ihr verabſchiedet hatte, blieb ihr der Eindruck von etwas ſeltſam Reinem, Ernſtem und Geſchloſſenem, ein Eindruck, der ſo ſtark war,

daß er wie ein Erlebnis wuchtete. Es war etwas in dem ſtrengen Stil dieſer Lebensſchönheit, was an eine Fuge von Bach gemahnte.

Auch andere Gedanken drängten ſich auf. Hilma hatte ſich daran gewöhnt, das Hauswirtſchaften der Frau nur von ſozial-ökonomiſchen Geſichtspunkten aus zu betrachten, als ein Arbeitsgebiet und einen wirtſchaftlichen Machtfaktor. In Anitas Heim war ihr mit einem Mal deutlich geworden, daß eine Häuslichkeit zum edelſten Kunſtwerk werden kann, und daß die Frau, die dieſes Kunſtwerk ſchafft und erhält, zu des Lebens feinſten Künſtlern zählt.

‚Anita gibt ihrer Umgebung Schönheit und reinen Stil,‘ dachte ſie, ‚Amanda ſtrömt auf die ihrige Wärme und Leben aus. Beides iſt köſtlich.‘

Sie hatte ihren Beſuch im Strohl-Hof angeſagt und wußte, daß die Amanda ſie ſchon erwartete.

Da lag das ſtattliche Bauerngehöft mit ſeinem hohen, wetterdunklen Ziegeldach, ſeiner Holzgalerie und dem altertümlichen Fachwerk.

Und in ihrem Sonntagsanzug ſtand die Amanda ſtattlich in dem Pförtchen der gerundeten Hofmauer. Hinter ihr drängte ſich eine junge Schar.

Hilma umarmte und küßte die Bäuerin.

‚Du biſt eine Wohltäterin,‘ dachte ſie, ‚und warſt es immer. Auch für mich.‘

Die Amanda lachte und weinte, und unter Tränen lachend zeigte ſie ihre Kinder, eins nach dem anderen, und nannte ſie zärtlich mit Namen. Das jüngſte konnte kaum auf den Füßchen ſtehen, der älteſte Sohn, ein ſchlanker, blonder Burſche mit den ſonnigen Augen ſeines Vaters, ſollte ſchon „auf Oſtern“ zum Militär.

Die Wangen aller dieſer großen und kleinen Kinder waren rot, und die Augen aller glänzten vor Daſeinsfreude.

„Zehn!“ ſtellte Hilma feſt.

Da ſagte die Amanda betrübt und mit gedämpfter Stimme: „’s war’n’r elf. Uns is ein kleines Malchen geſtorben.“

Hilma tröſtete: „Dein Segen iſt reich genug.“

Die Amanda trauerte dennoch um das elfte. „Wir hätten’s zu gern behalten! Mein Mann ſpricht immer: er beneidet keinen, der bloß zwei oder drei Kinder hat. Wir haben doch an jedem einzigen unſre zu große Freude!“

Hilma wurde in die Stube geführt. Die älteſte Tochter trug Kaffee herbei, die zweite eine Schüſſel mit hausbackenem Kuchen.

Der Gaſt ſaß auf dem Sofa, die Amanda auf einem Stuhl. Alle zehn Kinder ſtanden ſtrahlend vor Feſtfreude um ſie her, beſcheiden ſtill, nur lauſchend und ſchauend.

Nun kam auch der Louis, gebräunt und von Arbeit und Wetter mitgenommen, aber auch er in Geſundheit und Glück ſtrahlend.

Er war jetzt nach der Eltern Tod der Hofbauer, hatte das Tüncherhandwerk ganz an den Nagel gehängt.

„Wir haben noch ein Stück Ackerland zugekauft,“ erzählte er, „das will bewirtſchaftet werden. Da müſſen unſere Großen tüchtig mit an die Arbeit. An Sorgen fehlt’s ja auch nicht. Zwölf Köpfe, die wollen ernährt werden!“

„Ja freilich," ſtimmte Hilma bei. „Und gekleidet dazu."

Aber Mutter Amanda lächelte zuverſichtlich: „'s ſind noch immer alle ſatt geworden."

Als Hilma ſich endlich auf den Heimweg begab, ging die Amanda ein Stück Weges mit.

Nun ſie ihre kleinen Freudenſpender nicht um ſich hatte, war ſie ernſt und ſprach bekümmert von der lieben gnädigen Frau, die gar ſo elend ſei.

Auch von Schwerem, was ſie ſelbſt durchlebt hatte, erzählte ſie. Von den Schwiegereltern, die bis vor kurzem als Herren auf dem Hof geſchaltet hatten, denen alles ſich fügen mußte! Auch noch, als ſie ſchon breſthaft und halb kindiſch waren und beſtändiger Wartung bedürftig.

„Es ging oft ſcharf über mich her," geſtand die Amanda, „die kleinen Kinder immer und das liebe Vieh, das wollte doch alles verſorgt ſein und ſeine Zeit haben. Und das konnte nun die Schwieger nicht mehr begreifen. Da mußt' ich nu immer ſpringen und hetzen, und wenn ich eben meinte, ich hätt' alles in Ordnung gebracht bei der alten Frau, da rief ſie ſchon wieder: Amande! Ach, da hab' ich mich manchmal zuſammennehmen müſſen! Nu, ich hab's ſo gut mit ihr gemacht, wie ich konnte, und der liebe Gott hat ja auch immer geholfen, daß ich die Geduld behielt. Nur wenn ſie mal zu mir ſagte: ‚Gute Maude!' das konnt' ich nicht hören."

„Warum denn nicht?" fragte Hilma. „Du warſt doch ſehr gut zu ihr, und ſie meinte es gewiß von Herzen."

Die Amanda ſah aus, als werde ſie von einer quälenden Erinnerung gepeinigt. Sie ſuchte nach Worten, um ſich verſtändlich zu machen.

„Wenn's meine Mutter geſagt hat," erklärte ſie, „dann hab ich's gern gehört, — aber von der Schwieger — das is mir allemal ſo durch und durch gegangen, denn eigentlich war ich ja nicht gut."

„Du wärſt nicht gut geweſen?!"

„Äußerlich ſchon; aber nicht innen."

Hilma verſtand. Weil die Amanda der Schwieger nur aus Pflicht und mit großer Selbſtüberwindung gedient hatte, war ihr der Dank der Alten unerträglich geweſen! —

Beim nächſten Parkpförtchen trennten ſie ſich herzlich. Die Sonne ſank, und Hilmas Füße raſchelten in dem gelben Sternenteppich, den das fallende Ahornlaub an manchen Stellen über den Weg legte.

Sie war tief in Gedanken.

Vor ihrem Geiſt zogen Bilder aus dem Großſtadttreiben vorüber, das nun ſeit Jahren ihre Welt geweſen war, ohne daß ſie ſich je darin hatte wirklich heimiſch fühlen können.

Sie dachte all der tüchtigen Frauen, die dort ſo raſtlos arbeiteten und ſtrebten, um beſſere Zuſtände zu ſchaffen. Sie leiſteten Staunenswertes; aber die meiſten wollten nicht nur ſchaffen, ſondern auch etwas gelten, etwas vorſtellen, bemerkt und bewundert werden. Es war viel Kleinliches, viel Eiferſucht, Neid,

Eitelkeit mit dieſem Wirken am Gemeinwohl verknüpft, bei den Frauen ganz wie bei den Männern.

Das konnte kaum anders ſein. Das Leben in der Öffentlichkeit brachte es mit ſich. Auch ſie ſelbſt hatte ſich nicht immer von Erfolgseitelkeit frei halten können.

Aber daß die Frauen ſich in dieſer Art am Menſchheitswerk betätigen mußten, war wohl nur ein notwendiges Übel, ein zu überwindender Übergang. Um ihre Kräfte ſchön und frei regen zu können, mußten ſie erſt die Mauern, die ſie einzwängten, ſprengen; aber nicht das Sprengen war das Ziel, ſondern die Freiheit. Was ſich dann aus dem Werde-Chaos herauskriſtalliſieren ſollte, war als vollendetes Schönſtes doch nur: ſtatt der inſtinktiv ſicheren, unbewußten Anita und Amanda, die durch Wiſſen hindurchgegangene bewußt Wollende.

Segenſpenderin ſollte die Frau ſein! Die leuchtende, wärmende, belebende Sonne, die inmitten ihres kleinen Planetenkreiſes der Ruhepunkt iſt. Das Schweifen in die Fernen mochte dem Mann bleiben, — und jeder andere Ruhm. Und je mehr dieſer zentralen Sonnen flammen, deſto reicher und freudiger wird ringsum das Leben ſich entfalten. — Nur darf es kein „Du ſollſt“ ſein, ſondern ein aus tiefer Überzeugung geborenes „ich will“. —

Als Hilma ſich dem Herrenhaus näherte, kam ihr der Onkel entgegen.

„Du biſt lange fortgeblieben. Deine Mutter hat ſchon hundertmal nach Dir gefragt. Sie iſt wie elektriſiert durch Deinen Beſuch.“

„Ich will gleich zu ihr hinaufgehen.“

Der Onkel ſeufzte.

„Wenn Du doch länger bei uns aushalten könnteſt!“

„Ich kann,“ ſagte ſie lächelnd.

Er ſchüttelte den Kopf. „Du würdeſt ja vor Langeweile ſterben. Es iſt einſam und ſtill hier, wie auf einem Kirchhof. Das erträgſt Du nicht.“

Sie antwortete: „Einſamkeit ſchreckt mich nicht mehr. Man muß nur erſt die Welt kennen gelernt haben, um zu wiſſen, daß das wahre Leben nicht dort iſt, wo die Stürme toben, ſondern da, wo Natur und Stille iſt.“

Ihre Worte gefielen dem alten Herrn.

Ein wenig ſpäter ſaß Hilma am Teetiſchchen der Mama in dem blumenduſterfüllten Erkerzimmer.

Sie goß den Tee in Mamas Taſſe, gab Zuckerſtückchen und Sahne dazu, ſchnitt die Rinden von den Butterbrötchen und erzählte allerlei Unterhaltendes, bis Leben und ſogar ein ſchwacher Schimmer von Heiterkeit in das vergrämte Geſicht zurückfluteten.

‚Ja, dies iſt es, was ich künftig zu tun habe,‘ dachte Hilma.

Auf einmal ſah ſie, daß den Augen der Mama Tränen enttropften.

„Was betrübt Dich?“

„Ich ... ach ... ich fürchte mich ſo ſehr davor, daß Du gehſt und mich wieder allein läßt!“

Hilma ſtreichelte und küßte die Weinende.

„Ich laſſe Dich nie mehr allein, meine arme, kleine Mama!“

Ganz erſchöpft von Freude und Schmerz und wieder Freude, mußte die Mama ihr Bett aufſuchen. Die alte Adolfine ging hin und her und ſtellte die Öllampe mit dem grünen Schirm auf den Betſtuhl, wo ſie unter der Viſion des heiligen Franz von Aſſiſi leuchten mußte, bis die Herrin eingeſchlafen war.

Hilma ſetzte ſich an das Bett und ſprach der Erregten beruhigend zu.

Sie hatte dieſe Mutter nie zu lieben gemeint, — aber nun: dieſer heiße Drang, zu tröſten, dieſes innige Erbarmen, das ihr keine Ruhe gelaſſen hatte, — woher kam es? — —

Auf einmal ſagte die Mama: „Ach, Kind, es quält mich ſo, — ſag' mir nur eins: iſt Dein Vater als Chriſt geſtorben?“

„Als ein echter Chriſt,“ antwortete Hilma entſchieden; und mit weicher Stimme fügte ſie hinzu: „Er war nicht glücklich, Mama! Er hat lange innerlich um das Vergangene getrauert.“

Die Mama hatte ſich halb aufgerichtet. Ihre Augen öffneten ſich weit in leidenſchaftlichem Verlangen.

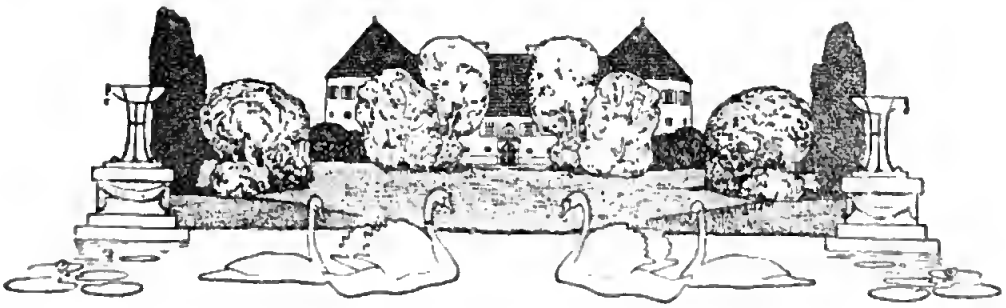
„Hat er bereut?“ forſchte ſie.

Hilma antwortete leiſe: „Ja.“

Die Mutter ſank zurück und ſchloß die Augen. So lag ſie eine Weile ſchweigend. Allein an dem Zucken um Mund und Naſenflügel ſah Hilma, daß es in ihrem Inneren heftig arbeitete.

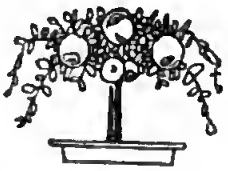
Endlich blickte ſie mit einem Ausdruck ſtarker Ergriffenheit auf und ſagte:

„Ich danke Dir! Ich danke Gott! Denn jetzt kann ich ihm endlich verzeihen!“ —

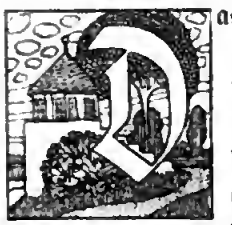


Auf Sandberghof

Roman von
Charlotte Niese



1.



as Dorf Rangelrup lag im mittleren Schleswig, zwiſchen Buchenwäldern, Moor- und Heideſtreifen. Die Buchenwälder erſtreckten ſich nach der Oſtſee hin, wo auch die Kornfelder lagen; die Moor- und Heideſtreifen breiteten ſich gegen Weſten aus. Dorthin, wo der große Heiderücken des Landes allmählich anſteigt, wo die Hügel nur im Hochſommer mit warmem Rot übergoſſen ſind, und wo hin und wieder ein ausgedehntes Torfmoor den Heideſand unterbricht.

Aber Rangelrup war, trotz der nahen Heide kein Heidedorf. Schöne Felder und Wieſen umſäumten ſeine ſtattlichen Bauernhäuſer, und etwas weiter vom Dorf, wo Sandberghof, der Beſitz des Hardesvogts Wilder, lag, wechſelten Wieſe und Wald ſo anmutig miteinander ab, daß es faſt unglaublich war, wie auch hier die öde Heidegegend in einer guten Stunde zu erreichen war.

Die Etatsrätin Wilder, die Mutter des Hardesvogts, wollte auch niemals hören, daß dieſe öden Sandhügel ihr ſo nahe waren. Sie hatte etwas gegen die Heide, und ihre Angehörigen ehrten ihre kleine Eigenheit, indem ſie nicht von dieſer Nachbarſchaft ſprachen. Nur die Kammerjunkerin Krag von Kragsminde war nicht ſo rückſichtsvoll.

Sie war aus jungen Jahren her eine Freundin der Etatsrätin, und Freundinnen lieben es bekanntlich, unangenehme Dinge zu ſagen.

„Süße Etatsrätin," äußerte ſie dann wohl, „nun bin ich eben wieder zu Ihnen über die Heide gefahren. Es iſt ja der kürzeſte Weg, und mein Kutſcher zieht ihn immer vor, weil die Chauſſee ſolchen Umweg macht, aber ich liebe dieſe Fahrt durchaus nicht. Beſonders, weil wir dann auch bei Sönke Sönkſens Moor vorüberkommen, und die ganze Gegend iſt mir unheimlich."

Die Etatsrätin ſetzte ſich dann immer ſehr gerade in ihren altmodiſchen Lehnſtuhl und legte beide Hände übereinander.

„Liebe Kammerjunkerin, nach meiner Anſicht liegt die Heide durchaus nicht in der Nähe von Sandberghof, und wer nicht will, braucht nicht darüber zu fahren. Bothilde, ſchenken Sie der Frau Kammerjunkerin noch eine Taſſe Tee ein!"

Und Bothilde, die langjährige Dienerin des Wilderſchen Hauſes, kam hinter dem Teetiſch hervor und holte die zierliche kleine Taſſe von Kopenhagener Porzellan, aus der Frau Krag immer zu trinken pflegte.

Dieſe zweite Taſſe Tee hatte meiſtens auf die Kammerjunkerin eine beruhigende Wirkung. Sie vergaß, daß ſie etwas Unangenehmes hatte ſagen wollen, und begann von alten Zeiten zu ſprechen.

Als die Etatsrätin und ſie noch jung geweſen waren und auf denſelben Bällen in Kopenhagen getanzt hatten, anno dazumal, als noch König Friedrich VI. von Dänemark lebte und man nichts wußte von Zank zwiſchen Dänen und Deutſchen. Ja, es waren gute Zeiten geweſen, und ſie kehrten niemals wieder; der Kammerjunkerin lief wohl eine Träne über die runde, rote Wange, und ſie faltete die Hände über ihrer behaglichen Fülle, denn ſie war bei allem Kummer über das Schickſal der Dänen ſehr dick geworden, während ſich die Etatsrätin trotz ihrer ſiebzig Jahre eine gewiſſe jugendliche Schlankheit bewahrt hatte.

Dies war auch eine Sache, über die ſich Frau Krag ärgerte. Denn wenn es in der Natur mit rechten Dingen zugegangen wäre, müßte ſie mager und die Etatsrätin Wilder dick geworden ſein. Weil es den Wilders um 1864 viel beſſer ergangen war, als Frau Krag. Denn Herr Gottfried, der eigentlich nichts anderes war als ein einfacher Hofbeſitzer, war von den Bauern von Rangelrup, die ihren däniſchen Hardesvogt weggejagt hatten, bei Nacht und Nebel aus dem Bett geholt und zum Hardesvogt der Rangelruper Harde gemacht worden. Eine Ernennung, die die Öſterreicher, die damals das Dorf beſetzt hielten, allſogleich beſtätigten. Auch die Preußen, die dann ſpäter kamen, hatten nichts gegen Gottfried Wilder als Hardesvogt einzuwenden, und daher kam es, daß Frau Krag gern ein wenig unangenehm wurde. Denn ihr Vetter, der däniſche Paſtor in Rangelrup, mußte in derſelben Nacht ſeine Pfarre in Rangelrup aufgeben und ſo ſchnell wie möglich nach Dänemark gehen. Die Flucht war ihm nicht ſchlecht bekommen; er hatte jetzt eine fette Pfarre auf Fünen und erklärte immer von neuem, daß er ſich nicht nach den ſchleswigſchen Barbaren zurückſehnte. Aber Ulrike Krag hatte doch damals die ſtrömenden Tränen ſeiner Frau und die Empörung ſeiner zahlreichen Kinderſchar geſehen, die ſich nicht denken konnten, daß das gemütliche Paſtorat und der große Obſtgarten ihnen nicht mehr gehören ſollten.

Deshalb ging ſie noch heutigen Tages ungern in die Rangelruper Kirche, an die Paſtor Kleinert ebenſo ſchnell eingeſetzt, wie ſein Vorgänger entfernt worden war, und wenn ſie dem jetzigen Paſtor etwas am Zeuge flicken konnte, dann tat ſie es mit Freuden.

Am heutigen Nachmittag war ſie ganz beſonders übel geſtimmt, und obgleich Bothilde ihr auf einen Wink der Etatsrätin ſchon die dritte Taſſe Tee brachte, ſo ſagte ſie nicht allein etwas über die Nähe der Heide, über Paſtor Kleinert, der irgend etwas Böſes getan hatte, ſie begann auch über Rangelrup zu ſchelten.

„In dieſem Dorf, ſüße Etatsrätin, paſſiert doch nicht das Allergeringſte. Vorhin, ehe ich zu Ihnen kam, bin ich bei Guſtav Ebſen geweſen und habe mir Zuckerkringel gekauft. Seine Mutter machte ſie immer ſo gut; aber dieſe waren ſteinalt. ‚Ebſen, ſagte ich, Sie könnten mir einmal etwas Neues erzählen. Den

ganzen Winter lang ſitze ich auf Kragsminde und habe keine Anregung, und Sie, Herr Ebſen, haben die Krugwirtſchaft und die Bäckerei und den Omnibus in die Stadt. Erzählen Sie doch mal was.' Aber er ſchüttelte den Kopf und dienerte dabei. ‚Ich weiß keine Neuigkeiten,' ſagte er. ‚Bloß, daß wir einen neuen Landrat kriegen, weil der alte krank geworden iſt. Und es iſt ein Herr aus Preußen, der nichts von Rangelrup weiß!' ‚Herr Ebſen,' ſage ich, ‚wie man ſich bettet, ſo liegt man. Sie ſind doch auch im Jahr 64 ſo fürs Wegjagen von den alten, treuen Beamten geweſen; nun müſſen Sie ſehen, wie Sie mit dem neuen Regiment fertig werden!'"

Die Kammerjunkerin hatte ſich in Eifer geredet; nun ſtand ſie auf und ging im Zimmer hin und her. Draußen rauſchte der Regen nieder; denn es war ein Tag am Ende des Aprils, und die Natur bereitete ſich langſam aufs Grünwerden vor. Dazu aber bedarf es in Schleswig-Holſtein vieler Stürme und Regengüſſe.

Heute ſtürmte es allerdings nicht; die noch unbelaubten Bäume, die vorm Wohnzimmer auf Sandberghof ſtanden, hoben die Zweige regungslos zum Himmel empor und ſchienen ſich über das auf ſie herabſtrömende Naß zu freuen. Aber es war dunkel draußen, und daß hier im Zimmer ein Kaminfeuer brannte, gab dem mit altväteriſchen Möbeln eingerichteten Gemach etwas ſehr Behagliches. Doch Frau Krag ſchien das Behagen nicht zu ſpüren. Ungeduldig trippelte ſie hin und her, und die dünne Seide ihres altmodiſchen Rockes kniſterte dazu. Frau Wilder hatte noch nicht auf ihre letzte Rede geantwortet. Als die Kammerjunkerin vom Jahre 1864 ſprach, ſtieg eine leichte Röte in ihr Geſicht, aber ſie betrachtete angelegentlich die Ringe an ihren Fingern und ſeufzte dabei.

Dann hob ſie den Kopf und ſah Bothilde an, die hinter der Teemaſchine ſaß und an einer endloſen Spitze häkelte.

„Bothilde, wo ſind die Kinder?"

„Ja, Frau Etatsrätin!" lautete die Antwort, und Bothilde wickelte ihre Spitze auf, um ſodann das Zimmer zu verlaſſen.

Denn dieſe Frage bedeutete für ſie, daß die zwei alten Damen ungeſtört miteinander zu ſprechen wünſchten. Als ſich die Tür hinter ihr geſchloſſen hatte, räuſperte ſich die Etatsrätin.

„Liebe Ulrike, wenn Sie Verdruß oder Ärger haben —"

Sie hielt inne, und die Kammerjunkerin nahm wieder ihr gegenüber Platz.

„Es koſtet alles ſo viel," murrte ſie. „Kragsminde bringt nichts ein, und die Zinſen ſollen doch teilweiſe bezahlt werden. Und dann der Leutelohn! Alles iſt teurer geworden, ſeitdem wir preußiſch ſind. Das wiſſen Sie doch ſelbſt, ſüße Etatsrätin. Ach, könnte ich mein Kragsminde verkaufen; aber niemand will es haben. Ja, wenn wir noch unter däniſcher Herrſchaft lebten, würden ſich die Käufer ſcharenweis finden. Nun aber will kein Däne unter Bismarcks Regiment!"

Die Etatsrätin kramte in ihrem Nähtiſch.

„Ich habe hier nur fünfzig Banktaler, gute Ulrike. Aber wenn ich Sie Ihnen anbieten darf, ſo gebe ich ſie mit Freuden."

Die Kammerjunkerin wiſchte ſich die Augen.

„Ach, Juliane, Geldgeſchenke nehme ich ungern und nur aus den Händen der Freundſchaft. Aber wir ſind ja zuſammen jung geweſen, und wenn ich einmal

etwas habe, werde ich es Ihnen mit Freuden geben. Ach, wenn Schleswig wenigstens dänisch geblieben wäre, dann würden auch Sie vergnügter sein. Nicht wahr, teure Juliane?"

In diesem Augenblick trat Herr Gottfried Wilder ins Zimmer, und seine Mutter konnte nur noch das Paket mit den fünfzig dänischen Banktalern in Frau Krags Strickbeutel schieben.

Der Hardesvogt begrüßte den Gast seiner Mutter sehr freundlich.

„Wie geht es Ihnen, Frau Kammerjunkerin? Haben Sie brav Grabüge mit Mama gespielt oder sich nur von alten Zeiten unterhalten? Damen haben wohl immer Stoff zum Sprechen."

Er war ein hochgewachsener, etwa vierzigjähriger Mann mit dunklen Augen und leicht ergrauten Schläfen.

„Wo ist Bothilde?" setzte er hinzu, während er an die Teemaschine trat.

„Sie sieht nach den Kindern."

„Ach natürlich." Er schenkte sich selbst eine Tasse Tee ein und setzte sich zu den Damen. „Die Kinder bedürfen nachgerade einer gründlichen Aufsicht, und ich freue mich, daß die Erzieherin in diesen Tagen eintreffen wird."

„Die Erzieherin?" Frau Krag, die eine leichte Verlegenheit zu überwinden gehabt hatte, machte große Augen.

„Ja, wissen Sie es nicht? Mama und ich haben uns entschlossen, eine junge Dame als Lehrerin von Dodo und Tina ins Haus zu nehmen. Sie heißt Klära von Hagenthal, kommt aus Berlin und ist die Tochter eines verabschiedeten Offiziers."

„Also eine Vollblutpreußin!" sagte Frau Krag scharf.

Herr Gottfried nippte an seiner Teetasse.

„Allerdings; Fräulein von Hagenthal ist eine Preußin. Für meine Kinder wünschte ich einen zeitgemäßen Unterricht und außerdem ein gutes Deutsch. Dies halbdänische Gewäsch, das unsere Bothilde zum Beispiel an sich hat, ist nicht nachahmenswert."

„Sie hätten eine hannoversche Dame nehmen können, Herr Hardesvogt. Im Königreich Hannover soll das beste Deutsch gesprochen werden."

Frau Krags Stimme klang noch immer spitz, aber der Hardesvogt achtete nicht darauf. Er sah in die Flamme des Kaminfeuers und tauchte einen trockenen Kuchen in seinen Tee.

„Die hannoversche Dame könnte eine Welfin sein, und dann gäbe es hier politische Unterhaltungen, vielleicht auch Streitigkeiten. Sie wissen, wie Onkel Ferdinand ist, er muß immer mit irgend jemand über Politik, über seine Privatpolitik streiten. Ich aber bin für die Ruhe im Hause. Nicht wahr, Mama?"

Der Hardesvogt wandte sich seiner Mutter zu, und sie neigte den Kopf.

„Wir haben hier im Lande schon genug Meinungsverschiedenheiten gehabt," erwiderte sie.

Ihre Stimme klang müde, und die Kammerjunkerin zuckte wegwerfend die Achseln. Ein bißchen Streit war ihr angenehm, und es war ihr besonders behaglich, sich als unterdrückte Dänin aufzuspielen. Dabei konnte sie sich so aufregen,

daß ſie endlich vor Tränen nicht mehr zu ſprechen vermochte, und daß alle Anweſenden womöglich mit ihr weinten. Nach ſolchen Erregungen ſchlief ſie dann immer ausgezeichnet und träumte meiſtens vom däniſchen König Chriſtian IX., der ihretwegen einen Orden der Frauentreue ſtiftete und ſie zur Kanzlerin desſelben machte.

Sie hatte eben einen ſtarken Charakter, während die ſüße Etatsrätin zur Schwäche neigte.

Eben wollte Frau Krag eine darauf bezügliche Bemerkung machen, als es heftig an die Tür pochte und gleich darauf ein älterer Herr mit rotem Geſicht und weißem Schnurrbart eintrat.

„Guten Tag, Juliane, guten Tag, mein guter Neffe! Ergebenſter Diener, Frau Kammerjunkerin! Noch immer geſund und munter trotz der ſchlechten Zeiten? Mich deucht, Sie werden ſehr viel ſtärker!“

Und Herr Rittmeiſter von Mürwik, der Bruder der Etatsrätin, ſetzte ſich vor Frau Krag und blinzelte ſie aus kleinen, lebhaften Augen an. Die Kammerjunkerin verzog ein wenig das Geſicht und wurde dann ſehr würdevoll.

„Es freut mich, daß Sie noch immer heiter ſind, Herr von Mürwik. Unſereins hat keinen Grund dazu. Mein Gut kann ich nicht verkaufen und ſo muß ich hier in der Fremde bleiben!“

„Fremde?“ wiederholte der Rittmeiſter. „Sind Sie nicht in Schleswig-Holſtein geboren?“

„In Hadersleben,“ erwiderte ſie. „Aber Hadersleben iſt Südjütland.“

Der alte Herr wollte auffahren; dann zuckte er die Achſeln und wandte ſich ſeiner Schweſter zu.

„Hier will ich mich nicht zanken, Juliane,“ ſagte er. „Ich weiß, Du liebſt dieſe Unterhaltungen nicht, und mir fehlt die Stimmung, mich zu zanken. Denke Dir, Löwenörn iſt geſtorben. In Paris an Lungenentzündung. Mein guter Freund!“

Er fuhr ſich mit der Hand übers Geſicht, und die Etatsrätin wie ihr Sohn ſagten einige bedauernde Worte. Auch die Kammerjunkerin wurde blaß. Sie hatte nämlich die Eigenſchaft, nicht vom Tode ſprechen zu mögen. „War der Herr alt?“ fragte ſie kläglich.

Herr von Mürwik ſchüttelte den Kopf. „Er war in den beſten Jahren; noch vor kurzem hat er mich hier in meinem Heidehauſe beſucht. Es gehörte ihm bekanntlich, und ich wohne nur bei ihm zur Miete.“

Nun wurde die Etatsrätin aufmerkſam.

„Iſt es der Beſitzer der hieſigen Heide, der reiche Löwenörn?“

Ja, er war es, der reiche Schwede, deſſen Großvater ſchon einen großen Heide- und Moorkomplex in der Nähe von Rangelrup gekauft und begonnen hatte, das Land urbar zu machen. Es war aber nicht allzuviel danach gekommen, und die Löwenörns, die ſowohl in Schweden wie in Dänemark große Beſitzungen ihr eigen nannten, hatten ſich endlich damit begnügt, mitten auf der Heide ein Häuschen zu erbauen, das nur ſelten bewohnt wurde, bis Herr Ferdinand von Mürwik es ſeit dem Jahre 1865 gemietet hatte und dort mit ſeiner Haushälterin wohnte.

Schon seit Jahren sollte der Löwenörnsche Besitz verkauft werden; aber bis dahin hatte sich kein Käufer gefunden, und nun war der letzte Besitzer plötzlich aus dem Leben geschieden.

„Er zählte zweiundfünfzig Jahre und hatte keine Kinder;" berichtete Herr von Mürwik. „Ein weitläufiger Verwandter ist der Erbe; ein dänischer Leutnant, der Axel Helmkron heißt. Das letztemal, als Löwenörn bei mir war, hat er mir diesen Namen genannt und hinzugesetzt, er selbst wolle sich bald wieder vermählen. Einmal war er bekanntlich kinderlos verheiratet und hatte seine Frau kürzlich verloren. Nun aber ist der Tod schneller gekommen, als seine zweite Hochzeit."

Herr von Mürwik sprach betrübt, und Schwester wie Neffe hörten ihm teilnehmend zu. Aber die Kammerjunkerin hob den Kopf und öffnete den Mund, als wollte sie etwas sagen, dann besann sie sich eines besseren und griff zu ihrer Tasse, um einen Rest Tee auszutrinken.

„Wir müssen alle sterben," sagte sie dabei, „aber es ist langweilig, sehr langweilig."

Die Etatsrätin und ihr Bruder sprachen noch weiter über den verstorbenen Herrn von Löwenörn. Ferdinand Mürwik wurde immer betrübter und sein rotes Gesicht immer röter.

„Nun gehen die Menschen schon davon, die jünger sind, als man selbst. Nächstens kommt man auch an die Reihe. Und das ist gut so; denn was soll man noch auf dieser Erde? Besonders, wenn man keinen Platz hat, auf den man sein Haupt hinlegen kann. Der neue Besitzer vom Heidehaus wird mich vielleicht aus meinen gemütlichen Räumen vertreiben und selbst in ihnen wohnen wollen. Von einem Leutnant kann man alles erwarten; besonders von einem dänischen."

Die Etatsrätin räusperte sich.

„Lieber Ferdinand —"

„Ja, ich weiß, Juliane! Du meinst, weil unser Bruder Frederik dänischer General ist, deshalb darf ich nichts gegen das dänische Militär sagen. Aber mein Bruder Frederik hat an meinem Bett gestanden, als ich verwundet in dänischer Gefangenschaft lag, und hat mich so geringschätzig angesehen, daß ich Fieber vor lauter Aufregung bekam."

„Sie waren ja ein Rebell und hatten gegen Ihren rechtmäßigen König gekämpft!" rief Frau Krag mit ihrer scharfen Stimme.

Der Rittmeister wandte sich ihr mit blitzenden Augen zu; aber Herr Gottfried Wilder erhob sich hastig.

„Können wir nicht eine Partie Whist machen? Das Wetter fordert auf zu einem behaglichen Kartenspiel!"

Doch die Kammerjunkerin versicherte, nach Haus fahren zu müssen, und niemand hatte sehr viel gegen diesen Entschluß einzuwenden. In kurzer Zeit hatte sie sich verabschiedet und zugleich versprochen, sehr bald wieder zu kommen, und nach einer Viertelstunde schon fuhr ihre gelbe holperige Halbchaise vom Hofe.

Der Hardesvogt hatte sie bis zum Wagen gebracht, nun trat er ins Wohnzimmer zurück, wo die Etatsrätin mit ihrem Bruder zusammen saß.

„Frau Krag ist doch eine Giftblase!“ sagte er entrüstet. „Immer möchte sie Streit beginnen und von der leidigen Politik reden. Und wir alle müssen Frieden halten, sonst findet man sich noch schwerer in die neuen Verhältnisse.“

Der Rittmeister trat an den Kamin und hielt die Hände über die glimmenden Kohlen. Aber er antwortete nicht. Ihm selbst war die Beschäftigung mit der Politik nicht gerade sehr gut bekommen, und es gab Augenblicke, wo es ihm leid tat, im Jahre 1848 eine gute Stellung im dänischen Zollfach aufgegeben zu haben, um gegen die Dänen zu ziehen. Sein ganzes Leben war dadurch ein anderes geworden, und mit einem Teil seiner Familie hatte er sich auf immer erzürnt. Aber er hatte nun einmal eine andere politische Meinung, als seine Familie, und er mußte ihre Folgen tragen. Denn als er nach einem unruhigen Abenteurerleben, das seiner Entlassung aus dänischer Gefangenschaft folgte, im Jahre 1864 von den Preußen in der Schleswig-Holsteinischen Gensdarmerie angestellt wurde, empfing er auch hier bald seine Entlassung, weil er es sich nicht nehmen ließ, dem Herzog Friedrich von Augustenburg öffentlich zu huldigen. Denn Herr von Manteuffel, der Gouverneur von Schleswig, hatte nichts mit dem Augustenburger Herzog im Sinn; also noch viel weniger mit den Leuten, die auf den Antritt seiner Regierung in Schleswig-Holstein hofften.

Herr von Mürwik erhielt sein Gehalt als Pension und konnte ganz behaglich in der Nähe von Rangelrup und von seinen Verwandten leben. Aber ein behagliches Leben ist nicht immer das Beste für einen Menschen. Ferdinand Mürwik klagte oft über Langeweile, und noch öfters war er mit sich und der ganzen Welt unzufrieden. Was aber nützte Klage und Unzufriedenheit? Die Welt war wie sie war, und Ferdinand Mürwik konnte sie nicht anders machen, so gern er's getan hätte.

„Ja, sie ist eine Giftblase!“ sagte er aus seinen Gedanken heraus und fuhr sich durch die weißen buschigen Haare, worauf sich die Etatsrätin lebhafter, als es sonst ihre Art war, zu ihm wandte.

„Aber Ferdinand, ich habe doch schon eben zweimal gesagt, daß Ulrike Krag eine Laurentius ist. Und die Laurentius sind immer ganz eigenartig gewesen — Du weißt es so gut, wie ich. Im übrigen ist sie meine Jugendfreundin, und ich wünsche nicht, daß so viel Böses von ihr gesagt wird. Wir haben alle unsere Fehler und müssen Nachsicht üben. Und nun muß Bothilde wirklich einmal nach den Kindern sehen. Seit zwei Stunden ist nichts von ihnen zu hören gewesen, und sie dürfen doch nicht vom Hof laufen.“

2.

Ja, die Kammerjunkerin von Krag war eine geborene von Laurentius, und dieser Umstand tröstete sie über viele Verdrießlichkeiten unserer unvollkommenen Welt. Denn die Laurentius waren ein seit Jahrhunderten angesehenes Geschlecht, das in Schleswig-Holstein und Dänemark große Stellungen bekleidet hatte, und das jedermann im Lande kannte, obgleich es nicht mehr so angesehen war, wie in früheren Zeiten.

Im Laufe der Jahre waren die Laurentius ein wenig von ihrer hohen Stellung herabgestiegen, hatten wenig geleistet, sonderbare Heiraten und vor allem Schulden gemacht. Schon mit dem Vater der Kammerjunkerin war es bergab gegangen, und sein Sohn Viktor hatte es nicht nötig gefunden, überhaupt etwas zu lernen. Den Rest des väterlichen Vermögens hatte er verspekuliert und in späteren Jahren eine wunderhübsche, sehr arme Gräfin geheiratet, die nur wenige Jahre an seiner Seite aushielt, um dann zu sterben. Viktor betrauerte sie mit einigen schönen Worten, aber mit wenig Gefühl, erzog sein einziges Töchterchen auf etwas abenteuerliche Weise, studierte plötzlich die Familiengeschichte und kam auf den Gedanken, der Tradition gemäß, etwas für sein Vaterland tun zu müssen.

Die Gelegenheit ergab sich von selbst. In Kopenhagen hatte man noch nicht den Krieg von 1864 und den Prager Frieden mit dem Paragraph 5 vergessen, nach dem die Dänen vielleicht einen Teil von Schleswig wieder zurück erhalten konnten. Jetzt schrieb man das Jahr 1877; und noch machte Bismarck keine Anstalt, die Bestimmungen dieses Paragraphen, der eine Abstimmung der Bevölkerung ins Auge faßte, auszuführen. Für Viktor Laurentius war dies ein Glück, denn er hatte nun einen Lebenszweck, konnte politische Aufsätze schreiben und politische Reden halten, alles im Hinblick auf das Unrecht, das Dänemark im Jahre 1864 geschehen war und noch geschah.

Vor hundert Jahren hatten sich die Laurentius zu den deutschen Untertanen der dänischen Könige gerechnet; aber im Laufe der Zeiten waren sie meist in Dänemark selbst angestellt gewesen und setzten jetzt ihren Stolz darin, dänischer zu sein, als die Dänen selbst. Wer Viktor von Laurentius sprechen hörte, der konnte sich nicht anders denken, als daß ehemals ganz Europa den Dänen gehört, und daß nur die Bosheit der Menschen das tapfere kleine Volk auf Jütland und die Inseln zurückgedrängt hätte. Er machte sich ein Geschäft daraus, die politische Unzufriedenheit in Schleswig wach zu halten und zu nähren, reiste von Ort zu Ort, um weinerliche Reden über die hartherzigen Preußen zu halten, oder veranstaltete Sammlungen, die der dänischen Nation das Herzogtum Schleswig wieder verschaffen sollten.

Wieviel von dem Ertrag dieser Sammlungen für die dänische Sache verwendet wurde, wußte niemand. Niemand fragte danach; den dänischen Politikern in Kopenhagen war es ganz recht, einen Redner zur Verfügung zu haben, der unermüdet hierhin und dorthin reiste, der immer dasselbe sagte, aber die deutsch-dänische Bevölkerung Schleswigs beständig in einer gewissen Aufregung erhielt. „Der Paragraph fünf darf nicht vergessen werden!“ war eins der Schlagwörter der Inseldänen, und daß er nicht vergessen wurde, dafür sorgte durch Wort und Rede Viktor von Laurentius.

„Der gute Viktor!“ sagte die Kammerjunkerin Krag, wenn sie an ihren Bruder dachte. Denn seitdem er Politiker geworden war, empfand sie mehr Rührung über ihn, als in den Zeiten, da ihr Mann, der Kammerjunker Krag, nicht allein ihre Rechnungen, sondern auch die ihres Bruders bezahlen mußte. Nun konnte der Kammerjunker es nicht mehr tun; denn er war tot, und hätte er gelebt, wäre kein Geld für solche Dinge da gewesen. Jedes Jahr war Krags-

minde wertloſer geworden, und die Kammerjunkerin verſtand ſich wohl aufs Geldausgeben, aber nicht darauf, es zu erwerben. Das war eben eine Anlage der Familie Laurentius und ein Erbteil, auf das man ſtolz ſein mußte.

„Der gute Viktor!“ ſagte Frau Krag auch heute, während ſie ihren Strickbeutel befühlte, in dem die von der Etatsrätin geſchenkten fünfzig Banktaler waren. Sie dachte immer an ihn, wenn ſie an Geld und Geldeswert dachte. Sie hätte ihm dann auch eine Gönnerin gewünſcht, die ihm etwas ſchenkte. „Juliane iſt gut!“ ſetzte ſie dann hinzu, nickte und ſeufzte dabei. Im Grunde genommen war es ja nicht leicht, Geſchenke anzunehmen; aber von Juliane ging es noch am erſten. Sie war doch eine halbe Dänin und ſprach dasſelbe ſpitzige Däniſchdeutſch, das auch Frau Krags Mutterſprache war.

Aber Frau Krags Gedanken flogen weiter.

„Helmkron!“ murmelte ſie vor ſich hin. „Tanzte er nicht mit Philippa?“

In dieſem Augenblicke machte eins der alten ſteifen Pferde vor Frau Krags Kaleſche einen Satz und blieb dann zitternd ſtehen. Der Kutſcher, ein Mann mit grauen Haaren, fluchte, und die Kammerjunkerin beugte ſich erſchreckt vor.

Der Regen hatte aufgehört, und der Himmel war heller geworden. Im Weſten arbeitete ſich die Sonne durch, ſchien auf die hochgelegene Kirche von Rangelrup, auf den Gottesacker und die vielen Ziegel- und Strohdächer, die ſich um beides geſchart hatten. Das Dorf war ſchief und krumm gebaut; hier ein Hof und dann wieder ein ſchmales Gäßchen, in dem nur ein Wagen fahren konnte, aber gerade dieſe Unregelmäßigkeit war reizvoll, und die Hollunderbüſche und Eichen, die ſich überall einſchoben, gaben dem Dorfe etwas Behagliches.

Frau Krags Wagen hielt vor zwei Eichen, die das Kirchhofstor beſchützten, und ſie warf einen ſcheuen Blick auf die ſchwarzen und weißen Kreuze, deren naſſe Flächen in der Sonne aufglänzten. Im nächſten Augenblick jedoch hatte ſie den Friedhof vergeſſen und betrachtete ein Dromedar, das an der Mauer lag und ſeine gelben häßlichen Zähne zeigte. Auf ihm hockte ein Äffchen in verſchliſſener roter Jacke, und unweit davon kauerte ein Bär, der mit ſeiner Kette raſſelte und vorſichtig ein Stück Brot aus den Händen eines kleinen Mädchens nahm, das vor ihm ſtand und ein noch kleineres Kind von ſich abwehrte.

„Tina, komm nicht zu nahe, Dich frißt er auf, weil Du noch ſo klein biſt. Mich mag er nicht mehr; ich bin ſchon zu alt.“

Das betagte Handpferd des Kragſchen Wagens ſtand noch immer ſtockſtill und ſtarrte das Dromedar und den Bären ſo ſchreckerfüllt an, daß es trotz allen Zuredens nicht von der Stelle zu bringen war. Der Kutſcher wandte ſich zur Kammerjunkerin.

„Ich muß Hektor ordentlich prügeln, wenn er weiter ſoll. Aber dann ſchlägt er hinten aus, und der Wagen kann das nicht ab.“

Frau Krag hatte ſchon die Kaleſche verlaſſen. „Laſſen Sie das Schlagen, Riß, und laſſen Sie den Wagen umkehren. Wir fahren dann am Paſtorat vorüber. Ihr aber, Dodo und Tina, geht nach Haus! Was wollt Ihr hier auf der Dorfſtraße und noch dazu in ſo ſchlechter Geſellſchaft!“

Sie sprach vermahnend; aber sie zog doch eine kleine Lorgnette hervor und betrachtete die Tiergruppe und ihren Führer, einen sehr zerlumpten Mann, der sie aus unruhigen dunklen Augen betrachtete.

Dodo und Tina hörten nicht auf sie. Es waren zierliche, blonde kleine Mädchen, deren helle Augen vor Vergnügen glänzten.

„Sieh, Tante Krag, nun tanzt der Bär gleich, und dann mußt Du einen Groschen ausgeben," sagte Dodo. „Ich habe kein Geld; aber ich habe Brot von Gustav Ebsen geholt, und er schreibt es für Papa an."

Sie hielt dem Tier noch ein großes Stück Brot hin, das es täppisch entgegennahm. Auch das Dromedar öffnete sein weites Maul, und der Besitzer hielt ihm eine Handvoll geriebenen Brotes vor.

Frau Krag lachte. Sie erlebte gern etwas Ungewöhnliches, und daß die Wilderschen Kinder Brot auf Borg nahmen, belustigte sie. Die Wilders waren eine stolze Familie, aus denen eine Reihe vornehmer Beamten hervorgegangen war. Zwar gehörten sie nicht zum Adel, aber sie wurden fast dazu gerechnet. Und dann waren sie seit vielen Jahren wohlhabend und suchten durch vorsichtige, etwas sparsame Wirtschaft ihr Vermögen zu erhalten.

Heute nun liefen zwei Wildersche Töchter auf der Landstraße umher und nahmen Brot auf Borg. Das war lustig, aber die Tiere waren noch lustiger.

Es war lange her, daß die Kammerjunkerin eine ähnliche Karawane gesehen hatte, und der Affe in seinem roten Jäckchen rührte sie. Denn ehemals war es in vornehmen Kreisen Mode gewesen, einen Affen oder einen Papagei zu halten, und Frau Krag entsann sich deutlich eines Meerkätzchens, das ihre Großmutter gehabt hatte. Es hatte draußen vor dem Gutshause in einem Messingkäfig gelebt, und seine Anwesenheit hatte einen vornehmen Eindruck gemacht.

„Wieviel kostet der Affe?" fragte sie plötzlich.

Der Tierbesitzer sah sie verwundert an.

„Er hat die Schwindsucht," erwiderte er in fremdartigem Deutsch, „aber wenn die Frau ihn haben will —" er machte eine Bewegung, als wollte er den Affen vom Rücken des Dromedars heben. Die Kammerjunkerin trat eiligst zurück.

„Um Gottes willen! Ein krankes Tier nehme ich nicht ins Haus."

Hinter ihr lachte es gellend auf. Ein grüner Papagei watschelte mühsam auf der Landstraße und hackte mit seinem krummen Schnabel nach zwei Spatzen, die sich ihm neugierig genähert hatten.

„Will die Dame den Papagei?" fragte der Mann hastig. „Er kostet nur zehn Taler. Billig, billig!"

Ja, das war ein billiger Preis, und die alte Dame griff nach ihrem Beutel, während Dodo und Tina den Bären verließen, um den grünen Vogel zu betrachten.

„Magst Du grüne Sperlinge leiden, Tante Krag?" erkundigte sich Tina.

„Es ist kein Sperling, sondern ein Papagei," erklärte die Gefragte. „Und Papageien sind sehr feine Tiere!"

Der Mann hatte den Vogel in ein schmutziges Tuch geknotet und ein Stöckchen hineingesteckt.

„Zuerſt wird er etwas ſonderbar ſein," ſagte er, „und das Tuch koſtet eine Mark."

Die Kammerjunkerin feilſchte nicht. Sie warf dem Mann elf Banktaler hin, ermahnte die kleinen Mädchen, nach Hauſe zu gehen, achtete aber nicht darauf, ob ihre Ermahnung befolgt wurde.

Der Kutſcher hatte die Kaleſche umgedreht, damit der ſchreckhafte Hektor nicht mehr den Anblick des Dromedars hätte, und ſeine Herrin ſtieg ein, während ſie das Bündelchen mit dem Papagei vorſichtig am Stock und von ſich ab hielt. Dann zogen die Pferde an, und nun ſtieß der Vogel einen ſo gellenden Schrei aus, daß Hektor ſich hoch aufbäumte, um dann in einen Galopp zu verfallen, wie er ihn ſeit vielen Jahren nicht gekannt hatte.

Pfeilſchnell jagte die Kaleſche davon, und beide Kinder brachen in ein lautes Beifallsgelächter aus. Auch der Bärenführer grinſte, und das Dromedar zeigte ſeine gelben Zähne. Doch als ſich Dodo von neuem dem Bären zuwenden wollte, faßte ſie eine Hand am Arm.

„Herr du mein Gott, hier ſind die Kinders? Und ſollen längſt zu Haus ſein und Milch trinken?"

Ein älterer Mann mit verwittertem Geſicht und nur einem Auge hatte die Worte geſprochen. Er trug einen einfachen Livreerock und eine Treſſenmütze, die ihm ein gewiſſes vornehmes Anſehen verlieh, ſo daß der Bärenführer unwillkürlich ſcheu zur Seite trat. Aber Dodo zeigte keine Verlegenheit. „Ach, Glasog, ſei man nicht ſo! Sowas Feines wie heute habe ich noch nie geſehen. Kuck mal, ein wahrhaftiger Bär und ein Kamel. Und der Affe kratzt ſich immerlos!"

„Sie ſollen alle nach Sandberghof kommen und tüchtig was zu eſſen haben!" plapperte Tina. „Der Affe ſoll in meinem Bett ſchlafen!"

„Vielen Dank!" Der als Glasog angeredete Mann machte ein ſtrenges Geſicht. „Haben Sie Erlaubnisſchein?" fragte er den Bärenführer. „Sonſt wird Herr Hardesvogt, was meine Herrſchaft is, Ihnen ins Gefängnis ſtecken."

Der Bärenführer murmelte einige unverſtändliche Worte, griff erſt in ſeine Taſche, als ob er Papiere zeigen wollte, und dann nach der Kette des Bären. Auf einen kurzen Schnalzlaut von ihm ſetzte ſich die kleine Tiergeſellſchaft mit ungeheurer Schnelligkeit in Bewegung. Eben noch hatte das Dromedar anſcheinend regungslos im Graſe gelegen; nun wanderte es mit weit ausſchreitenden Schritten davon, der Bär trollte neben ihm her, und der Führer lief mehr als er ging. Nur der Affe ſaß gleichmütig auf dem Dromedar, kratzte ſich und ſchnitt eine Grimaſſe nach der anderen.

Mit offenem Munde hatten die zwei kleinen Mädchen dieſem ſchnellen Abgang zugeſchaut, jetzt, als das Dromedar nur noch in der Ferne zu ſehen war, brachen ſie in laute Klagen aus.

„O Glasog, wie biſt du einmal eklig! Der Mann war ſo furchtbar nett und die Tiere ſo ſüß! Und du jagſt ſie fort!"

Glasog blieb ungerührt, ja, ſein gutmütiges Geſicht nahm einen Ausdruck der Befriedigung an.

„Der Mann hat keine Papierens!" ſagte er mit wichtiger Miene. „Sonſten hätt er nich ſo'n gräſige Angſt vor die Obrigkeit gehabt. Und wilde Tierens

ſind auch nich ſor uns; die paſſen nach Merika; aberſten nich hierher. Und nu man flinkemang nach Haus!“

Es dunkelte ſtark, und beide Kinder mußten wohl oder übel mit Glasog gehen; aber ſie ſchalten auf dem ganzen Heimweg, und als ſie auf der weiten Hausdiele von Sandberghof angelangt waren, ſtürzten ſie ohne viel Umſtände ins Wohnzimmer, wo ihre Großmutter am Tiſch ſaß und die Zeitung ſtudierte.

„Großmutter, Glasog war gar nicht nett; aber Tante Krag kaufte den Papagei. Und ſie hatte eine ganze Taſche voll Geld. Großmutter, haſt Du ſo viel Geld, wie Tante Krag? Und können wir nicht das Kamel kriegen?“

Es dauerte eine Weile, ehe die Etatsrätin erfuhr, was ſich zugetragen hatte. Dann ſagte ſie nicht viel und rief nach Bothilde, damit dieſe die Kinder zu Bett brächte.

Von neuem ſetzte ſie ſich an ihre Zeitung; aber ſie las nicht, ſondern ſprach halblaut vor ſich hin.

„So alſo geht Ulrike mit meinem Geld um. Sie wirft es aus dem Fenſter und ich ſpare es mühſam. Sie ſoll nichts mehr haben; nein, ich gebe ihr nichts mehr.“

Bothilde äußerte an demſelben Abend Glasog gegenüber etwas Ähnliches. Sie ſaßen zuſammen in der Küche und aßen Buchweizengrütze mit Milch dazu.

„Sehen Sie, Herr Muhl, ſo iſt es. Wir eſſen hier in der Küche jeden Abend Buchweizengrütze, und die Herrſchaft tut das Gleiche. Eier gibt's nur Sonntags und Fleiſch nur viermal in der Woche, und was Frau Etatsrätin ſich überſpart, das kriegt Frau Krag. Und die kauft ſich Papageien, die man nicht einmal fett machen kann, Herr Muhl.“

Bothilde war der einzige Menſch in Rangelrup und Sandberghof, der Glasog Herr Muhl nannte. Sie tat es ſeit ungefähr fünfzehn Jahren. Nach dem Erntebier, wo ſie und Glasog ſo außerordentlich vergnügt geweſen waren, daß Bothilde am Schluß eines Linkshernmſchottiſchen Glasog um den Hals gefallen war und geflüſtert hatte: „Auf ewig Dein.“

Denn ſie war damals romantiſch geweſen und hielt die Hamburger Sonntagszeitung mit alle den ſchönen Geſchichten darin.

Glasog hatte ihr auch gleich einen Kuß gegeben, und an dem Reſt des Abends waren ſie miteinander verlobt geweſen. Am nächſten Morgen aber ſagte Glasog zum Kutſcher, beim Kuß hätte er ſich nichts gedacht, und heiraten wollte er nicht wieder, denn er hätte bald nach Achtundvierzig eine Frau gehabt, und wenn ſie nicht ganz plötzlich geſtorben wäre, würde er nach Amerika gelaufen ſein. Nein, heiraten wollte er nicht wieder.

Der Kutſcher hatte natürlich nichts Eiligeres zu tun, als Bothilde dieſe Botſchaft zu überbringen. Gerade in dem Augenblick, als ſie für Glasog die dickſten Speckpfannkuchen backen und ihm eine geräucherte Wurſt dazu legen wollte. Denn damals war Bothilde Köchin auf Sandberghof und konnte in Küche und Speiſekammer frei ſchalten.

An dieſem Mittag erhielt Glasog weder Speckpfannkuchen noch Wurſt, und das herrſchaftliche Eſſen war ſo ſchlecht, daß die Etatsrätin ziemlich ärgerlich wurde.

Doch am anderen Tage hatte Bothilde sich schon wieder gefaßt, und ihr farbloses Gesicht mit den vielen Sommersprossen und der Umrahmung von blaßblondem Haar trug denselben stillen gleichmütigen Ausdruck.

Auch gegen Glasog war sie nicht viel anders als sonst. Sie nannte ihn nur nicht mehr Glasog, sondern Herr Muhl. Wie er denn auch auf den Namen Jasper Muhl getauft und konfirmiert war und ihn geführt hatte bis zu dem Kriegsjahr 1849, wo ihm die Dänen ein Auge ausgeschossen hatten. Mit einem Glasauge kehrte er aus dem Kriege heim, und seine Freunde nannten ihn Glasog. Dieser Beiname machte Jasper Muhl stolz. So wie er getauft war, hießen viele Leute in Schleswig-Holstein; wen aber gab es unter den vielen Jasper Muhls, der ein Auge fürs Vaterland geopfert hatte?

Glasogs erstes Glasauge ging bald bei einer Prügelei zwischen deutsch und dänisch Gesinnten darauf, und das nun angeschaffte lag in seiner obersten Kommodenschieblade, um nur bei feierlichen Gelegenheiten getragen zu werden. Der Beiname aber blieb ihm, und er war stolz darauf, wie auf einen Orden.

So war es also gewissermaßen eine Kränkung für ihn, von Bothilde standhaft mit Herr Muhl angeredet zu werden, aber ihr gegenüber machte er niemals eine Bemerkung.

Die Zwei vertrugen sich gut und lebten gemächlich nebeneinander her. Aus der jungen Köchin Bothilde wurde allmählich eine ältere Haushälterin und ein Faktotum der Etatsrätin, während Glasog seinen Stand nicht veränderte. Er war halb Diener, halb Kutscher und Gärtner und half überall dort, wo Hilfe nötig war.

Selbstverständlich fand er sich unentbehrlich und trug, seitdem Gottfried Wilder Hardesvogt geworden war, ein so würdevolles Wesen zur Schau, daß mancher Tagelöhner in Rangelrup mehr Angst vor ihm hatte, als vor der Obrigkeit selbst.

Behaglich aß er jetzt seine Buchweizengrütze, trank ein Glas Dünnbier dazu und horchte auf das, was Bothilde sagte.

„Nu ja, bei uns is das immer sparsam hergegangen, und bei die Krags nich, darum haben wir auch was, und Frau Kammerjunkerin hat ein Wagen, daß sich Gott erbarm."

„Frau Etatsrätin brauchte ihr aber doch kein Geld zu schenken!" rief Bothilde.

Glasog trank langsam an seinem Bierglas.

„Bothilde, das is Freundschaft!" sagte er feierlich. „Frau Etatsrätin is nu mal so. Wen sie leiden mag, den mag sie leiden, und wen sie nich leiden mag —" er vollendete den Satz nicht und trank sein Glas aus.

Bothilde schenkte ihm wieder ein.

„Ja, Herr Muhl, alle Menschen kann man nicht lieben." — — —

Im Wohnzimmer ging die Etatsrätin langsam auf und nieder. Eben hatte sie mit ihrem Sohn zu Abend gegessen; nun hatte sich Gottfried in sein Arbeitszimmer zurückgezogen. Seitdem er Hardesvogt geworden war, hatte er viel zu tun, und sein Landbesitz sollte doch auch noch bewirtschaftet werden. Außerdem gehörte er nicht zu den Menschen, denen die Arbeit leicht wurde. Aber es war gut, daß er die Tätigkeit hatte.

Die Etatsrätin blieb stehen und blickte auf den Nähtisch, aus dem sie Frau Krag die fünfzig dänischen Taler gegeben hatte. Aber sie dachte kaum mehr an das Geld. Ulrike war einmal wie sie war, und sie hatte ihr immer geholfen; das gehörte einmal zur Jugendfreundschaft, zu der Erinnerung an alte glückliche Zeiten. Und wenn Ulrike Krag auch manchmal spitze und unzufriedene Reden führte und von Dingen sprach, an die die Etatsrätin nicht denken mochte, so gehörte sie dennoch zu den wenigen Menschen, mit denen die alte Frau von früheren Tagen sprechen konnte. Frühere Tage. Die Etatsrätin wiederholte das Wort und setzte sich vor ihren alten Nähtisch. Vor ihm hatte sie gesessen, als sie den Brief des Auskultators Wilder an ihren Vater gelesen hatte, der in wohlgesetzten Worten um ihre Hand anhielt; mit den Rollen und Döschen dieses Nähtisches hatten Gottfried Wilders kleine Hände zuerst gespielt, und an diesem Tische hatte die Etatsrätin wieder gesessen, als sie den Brief ihres Sohnes erhielt, in dem er seine Heirat mit einem fremden Mädchen vom Rheine her anzeigte. Einem Mädchen, das er auf einer Reise kennen lernte und die er so liebte, daß er sie gleich heiraten mußte.

Ja, wenn so ein altes Hausgerät seinen Mund auftun und reden könnte! Unwillkürlich strich die Etatsrätin über seine spiegelblanke Fläche und freute sich dann, daß er schweigend vor ihr stand. Schweigend wie damals, als sie dem Auskultator Wilder am liebsten „Nein" auf seine Frage geantwortet hätte und es doch nicht zu tun wagte. Denn den kleinen schüchternen Theologen, der manchmal mit dem alten Pastoren bei ihren Eltern zum Tee eingeladen wurde, konnte sie schon aus dem Grunde nicht heiraten, weil er sie nicht darum gefragt hatte.

Also sie heiratete den Auskultator und wurde eine Beamtenfrau, die mit Ruhe und Umsicht ihrem Mann zur Seite stand, bis er als Etatsrat seinen Abschied nahm, um Sandberghof, seinen Familienbesitz, zu bewirtschaften. Aber gerade, als er sich auf die irdische Ruhe freute, kam die ewige.

Die Etatsrätin seufzte kurz auf; dann strich sie wieder über den kleinen Tisch. Wie lange schon hatte sie als Witwe vor ihm gesessen und für ihren Gottfried genäht. Er war ihr einziges Kind geblieben, und es hatte Zeiten gegeben, wo sie sich eine Tochter wünschte. Aber sie war ausgeblieben, und als Gottfried groß wurde, freute sie sich auf die Tochter, die er ihr bringen würde. Sie wußte von manchem jungen Mädchen, das sie gern an ihr Herz genommen hätte; obgleich für ihren Gottfried fast keine gut genug war. Er war anders als andere junge Leute, immer freundlich, fröhlich; aber doch mit einem eigenartigen Ausdruck in den Augen. Gerade so, als sehnte er sich nach etwas Besonderem, als könnte er es nicht ertragen, immer nur auf Sandberghof zu sein und die alltäglichen Unterhaltungen seiner Umgebung anzuhören.

Deshalb ließ ihn seine Mutter auch auf auswärtigen Universitäten studieren und ihn, nachdem er sein juristisches Examen gemacht hatte, in der Welt da draußen umherreisen. In Schleswig-Holstein herrschten keine erquicklichen Verhältnisse. Dumpf gärte die Unzufriedenheit der Deutschen, und die Dänen fühlten sich auch in ihrer Unterdrückerrolle nicht behaglich.

Also war es gut für Gottfried Wilder, wenn er draußen blieb. Dort, wo es schön war und lachend, wo fröhliche Menschen lebten und wo niemand von der

Politik ſprach. Die Etatsrätin war noch in guten Jahren; ſie konnte Sandberghof wohl verwalten.

Und da brachte ihr Gottfried eines Tages eine Frau. Ein kleines, zartes Ding mit überirdiſch großen Augen und einem wunderlichen Ausdruck darin, demſelben, den die Mutter bei Gottfried kannte: dem der Sehnſucht nach etwas anderem.

Aber hier war ſie nicht gerührt. Mühſam nur hatte ſie die große Enttäuſchung über Gottfrieds Heirat niedergekämpft; mit ſchlecht verhehlter Abneigung empfing ſie die Schwiegertochter und ſah mit zuckendem Herzen, wie Gottfried dieſe kleine Puppe liebte und auf Händen trug.

Er ſehnte ſich nicht mehr. Er war glücklich und zufrieden, freute ſich über Sandberghof, über die alte, gute Gegend, über das warme Neſt, das er ſeiner geliebten Frau bereiten konnte.

Damals wollte die Etatsrätin Sandberghof verlaſſen und in die Stadt ziehen. Mit ihrem altväteriſchen Hausrat, mit dem Nähtiſch, mit allem, was ihr gehörte, und auch mit ihrem zuckenden Herzen.

Aber die kleine Frau war ſchon leidend, als ſie nach Sandberghof kam, und ſie konnte den Haushalt nicht übernehmen. Als dann ein Knabe geboren wurde. der gleich nach der Geburt wieder ſtarb, durfte die Etatsrätin ihre Kinder nicht verlaſſen.

Dann zog das Jahr 1864 über das Land. In einer Februarnacht kamen die Öſterreicher nach Rangelrup; die Bauern verjagten den däniſchen Paſtor und den däniſchen Hardesvogt.

Für Paſtor Brolund kam Paſtor Kleinert, der bei Bau ſchwer verwundet worden war und noch immer eine däniſche Kugel im Leibe trug, und für den däniſchen Hardesvogt holten ſich die Bauern Gottfried Wilder aus dem Bette. Er hatte ja ſtudiert, und jedermann mochte ihn gern. Das war Grund genug, ihm dieſes Amt zu geben und auch Grund genug für die damalige Regierung, ihn zu beſtätigen.

Er ſelbſt war damals noch ſo ſorglos und froh, daß er jedes Amt übernommen hätte. Denn ſeine kleine Dorothee war gerade wieder geſund geworden und ſcherzte mit den öſterreichiſchen Offizieren, die auf Sandberghof einquartiert waren. Sie war wirklich ſehr anmutig und reizend. Die Etatsrätin, die Kopf und Hände voll zu tun hatte, bemerkte es nur flüchtig; aber ſie bemerkte es doch.

Um den Hausſtand bekümmerte ſich Dorothee gar nicht. Nur um ihren Mann und um einen jungen Offizier, der ſich den Fuß gebrochen hatte und nun ganz lange auf Sandberghof bleiben mußte. Er war ein netter, kleiner Menſch; beſcheiden und einſilbig; niemand merkte viel von ihm. Gottfried Wilder beachtete ihn gar nicht. Er hatte jetzt viel zu tun, nicht allein im Kriegsjahr, ſondern auch in dem folgenden, als alle Verhältniſſe neu geordnet wurden. Und hatte er einmal eine freie Stunde, dann war er mit Dorothee zuſammen und freute ſich wie ein Kind an dem Töchterchen, das bald nach dem Kriegsjahr anlangte und Dodo genannt wurde.

Zur Taufe kam der kleine Österreicher wieder, dessen Regiment jetzt in Holstein stand. Er hatte das Soldatenleben satt, wollte seinen Abschied nehmen und sich in Schleswig-Holstein ankaufen. Gottfried bat ihn dringend, so oft wie er wollte nach Sandberghof zu kommen. Er selbst hatte eine Menge von Geschäften, und Dorothee und seine Mutter gingen sich aus dem Wege. Seine kleine Frau war einsam, und ihre Augen wurden traurig. — —

Die Etatsrätin saß noch immer vor ihrem Nähtisch; nun erhob sie sich und ging mit schnellen kleinen Schritten im Zimmer hin und her.

Weshalb dachte sie an diese alten Geschichten? An Dorothee, die immer stiller und blasser geworden war, an den kleinen Österreicher, der nach einigen Besuchen niemals wiederkehrte und der dann bei Königgrätz schwer verwundet wurde? Bald nach dem 3. Juli war die Nachricht gekommen, und sie hatte sie Dorothee aus der Zeitung vorgelesen.

Die junge Frau hatte mit Dodo auf dem Schoß vor ihr gesessen und kein Wort gesagt. Kein Wort, hatte nachher über das Wetter gesprochen und über das Essen und wann Gottfried wohl nach Haus käme. Es war alles wie sonst gewesen; erst nach Monaten war es der Etatsrätin vorgekommen, als lachte Dorothee niemals mehr. Und in Gottfrieds Gesicht trat ein unruhig-fragender Ausdruck, als wunderte er sich über etwas und wüßte doch nicht, was es war.

Immer von neuem wollte die Etatsrätin Sandberghof verlassen, um das Ehepaar allein zu lassen; aber sie konnte es nicht. Sie wurden beide plötzlich unglücklich, und die einst so fröhlichen Menschen gingen in düsterem Schweigen umeinander herum. Dorothee war immer krank. Als dann die kleine Tina geboren wurde, hoffte der Arzt, sie würde jetzt gesund werden. Sie versprach es ihm auch und wurde wieder freundlicher gegen ihren Mann. Aber dann kam doch ein Tag, an dem sie aus dem Hause ging und nicht wiederkehrte. Ein fremder Hausierer hatte sie über die eine Stunde entfernte Heide gehen sehen; nach seiner Beschreibung glaubte man wenigstens, daß sie es gewesen wäre.

Es war auch wohl so, denn Gottfried Wilder fand auf seinem Schreibtisch einen Brief von ihr; aber was darin stand, wußte niemand; auch nicht seine Mutter. Frau Dorothee wurde wochenlang gesucht. Auf der Heide, im Moor, in den großen Städten. Aber ihre Spur wurde niemals wiedergefunden, und aus dem sorglos-fröhlichen Gottfried war ein stiller, müder Mann geworden.

Jetzt machte die Etatsrätin eine hastige Bewegung. Es verlohnte nicht, an die alten Geschichten zu denken; aber wenn Ulrike Krag kam und mit zwinkernden Augen von Heide und Moor sprach, dann war es der anderen Freundin, als huschten aus Heide und Moor die Geister der Vergangenheit, als flüsterten sie mit ihr und fragten sie, ob sie auch ihre Schuldigkeit getan hätte.

Die Menschen in Rangelrup und Umgegend waren sehr rücksichtsvoll gewesen. In den Spinnstuben und am Brunnen hatten sich die Mägde und Knechte vielleicht allerhand über die kleine, dunkeläugige Frau zugeflüstert, die einen andern geliebt hatte als ihren Mann und deshalb in die Weite gegangen war; aber alle die Menschen, die mit Wilders befreundet oder nur bekannt waren, schwiegen über die Sache. Für sie war Frau Dorothee Wilder gestorben, und da sie nicht aus

Schleswig-Holstein, sondern irgendwo her aus der weiten Welt kam, so konnte jedermann aus diesem Vorfall die Lehre ziehen, daß es nicht gut war, sein Weib in der Fremde zu suchen.

Jetzt öffnete sich die Wohnzimmertür, und Bothilde trat ein.

„Frau Etatsrätin, wollen wir nicht zu Bett gehen?"

Denn sie versah auch die Dienste einer Kammerjungfer bei der alten Dame. Die betrachtete sie mit einem ernsten Blick.

„Bothilde," sagte sie, „es gibt eigentlich nur Trauriges im Leben."

„Ja, Frau Etatsrätin, das ist wahr; aber zu Bett gehen muß man darum doch."

Die alte Frau seufzte.

„Frau Kammerjunkerin hat sich einen Papageien gekauft, Bothilde. Sie hat immer Geld."

„Sie verdient es leicht, Frau Etatsrätin, und dann ist sie auch eine Laurentius! Denen juckt der Taler in der Tasche. Eigentlich darf man ihnen nichts geben."

Das Letzte sagte Bothilde in einem etwas vorwurfsvollen Ton, und die Etatsrätin lächelte.

„Lassen Sie nur, Bothilde; sie ist doch einmal meine Freundin, und seinen Freunden muß man helfen."

„Das hat mein Vater auch getan, Frau Etatsrätin, und dabei ist er bankrott geworden."

Frau Wilder machte eine schnelle Handbewegung. Sie sprach mit Bothilde über viele ihrer Angelegenheiten; aber sie hatte es nicht gern, wenn diese auch ihrerseits Geschichten erzählte. „Nun wollen wir zu Bett gehen," sagte sie.

3.

Daß sich Käre von Hagenthal gleich mit Riekchen Kleinert anfreundete, war sehr merkwürdig und kam auch nur daher, weil die Eisenbahnfahrt so langweilig war und weil beide jungen Mädchen nach Rangelrup reisten. Käre, um die Töchter des Hardesvogts Wilder zu unterrichten, und Riekchen, um vorläufig bei ihrem Onkel, dem Pastor, einen Unterschlupf zu finden.

Denn ihr Vater, der Kaufmann in Elmshorn, war vor einem halben Jahr gestorben und hatte nur Schulden hinterlassen. Außerdem noch einen Sohn, der Schullehrer war, und Riekchen, die, wie sie ernsthaft und betrübt versicherte, nichts gelernt hatte und nichs konnte als ein wenig kochen und schneidern. „Das ist schrecklich wenig, Fräulein von Hagenthal," sagte sie mit ihrer leisen, weichen Stimme, „und ich bin Onkel Kleinert furchtbar dankbar. Und Tante Bettina auch, denn sie haben geschrieben, ich sollte nur kommen und mich vorläufig um nichts quälen, sie wollten für alles sorgen. Ist das nicht gut von ihnen? Wo ich doch ganz genau weiß, daß Onkel Kleinert noch viele Schulden abzubezahlen hat. Von damals her, als die Dänen böse auf ihn waren und ihm keine Anstellung geben wollten, denn er hatte bei Bau gekämpft, war verwundet worden und reiste hinterher

in der Welt herum, um sein Brot zu verdienen. Und das wurde ihm sehr schwer. Weil er doch den Säbelhieb über den Kopf bekommen hatte, der ihn lange besinnungslos und nachher schwach und vergeßlich machte. Mein Vater hat oft davon erzählt, und auch davon, wie Tante Bettina ihn doch heiratete, obgleich er nichts hatte und sie auch nicht. Aber sie wollte immer bei ihm sein, ihn pflegen und trösten können. So sind sie denn zusammen in der Welt herumgezogen und haben viel Mühsal getragen, bis das Jahr 1864 kam und Onkel Kleinert doch noch Pastor wurde."

Langsam schleuderte der Personenzug durch die schleswigsche Heide. Mit ihren verwehten kleinen Bahnstationen, den schief gewachsenen Bäumen und dem weiten grauen Himmel darüber. Es war heute ein windiger, trüber Frühlingstag, und wenn der Zug einmal wieder hielt, dann pfiff der Sturm schneidend um die Bahnwagen, und die noch nicht belaubten Bäume bogen ihre Zweige auf und nieder.

Kläre von Hagenthal horchte auf den Wind und dann auf Riekchens Stimme. Im ganzen haßte sie es, Reisebekanntschaften zu machen, und sie wußte nicht genau, wie es gekommen war, daß sie und Riekchen sich gleich ihre Namen und das Ziel ihrer Reise gesagt hatten. Aber es war geschehen, und wenn sie in Riekchens freundliches Gesicht und in ihre blauen Augen mit dem Kinderausdruck sah, dann vergaß sie immer wieder ihre Absicht, als königlich preußische Oberstleutnantstochter recht stramm und kalt aufzutreten. Denn Kläre von Hagenthal kam aus altem Soldatenblut und war, wie es sich gehörte, stolz darauf. So stolz, daß sie trotzig in die weite Welt ging, um ihr eigenes Brot zu verdienen. Zu Haus war es nicht ganz reichlich. Zwei Brüder standen im Heer und brauchten Zuschuß; eine jüngere Schwester sollte noch etwas lernen; der Vater war eben pensioniert und die Mutter viel leidend. Also war es ganz selbstverständlich, daß Kläre ihr Examen bestanden und schon seit zwei Jahren an einer Töchterschule in Berlin, wohin jetzt auch ihre Eltern gezogen waren, unterrichtet hatte. Aber ihr Gehalt war nicht sehr reichlich, und die Existenz im elterlichen Hause kostete Vater und Mutter Geld.

Als daher der Hardesvogt Wilder in einer Berliner Zeitung für seine zwei Töchter eine Erzieherin bei freier Station und sehr ansehnlichem Gehalt suchte, da gehörte Kläre zu den zahlreichen Bewerberinnen um diese Stellung. Weshalb auf sie die Wahl des Hardesvogts fiel, ahnte sie nicht; aber ihr hatte er geschrieben und sie gebeten, in sein Haus zu kommen. Nun also lag der Abschied von Eltern und Geschwistern hinter ihr, nun reiste sie in die Provinz, die ihr Vater mit hatte erobern helfen, und jetzt, wo die graue Heide sie umspann, wo der Zug so langsam fuhr und der Wind um die Wagen heulte, jetzt war es ihr ein Trost, Riekchen Kleinert getroffen zu haben und mit ihr plaudern zu dürfen.

„Nun sind wir gleich in Hastede," plauderte Riekchen weiter. „Dort steigen wir in den Wochenwagen, und dann fahren wir noch ganze zwei Stunden nach Rangelrup. Onkel Kleinert hat mir alles genau geschrieben. Er glaubt immer, daß man sich leicht verirrt, und ich würde es sicherlich auch tun. Aber Sie, Fräulein von Hagenthal, Sie finden sich gewiß überall zurecht!"

Bewundernd ſahen Riekchens Kinderaugen in Kläres feingeſchnittenes Geſicht und glitten an ihrer einfach und geſchmackvoll gekleideten Erſcheinung herunter.

Kläre verſuchte zu lächeln und gab eine gleichmütige Antwort. Aber wie dann der Zug hielt und ein unbeholfener Omnibus ſie und ihre Reiſegefährtin aufnahm, da klopfte ihr Herz, und mit zitternden Lippen gedachte ſie der Heimat, die hinter ihr lag, und der kalten Fremde, die ſich öde vor ihr öffnete. Sie und Riekchen waren nicht mehr allein Zwei dicke Männer ſtiegen zu ihnen in den Marterkaſten, denen mehrere Frauen folgten. Sie hatten alle viel Gepäck und ſahen ſich unfreundlich an; gerade ſo, als gönne niemand dem anderen einen Platz. Als daher zuletzt noch ein jugendlicher Herr von ſeinem Äußeren den Wagen beſteigen wollte, wurde er unſanft hinausgewieſen.

„Hier iſt kein Platz mehr; Sie müſſen beim Kutſcher ſitzen!"

„Iſt dieſer Platz auch beſetzt!" Der Ankömmling blickte mit einem etwas ſpöttiſchen Lächeln auf eine Reiſetaſche, die den Platz eines Menſchen ausfüllte. Jedoch niemand rührte ſich, ſie wegzunehmen; es war gerade, als hätten ſich alle Anweſenden das Wort gegeben, dieſem letzten Paſſagier keinen Sitz einzuräumen.

Da bog Riekchen Kleinert ſich vor. „Darf ich die Reiſetaſche unter die Bank ſchieben? Der Herr muß dort ſitzen." Sie ſprach mit ihrer leiſen, freundlichen Stimme, und ihre Augen lächelten.

Ein dicker Pferdehändler ſchob ſchweigend den Sack unter die Bank, und der junge Herr ſetzte ſich jetzt Kläre und Riekchen gegenüber.

„Vielen Dank!" ſagte er mit einer Verbeugung, und das junge Mädchen ſah ihn mit ihren klaren Augen an.

„Es iſt nichts zu danken!" erwiderte ſie, und dann wandte ſie den Blick ab, und ihrem Geſicht ſah man an, daß ſie nicht mehr an den Mann dachte, dem ſie einen Platz verſchafft hatte. Es wurde dämmerig im Wagen; die Menſchen erkannten ſich kaum, und alle atmeten auf, als die große ſchwerfällige Maſchine vor Guſtav Ebſens Gaſthaus in Raugelrup hielt, als eine Laterne vorm Wagen hin- und hergeſchwenkt wurde, und als allmählich einer nach dem anderen ausſtieg.

Der Wind wehte noch immer, und die Luft war klar und kalt geworden. Als Riekchen Kleinert aus dem Wagen ſtieg und ſich ſuchend umblickte, berührte eine Hand ihren Arm.

„Noch einmal vielen Dank!" ſagte eine leiſe Stimme.

Sie konnte nicht antworten; der Reiſegefährte war in der Dunkelheit verſchwunden, und eine andere Stimme rief ihren Namen. Das war Paſtor Kleinert, der gekommen war, um ſeine Nichte abzuholen; und auch Glasog ſtand in der beſten Livree am Wagenſchlag und fragte nach Fräulein von Hagenthal. Er hatte ſogar ſein Glasauge eingeſetzt, obgleich niemand darauf achtete; und Guſtav Ebſen, der Wirt, Krämer und Bäcker des Dorfes in einer Perſon, blinzelte wohlgefällig, als er die beiden jungen Damen ſah.

„Son Zuwachs iſt angenehm!" ſagte er halblaut zum Wilderſchen Diener. Denn er wußte natürlich gleich, daß das eine junge Mädchen die Nichte vom Paſtor, die andere die Erzieherin beim Hardesvogt ſei.

Glasog richtete sich in die Höhe.

„Was unsre is, die is kein Zuwachs, Gustav, die is 'ne Guwinante."

Und ernsthaft belud er sich mit Kläres Gepäck und zeigte ihr, wo der Wagen stand.

Das war nun alles schon eine Woche her, und wenn Kläre Hagenthal an dem Fenster ihres Giebelzimmers stand und nach dem Kirchturm von Rangelrus oder in den weiten Himmel sah, der sich hinter dem Dorf schier unermeßlich ausstreckte, dann war es ihr manchmal, als hätte sie schon jahrelang an diesem Fenster gestanden und nach dem Walde hinübergeblickt, der jetzt einen zarten grünen Schleier anlegte. Nicht etwa, daß die Zeit bleierne Füße hatte und daß sie nur mühsam ihr Tagewerk bewältigte; ganz im Gegenteil, die Stunden flogen dahin. Aber sie konnte sich kaum mehr denken, nicht schon lange in diesem behaglichen Hause gelebt und seine schweren Eichentreppen auf und nieder gewandert zu sein.

Wenn die Wilders einmal einen fremden Menschen bei sich aufnahmen, dann war er gleich bei ihnen zu Hause. So wenigstens kam es Kläre vor; und nachdem sie in der ersten Nacht bittere Heimwehtränen vergossen und sich nach allem gesehnt hatte, nach dem sie sonst niemals Sehnsucht empfand, ließ sie sich jetzt von dem behaglichen Gefühl umspinnen, gern gesehen und zugleich nützlich zu sein.

Denn die beiden kleinen Mädchen brauchten wirklich Unterricht und eine feste Leitung. Sie waren unerzogen, wild und hatten von den meisten notwendigen Kenntnissen keine Ahnung. Aber sie waren wiederum gutherzig und liebten Kläre bald in ihrer Weise.

„Du darfst uns nur nicht so viel lernen lassen," sagte Dodo ihr am ersten Tage des Unterrichts. „Wenn wir gelehrt werden, dann kriegen wir keinen Mann. Glasog sagt es."

„Aber Lesen und Schreiben muß man immer können!" entgegnete Kläre lachend.

„Lesen und Schreiben!" Dodo wiederholte die Worte und sah die junge Lehrerin nachdenklich an. „Glasog sagt, Lesen und Schreiben kann Unglück bringen."

Tina, die jüngere Schwester, plapperte alles nach, was die ältere sagte. Sie war ein sehr zartes Kind, mit großen, dunkeln Augen, die sich leicht mit Tränen füllen konnten.

Jetzt weinte sie auch ein wenig.

„Unglücklich will ich nicht sein, Tante Kläre. Lieber will ich nichts lernen und mir ein Kamel kaufen."

Der Hardesvogt lachte, als Kläre ihm diese Unterhaltung berichtete.

„Mit meinen kleinen Mädchen müssen Sie Geduld haben, Fräulein von Hagenthal. Sie sind durch Glasog und Bothilde großgezogen, und beide haben wohl nicht viel Respekt vor den Wissenschaften. Ein Kamel ist auch ein nettes Tier: vielleicht wären wir alle wohl aufgehoben, wenn unser Lebenszweck darin bestände, mit einem Kamel am Halfterband in der Welt umher zu ziehen."

Wenn Gottfried Wilder so etwas sagte, konnte er ein halb trauriges, halb spöttisches Gesicht dazu machen, und Klära sah ihn etwas befremdet an. Er war ganz anders, wie die jungen schneidigen Leutnants, mit denen sie früher viel verkehrt hatte, und auch anders, wie die Professoren und Lehrer, mit denen ihr Beruf sie jetzt zusammengeführt hatte. Er hatte eine feine Ritterlichkeit, die sie sehr angenehm berührte; aber wenn er noch so artig mit ihr sprach, ihr von den Verhältnissen des Landes und von der Gegend berichtete, so kam es dem jungen Mädchen doch vor, als wären seine Gedanken nicht bei der Sache, als weilten sie in weiter Ferne. Und wie die Menschen nun einmal sind, so kehrten ihre Gedanken gerade deswegen sehr oft zu dem gütigen Hausherrn zurück, der, wenn er sich sehen ließ, immer ein freundliches Wort für seine Umgebung hatte und niemals verstimmt oder übler Laune zu sein schien.

Klära Hagenthal hatte mit achtzehn Jahren ein Herzenserlebnis gehabt, wie es nur bevorzugten Mädchen in Militärkreisen erspart bleibt. Sie hatte einen Leutnant geliebt und er sie; und sie hatten sich des leidigen Geldes wegen doch nicht heiraten können.

Jetzt war er mit einem wohlhabenden Mädchen vermählt, und Klära hatte sich vorgenommen, zu arbeiten und niemals wieder zu lieben.

Beinahe hatte sie Oskar Leimitz auch schon vergessen. Jetzt, hier auf Sandberghof, begann sie wieder an ihn zu denken, aber nur in leisem Staunen, daß sie seinetwegen hatte Tränen vergießen können.

Auch mit der Etatsrätin kam sie gut aus. Die alte Dame freute sich über junge Gesichter, und als sie sich durch eine lange und etwas umständliche Unterhaltung vergewissert hatte, daß Klära nicht allein eine Dame war, sondern auch gute und vernünftige Ansichten hatte, da behandelte sie sie wie ihre Tochter, und der Rittmeister, Onkel Ferdinand, der schon sehr bald wieder zum Nachmittagstee kam, machte ihr, seiner Ansicht nach, ein feuriges Kompliment.

„Wirklich, mein Fräulein, Sie sind so nett, Sie könnten eine Schleswig-Holsteinerin vom reinsten Wasser sein!"

Klära hatte dem alten Herrn den Tee gebracht und, nach seiner Anweisung, tüchtig Rum hineingegossen.

Nun warf sie den Kopf in den Nacken.

„Ich bin eine Preußin, und die Preußen haben Schleswig-Holstein erobert."

„Na, na," er hob den Finger. „Man nicht so übermütig, kleine Dame. Da ging Macht vor Recht, und der Augustenburger Herzog war doch unser angestammter Herr!"

Klära sah ihn überrascht an. Von Politik wußte sie nicht allzuviel; was ihr König erobert hatte, das mußte ihm auch gehören.

„Vom Augustenburger Herzog weiß ich nichts, Herr Rittmeister."

„Kann ich mir denken, liebes Fräulein. Wer ans Berlin kommt, der weiß meistens nicht viel. Aber wenn Sie mich mal in meinem Heidehaus besuchen wollen, dann zeige ich Ihnen sein Bild und erzähle Ihnen etwas von Schleswig-Holstein. Dann werden Sie selbst einsehen, daß es besser ist, ein Schleswig-Holsteiner zu sein, als ein so böser, eroberungslustiger Preuße, der alles haben will."

„Lieber Onkel," sagte der Hardesvogt lachend, „Du wirst unser nettes Fräulein von Hagenthal doch nicht in ihren heiligsten Gefühlen beleidigen wollen."

Onkel Ferdinand machte ein erstauntes Gesicht.

„Wie werde ich denn? Ich sage nur, was ich denke, und nach meiner Ansicht sind die Preußen Räuber. Fräulein von Hagenthal aber ist der schlimmste Räuber von allen, denn seitdem sie hier ist, ist mir gleich mein Herz abhanden gekommen."

Er machte eine galante kleine Verbeugung, zwinkerte dabei mit den Augen und zog ein so verschmitztes Gesicht, daß Klära in ein helles Gelächter ausbrach. Aber die Etatsrätin schüttelte mißbilligend den Kopf.

„Man muß auch nicht im Scherz Grobheiten sagen, lieber Ferdinand. Die Politik bei uns hat so viel Trauriges hervorgebracht, daß wir uns freuen sollten, wenn jemand einmal nichts von Politik versteht, wie unsere liebe Klära!"

Und die alte Dame legte wie schützend ihre feine welke Hand auf Klärens Schulter, so daß diese fast erstaunt wurde. Denn sie fühlte sich stark genug, auch mit den politischen Erinnerungen und Ansichten fertig zu werden, die hier von allen Seiten auf sie eindrangen.

Wenn es auch nur Glasog war, der ihr an einem der ersten Tage den Weg nach dem Wald und von dort nach der Heide zeigte und dabei von Achtundvierzig und Neunundvierzig, von seinem Glasauge und von dem dänischen Kriegsschiff ‚Christian VIII.' erzählte, das er hatte in die Luft fliegen sehen.

„Fräulein, da hätten Sie bei sein sollen," schloß er seinen Bericht. „Sowas belebt man nicht leicht wieder, und Sie sind ja woll von die Soldatens. Ja, die Soldatens sind die besten, und darum halt ich auch so viel von Pastor Kleinert, weil daß er auch ein Soldat gewesen is. Und eine Kugel hat er auch noch ins Bein, was sozusagen ein Andenken is. Ein Andenken an allens, was früher gewesen is und nu nich wieder kommt. Ich mein, all der Begeisterung, und daß man gern for sein Vaterland sterben mocht und all sowas. Und wenn es nich unbescheiden is, Fräulen, so wollt ich man bitten, daß Dodo und Tina auch ein büschen von Schleswig-Holstein zu wissen kriegen, und von Achtundvierzig und Neunundvierzig, und wie es zugeht, daß ich ein Glasaug hab und Pastor Kleinert ümmer so hinken tut. Was allens besser zu wissen is, als ganz gewöhnliches Schreiben und Lesen."

Glasog empfand Wohlgefallen an Klära, und Bothilde war auch freundlich, wenn auch nicht so mitteilsam wie Herr Muhl.

Eigentlich waren alle Menschen hier in ihrer Weise gut. Etwas schwerfällig und nicht gerade so höflich wie Klära es von Altpreußen her gewohnt war. Aber sie war verständig genug, nicht mehr zu beanspruchen, als ihr gegeben werden konnte, und als eines Nachmittags Pastor Kleinert mit seiner Nichte Riekchen der Etatsrätin einen Besuch machte, da betrachtete sie sich den geistlichen Herrn von Rangelrup mit großer Aufmerksamkeit. Es war ein großer, etwas vornüber geneigter Mann mit einem schmalen, häßlichen Gesicht und einer schlecht gearbeiteten, schiefsitzenden Perücke. Aber er hatte sehr klare, hellbraune Augen, die sich wohlwollend auf Klära richteten.

„Sie sind meiner Nichte eine so freundliche Reisegefährtin gewesen. Hoffentlich besuchen Sie uns bald?“ fragte Pastor Kleinert mit einer sehr angenehmen Stimme.

Käre erwiderte etwas Artiges und begab sich dann daran, den Tee für die Gäste zu bereiten; eine Beschäftigung, die sie vom ersten Tage hier übernommen hatte und bei der ihr Bothilde zur Hand ging. Riekchen stellte sich neben sie und sah sich aufmerksam in dem behaglich eingerichteten Wohnzimmer um.

„Wie hübsch ist es hier, Fräulein von Hagenthal, und welch schöne Bilder hängen an den Wänden! In solchem schönen Landhaus bin ich noch niemals gewesen!“

„Magst Du es hier bei uns leiden?“ fragte Dodo, die plötzlich hinter dem Teetisch auftauchte und Riekchen neugierig betrachtete. „Du bist auch bei Wilders auf Sandberghof,“ setzte sie stolz hinzu. „Mein Großvater war Etatsrat, und wenn Papa bloß Hardesvogt ist, so kommt es daher, weil er keine Lust hatte, etwas anderes zu werden. Glasog sagt es auch.“

Dies war meistens Dodos Schlußsatz, und nun ließ Riekchen sich berichten, wer Glasog war, und als sie hörte, weshalb er so hieß, wußte sie von einer Frau, die auch nur ein Auge gehabt hatte; ebenso, wie sie auch schon ein Kamel gesehen hatte und einen Affen. Denn diese Sehenswürdigkeiten spukten noch immer in den Köpfen der kleinen Mädchen, und eigentlich hatten sie noch jeden Tag Sehnsucht nach ihnen.

Aber Riekchen Kleinert fand gleichfalls Gnade vor ihren Augen. Sie führten sie im Hause umher, zeigten ihr alle Zimmer, und dann mußte sie in die Ställe, die Schweine betrachten und die kleinen Kälber, die nur mit Milch aufgezogen wurden.

Riekchen verstand es, mit Kindern umzugehen. Sie lachte über ihre Geschichten und erzählte selbst einige drollige Erlebnisse aus ihrer Kindheit. Lauter harmlose Geschichten, in denen Hunde und Katzen eine Hauptrolle spielten, aber Käre, die schweigend die kleine Gesellschaft begleitete, beneidete sie doch ein wenig. Denn obgleich sie sehr gut mit Dodo und Tina fertig werden konnte und beide Kinder anfingen, sehr nett bei ihr zu lernen, steckte doch vielleicht zu viel Kommandogeist in ihr, so daß sie es nicht verstand, nach den Schulstunden die Lehrerin auszuziehen und mit den Kindern ein Kind zu sein. So wie Riekchen, die in diesem Augenblick, wo sie einem Kalb den Milcheimer hinhielt, ganz gewiß nicht daran dachte, daß sie schon neunzehn Jahre alt war und eigentlich kein Kind mehr sein durfte.

Aber jedermann hatte eben seine Art, und Käre empfand, daß sie auf Riekchen Kleinert dennoch niemals eifersüchtig sein konnte. Im Grunde genommen war die wirklich noch ein Kind und würde es vielleicht immer bleiben.

Unterdessen saß die Etatsrätin im Wohnzimmer mit Pastor Kleinert. Der Hardesvogt war nicht zu Haus; aber Onkel Ferdinand kam zum Tee und freute sich, den Kampfgenossen zu finden.

Er sprach gleich von seinen eigenen Angelegenheiten und berichtete, daß der junge Herr von Helmkron, der Erbe des Heidehauses und der Ländereien, schon bei ihm gewesen sei und ihm angeboten hätte, vorläufig im Hause wohnen zu bleiben.

„Es scheint ein netter kleiner Mensch zu sein, obgleich er ein dänischer Leutnant gewesen ist," schloß er seine Erzählung. „Vorläufig will er in Rangelrup bei Gustav Ebsen wohnen. Dieser Kerl hat für alles Platz; auch für einen Dänen. Und Du, mein lieber Kleinert, mußt dieses neue Gemeindemitglied warm halten. Der kann dir noch einmal neue Kirchenfenster oder eine Kanzel schenken. Denn sein Erbteil ist höchst anständig geworden."

Und der Rittmeister zwinkerte mit den Augen und wirbelte seinen weißen Schnurrbart.

Pastor Kleinert schob nachdenklich seine Perücke hin und her, wie es seine Gewohnheit war, wenn er nicht wußte, was er sagen sollte; aber die Etatsrätin richtete sich steif auf und preßte die Lippen zusammen.

Obgleich sie eine gute Frau war, konnte sie sich doch nicht entschließen, sehr liebenswürdig gegen Pastor Kleinert zu sein. Nach ihrer Ansicht war es verkehrt gewesen, den Pastor Brolund wegzujagen, und gegen seinen Nachfolger hatte sie ein ganz begreifliches Vorurteil. Im stillen hatte sie manche dänische Sympathien, und die Pastorin war außerdem eine Kielerin. Auf die Kielerinnen war die alte Frau Wilder nicht gut zu sprechen, seitdem sie nach dem Tode ihres Mannes entdeckt hatte, daß er als Student mit einer Kielerin verlobt gewesen war. Die Sache war ja lange vergangen, und die Etatsrätin sagte sich selbst, daß es töricht sei, noch an diese alte Geschichte zu denken; aber die Kielerinnen konnte sie nun einmal doch nicht leiden. „Man muß nicht immer gleich an irgend einen Vorteil denken, den man von wildfremden Menschen haben könnte, lieber Ferdinand," sagte sie jetzt etwas gemessen. „Auch die Pastoren sollten es nicht tun; selbst wenn sie ihrer Kirche etwas verschaffen wollen."

„Soweit bin ich auch hoffentlich nicht gekommen," erwiderte Pastor Kleinert mit einem leisen Lächeln, das sein häßliches Gesicht sehr anziehend machte; aber die Etatsrätin verspürte keine Lust, auf seinen Einwurf zu hören.

„So war Pastor Brolund ebenfalls nicht. Außerdem sprach er niemals von Politik, was gleichfalls angenehm berührte."

Die Etatsrätin irrte sich. Pastor Brolund war einer der dänischen Pastoren gewesen, die gerade durch ihren Fanatismus der eigenen Sache sehr geschadet hatten. Der Rittmeister lachte deshalb auch zornig auf.

„Liebe Juliane, Du irrst Dich einmal wieder gründlich. Wäre Pastor Brolund nicht ein verrückter Däne gewesen, noch heute stände er auf der Rangelruper Kanzel. Denn wir Schleswig-Holsteiner sind ein höllisch langmütiges Volk. Aber er hat sich selbst den Strick gedreht, und der Kampfgenosse Kleinert ist besser als dieser Inseldanske, der uns unsere Sprache rauben wollte. Nicht wahr, Kleinert?"

Er schlug dem Pastor aufs Knie und lächelte ihm wohlwollend zu. Der aber schüttelte leise den Kopf.

„Ich kann es der Frau Etatsrätin nicht verdenken, wenn sie den alten Verhältnissen noch ein wenig nachtrauert. Bei solchen Veränderungen, wie unser Land sie erlebt hat, wird manchmal mit einem sehr scharfen Messer geschnitten. Und alle Wunden heilen nicht gleich."

Frau Wilders Ausdruck wurde freundlicher.

„Sie haben ganz recht, Paſtor Kleinert, und Ihnen gegenüber wollte ich auch nichts Unfreundliches ſagen. Ich kann nur jetzt nicht alles vorzüglich finden.“

„Nächſtens kommt auch mein Adjunkt,“ berichtete Paſtor Kleinert, und Frau Wilder machte große Augen.

„Sie erhalten ſchon eine Hilfe? Paſtor Brolund —“

„Paſtor Brolund hatte in meinen Jahren ſicher noch keine Hilfe nötig, Frau Etatsrätin. Aber ich bin vor der Zeit ein wenig morſch geworden. Ungeſtraft ſchleppt man ſeit 48 keine Kugel mit ſich herum. Da iſt es denn gut, daß mir das Konſiſtorium einen Rangelruper zur Hilfe ſchickt. David Riſſom, den Sohn des früheren Hardesvogt von hier.“

„David Riſſom!“ Die Etatsrätin wiederholte den Namen. „Alſo Riſſoms Sohn iſt in preußiſche Dienſte getreten? Ich dachte, er würde es nicht vergeſſen, daß ſein Vater gleichfalls von hier weggejagt iſt.“

„Er iſt doch ein geborener Schleswig-Holſteiner und hat auf deutſchen Univerſitäten ſtudiert. Sein Vater iſt in Hamburg geſtorben, und in Dänemark haben ſie genug däniſche Theologen. An den Schleswig-Holſteinern liegt ihnen nichts. Sie gehören doch auch hierher.“

Aber die Etatsrätin wurde heute vom Geiſt des Widerſpruchs beſeelt. Eben wollte ſie ſagen, daß die Leute von heutzutage doch kein Rückgrat hätten und daß ſie niemals in einen Ort gehen würde, aus dem ihr Vater weggejagt worden ſei, als ſich die Tür öffnete und Kläre mit Riekchen wieder eintrat. Bis jetzt hatte Frau Wilder noch keine Gelegenheit gehabt, mit dem jungen fremden Mädchen zu ſprechen; nun rief ſie Riekchen neben ſich und fragte ſie aus, wie ſie Kläre ausgefragt hatte. Denn das war ihrer Anſicht nach ihr Recht.

Geduldig gab Riekchen die gewünſchte Auskunft. Ja, ihr Vater hatte einen Laden gehabt, und es war ihm ſchlecht gegangen, und ihr Bruder war Schullehrer, und ſie ſelbſt hatte gar kein Geld. Wenn der Onkel Paſtor nicht das Geld zur Reiſe geſchickt hätte und noch ſo viel dazu, daß Riekchen dies und jenes anſchaffen konnte, dann hätte ſie nur zwei ſehr vertragene Kleider gehabt.

„Hoffentlich können Sie kochen, liebes Kind!“ ſagte die Etatsrätin, die alle dieſe Einzelheiten hartnäckig abgefragt hatte und nun halb ſorgenvoll in das friſche Mädchengeſicht ſah. „Kochen iſt die Hauptſache, liebes Kind, und dann auch Nähen und Flicken.“

„Ich will alles bei Tante Bettina lernen,“ verſicherte Riekchen und lachte dabei ſo ſorglos, daß die Etatsrätin leiſe den Kopf ſchüttelte.

Sie war im behaglichen Wohlſtand erzogen und konnte nicht begreifen, daß man vergnügt ſein konnte, wenn man nichts, rein gar nichts hatte. Aber die fröhliche Art des jungen Mädchens verfehlte nicht ihren Eindruck.

„Wir wollen recht nett gegen das kleine Riekchen ſein,“ ſagte ſie zu Kläre, als ſich der Beſuch verabſchiedet hatte. „Ihr Vater hat zwar einen Laden gehabt, was ja eigentlich nicht ganz fein iſt; aber ſie gefällt mir trotzdem. Und der

Einfluß der Paſtorin Kleinert iſt vielleicht nicht ganz gut. Sie iſt nämlich eine Kielerin, und dieſe Damen ſind oft etwas kokett. Jedenfalls wollen wir gut gegen Riekchen ſein."

4.

Wer die Paſtorin Kleinert mit unbefangenen Augen betrachtete, der mußte das Urteil der Etatsrätin über die Kielerinnen im allgemeinen für ſehr unrecht halten. Bettina Kleinert war lang und hager wie ihr Mann, mit einem Geſicht, in das die Jahre und viele Sorgen ihre Zeichen eingeſchrieben hatten, und mit einer gedämpften, leicht heiſeren Stimme, die für manchen Troſtbedürftigen etwas Beruhigendes hatte.

Ein gedämpfter Ton lag überhaupt über dem behaglichen Pfarrhauſe, deſſen dunkles Strohdach ſich dicht neben dem Friedhof erhob, und hinter dem Stallungen und ein großer Obſtgarten lagen. Dieſe Ruhe und Stille hatte nicht in dem Hauſe des däniſchen Vorgängers geherrſcht, wo viele Kinder Leben und Bewegung hineinbrachten. Kleinerts waren ruhige Menſchen, und ſie hatten von der Erhebung Schleswig-Holſteins bis zum Kriege von 1864 ſo viele Entbehrungen und Schickſale durchmachen müſſen, daß es vielleicht nicht verwunderlich war, wenn ſie noch immer mit den Schatten der Vergangenheit zu kämpfen hatten. Und zwei Kinder, die ihnen in der Verbannung geboren waren, erlebten nicht mehr die gute, ſorgenloſe Zeit.

„Die Etatsrätin ſagte mir wieder einige ſcharfe Worte," erzählte der Paſtor ſeiner Frau.

Das Ehepaar ging durch den großen Obſtgarten, auf dem die Gravenſteiner Äpfelbäume auf Grasboden ſtanden und allmählich ein roſenrotes Gewand anlegten. Es war ein herber Frühlingstag mit Weſtwind und halbklarer Luft. Am Himmel ſchifften große weiße Wolken, und die Lerchen ſangen. Die Paſtorin hob den Kopf, horchte auf den Vogelgeſang und den Wind, der in den grünenden Zweigen rauſchte. Dann wandte ſie ſich ihrem Manne zu, der bedächtig aus einer langen Pfeife rauchte.

„Die alte Frau Wilder iſt von jeher böſe auf uns geweſen. Darüber muß man eigentlich nicht mehr nachdenken. Es iſt einerlei!"

Kleinert ſchüttelte den Kopf.

„Einerlei iſt es nicht, Bettina. Man muß doch mit allen Leuten in Frieden leben, und es iſt mir ſchmerzlich, daß ſich die Etatsrätin eigentlich immer mit mir zanken möchte."

Frau Bettina ſchob ihm ſeine Perücke wieder gerade, denn dies Kleidungsſtück ſaß von neuem ſchief.

„Wer wie Du bei Bau einen Säbelhieb über den Kopf erhalten hat, daß kein Haar mehr dort wachſen will, und eine Kugel noch immer mit ſich herumſchleppt, der wird niemals die Gnade der alten Frau Wilder genießen. Sie iſt däniſch bis auf die Knochen, wenn ſie es auch ſelbſt nicht weiß."

„Aber ihr eigener Bruder hat doch auch gegen die Dänen gekämpft."

„Weißt Du nicht, lieber Bertold, daß der Rittmeiſter jahrelang mit ſeiner Familie auseinander war? Frau Wilder ſpricht nicht mehr darüber, und er hat

mir selbst gesagt, daß es besser wäre, zu vergeben und zu vergessen. Aber die Entfremdung hat sehr lange gedauert. Herr von Mürwik ist bekanntlich viele Jahre in Amerika gewesen und hat niemals von seinen Angehörigen gehört. Also darfst auch Du Dich nicht wundern, wenn die Etatsrätin Dir einige Nadelstiche versetzt, und es muß Dir gleichgültig sein."

Die Pastorin sprach mit ihrer gedämpften Stimme, in der manchmal etwas anderes zitterte: etwas wie halb unterdrückte Leidenschaft. Aber ihr Mann achtete nicht darauf. Er betrachtete die Obstbäume, brach hier ein dürres Zweiglein ab und klopfte an die Stämme, um die eingebohrten Käfer zu schrecken.

„Und sie ist doch eine gute Frau," sagte er endlich. „Mit Riekchen hat sie fast zärtlich gesprochen."

„Gute Menschen können auch ihre unangenehmen Seiten haben. Eigentlich sind wir ja überhaupt alle gut, oder wollen es sein. Und dennoch sind wir allzumal Sünder. Jedenfalls kann ich es manchmal begreifen, daß die junge Frau Wilder die Flucht vor der Schwiegermutter ergriff."

„Liebe Bettina —" Pastor Kleinert wurde plötzlich ernsthaft. „Eigentlich bist Du zu alt, um solche Dinge zu sagen. Die junge Frau Wilder ist schwerlich vor der Schwiegermutter geflohen."

„Oder vor ihrem eigenen Herzen."

Frau Bettina sah von neuem den langsam gleitenden Wolken nach. Dann legte sie die Hand in ihres Mannes Arm.

„Komm, wir wollen von anderen Dingen reden. Von den blühenden Äpfelbäumen, und wieviel sie wohl tragen werden, und ob unsere Lieferungen auch regelmäßig einkommen. Was gehen uns die Menschen an, die uns nicht mögen, und die Menschenschicksale, die die Heide auch hier gesehen hat. Laß uns fröhlich sein. Wir sind Pastors von Rangelrup und haben nächstens keine Schulden mehr!"

Eilig wandte sie sich ab und ging ins Haus, während ihr Mann kopfschüttelnd an den Bäumen weiter klopfte.

Bertold Kleinert trug das Leben, wie es ihm auferlegt wurde, und suchte seine Straße gerade und ohne Falsch zu wandeln. Seine Bettina verstand er nicht immer; aber sie war schon früher in ihrer Jugend anders wie andere Mädchen gewesen, und deshalb hatte er sie lieb gewonnen. Er hatte es nicht bereut, sich mit ihr verlobt zu haben. Sie war ihm treu geblieben in Not und Elend und hatte tapfer an seiner Seite mit dem Leben gekämpft; aber seitdem sie ihre Kinder verloren hatte, war sie bitter geworden. Es war auch nicht leicht, zwei lustige Jungen sein eigen zu nennen, und jetzt von ihnen nichts mehr zu haben, als ein Grab, das noch dazu in der Fremde lag. Aber Gottes Wege waren unerforschlich, und man mußte sich in sie finden.

Leise räusperte es sich neben Bertold Kleinert, und als er den Blick von einem Apfelstamm hob, an dem er eifrig umherklopfte, sah er einen alten kleinen Mann vor sich stehen, der ein wenig an seiner Kappe rückte.

„Guten Tag, Praest. Ich dachte immer, der Praest käme einmal auf mein Moor; aber er ist nicht gekommen."

„Nun, Sönke Sönksen," die Stimme des Pastors klang schärfer als sonst. „Ich freue mich, daß Du mich einmal besuchst. Daraus sehe ich, daß Du auf bessere Gedanken kommst."

Sönke Sönksen lehnte sich an einen Apfelbaum und schaute ins Gras. Er hatte ein graues, verwittertes Gesicht, schmutzig graue Haare und scharfblickende, rotgeränderte Augen.

„Ich weiß nicht, was der Praest will," sagte er mürrisch. „Ich bin immer ein sehr guter Mann gewesen und werde es immer bleiben. Aber andere Leute vergessen, daß sie einem Dank schuldig sind."

Er sprach ein sonderbares Gemisch von Plattdänisch und Deutsch, und der Pastor horchte erstaunt auf seine Worte.

„Ich bin Dir keinen Dank schuldig, Sönke. Ich habe Dir zu Deiner goldenen Hochzeit mit Karen Nielsdatter ein Gnadengeschenk von der Regierung verschaffen wollen. Aber ich konnte es Dir natürlich nicht geben, da Deine Frau die goldene Hochzeit nicht mehr erlebte."

„Sie starb acht Tage vorher," rief Sönke; „und das war grade so, wie sie war. Niemals tat sie, was ich wollte, und als ich Geld geschenkt haben sollte, weil ich es so lange mit ihr ausgehalten hatte, da legte sie sich hin und tat, als ob sie tot wäre."

Pastor Kleinert hob den Finger.

„Sönke, Sönke, von der alten Geschichte wollen wir nicht wieder anfangen. Du hast mir damals viel Kummer gemacht, und die ganze Gemeinde hat sich Deiner geschämt."

„Weshalb?" fragte Sönke bissig. „Wenn ich sage, Karen Nielsdatter ist nicht tot, so muß ich das doch wissen. Denn ich bin ihr Mann und kenne sie besser als die Regierung. Und wenn ich goldene Hochzeit feiern wollte, so war das auch meine Sache."

„Schweige, Sönke! Du weißt selbst, wie schrecklich Du gehandelt hast. Mit Deiner toten Frau im Hause wolltest Du ein Teepunschgelage geben und auch noch das Geld von der Regierung nehmen. Und als ich dazu kam und Dir Dein Benehmen vor Augen führen wollte, da wiesest Du mir die Tür. Deshalb habe ich es für richtiger gehalten, mich vorläufig nicht um Dich zu bekümmern. Aber ich freue mich, daß Du jetzt zu mir kommst; denn ich hoffe, Du siehst ein, wie häßlich Du gehandelt hast!"

Sönke zuckte die Achseln.

„Wenn ein Praest anfängt zu reden, da kann niemand dagegen an. Meinetwegen will ich denn auch schuld haben. Aber der Praest muß auch nicht vergessen, daß ich ihm die Stelle hier verschafft habe. Denn wenn ich nicht damals den Rangelrupern gesagt hätte, der dänische Praest muß aus dem Dorf, und wenn ich nicht den ersten Stein gegen sein Fenster geschmissen hätte, der dänische Praest säße noch heute hier im Pastorat."

Kleinert machte eine unwillige Bewegung, dann zuckte er die Achseln.

„Sönke, laß die alten Geschichten ruhen. Du weißt doch, daß ohne Gottes Willen kein Sperling vom Dach fällt; und wenn Du damals die Rangelruper

veranlaßt haſt, ihren däniſchen Paſtoren wegzujagen, ſo warſt Du nur ein Werkzeug des göttlichen Willens. Außerdem brauchſt Du Dich Deiner Tat mir gegenüber nicht zu rühmen. Wäre ich nicht hier Paſtor geworden, hätte man mich anderswo gebrauchen können. Und außerdem iſt es niemals gut, einen Volkshaufen zu wilden Taten anzuleiten. Und nun ſage, was Du willſt."

„Ich will wieder heiraten!" erwiderte Sönke, der dieſe kleine Rede gleichmütig angehört hatte.

„Heiraten?" Paſtor Kleinert, der noch immer nach Kerbtieren geſucht hatte, ließ beinahe ſein Meſſer fallen. „Du biſt über ſiebzig Jahre alt, Sönke, und Deine Frau iſt noch nicht zwei Monate unter der Erde."

„Beides tut gar nichts, Praeſt," verſicherte Sönke. „Was das Alter betrifft, ſo ſind ſiebzig Jahre noch nicht ſchlimm. Abraham war viel älter, als ſein Iſaak geboren wurde, und mein Vatersbruder war neunzig Jahre alt, als er zum viertenmal Hochzeit feierte. Der Eheſtand iſt geſund; das ſteht in der Bibel, und von der Kanzel wird's auch immer geſagt."

„Wen haſt Du Dir denn ausgeſucht?" fragte Kleinert, unwillkürlich lächelnd.

„Bothilde bei Wilders."

„Bothilde? Sie wird kaum vierzig Jahre alt ſein."

„Mehr darf ſie auch nicht haben, Praeſt; für die ganz Alten bin ich nicht, denn an Karen Nielsdatter habe ich mein Kreuz zu tragen gehabt. Und daß ſie vor der goldenen Hochzeit ſterben mußte, war eine große Gemeinheit, die ich ihr nicht verzeihen werde. Bothilde habe ich ſchon immer leiden mögen. Damals, als die junge Frau noch lebte und manchmal mit ihr zu mir kam. Dann trank die kleine Frau Milch von unſerer Ziege, und benahm ſich ſehr ordentlich. Bothilde aber war noch netter, und deshalb will ich ſie jetzt heiraten. Der Praeſt beſorgt das wohl."

Kleinert hatte geduldig den gleichmütig geſprochenen Worten gelauſcht. Nun griff er wieder zu ſeinem Meſſer.

„Ich bin kein Heiratsvermittler, Sönke. Wer ſo etwas will, der muß ſeine Sache ſelbſt ausfechten. Wenn Du mich aber um meine Meinung fragſt, dann möchte ich ſagen, daß Bothilde Dich nicht nehmen wird."

Frau Bettina kam aufgeregt in den Garten.

„Der junge Herr von Helmkron iſt da und will Dir einen Beſuch machen. Bitte, ſetze Deine Perücke gerade."

Kleinert fuhr ſich verdrießlich an den Kopf.

„Wer iſt Herr von Helmkron?"

„Der neue Beſitzer des Heidehauſes und aller Ländereien rund umher. Bertold, Du weißt es doch."

Die Paſtorin ſprach ſchnell, und ihr Mann klopfte ſie leiſe auf die Schulter.

„Nicht ſo hitzig, Bettina. Ich komme ſchon bald, und unterdeſſen kann unſer Riekchen den jungen Mann unterhalten."

Er wandte ſich wieder zu Sönke, der immer noch neben ihm ſtand.

„Du mußt einmal wiederkommen, mein Freund. Jedenfalls überlege Dir die Sache und mache nicht zu ſchnell einen dummen Streich."

Unterdessen versuchte Riekchen wirklich den jungen Helmkron zu unterhalten. Den glücklichen Menschen, der im Handumdrehen, von heute auf morgen, aus einem mittellosen Leutnant ein reicher Grundherr geworden war.

Es war ein hübscher, blonder junger Mann, der, nachdem ihn das Dienstmädchen ins Wohnzimmer geführt hatte, Riekchen gleich die Hand reichte.

„Ich habe Sie schon einmal gesehen, mein Fräulein. Wir sind zusammen in dem schrecklichen Wochenwagen gefahren, und Sie haben mir noch einen Platz verschafft."

„Habe ich das getan?" Riekchen wußte es nicht mehr; aber sie nötigte den Gast zum Sitzen, und er versenkte sich mit Behagen in einen tiefen Großvaterstuhl, der am Fenster stand, und von dem man auf den Hof des Pastorats und den dahinter liegenden Kirchhof blicken konnte.

Es war ein einfach eingerichtetes, aber behagliches Wohngemach, durch das der Besuch seine hellen Augen wandern ließ. Altfränkischer, kunstloser Hausrat, peinliche Ordnung und blühende Blumen in den Fenstern. An den Wänden hingen einige einfache Stiche religiösen Inhalts, und über dem Sofa sah Bismarck mit seinen mächtigen Augen jedermann entgegen, der das Zimmer betrat.

Herrn von Helmkrons Gesicht nahm einen etwas spöttischen Ausdruck an, während er den eisernen Kanzler betrachtete, dann aber sah er wieder zu Riekchen hinüber. Sie hatte sich in einiger Entfernung von ihm gesetzt und sah ihn halb ernsthaft, halb fragend an. Es war ihr ungewohnt, mit fremden Herren zu sprechen, und Axel Helmkron glaubte zu merken, wie sie nach einem passenden Gesprächsstoff suchte.

„Sie brauchen nicht mit mir zu sprechen, wenn Sie keine Lust haben," sagte er freundlich.

Sie hob fragend die Augen.

„Ob ich Lust habe oder nicht, darüber konnte ich noch nicht nachdenken. Aber mit fremden Menschen weiß man nicht immer, was man sagen soll."

„Sehen Sie;" er nickte ihr zu. „Ich habe es also doch geraten, daß Sie nicht recht wußten, was Sie sagen sollten. Deshalb will ich sprechen und Ihnen erzählen, wer ich bin. Ich heiße Axel Helmkron und habe das Heidehaus und Land und Geld dazu von einem entfernten Onkel geerbt, der nicht daran dachte, daß er so schnell sterben würde. Sonst nämlich hätte er wohl ein Testament gemacht und mir nichts hinterlassen. Aber der Tod nahm ihn beim Kragen, ehe er es merkte."

Axel hatte halb triumphierend gesprochen, und Riekchens Augen nahmen einen halb ängstlichen Ausdruck an.

„Der Tod kommt schnell," sagte sie leise; aber der glückliche Erbe achtete nicht darauf.

„Nun also bin ich der glückliche Besitzer von zweimalhunderttausend Kronen, unzähligen Morgen Landes in Schleswig, einem Hause in Kopenhagen und einem Hause hier auf der Heide. Vor wenig Wochen drohte mir mein Schneider noch, daß er mir keinen Rock mehr arbeiten würde, und mein Hauswirt wollte mich aus der Tür setzen; jetzt kriechen sie vor mir auf der Erde."

„Sie waren alſo ſehr leichtſinnig!“ ſagte Riekchen ernſthaft.

„Wieſo?“

Herr Axel von Helmkron machte ein etwas betroffenes Geſicht.

„Weil Sie ſo viele Schulden hatten und ſie nicht bezahlten.“

„Aber ich war doch mittellos!“

„Wer mittellos iſt, darf doch erſt recht nur ſo viel gebrauchen, wie er hat.“

„Mein Leutnantsgehalt war ſehr klein, und meine Zulage war äußerſt erbärmlich.“

Sein Ton klang entſchuldigend; Riekchen aber ſchüttelte den Kopf.

„Wer nichts hat, darf keine Schulden machen.“

„Haben Sie denn niemals Schulden gemacht?“ fragte er ungeduldig.

„Mein Vater hatte Schulden,“ berichtete ſie ernſthaft. „Er hatte einen kleinen Laden und mußte dafür Waren kaufen. Aber das Geſchäft ging ſchlecht. Da habe ich Schulden kennen gelernt. Es war ſchrecklich, wenn die Reiſenden kamen und Geld haben wollten und Vater nichts hatte. Dazu wurde er auch noch krank, und dann kam der Bankrott.“

Riekchen hatte eifrig geſprochen; nun ſah ſie die Augen des fremden jungen Mannes auf ſich gerichtet und ſchwieg verlegen.

„Ich will niemals Schulden haben!“ ſagte ſie noch einmal und ſtand haſtig auf, denn Paſtor Kleinert und Frau Bettina betraten jetzt das Zimmer und begrüßten den jungen Herrn mit großer Artigkeit. Beſonders die Paſtorin war ſehr liebenswürdig. Denn obgleich ſie klug und gebildet genug war, um die Güter dieſer Welt verachten zu können, ſo legte ſie dennoch Wert auf ſie, und es war ihr immer ſchmerzlich geweſen, den größten Teil des Lebens in Entbehrungen zugebracht zu haben. Wäre Herr von Helmkron kein Däne geweſen, würde ſie noch liebenswürdiger gegen ihn geweſen ſein. Sie konnte es nicht gut vergeſſen, daß die Dänen ihren Mann fünfzehn Jahre in die Verbannung geſchickt hatten, und auch heute wurde es ihr ſchwer, nicht von dieſer alten Schuld des ehemaligen Regiments zu ſprechen.

Aber ſie ſah ein, daß Herr von Helmkron für dieſe Sünde nicht verantwortlich gemacht werden konnte, und behandelte ihn freundlich, während der Paſtor etwas zurückhaltender gegen ihn war.

Nicht aus irgend einem politiſchen Grunde, ſondern weil ſich Bertold Kleinerts Herz mehr den Armen und Schwachen als gerade den Begüterten zuwandte. Während er ſich mit Axel über deſſen Heide- und Moorländereien unterhielt, dachte er dabei an Sönke Sönkſen, der auch auf dem Moor wohnte und ihm ſchon oft Kummer bereitet hatte.

Denn Sönke gehörte zu den ſchwarzen Schafen der Rangelruper Gemeinde. Obgleich er zu ſeinem Teil dazu beigetragen hatte, den däniſchen Paſtor und den Hardesvogt im Jahre 1864 zu vertreiben. Aber gerade dies ärgerte Paſtor Kleinert, und auch mit Recht; denn Sönke hatte durchaus keine eigene politiſche Meinung, ſondern tat nur, was ihm einfiel und woraus er Vorteil ziehen konnte.

Die Paſtorin Brolund konnte jahrelang nicht vergeſſen, daß ihr bei der Verjagung von Rangelrup eine alte ſilberne Teekanne abhanden gekommen war, und

dem Hardesvogt Nissom war bei diesem Ereignis seine Speisekammer geleert worden. Das waren beides Kleinigkeiten, und bei den Menschenschicksalen, die sich damals abspielten, dachte niemand an die Nebenumstände. Aber Kleinert, der die erledigte Pfarrstelle erhielt und seine Gemeinde bald einigermaßen kennen lernte, machte auch Sönkes Bekanntschaft und fand sie nicht angenehm.

Hinten auf dem Moor, wo sich öde Heide- und düstere Torfmoorstreifen ineinander schoben, wo Ginster- und Wacholderstauden schier unübersehbare Flächen bedeckten, wo der Erdboden an einigen Stellen nur mit einer dünnen Kruste bedeckt zu sein schien und unheimlich grünes Gras an braunen Wasserlachen wucherte, dort stand Sönke Sönksens Kate. Sie hatte keinen Schornstein, und der Torfrauch quoll aus der offenstehenden Tür oder aus den kleinen Fenstern mit den vom Alter grün gewordenen Scheiben. Etliche Reihen Kartoffel- und Kohlstauden stellten den Garten vor, in dem mehrere Erlen ihre dünnen Zweige zum Himmel reckten und keinen anderen Zweck zu haben schienen, als gelegentlich Sönkes gewaschenes Hemd oder Karen Nielsdatters Unterrock dem ausdörrenden Winde entgegen zu strecken. Denn es wehte immer auf dem Moor; und kam der Wind nicht von Nordosten, dann drehte er nach Nordwesten, schüttelte die mageren Zweige der Bäume und flüsterte in den Ginsterbüschen.

Sönke Sönksen hatte viele Jahre auf dem Moor gelebt. Mit seiner Frau, Karen Nielsdatter, die er viel prügelte, aber doch gern bis zur goldenen Hochzeit, wo ihm ein Geschenk der Regierung in Aussicht gestellt war, behalten wollte. Karen Nielsdatter ging aber acht Tage vorher aus der Welt, und obgleich Sönke ihr den besten Rock anzog, sie in den Stuhl am Herd setzte und ihr eine Kaffeetasse in die Hand gab, so war und blieb sie doch tot.

Es half auch nichts, daß er einige Torfbauern zum Teepunsch einlud, unter denen einer war, der die Harmonika spielen konnte; Karen Nielsdatter horchte auch nicht mehr auf den „Tappern Landsoldaten“ und „Heil Dir im Siegerkranz“, die der Harmonikakünstler in langgezogenen Tönen vor ihr aufspielte.

Pastor Kleinert kam gerade dazu, als die Eingeladenen, trotz des schweigenden Gastes in ihrer Mitte, Teepunsch tranken und ganz heiter wurden. Mit eigenen Augen wollte er sich davon überzeugen, ob der Torfbauer, der ihm von dem Tode der Frau berichtet hatte, nicht log.

Aber sein Empfang war nicht freundlich, und Sönke, dem schon die Teepunschgeister das Gehirn verwirrten, wurde grob, als Kleinert versuchte, ihm ernste Vorstellungen zu machen.

Um einen häßlichen Auftritt zu vermeiden, ging der Pastor wieder davon; aber es war selbstverständlich, daß das Geschenk der Regierung nicht an Sönke ausbezahlt, und daß sein Ruf in der Gemeinde nicht besser wurde. Und doch war er ein alter, einsamer Mann, in dessen Seele einst vielleicht ebensoviel gute Gedanken geschlummert hatten, wie im Herzen des jungen, vornehmen Herrn, der noch immer in dem bequemen Großvaterstuhl saß, mit etwas singendem Deutsch über alle möglichen Dinge plauderte und durch seine Liebenswürdigkeit Frau Bettina schon so weit gebracht hatte, daß sie ihn zum Abendessen einlud. Obgleich sie natürlich hinterher doch sagen würde, daß sie alle Dänen haßte.

Mit einem Seufzer griff der Paſtor nach ſeiner Perücke, die immer auf dem verkehrten Platz ſaß; im Grunde war er viel zu gutmütig, um nicht auch freundlich gegen den Gaſt zu ſein. Als Axel ſich aber, nach eingenommener Mahlzeit und lebhafter Unterhaltung verabſchiedet hatte, klopfte er ſeiner Nichte leiſe auf die Schulter.

„Du haſt nicht allzuviel mit dem jungen Mann geſprochen, Riekchen; Tante Bettina hat die Unterhaltung ziemlich allein bewältigt.“

Riekchen ſah ihn ehrlich an.

„Onkel Bertold, weißt Du, ob Du ihn leiden magſt?“

Der Paſtor dachte nach.

„Nein,“ ſagte er zögernd. „Aber —“

„Ich weiß es auch nicht, Onkel, und das iſt ſolch ein wunderliches Gefühl.“

Gutmütig ſtrich er über ihr Haar.

„Wir ſind alle nach Gottes Ebenbild gemacht, Riekchen; manchmal allerdings würde der liebe Gott ſich wohl kaum wiedererkennen. Dieſer junge Herr wird aber ſicherlich denken, daß es dem Schöpfer nur angenehm ſein kann, ihm ähnlich zu ſehen.“

Riekchen lächelte ein wenig.

„Der liebe Gott iſt anders, ganz, ganz anders, als Herr von Helmkron.“

Der Paſtor lachte herzlich.

„Das kommt mir auch ſo vor.“

Dann ſprachen Onkel und Nichte von anderen Dingen. Am nächſten Tage ſollte der neue Adjunkt, Herr David Riſſom, eintreffen, und der Paſtor hatte etwas Angſt vor ihm. Denn als er nach vielen Lebensprüfungen ſein theologiſches Amtsexamen gemacht hatte, da war ihm nur der dritte Charakter zuteil geworden; David Riſſom aber hatte den zweiten Charakter mit ſehr rühmlicher Auszeichnung davongetragen.

„Wenn er nur nicht zu arg über mich alten, ungelehrten Mann die Naſe rümpft!“ ſagte er bedenklich, und Riekchen ſuchte ihn nach beſten Kräften zu tröſten. Aber auch ſie ſah dem neuen Hauszuwachs mit Zagen entgegen, und deshalb waren ihre Troſtworte nicht ſehr aufrichtig empfunden.

„Kannſt Du den Kandidaten nicht wieder wegſchicken, wenn Du ihn nicht leiden magſt, Onkel?“

„Aber Kind; erſtens muß man einen jüngeren Amtsbruder immer gern haben, und wenn man ihn wirklich nicht gern hat, darf man das dem Konſiſtorium niemals ſagen. Herr Riſſom wird mir außerdem zum Beiſtand geſandt, alſo muß ich ihm von vornherein dankbar ſein.“

„Ich freue mich auf ihn!“ miſchte ſich Frau Bettina in die Unterhaltung. „Er wird ein anregender junger Mann ſein, deſſen Geſellſchaft wir alle genießen werden und vor dem wir keine Furcht zu haben brauchen.“

Als ſie dann ſpäter am Abend mit ihrem Mann allein war, machte ſie ihm leiſe Vorwürfe.

„Du darfſt Riekchen nicht gegen den Kandidaten einnehmen, Bertold. Er ſoll noch gar nicht verlobt ſein, und es iſt doch unſere Pflicht, für Deine Nichte zu ſorgen.“

Paſtor Kleinert hatte gerade ſeine Perücke auf ihr Geſtell ſetzen wollen; nun machte er eine ſo lebhafte Bewegung, daß ſie auf die Erde fiel.

„Solche Gedanken wünſche ich nicht!“ ſagte er ſchärfer als es ſonſt ſeine Art war.

„Weshalb nicht?“ Bettina war erſtaunt. „Riekchen hat kein Vermögen, und wir ſind gleichfalls nicht in der Lage, viel zu hinterlaſſen. Und eine glückliche Heirat iſt für alle Mädchen das beſte.“

„Eine glückliche Heirat!“ Der Paſtor wiederholte das Wort. „Aber keine gemachte; darum möchte ich doch ſehr bitten!“

Wenn er ſo ernſthaft ſprach, dann ſchwieg die Paſtorin immer. Männer hatten einmal ihre Eigenheiten, und jede vernünftige Frau mußte ſie reſpektieren. Aber ſie mußte an eine alte Tante denken, bei der ſie in ihrer Jugend gelebt, und die in Derbheit und Aufrichtigkeit mehr als einmal verſichert hatte: „Wenn man den Männern nicht hilft beim Verloben, dann bleiben ſie alle miteinander Hageſtolze. Denn ſie ſind meiſtens gräßlich dumm.“

Ohne die ſehr tatkräftige Hilfe dieſer Tante würde ſich der damalige Studioſus Bertold Kleinert niemals mit Bettina verlobt haben. Aber noch heutigen Tages ahnte er nicht, daß die Bootfahrt auf dem Kieler Hafen, bei der Bettina beinahe ins Waſſer und dann in ſeine Arme fiel, von der Tante ſehr vernünftig eingerichtet worden war.

Aber es war auch gut, daß er nichts ahnte. Männer konnten manchmal wunderlich ſein und über einem plötzlich auftauchenden Argwohn alle Jahre der durch nichts getrübten Gattenliebe vergeſſen.

Weil aber Bettina mit Hilfe der Tante einen ſo ſehr geliebten Mann bekommen hatte, ſo fand ſie auch kein Arg darin, bei anderen Menſchen ein wenig Vorſehung zu ſpielen; und als ſie den Kopf zum Schlafen aufs Kiſſen legte, lächelte ſie noch vor ſich hin und malte ſich halb im Traum Polterabend und Hochzeit aus.

Riekchen hingegen dachte nicht mehr an den Kandidaten Riſſom und noch viel weniger an Herrn von Helmkron. Sie ſtand am Fenſter ihres kleinen, zu ebener Erde gelegenen Stübchens und ſah in den frühlingsklaren Himmel.

Der kantige alte Kirchturm hob ſich ſcharf und dunkel von ihm ab, und unter ihm leuchteten die weißen Kreuze des Friedhofes. Aber am meiſten funkelten die Sterne, die mit leiſe flimmernden Augen auf Kirche und Friedhof hinabzuſehen ſchienen.

Ganz ernſthaft richtete Riekchen ihre Augen auf die Sternenpracht, bis vom Kirchdach her eine Eule ſchrie und ein ſchwarzer Schatten über die Friedhofskreuze huſchte. Es war nur eine Wolke, die von Weſten her angeglitten kam; aber Riekchen ängſtigte ſich doch und ſchlüpfte eilig in ihr kleines, beſcheidenes Bett.

5.

Die Kammerjunkerin Krag erwartete den Beſuch der Etatsrätin zum Nachmittagskaffee und deckte höchſt eigenhändig den Kaffeetiſch. Obgleich ihre Geſell-

ſchafterin, Fräulein Bruhn, dies eigentlich hätte beſorgen müſſen. Aber dieſe Dame war kürzlich vom Papagei in die rechte Hand gebiſſen worden und konnte ſie noch nicht wieder gebrauchen.

Nun ging ſie mit kleinen, trippelnden Schritten durchs Zimmer und ſuchte ſich auf andere Weiſe nützlich zu machen.

Fräulein Bruhn war die Tochter eines früheren Schreibers, und die Kammerjunkerin nannte ſie meiſtens nur Bruhn. Sie lebte ſchon lange Jahre bei der Kammerjunkerin, erhielt gelegentlich ein kärgliches Gehalt und kannte kein anderes Leben als das auf Kragsminde. Wenn Frau Krag auf den Gedanken gekommen wäre, ſie zu entlaſſen, würde Fräulein Bruhn nicht gewußt haben, was ſie mit ſich ſelbſt anfangen ſollte.

Davon war auch keine Rede; aber die Geſellſchafterin machte oft den Eindruck, als erwarte ſie dieſes Ereignis in nächſter Zeit. Sie hatte ein angſtvolles kleines Vogelgeſicht, runde braune Augen und ſchneeweiße, glatt aus den Schläfen geſtrichene Haare.

Viktor von Laurentius hatte einmal von ihr geſagt, ſie ſähe aus, als hätte ſie junge Hunde geſtohlen, und wüßte nun nicht, was ſie mit ihnen anfangen ſollte. Das war einer von Viktors Witzen, die von ſeiner Schweſter immer wieder berichtet und belacht wurden, obgleich andere Leute ſie nicht verſtehen konnten.

Heute ſtrich Frau Krag der Geſellſchafterin über den vom Alter runden Rücken. „Nun, alte Bruhn, machen Sie nicht ſolch Armſündergeſicht. Heute haben Sie wirklich nichts geſtohlen; nicht einmal einen Kuchenbrocken. Seien Sie recht nett gegen die kleine Gouvernante von Sandberghof. Neulich habe ich ſie flüchtig geſehen, und ſie hat mir gefallen, trotzdem ſie eine Preußin iſt. Führen Sie ſie nur überall umher.“

„Sie wird zu jung und zu hübſch für mich ſein,“ entgegnete Bruhn.

Sie hatte ſich auf einen Stuhl geſetzt und ſtrich mit der geſunden Hand über die kranke.

Frau Krag ſah die Bewegung.

„Stellen Sie ſich nicht an, Bruhn,“ ſagte ſie ſcharf. „In Ihren Jahren muß man nicht ſo viel Weſens von einer kleinen Verletzung machen. Jakob beißt überhaupt nur aus Liebe; nicht wahr, Jakob?“

Und ſie wandte ſich dem grünen Papagei zu, der an eine Stange gekettet war, an der er leiſe und eilfertig auf und nieder kletterte. Er beantwortete die Frage durch einen häßlichen Schrei, der die Kammerjunkerin ſehr befriedigte.

„Hören Sie wohl, Bruhn? Er antwortet ſchon auf alle Fragen, und er iſt ein ſelten kluges Tier. Wir Laurentius haben auch ſehr viel Talent, mit Tieren umzugehen; es iſt eine alte Familieneigenſchaft. Mein Großvater hatte zwei gezähmte Affen, die ſich wie Menſchen betrugen, und mein Urgroßvater eine Reihe von Katzen und Hunden, die mit ihm zu Tiſche ſaßen.“

Wenn die Kammerjunkerin auf ihre Vorfahren zu ſprechen kam, dann hörte ſie ſo bald nicht wieder auf. Sie erzählte, was ſie gegeſſen und getrunken und in welcher Pracht ſie gelebt hatten. Gelegentlich wurde ſie über ihre eigenen Schilderungen gerührt und brach in Tränen aus.

Bruhn aber saß dann gleichmütig neben ihr und sah mit ihren runden Augen aus dem Fenster auf den Wirtschaftshof von Kragsminde, der ein verfallenes Ansehen hatte. Gerade wie das Haus, dessen Schieferdach schadhaft und nur notdürftig ausgebessert war, und wie die Zimmer, in denen wohl stattliche alte Möbel standen, deren Überzüge und Politur jedoch seit Jahren der Aufbesserung bedürftig waren.

So war es überall in Kragsminde. Der ganze Hof mit Haus und Garten verursachte jedem guten Landwirt ein leises Grausen. Aber die Kammerjunkerin lebte vergnügt in dieser Umgebung, und ärgerte sich nur, wenn Knechte und Mägde einmal aufsässig wurden und die Auszahlung ihres Lohnes verlangten.

Dann half meistens die Etatsrätin Wilder. Allerdings nicht immer sehr gern, und seitdem sich Frau Krag den Papagei gekauft hatte, war sie etwas steif geworden. Aber sie würde schon wieder gut werden.

„Wir wollen heute recht viel Eingemachtes auf den Tisch stellen," sagte die Kammerjunkerin. „Die kleine Preußin wird so etwas gern essen, und wahrscheinlich kommen auch die Kinder mit. Eingeladen habe ich sie ja nicht besonders; aber die gute Juliane schleppt sie bekanntlich überall mit. Kinder, die keine Mutter haben, können einem auch leid tun. Also, Bruhn, nehmen Sie das Gelee von schwarzen Johannisbeeren."

„Es fährt ein Wagen auf den Hof!" sagte Bruhn, während sie zugleich aufstand.

„Jetzt schon?" Frau Krag sah nach der alten Direktoireuhr auf der Kommode. „Es ist ja noch nicht drei!"

Fräulein Bruhn tat plötzlich einen Schrei.

„Es ist Herr von Laurentius mit seiner Tochter!"

„Dummes Zeug!" Frau Krag wurde ärgerlich. „Sprechen Sie keinen Wahnsinn! Sie sollten überhaupt niemals ungefragt reden!"

Aber es war doch Herr Viktor von Laurentius, der nach wenig Minuten vor seiner Schwester stand und ihr feierlich die Hand schüttelte.

„Bon jour, Ulrike, comment vous portez-vous? Und da ist die gute Bruhn, die noch immer nicht weiß, was sie mit ihren gestohlenen Hunden anfangen soll. Dies ist meine Tochter Philippa. Kind, gib der Tante einen Kuß, und versprich, artig zu sein!"

Herr von Laurentius sprach etwas atemlos; nun schob er eine junge, elegant gekleidete Dame vor Frau Krag.

„Du hast sie lange nicht gesehen, Ulrike. Sie ist hübsch geworden, nicht wahr? Sie müssen's doch auch finden, Bruhn?"

Mit seinem behaglichen Bonvivantgesicht sah Viktor von einer Dame zur anderen und küßte seine Schwester auf die Wange. Er war ein stattlicher Mann von etwa sechzig Jahren, mit einem etwas verschwommenen Gesicht und graublonden Haaren.

„Wir Laurentius müssen zusammenhalten!" setzte er pomphaft hinzu, und Frau Krag wurde gerührt.

„Ach, natürlich, das wollen wir!“ rief ſie ſchluchzend und breitete beide Arme aus, in die ſich Philippa nur ſehr zurückhaltend legte.

Sie war nicht ſo jovial und geräuſchvoll fröhlich, wie ihr Vater. Mit kühlen, etwas ſpöttiſchen Augen ſah ſie ſich um und ſetzte ſich dann läſſig an den Kaffeetiſch. Eine Bewegung, die ihr Vater gleich nachmachte. Als die Etatsrätin mit ihrer Geſellſchaft anlangte, hatte Viktor ſchon zwei Taſſen Kaffee getrunken und die ſchwarzen Johannisbeeren allein aufgegeſſen.

Es war Klärens erſte Ausfahrt, und ſie hatte ſich auf einen ſtillen Heideweg gefreut, von dem ſie wußte, daß er von Sandberghof nach Kragsminde führte. Aber Glasog, der heute Kutſcher war, hatte die öde Landſtraße benutzt, die von Rangelrup zwiſchen langweiligen Feldern auf einem großen Umwege nach Kragsminde führte.

Hier wurden die Gäſte ſehr gut empfangen, die Kammerjunkerin ſtand in der Tür, war noch röter als ſonſt und küßte die Etatsrätin mit großer Wärme.

„Süße Juliane, wenn Sie kommen, bin ich immer glücklich. Liebes Fräulein, ich freue mich über Ihren Beſuch. Dies iſt meine Nichte Philippa Laurentius, die mich eben mit ihrem Vater überraſcht hat, und dies iſt die gute Bruhn. Und nun ſchnell zum Kaffee; ſonſt trinkt ihn Viktor aus.“

Die Etatsrätin und Herr von Laurentius begrüßten ſich wie alte Bekannte. Allerdings machte Frau Wilder ein etwas erſtauntes Geſicht; aber Viktor war ſehr unbefangen.

„Werden wir nicht alle unangenehm alt, Frau Etatsrätin?“ fragte er, mit der Hand über ſein gelichtetes Haupthaar fahrend. „Früher habe ich gedacht, unſereins könnte nicht alt werden!“

Nachdenklich betrachtete die Etatsrätin den noch ziemlich ſchlanken Herrn, deſſen Geſicht aber viele Falten und Runzeln zeigte.

„Jedermann möchte wohl jung bleiben,“ ſagte ſie langſam. „Es geht nur nicht; denn die hinter uns kommen, ſchieben uns zur Seite.“

Und ſie richtete ihre Augen auf das ſchöne Mädchen, das neben ihrem Vater ſtand und mit gleichgültiger Miene den grünen Papagei betrachtete, der regungslos auf ſeiner Stange ſaß und mit ſtarrem Blick vor ſich hin ſah.

Dodo und Tina, die jetzt eintraten, begrüßten ihn mit einem Schrei.

„Da iſt ja der Jakob. Sieh mal, Großmutter, den hat Tante Kammerjunker von dem netten Mann mit dem Kamel gekauft. Sie hatte den ganzen Beutel voll Geld!“

„Den ganzen Beutel!“ wiederholte Tina, und die Kammerjunkerin rief haſtig: „Bitte, ſetzt Euch alle. Viktor, Du haſt Deinen Platz neben der ſüßen Etatsrätin. Bruhn, ſorgen Sie für alles!“

„Wieviel Taler hatteſt Du in Deinem großen Beutel, Tante Kammerjunker?“ erkundigte ſich Dodo im Niederſitzen.

Aber niemand antwortete ihr, und Frau Krag begann ſo lebhaft von alten Zeiten zu ſprechen, daß vorläufig nur ſie und ihr Bruder zu Wort kamen. Bald war die Kaffeekollation beendet; noch immer redeten die älteren Herrſchaften von

Perſonen und Dingen, die längſt geweſen waren, und Bruhn führte die jungen Damen in den Garten.

Kläre hatte ſich nicht ſehr behaglich gefühlt. Sie hatte ſich auf die kleine Abwechſlung, nach Kragsminde zu fahren, gefreut. Nun erging es ihr, wie den meiſten Menſchen mit ihren Freuden: ſie kam nicht auf ihre Rechnung. Die Umgebung war ihr fremdartig, was die Menſchen ſagten, konnte ſie nicht intereſſieren; dazu kam, daß die Kammerjunkerin wie ihr Bruder ſich bald der deutſchen, bald der däniſchen Sprache bedienten, und daß ſie die letztere nicht verſtand.

Und nun wanderte ſie in einem wüſten und wilden Garten umher, an der einen Seite ein verkümmertes altes Geſchöpf, das ihr wie eine Sklavin erſchien; an der anderen ein ſchönes, blaſſes Mädchen, das ſich mit müden Augen umſah und es nicht der Mühe wert zu halten ſchien, ihren Mund zum Reden zu öffnen.

Es war ein Glück, daß Dodo und Tina mitliefen. Beim Kaffee hatten ſie ſchweigen müſſen; nun entſchädigten ſie ſich für dieſe Entſagung.

„Iſt es hier nicht fein, Tante Kläre?“ fragte Dodo. „Auf jedem Blumenbeet im Garten darf man herumtrampeln, und in der Remiſe ſteht eine große Kutſche mit nur zwei Rädern. Und inwendig iſt alles Seide; aber ganz kaput. Willſt Du ſie mal ſehen? Glasog ſagt, das iſt die alte Familienkutſche von den Laurentius, und wenn ſie repariert würde, könnte ſie noch gut werden. Aber ſie wird nicht repariert.“

„Und dann der Papagei!“ Tinas Augen wurden weit vor Entzücken.

„Vorhin hätte er mich beinahe gebiſſen; aber er konnte nicht ſo weit langen.“

Philippa blieb ſtehen und ſah mit ihren blaugrünen Augen in die lebhaften Kindergeſichter.

„Sie unterrichten dieſe Kleinen?“ fragte ſie Kläre von oben herab.

„Ja.“

Fräulein von Laurentius gähnte. „Möchten Sie Ihrer Aufgabe gewachſen ſein.“

Dann ging ſie langſam wieder dem Hauſe zu, durch den wilden und düſteren Garten und über einen terraſſenförmigen Platz, der früher wohl mit Blumenrabatten beſetzt geweſen war, ſich nun aber kahl und öde vor dem hinteren Teil des Hauſes erſtreckte.

Kläre und die Kinder blickten der ſchlanken Mädchengeſtalt nach, und über die junge Lehrerin kam ein zorniges Gefühl.

Weshalb war dieſe Fremde ſo hochmütig, und was hatte ſie ihr getan, daß ſie ſie kaum beachtete?

Dodo gab einem ähnlichen Gefühl Ausdruck.

„Die mag ich nicht leiden, Tante Kläre.“

„Ich auch nicht!“ ſtimmte die jüngere Schweſter eifrig bei, und dann liefen beide Kinder einem gelben Falter nach, den die warme Frühlingsſonne aus dem Winterſchlaf geweckt hatte.

Auf Kläres Arm legte ſich eine zitternde Hand.

„So greulich war ſie immer!“ flüſterte Bruhn. „Vor zehn Jahren iſt ſie zuletzt hier geweſen, und dann habe ich ſie inzwiſchen in Kopenhagen geſehen.

Und immer dasſelbe hochnaſige Benehmen; auch als ſie zwölf Jahre alt war. Sie iſt zweiundzwanzig jetzt, und hat keinen Grund ſtolz zu ſein; wahrhaftig nicht. Aber wer einmal ſtolz iſt, der iſt es immer!“

Betroffen horchte Kläre auf die haſtige Unterhaltung der alten Geſellſchafterin. Sie hatte kaum gedacht, daß ſie ſo viel reden könnte. Nun glitzerten Bruhns braune Augen, und ihre Lippen flüſterten noch weiter:

„Ach Gott, ſeien Sie nicht böſe, daß ich mit Ihnen ſpreche. Aber Sie ſind ja auch in Stellung, und vielleicht kriegen Sie auch keinen Mann und müſſen immer von einem Haus ins andere gehen. Schön iſt das nicht, Fräulein!“

Die Alte ſeufzte, und Kläre ging ſchweigend und mitleidig neben ihr her, zugleich mit dem unbehaglichen Gefühl, daß Fräulein Bruhns Schickſal auch das ihre ſein könnte.

Bruhn pflückte eilfertig einige Maililien, die hier und dort im Gras wuchſen.

„Nun wird ſie hier bleiben, und Herr von Laurentius auch. Zwei große Koffer ſind mitgekommen, und ich habe gehört, wie Herr von Laurentius zu Philippa ſagte: ‚Kind, es wird hier noch ganz nett werden!‘ Ganz nett!“ Das alte Fräulein kicherte höhniſch, und Kläre ſuchte ſich von ihrer Gegenwart zu befreien.

„Ich muß einmal nach den Kindern ſehen,“ begann ſie; aber Bruhn legte die Hand noch feſter auf ihren Arm. „Darf ich nicht noch etwas mit Ihnen ſprechen, Fräulein?“ fragte ſie kläglich. „Ich bin immer ſo allein, und Sie ſind doch auch in Stellung. Und wenn Sie heute noch jung und hübſch ſind, ſo bleiben Sie es nicht lange. Man wird ſchnell alt, wenn man immer für andere arbeitet. Ach, Fräulein, ich bin ſo allein, und die Kinder ſitzen bei Glasog und freuen ſich, daß alles bei uns unordentlich und entzwei iſt. Wo ſollte auch etwas Heiles herkommen? Frau Kammerjunkerin hat kein Geld zu Reparaturen. Wenn Sie wüßten, was wir alles ſchuldig ſind, Sie würden ſich ſehr wundern. Und dann kaufen wir einen Papagei, und das Vieh beißt mich in die Hand.“

Sie zeigte ihr verbundenes Glied, und Kläre empfand von neuem Mitleid mit dieſer einſamen Alten. Aber ſie freute ſich doch, als jetzt Herr von Laurentius mit der Etatsrätin vom Hauſe her auf ſie zukam und ſie artig anredete. Er erzählte ihr und der alten Dame eine Menge von ſpaßhaften kleinen Geſchichten, die keine beſondere Bedeutung hatten, von ihm aber ſehr gut vorgetragen wurden. Außerdem war er ſehr höflich und hatte nichts von der hochfahrenden Art ſeiner Tochter.

Mit anſcheinender Teilnahme fragte er nach Klärens Herkunft und wurde noch artiger, als er hörte, daß ihr Vater preußiſcher Oberſtleutnant a. D. ſei. „Ja, dieſe preußiſchen Offiziere!“ ſagte er mit einem Seufzer. „Sie ſind es geweſen, die uns Schleswig-Holſtein geraubt haben. Andere Leute ſagen, der preußiſche Schulmeiſter habe bei Königgrätz über den Öſterreicher geſiegt; es mag ſein. Aber nach meiner Meinung war es der preußiſche Leutnant.“

Er verbreitete ſich dann noch des weiteren über die Vorzüge des preußiſchen Heeres, und Kläre empfand eine begreifliche Genugtuung über ſeine Worte. Sie

merkte dabei nicht, daß Herr von Laurentius immer von neuem das Wort „rauben“ gebrauchte, während Frau Krag, die jetzt auch hinzugetreten war, mehrmals eifrig nickte, und endlich Klärе auf die Schulter klopfte.

„Ja, Sie sind auch ein Räuber, kleine Preußin, obgleich Sie so sanfte Augen haben.“

„Die gefährlichsten Räuberinnen haben sanfte Augen!“ erklärte Herr von Laurentius, während er die Hand aufs Herz legte.

Als sich die kleine Gesellschaft zum Abendbrot versammelte, hatte Klärе sich doch ganz gut unterhalten. Frau Krag war wirklich sehr freundlich gewesen, und die Geschichten von Herrn von Laurentius klangen lustig. Fräulein Bruhn hatte sich beim Nahen der anderen zurückgezogen; nun stand sie wieder mit ihrem angstvollen Vogelgesicht am Teetisch und bediente, so gut es mit der linken Hand gehen wollte. Die Kinder waren schon im Eßzimmer, als die Erwachsenen eintraten. Sie standen vor dem Papagei, der hoch auf seiner Stange saß und sie mit seinen schwarzen, unsteten Augen betrachtete.

„Komm, Jakob,“ lockte Dodo, „komm, Du sollst Zucker haben.“

Der Vogel beachtete nicht die Kinderstimme. Bis jetzt hatte er regungslos gesessen; plötzlich sträubten sich seine Federn, und er stieß einen Schrei aus.

Fräulein Philippa war geräuschlos hinter den anderen her ins Zimmer getreten.

„Dich scheint er nicht gern zu haben,“ sagte Frau Krag erstaunt. „Und Du bist doch eine Laurentius. Alle Laurentius wissen mit Tieren umzugehen.“

„Ich nicht!“ entgegnete ihre Nichte kurz. „Vor zwei Jahren hatte ich einen Papagei —“ sie stockte, und ihr blasses Gesicht färbte sich lebhafter. „Jackel, bist Du es?“ fragte sie den Vogel auf dänisch.

Er antwortete nur durch ein ohrenzerreißendes Geschrei und zerrte dabei an seiner Kette.

Philippa betrachtete ihn etwas genauer, wandte sich dann aber doch achselzuckend ab.

„Vielleicht ist es mein Jackel; ein schauderhaftes Tier, mit dem ich nichts anzufangen wußte und den ich deswegen aus dem Fenster warf. Vielleicht ist er's auch nicht. Jackel müßte, meiner Ansicht nach, die kalte Frostnacht nicht überlebt haben. Aber was leben soll, das bleibt am Leben!“

Einen Augenblick sahen alle nach dem zornigen Vogel hin, der vergeblich sich loszureißen versuchte. Dann erzählte Herr von Laurentius eine komische Geschichte von einem Papagei, und da Jakob jetzt stille wurde, so beschäftigte man sich mit dem Abendbrot. Der Wagen von Sandberghof war auch vorgefahren, und Glasog knallte vorwurfsvoll mit der Peitsche. Denn wenn er auf dem Kutschbock saß, dann mochte er nicht warten.

Die Etatsrätin hatte schließlich Eile, aufzubrechen. Eigentlich hatte ihr Sohn nachkommen wollen, aber er war nicht erschienen, und Frau Wilder liebte es nicht, zu später Stunde allein auf der Landstraße zu fahren. Also wurde ziemlich eilfertig Abschied genommen, natürlich mit vielen gegenseitigen Dankesagungen und dem Versprechen, sich bald einmal wieder zu besuchen.

Fräulein Bruhn drückte mit ihrer Linken Klärens Hand beſonders zärtlich.

„Wir ſehen uns wieder," flüſterte ſie, „denn wir ſind beide in Stellung."

Kläre war dieſe Kameradſchaft nicht ſehr angenehm; ſie freute ſich überhaupt, als der Wagen vom Kragsminder Hof fuhr. Wenn irgend möglich, wollte ſie hier nicht wieder her. Trotz der Freude von Dodo und Tina, die nicht genug von allem Wunderbaren zu berichten wußten, was alles auf Kragsminde zu ſehen war. Von den Ratten im Schweinefutter bis zu der ſchwanzloſen Kuh im Stall, die ſchon ſo alt war, daß ſie keine Milch mehr gab, und nur noch einen herrlichen Appetit hatte. Aber Tante Kammerjunker mochte ſie nicht ſchlachten, weil ſie einmal in die Dreſchmaſchine mit dem Schwanz geraten und ihn ganz und gar verloren hatte. Da ſich ihr das Leben ſo unbarmherzig gezeigt hatte, wollte Tante Kammerjunker barmherzig ſein und ſie nicht eines gewaltſamen Todes ſterben laſſen. Luſtig plauderten die Kinder, bis ſie beide unverſehens einſchliefen und beinahe aufeinander auf dem Rückſitz ſaßen.

Die Etatsrätin nickte auch ein wenig, und Kläre ſah ſich ſchweigend um. Ganz dunkel war es noch nicht, und Glasog fuhr gemächlich über die breite Landſtraße. An einigen Gehöften vorüber, die ſtill und ſchweigend dalagen, an weiten Feldern, auf denen die Saat ſchon hoch ſtand, und an Grasflächen, wo Magervieh weidete. Über allem ſpannte ſich ein weiter Himmel, und die Heidehügel in der Ferne erſchienen nahe und lockend.

Eben vor Rangelrup hielt Glasog an; Hardesvogt Wilder ſtand am Wagen und fragte, ob noch ein Plätzchen für ihn zu finden ſei. Die Kinder wurden noch mehr zuſammengeſchoben, und Gottfried ſaß Kläre gegenüber.

„Weshalb biſt Du nicht nach Kragsminde gekommen?" fragte die Etatsrätin. Sie hatte ihre Müdigkeit abgeſchüttelt, während der Wagen jetzt in ſchnellerem Tempo weiterfuhr.

„Mich hat der neue Landrat beſucht," erzählte Wilder. „Kurt von Berkow, ein märkiſcher Junker erſter Güte. Pardon, Fräulein von Hagenthal, ich meine nichts Böſes damit. Außerdem iſt Herr von Berkow noch nicht wirklicher, ſondern nur kommiſſariſcher Landrat, Regierungsaſſeſſor mit einem Wort."

„Er iſt gewiß nett," ſagte die Etatsrätin fragend.

„Ganz nett. Etwas von ſich eingenommen und etwas von oben herab. Die preußiſchen Herren können ſich zu Anfang niemals in die Hardesvögte finden. Sie halten uns immer für Subalternbeamte, und manchmal ſind wir's ja auch. Manchmal aber haben wir ebenſogut unſer juriſtiſches Amtsexamen gemacht und können Miniſter werden, wie ſie. Vielleicht ſind dieſe Sachen aber ſchwer zu begreifen."

„Wahrſcheinlich!" erwiderte die Etatsrätin in einem beruhigenden Ton. Denn Gottfrieds Stimme hatte gereizt geklungen.

„Übrigens iſt Viktor Laurentius mit einer ſehr hübſchen Tochter in Kragsminde eingetroffen," ſetzte ſie hinzu.

„Viktor Laurentius? Nun, da kann Herr von Berkow ſeine Theorien gleich in die Praxis umſetzen"

„Welche Theorien?"

„Daß man den Dänen ſanft begegnen und ſie möglichſt gut behandeln ſoll. So fein und zart, daß ſie um Gottes willen nichts übel nehmen und das preußiſche Joch willig tragen.“

„Biſt Du nicht ein wenig verſtimmt, lieber Gottfried?“ fragte die Etatsrätin nach einer Pauſe.

Der Wagen fuhr gerade durch Rangelrup und über ſein holperiges Pflaſter. Da brauchte der Hardesvogt nicht zu antworten, und als es dann wieder auf weichem Landwoege gen Sandberghof ging, fiel Tina plötzlich vom Sitz auf die Knie der Großmutter, wachte auf und weinte.

Sie tröſtete ſich bald wieder, dann fuhr Glasog ſchon im flotten Bogen auf Sandberghof vor, und Bothilde holte ſich ihre Kinder aus dem Wagen.

Das Mädchen ſchien ſo ſtattlich und ſelbſtbewußt, daß Kläre ſie noch immer mit einiger Scheu betrachtete. Und trotz aller Dienſtbereitſchaft hielt ſich auch Bothilde der jungen Lehrerin gegenüber zurück.

Heute aber half ſie Kläre beſonders freundlich aus dem leichten Sommermantel.

„Herr Landrat von Berkow laſſen vielmals grüßen,“ ſagte ſie dabei.

„Kurt Berkow iſt mein Vetter,“ ſagte Kläre halb verlegen, als die Etatsrätin ſich bei dieſen Worten nach ihr umdrehte.

Gottfried war nicht erſtaunt.

„Ach ja, ich ſoll auch noch grüßen. Herr von Berkow war ganz traurig, daß Sie nicht zu Hauſe waren, Fräulein von Hagenthal. Er muß bald einmal wiederkommen.“

„Dieſe Preußen ſcheinen alle miteinander verwandt zu ſein!“ hörte Kläre die Etatsrätin zu ihrem Sohne ſagen, während ſie ſelbſt die Treppe nach oben ging.

„Das glaube ich nicht.“ Des Hardesvogts Stimme klang ſehr gelaſſen. „Aber es iſt ja ganz angenehm, daß Fräulein von Hagenthal mit unſerem Landrat Beziehungen hat. Vielleicht kann man durch ſie bewerkſtelligen, daß er nicht blindlings den Dänen zur Beute fällt.“

Kläre wiederholte die Worte halblaut vor ſich hin. Als ſie dann in ihrem Giebelſtübchen ſtand und auf die friedliche Landſchaft vor ſich blickte, lächelte ſie ein wenig. Dem Hardesvogt Wilder hatte ſie kaum Geſpenſterfurcht zugetraut. Im übrigen wollte ſie morgen, beim Kaffee, der Etatsrätin auseinanderſetzen, daß ſie und Kurt von Berkow allerdings weitläufig verwandt waren, ſich als Vetter und Couſine immer ſehr gut geſtanden hatten, daß ſie aber bezweifelte, irgend welchen Einfluß auf den jungen, etwas verwöhnten Herrn zu haben.

Woher ſollte der auch kommen? Die Berkows waren reiche Gutsbeſitzer in der Mark, die ihr ſtattliches Herrenhaus gaſtfrei allen verſippten Familien öffneten. So waren auch die Hagenthals, durch die Mutter mit den Berkows verwandt, oft im Sommer auf Bergau geweſen; Kläres Brüder hatten mit den ſportluſtigen Couſinen geritten und gejagt, und Kurt, der älteſte Berkow, hatte dem kleinen Hagenthalſchen Mädchen, wie er Kläre mit gutmütiger Herablaſſung nannte, Tanzunterricht gegeben und ihr gezeigt, wie man Bier trinkt und Studentenlieder ſingt. Sie war zehn Jahre jünger als er und bewunderte ihn über alle Maßen. Bis

ſie allmählich von vierzehn auf dreiundzwanzig kam, ihr erſtes kleines Herzeleid durchkämpfen mußte und das Leben auch an ſie mit ernſten Anforderungen herantrat. Als ſie das Seminar in Berlin beſuchte und ſpäter ihr Examen machte, kam ſie nicht mehr dazu, nach Bergau zu reiſen, und da die Brüder andere Garniſonen erhalten hatten, hörte auch für ſie der Verkehr mit den vornehmen Verwandten auf. Daher ahnte Kläre nicht, daß Kurt Berkow hierher verſchlagen worden war. Natürlich freute ſie ſich über ſeine Gegenwart, und noch mehr darüber, daß er ſich gleich nach ihr erkundigt hatte. Die Berkows waren ein hochmütiges Geſchlecht, und Kläre hätte ſich denken können, daß ſie für eine entfernte Verwandte, die ſich in abhängiger Stellung befand, nicht allzuviel Liebe empfanden. Aber es waren allerdings hauptſächlich die Tante und die Couſinen, die in dieſer Beziehung ein Brett vor dem Kopf hatten; die männlichen Berkows waren ſchon anders.

Und ein wunderliches Zuſammentreffen war es doch. Kurt Berkow und ſie in demſelben nördlichen Lande, in demſelben Kreiſe. Nur daß Kläre eine kleine, unbeachtete Gouvernante war, und er der Herr Landrat.

Sie ſeufzte unwillkürlich. Es war doch langweilig, ein Mädchen zu ſein, das weder Epauletten noch Korpsband tragen konnte, das vielleicht keine andere Zukunft vor ſich hatte, als die Zukunft von Fräulein Bruhn.

Doch das Seufzen half nichts; und jetzt klang von Rangelrup her das Tuthorn des Nachtwächters. Kläre mußte ſich zur Ruhe legen und den Kummer darüber, kein Mann geworden zu ſein, zu verſchlafen ſuchen. Schließlich war der Kummer vielleicht nicht allzugroß. Sie brauchte ja kein Fräulein Bruhn zu werden, und vielleicht trat noch in ihren Geſichtskreis ein Mann, den ſie lieben konnte.

Bei dieſem Gedanken errötete ſie vor ſich ſelbſt und ging eilig zu Bett. Faſt in derſelben Stunde, wo Viktor von Laurentius bei ſeiner Schweſter das dritte Glas Punſch trank und ihr die Backen ſtreichelte.

„Sei nicht böſe, Ulla, daß ich Dich heute ſo unerwartet überfallen habe und auch etwas zu bleiben gedenke. Ich handle aber nur zu unſerer aller Beſten, und zum Segen des alten, geliebten Vaterlandes.“

6.

„Rieſig ſeines Gebäude!“ verſicherte ſich Kurt Berkow zum tauſendſten Male, während er die weitläufigen Räume ſeines Wohnhauſes einmal wieder durchſchritt. Und zum tauſendſten Male machte er den Nachſatz: „Bloß rieſig ungemütliche Bude!“

Mit dem beſten Willen konnte man das alte Amthaus zu Haſtede auch nicht eine gemütliche Bude nennen. Es war ein ſchmuckloſer großer Kaſten, der außerhalb des Städtchens lag und für eine zahlreiche Familie mit großer Geſelligkeit eingerichtet ſchien. Im oberen Stockwerk reihte ſich ein großes Zimmer an das andere, Korridore und Treppen waren in denſelben Verhältniſſen weit angelegt, und nach hinten, in den großen Garten hinein, erſtreckten ſich Stallungen und

Remisen, die einer fürstlichen Hofhaltung keine Schande gemacht hätten. Alle Räume aber waren jetzt meistens unbewohnt. Im Erdgeschoß allerdings hausten Kreissekretär und Schreiber mit ihren Papieren und Aktenschränken; im oberen Stockwerk hatte sich Herr von Berkow drei Zimmer eingerichtet; die anderen Gemächer standen leer und hatten als einzigen Schmuck einige altmodisch bemalte Tapeten und mehrere Ölbilder in altertümlichen Rahmen, die alte und junge Herren in Hoftracht, und mit Orden geschmückt, darstellten. Es waren die ehemaligen Amtleute von Hastede, schleswig-holsteinische und dänische Herren vom Adel, die mit ihren gemalten Augen vorwurfsvoll auf den preußischen Junker sahen, der gelegentlich an sie herantrat und sie halb verdrossen, halb gleichgültig musterte.

Kurt Berkow hatte sich nicht sehr gefreut, nach Schleswig-Holstein geschickt zu werden. Er war ein Märker, und sein Sehnen ging nach Berlin oder nach Frankfurt an der Oder, wo jedermann die Berkows kannte und sie von jedermann Bescheid wußten. Nun sandte ihn der Minister nach Schleswig-Holstein, nach Hastede, wo es keinen einzigen preußischen Junker, nicht einmal einen schleswig-holsteinischen Ritterschaftlichen gab, wo sich Amtsrichter, Pastor und Apotheker miteinander verkracht hatten, und wo der Doktor ein roter Demokrat sein sollte.

Wenn Kurt Berkow abends allein in seinem Zimmer saß, um sich herum nichts hörte als das Ticken des Holzwurms, den Schrei der Eule oder eines jener unbegreiflichen Geräusche, die in alten Häusern zu vernehmen sind, dann bedauerte er sich selbst und beschloß, am nächsten Tage um seine Versetzung zu bitten. Fuhr er aber dann am nächsten Tage über die Heide oder durch den Wald, durch dessen Stämme man das funkelnde Wasser der Ostsee blitzen sah, fühlte er den kräftigen Westwind und atmete die herbe, frische Luft ein, dann vergaß er seinen Vorsatz und freute sich, daß seine braune Stute Kitty ein so feiner Traber war, und daß er sie über die weite Heide unter dem endlosen Himmel dahinjagen konnte.

„Das Haus ist riesig fein!" tröstete er sich dann selbst, wenn er das alte, düstere Amthaus in der Ferne liegen sah, mit der großen Ulmen- und Lindenallee, die von Hastede in schnurgerader Richtung auf das Gebäude führte, mit dem Garten, der von einer hohen Mauer umgeben und dadurch vor den Blicken Unbefugter geschützt war.

„Immer braucht's auch nicht leer und gruselig zu bleiben," dachte der Regierungsassessor dann weiter. Und seine Gedanken gingen zu der niedlichen kleinen Komtesse Eleonore Marie, die auf dem Nachbargut seiner Eltern fast unter seinen Augen aufgewachsen und plötzlich aus einem süßen Backfisch ein sehr nettes Mädchen geworden war.

Seine Mutter wurde schon immer gerührt, wenn sie von Eleonore Marie sprach, und er, Kurt, hatte in letzter Zeit wiederholt an die Kleine gedacht. Wenn erst eine vornehme kleine Frau in diesen alten Räumen herrschte, dann würden sie auch nicht mehr einen so kalten, ungastlichen Eindruck machen.

Unwillkürlich trieb Berkow seine Kitty an und hielt nach wenigen Minuten vor dem Portal des Amthauses, wo Peter, der Reitknecht, ihm Pferd und Wagen

abnahm und Fräulein Madſen, die Haushälterin, ihn mit einem Knicks empfing und ihm zugleich eine Karte hinhielt.

„Der Herr wollte nur einen Augenblick verweilen," ſagte ſie dabei in ihrer etwas gewählten Art.

Viktor von Laurentius kam ſchon von oben die breite Haustreppe herab und verbeugte ſich ſehr tief.

„Verzeihen Sie, Herr Landrat, wenn ich mir erlaubte, in dieſem ſchönen, alten Hauſe nach oben zu gehen, um einen Blick in den Garten zu werfen. Mein Urgroßvater, auch ein Viktor von Laurentius, hat ihn nämlich nach franzöſiſchem Geſchmack, wie es damals Sitte war, angelegt. Dieſes Urgroßvaters wegen bin ich gekommen, Herr Landrat. Sein Bild hängt oben in dem großen Tanzſaal, und ich möchte um die Erlaubnis bitten, es mir einmal wieder anſehen, vielleicht eine Kopie davon anfertigen zu dürfen."

Herr von Laurentius ſprach ſehr fließend Deutſch. Nur mit einem ganz feinen däniſchen Ton und mit einem Klang der Entſagung darin, der Kurt etwas rührte. Ihm fiel ein, daß unter dem einen Amtmannbilde der Name Viktor von Laurentius ſtand, und er glaubte auch gehört zu haben, daß die Laurentius zu den älteſten Familien des Landes gehörten. Nun waren ſie von hier vertrieben, ein Fremder waltete dort, wo ſie einſt regiert hatten. Unwillkürlich ſchämte er ſich ein wenig und ſchüttelte Herrn von Laurentius herzlich die Hand.

Bald ſtanden beide Herren in dem alten Tanzſaal, deſſen Fußboden auf Sprungfedern gelegt ſein ſollte, und der auch etwas Wackeliges, Schwankendes hatte. Viktor Laurentius deutete auf das Bildnis eines ſehr ſtattlichen und hochmütig blickenden Mannes.

„Sehen Sie, Herr Landrat. Das iſt mein Urgroßvater. Er zählte noch weniger Jahre als Sie, als er hier Amtmann wurde. Das war zu der Zeit, als König Chriſtian VII. regierte, und ſeine Gemahlin, Karolina Mathilde, noch eine glückliche Frau war. Auch ſie ſoll einmal hier in dieſem Saal mit Struenſee getanzt haben. Ach ja — die alten Geſchichten! Wir alten Leute kehren immer wieder zu ihnen zurück!"

Herr von Laurentius ſeufzte ein wenig und ſtrich ſich über ſeinen kahlen Kopf, und Kurt Berkow empfand das Bedürfnis, dieſem alten, freundlichen Herren eine Liebenswürdigkeit zu erweiſen.

Fräulein Madſen erhielt einen Wink, und dann ſaßen der alte und der junge Herr bald bei einer Flaſche guten Weins, der nach einer halben Stunde die zweite folgte. Viktor Laurentius war ein guter Erzähler, kannte eine Menge von Menſchen, und Kurt Berkow fühlte ſich hier fremd und langweilte ſich.

Da war es natürlich, daß er jetzt mit Freuden die Gelegenheit ergriff, ſich ein wenig zu orientieren.

Er war an eine ſchier unverſiegliche Quelle gekommen und ſchöpfte aus ihr mit vollen Zügen. Daß ſie hin und wieder kein ganz reines Waſſer mit ſich führte, merkte er nicht.

„Alſo auf Sandberghof bei Wilder ſind Sie geweſen, Herr von Berkow, und die junge Dame dort iſt noch mit Ihnen verwandt? Eine hübſche Erſcheinung;

ich habe sie auf Kragsminde bei meiner Schwester gesehen. Und Herr Gottfried Wilder ist noch immer ein stattlicher Herr. Seine Familie gehört zu unseren ältesten Beamtenfamilien, und sein Besitz ist nicht groß, setzt ihn aber doch in die Lage, sehr behaglich leben zu können. Soviel ich hörte, hat er eine Beförderung nach dem Osten — er sollte dort Landrat werden — ausgeschlagen. Er will lieber hier bleiben. Obgleich es vielleicht gerade ihm gut täte, sich einmal andere Verhältnisse anzusehen."

„Wieso das?" fragte Kurt, als Herr von Laurentius eine Pause machte.

Dieser zuckte die Achseln.

„Er ist etwas engherzig. Im vorigen Herbst wollte ein Bekannter von mir in Rangelrup einen landwirtschaftlichen Vortrag halten. Weil er aber Däne war, durfte er nicht sprechen, sondern wurde beinahe ausgewiesen. Als ob die Politik etwas mit der Landwirtschaft, mit Molkereien und Viehfutter zu tun hätte. Dabei sind die Dänen ausgezeichnete Landwirte, und die Rangelruper Heidebauern könnten viel mehr aus ihren großen Landstrecken machen. Wie gesagt, Wilder ist engherzig; er hat keinen weiten Horizont, und die Angst vor den Dänen sitzt ihm in den Knochen, obgleich sein einer Onkel dänischer General ist und der andere bis vor kurzem dänischer Minister war. Das ist der Fluch der hiesigen Verhältnisse: die Leute wissen nicht recht, was sie erlauben, was sie verbieten sollen. Wilder ist aber wirklich ein rechtschaffener Mann und will das Beste!"

Herr von Laurentius schlürfte behaglich sein Glas Burgunder und ging dann auf andere Menschen über. Von seiner Schwester auf Kragsminde erzählte er, deren verstorbener Mann, der alte Kammerjunker, durch eine aus Gutmütigkeit geleistete Bürgschaft um sein Vermögen gekommen war, so daß aus diesem Grunde Kragsminde verfallen mußte, weil das Betriebskapital fehlte; daß er zu erzählen vergaß, daß der Kammerjunker wohl eine Bürgschaft geleistet, aber den größten Teil seines Vermögens verspielt hatte, war vielleicht begreiflich. Laurentius ging auch schnell über seine Angehörigen zum Pastor Kleinert über, den er als einen roten Rebellen darstellte. Er war nicht allein schwer bei Bau verwundet worden; später hatte er sich mit revolutionären Umtrieben abgegeben, und seine Frau Bettina, eine eingebildete Kielerin, hatte ihn in allen seinen bösen Plänen bestärkt. Ohne die Hilfe der Österreicher würde Kleinert niemals Pastor in Rangelrup geworden sein. Aber die Österreicher hatten ja damals um 1864 hier regiert und sich gefreut, wenn sie einigen Leuten einen Gefallen tun konnten. Sie waren es auch gewesen, die dem halbwegs verlorenen Sohn der Familie Mürwik, dem alten Ferdinand, eine Anstellung bei der Gensdarmerie gegeben hatten. Nun, der Gouverneur Manteuffel hatte ihn schnell genug wieder hinausgefeuert, seiner unerhörten politischen Ansichten wegen; aber eine Pension vom Staate erhielt er dennoch, und Herr Rittmeister von Mürwik wohnte in dem Heidehause, das jetzt dem jungen Baron Helmkron gehörte, und wenn irgendwo ein Kriegerfest war, dann lief er medaillengeschmückt herum, tat sich mächtig hervor, und das lebendgroße Bildnis des Herzogs von Augustenburg hing in seinem Wohnzimmer.

Herr von Laurentius wollte eine dritte Flasche nicht anstechen. Nur noch einmal ging er zu dem alten Laurentiusbild im Tanzsaal, betrachtete die hoch-

mütig-harten Züge des Vorfahren und bat um die Erlaubnis, seine Schwester und Tochter auch einmal in das Amthaus führen zu dürfen. Sie sollten ihre Meinung sagen, in welcher Größe das Bild kopiert werden dürfte.

Daß Kurt erklärte, der Frau Kammerjunker und dem Fräulein Tochter zuerst seine Aufwartung machen zu wollen und ihnen sein Haus zur Verfügung zu stellen, war ganz selbstverständlich. Herr von Laurentius hatte denn auch schon eine Einladung zu einem der nächsten Nachmittage in Bereitschaft, der Kurt mit Freuden nachzukommen versprach.

Nachdem der dänische Herr unter vielen Danksagungen gegangen war, kam es Kurt ganz besonders still in seinem alten Amthaus vor. Nachgerade war es spät am Nachmittage geworden; aber die Dämmerung ließ noch auf sich warten. War es doch Mai, und die Sonne verschwand in diesem nördlichen Lande erst nach neun Uhr abends. Der altmodische stille Garten lag noch im Sonnenschein, und auf den Korridoren und in den leeren Zimmern huschten die zitternden goldenen Strahlen. Dieselben, die auf die alten Amtleute und ihre Gefolgschaft, auf all das bunte lustige Leben der alten guten Zeit geschienen hatten.

Kurt Berkow stand noch einmal vor dem Bilde des Amtmanns von Laurentius. Dieser Urgroßvater hatte keine Ähnlichkeit mit dem redseligen, behäbigen Nachkommen; er hatte weder das breite, gemütliche Gesicht, noch seine etwas verschwommenen Augen. Hochgewachsen und schlank stand der junge Amtmann im roten Hofkleid und breiten Ordensband vor dem Beschauer, den schmalen Kopf zurückgeworfen, die blauen Augen gleichgültig in die Ferne gerichtet. Er trug sein eigenes, starkes Haar mit leichtem Puder bedeckt, und um seinen Mund lag jener selbstbewußte Zug, der so vielen Bildern damaliger Zeit eigen ist. Es waren andere Menschen, als die von heute. Wenn es ihnen gefiel, peitschten sie ihre Leibeigenen und behandelten alle bürgerlich Geborenen mit hochmütiger Verachtung. Und wenn es ihnen gefiel, dann gaben sie ihren Leibeigenen die Freiheit und opferten Geld und Gut für die, die sie liebten; mochten diese sechzehn Ahnen haben oder aus einfachem Bürgergeschlecht stammen.

Zwei Tage später fuhr Kurt Berkow nach Kragsminde. Es war ein warmer, halbbedeckter Tag. Man hatte keinen Blick in die Ferne, aber der Buchenwald am Rande der Heide prangte im frischesten Grün, und auf den Feldern schien das Korn zusehends zu wachsen. Kurt freute sich, einmal aus Hastede herauszukommen. Gestern abend hatte er einen Versuch gemacht, mit den Honoratioren der Stadt in der feinsten Weinstube zusammen zu sein, aber der Versuch war mißglückt. Sie hatten alle etwas gegeneinander, und schon nach einer Stunde waren er und der Tierarzt allein sitzen geblieben.

Ja, es war öde hier; gut, daß man Gelegenheit fand, anderswo Menschen kennen zu lernen. Kurt nahm sich vor, auch bald wieder nach Sandberghof zu fahren. War Wilder politisch kein Licht und hatte Angst vor jedem dänisch Gesinnten, dann mußte man ihm etwas das Rückgrat stärken, und er wollte doch auch seine Cousine Kläre besuchen. Die Hagenthals waren alle fixe Menschen, und wenn seine Schwestern auch die Nase darüber rümpften, daß Kläre Gouvernante geworden war, so wollte er nicht dumm sein und sie anders behandeln, als ehe-

mals. Sie war ein so netter Backfisch gewesen, und nun benahm sie sich wirklich schneidig. Er, als Landrat, wollte ihr schon beistehen, daß sie sich eine Stellung errang. Und Kurt schlug leise mit der Zunge gegen den Gaumen und ließ Kitty in langgestrecktem Trabe über die Landstraße fliegen und dann in den sandigen Heideweg einbiegen, von dem man ihm gesagt hatte, daß er in drei Viertelstunden nach Kragsminde führte. Die Gegend veränderte sich. Zwei Heidehügel schoben sich dicht zusammen und bildeten eine hohle Gasse. Als sie wieder auseinander traten, lag das Moor vor ihm. Das Moor, das so endlos weit und auch nicht ungefährlich sein sollte. Wer den Weg verfehlte und in einen der Sümpfe geriet, die hier unter Weiden und Erlengestrüpp verborgen lagen, dem konnte es übel ergehen.

Still lag das weite Moor unter dem grauen Himmel. Hier und dort schrie ein Vogel, und einmal strich eine ganze Schar Krähen über die braune Erde. Dann quakte nur ein einsamer Frosch, und in der Ferne klagte die Unke.

Kurt trieb die Kitty an. Dies Mor war ihm langweilig; er wußte auch nicht, wie er hierher gekommen war. Sein Reitknecht Peter, der ihm den Weg beschrieb, hatte nichts von einem Moor gesagt. Er hatte keine Lust verspürt, Peter mitzunehmen, nun tat es ihm fast leid. Verirren indessen konnte man sich nicht. In diesem Augenblick sprang sein Pferd zur Seite und flog dann mit dem leichten Wagen vom Wege ab und übers Moor. Und ehe Kurt recht wußte, wie ihm geschah, war er vom Wagen geschleudert und wurde, da er die Zügel festhielt, von dem durchgehenden Pferd durch allerhand Tümpel und Moorhügel geschleift. Was weiter kam, wußte er kaum; er fühlte nur, daß jemand ihm die Zügel aus den Fingern nahm, und daß eine freundliche Stimme fragte:

„Sie haben sich doch nicht sehr weh getan?"

„Gewiß nicht!" Kurt fühlte sich noch halb betäubt; aber er nahm sich krampfhaft zusammen. Er wollte keine lächerliche Figur spielen und von sich sagen lassen, daß der Landrat im Moor über Stock und Stein geflogen wäre.

„Nehmen Sie meinen Arm!" sagte dieselbe freundliche Stimme. „Und lassen Sie uns ein wenig auf diesem Stein ausruhen."

Nach einigen Minuten konnte sich Kurt wieder umsehen.

Er saß auf einem breiten, moosbewachsenen Stein; um ihn herum lagen Moor und Heide, Kitty schnoberte an einigen saftig grünen Grashalmen, und neben ihm saß ein langgewachsener Mann, der ihn mit gutmütigem Lächeln betrachtete. Er trug einen breitrandigen Strohhut, unter dem ein scharfgeschnittenes, aber noch jugendliches Gesicht hervorblickte; gänzlich bartlos und mit einem Paar kluger Augen.

„Es ist alles wieder in Ordnung," fuhr der Fremde fort. „Sönke Sönksen hat eben Ihr Pferd eingefangen, und am Wagen und Lederzeug ist nichts verdorben. Aber Sie sind schmutzig geworden, und Ihr Rock ist etwas aus dem Leim gegangen. Wir müssen uns doch wohl nach Sönkes Hütte begeben, um Sie wieder schön zu machen."

Kurt murmelte einige Dankesworte, und dann stellte er sich vor.

„von Berkow, kommissarischer Landrat!"

„Ich dachte es mir ſchon," erwiderte der Fremde. „Sie kamen mir gleich ſo landrätlich vor, und dann auch wieder unbekannt in dieſer Gegend. Der Weg, den Sie kamen, iſt nicht zum Fahren geeignet, höchſtens für Torfwagen, vor die ſich die Menſchen ſelbſt ſpannen."

„Mein Pferd ſcheute!" warf Kurt ein. „Am Wege muß etwas Sonderbares geweſen ſein."

Und wie er ſprach, kam ihm die Erinnerung an einen grauen Schatten, der geſpenſtiſch die Arme erhoben und Kitty erſchreckt hatte.

Der Fremde nahm jetzt ſeinen Hut vom Kopf und verbeugte ſich.

„Auch ich möchte meinen Namen nennen. Ich heiße David Riſſom und bin Adjunkt bei Paſtor Kleinert in Rangelrup. Nun alſo haben wir der geſellſchaftlichen Form genügt, und ich darf Sie wohl auffordern, mit mir zu Sönkes Kate zu gehen, damit wir Sie etwas reparieren können."

Schweigend ging Kurt neben dem Theologen her. Er fühlte ſich nicht ſehr behaglich, ſeine Glieder ſchmerzten ihn; und er hatte außerdem die unangenehme Empfindung, jemandem zu Dank verpflichtet zu ſein, dem er ſich fern zu halten wünſchte. Mit Paſtor Kleinert, dem ehemaligen Rebellen, wollte er möglichſt wenig zu tun haben, und ebenſowenig mit ſeinem Adjunkten, der wahrſcheinlich auch politiſche Anſichten hatte, die der kommiſſariſche Landrat nicht billigen konnte. David Riſſom ſprach auch nicht weiter. Vielleicht hatte er eine Antwort von Berkow erwartet; als ſie ausblieb, ſchien er ſich zu tröſten. Aufmerkſam betrachtete er das Moor, auf dem hier und dort Torfhügel ſtanden, pflückte gelegentlich einen Pflanzenſtengel oder bohrte mit ſeinem Stock in den weichen Erdboden.

Kitty folgte langſam mit dem Wagen. Ein alter, grauer Mann führte ſie am Zügel und ſprach hin und wieder ein Wort mit ihr. Aber ſie war doch noch unruhig; und als hinter Torfhaufen und Weidenbüſchen ein verfallenes Häuschen auftauchte, da wieherte ſie gellend auf und warf den ſchlanken Kopf hin und her. Bald aber war ſie doch an einem hellgrünenden Weidenbaum feſtgebunden und trank Waſſer aus einem ihr vorgehaltenen Eimer; ließ ſich auch von Sönke mit einem dicken Tuch die Moorſpritzen von Beinen und Rücken reiben, während Berkow im Innern der Hütte ſeinen zerriſſenen Rock betrachtete, der es ihm allerdings unmöglich machte, heute auf Kragsminde zu erſcheinen.

Er war ſo verſtimmt, daß er David Riſſom kaum ſeiner Beachtung würdigte. Obgleich dieſer junge Herr ihm Waſſer zum Waſchen holte und ihm auch ſonſt zu helfen verſuchte. Aber Berkow hatte ſich auf Kragsminde und den angenehmen Herrn von Laurentius gefreut. Nun fuhr er nach einer Stunde unverrichteter Sache nach Haus, und neben ſeinem Wagen her ging Sönke Sönkſen, der ihn auf den richtigen Weg führen ſollte.

Mit ſeinem verwitterten Geſicht und den grauen, ſtruppigen Haaren hätte er einen Gnom des Moores darſtellen können. Aber ſeine Füße liefen flink, und ſeine Augen funkelten ſcharf unter den buſchigen Brauen hervor. Bis er endlich ſtill ſtand und die Weggabel zeigte, wo die Heideſahrſtraße ſich zur Chauſſee abzweigte.

Berkow warf ihm einen Taler auf den Weg, murmelte ein unverſtändliches Dankeswort und ließ ſeine Kitty austraben. Nach ſeiner Heimkehr lag er den

ganzen langen Nachmittag auf seinem Sofa und ärgerte sich über die ganze Welt. Aber er schlief nach einer Weile ein und wachte dann mit einem Schreck auf. Es war ihm gerade so gewesen, als stände ein grauer Schatten neben ihm und ein Paar funkelnder Augen lachten ihn höhnisch an.

Doch wie er zu sich kam, war sein Zimmer leer, und nur ein rotgoldener Sonnenstrahl hatte seinen Weg hineingefunden. Draußen rauschten die jungen Ulmenblätter, und vom Garten her gurrten die wilden Tauben.

Müde schloß Berkow die Augen. Morgen wollte er ganz sicher nach Kragsminde fahren.

7.

Am Trinitatissonntage hielt der Kandidat David Rissom seine dritte Predigt in der Kirche zu Rangelrup. Nachdem er am Pfingstmontage und am Himmelfahrtstage schon zweimal der Gemeinde Gottes Wort verkündigt und Frau Bettina Kleinert mit einiger Genugtuung bemerkt hatte, daß die Bauern von Rangelrup an den zwei letztgenannten Feiertagen nur in kleiner Schar zur Kirche gekommen waren. Denn obgleich sie Herrn Rissom das Beste gönnte und ihn schon halb und halb als Neffen betrachtete, hatte sie natürlich doch den Wunsch, er möge ihrem Manne die Zuhörer nicht rauben. Daß der Himmelfahrtstag und Pfingstmontag Feste waren, an denen die Kirche leer zu sein pflegt, beachtete sie nicht oder wollte es nicht wissen, und obgleich sie sich fest vorgenommen hatte, niemals mit Riekchen anders als lobend über den Adjunkten zu sprechen, so mußte sie ihr doch sagen:

„Herr Rissom predigt ja nicht schlecht, aber er hat gar keinen schönen Vortrag."

Auf diese Bemerkung erwiderte Riekchen kein Wort. In den sechs Wochen ihres Aufenthaltes im Pastorat war sie überhaupt ein wenig stiller geworden. Nicht so viel, daß Onkel und Tante dies bemerkt hätten, wie denn Hausgenossen am wenigsten eine flüchtige Veränderung der Nächsten spüren. Und dann kannte das Pastorenehepaar Riekchen ja auch nur seit kurzer Zeit. — Nur Kläre, die öfters ins Pastorat kam, um mit der neuen Freundin ein Stündchen spazieren zu gehen, fiel es wohl auf, daß Riekchen viel nachdenklicher geworden war, wie in der ersten Zeit ihrer Bekanntschaft. Aber auch sie hatte allerhand Dinge, die ihr durch den Kopf gingen, und wenn Riekchen nicht mehr so munter war, wie zu allererst, so kam es wahrscheinlich daher, weil sie sich doch noch einwohnen mußte. Geradeso wie über Kläre oft ein wunderlich bedrückendes Gefühl kam, das sie mit dem Namen Heimweh belegte, und das sie manchmal wehmütig stimmte.

Heute nun saß sie mit Dodo und Tina in der Kirche und sang: „O, heiliger Geist, kehr bei uns ein!"

Die Sonne schien durch die kleinen, in Blei gefaßten Fensterscheiben der Kirche auf den kunstlos geschnitzten Altar, auf die große Bibel, die mitten darauf lag. Neben Kläre im Stuhl saß Riekchen, die mit leiser Stimme den Gesang mitsang, und hinter ihr kamen die Reihen von alten und jungen Frauen. Denn hier in Rangelrup herrschte strenge Trennung der Geschlechter, und deshalb

ſaß Hardesvogt Wilder auf der anderen Seite des Ganges, in der erſten Reihe der Männer.

Die Sonne glitt gerade über ſein kurz geſchorenes Haar, als Kläre ihn unbemerkt von der Seite betrachtete. Es war ſonderbar, aber im Hauſe ſah ſie ihn ſo ſelten. Bei den Mahlzeiten ſaß er wohl oben am Tiſch und richtete gelegentlich ein freundliches Wort an die junge Hausgenoſſin; meiſtens aber nahm ihn ſeine Mutter ganz in Beſchlag, oder er ſprach mit den Töchtern. Kläre würde es unbeſcheiden gefunden haben, ſich in die Unterhaltung zu miſchen, die meiſtens von ihr unbekannten Dingen handelte, und nach den Mahlzeiten zog ſich Herr Wilder in ſeine Zimmer zurück. Er hatte immer viel zu tun; manchmal dachte Kläre, daß er mehr arbeitete, als er nötig hätte.

Heute nun ſaß er regungslos, das Geſangbuch vor ſich, und blickte ſich mit klaren Augen in der Kirche um. Er hatte ein ſo hübſches, ernſthaftes Geſicht, das in der Ruhe noch anziehender war, als wenn es gelegentlich in der Unterhaltung einen etwas ironiſchen Zug annahm.

Von der Orgel klingelte es ſchrill, als Zeichen für den Prediger, daß der Geſang zu Ende ging; dann ſtand die lange Geſtalt David Riſſoms auf der Kanzel. Kläre hatte den Adjunkten noch nicht geſehen und auch kaum an ihn gedacht; Riekchen ſprach nicht von ihm, und Pfingſtmontag und Himmelfahrt war von Sandberghof niemand in der Kirche geweſen.

Nun hob ſie doch die Augen zu dem ſcharfgeſchnittenen Geſicht über ſich und horchte auf eine junge, freundliche Stimme. David Riſſom ſprach auf der Kanzel, wie er im täglichen Leben ſprach; ohne das ſtarke Pathos, dem auch der gute Paſtor Kleinert nicht entgangen war. —

War der Adjunkt eigentlich ein guter Redner? Kläre atmete plötzlich auf, rückte auf ihrem Sitz und räuſperte ſich ein wenig. Wie faſt alle taten, die der Predigt zugehört hatten, und denen über dem Zuhören ſogar der tiefe Klang der die elfte Stunde kündenden Glocke entgangen war.

„Ungeheuer einfach, aber ſehr nett!“ ſagte der Hardesvogt. Der Gottesdienſt war zu Ende, und er traf mit Frau Bettina, Riekchen und mit Kläre in der Kirchtür zuſammen.

„Der Adjunkt muß noch viel lernen!“ entgegnete die Paſtorin mit Zurückhaltung.

„Das iſt ſchon möglich; aber ich werde ihn doch mit Vergnügen einmal wieder hören!“ antwortete Wilder. Dann ſah er in Frau Bettinas leicht gerötetes Geſicht und lächelte ihr gutmütig zu.

„Junges Volk muß eben auch zu Wort kommen, Frau Paſtorin; und wenn Ihr Mann den Kandidaten auf den richtigen Weg leitet, kann etwas Gutes aus ihm werden.“

Aber Kleinert, der jetzt zu der kleinen Gruppe trat, rückte ernſthaft an ſeiner Perücke.

„Der kann mehr, als ich jemals gekonnt habe, Herr Hardesvogt. Und ich freue mich für die Rangelruper; denn mit mir mußten ſie viel Geduld haben.“

Riekchen ſagte gar nichts. Sie faßte nur Kläre an die Hand und ging mit ihr ein wenig abſeits, auf den Kirchhof an die Gräberreihen, wo die Kirchgänger ſtanden und vielleicht an die hier ſchlummernden Toten, vielleicht auch nur an ihre Sonntagsſuppe dachten.

„Iſt er nicht herrlich?“ fragte ſie leiſe. Ihre Augen leuchteten, und ihre Stimme zitterte. Doch ehe Kläre antworten konnte, kam ein Schritt hinter ihnen her.

„Endlich ſehe ich Sie einmal wieder, Fräulein Riekchen; dreimal ſchon bin ich im Paſtorat geweſen, um mich nach Ihrem Befinden zu erkundigen; aber Sie waren niemals da.“

„Einmal hatten wir Waſchtag, Herr von Helmkron,“ erwiderte Riekchen, „und einmal mußte ich Weißbrot backen. Tante Bettina mag den Hausſtand nicht mehr allein beſorgen.“

Sie ſprach freundlich, aber ſehr gleichgültig, und als ſich Axel Helmkron nun vor Kläre verbeugte und darum bat, vorgeſtellt zu werden, erfüllte ſie dieſen Wunſch mit mehr Gewandtheit, als man vielleicht von ihr erwartet hätte.

Herr von Helmkron ging dann plaudernd neben den zwei jungen Mädchen her. Er wohnte noch immer in Rangelrup und wollte vorläufig ſeinen Aufenthalt nicht verändern; aber er hatte allerhand Geſchäftsreiſen zu erledigen gehabt und war bis jetzt nicht dazu gekommen, auf Sandberghof ſeine Aufwartung zu machen.

„Ich unterhandle nämlich mit der Regierung wegen Verkaufs einiger Heideländereien,“ berichtete er. „Aber die Herrſchaften wollen mir nur ein Spottgeld dafür geben. Dann behalte ich ſie lieber.“

Kläre hatte ſchon viel von Axel Helmkron gehört. Wenn Onkel Ferdinand Mürwik nach Sandberghof kam, ſprach er immer von ihm; daß er ihn öfters im Heidehauſe beſucht habe und ſehr nett geweſen ſei. Er wollte den alten Herrn auch nicht aus ſeiner Wohnung vertreiben, obgleich es natürlich gemütlicher für ihn ſein würde, im eigenen Hauſe, anſtatt bei Guſtav Ebſen in Rangelrup zu wohnen.

„Rieſig anſtändiger Kerl!“ lobte ihn der Rittmeiſter. „Und obgleich er däniſcher Leutnant war, hat er nichts geſagt, als er Friedrich den Achten über meinem Sofa und dahinter die ſchleswig-holſteiniſche Fahne hängen ſah. Den Herzog von Auguſtenburg nenne ich immer Friedrich den Achten, Fränlein von Hagenthal, obgleich Ihr Bismarck ihn um ſein gutes Recht gebracht hat. Nun, nehmen Sie's nicht übel. Sie ſelbſt ſind unſchuldig, und auch der kleine Däne iſt ein durchaus patentes Menſchenkind!“

Die letztere Bezeichnung paßte gut für den jungen Herrn, der ſeinen Begleiterinnen viel zu erzählen wußte und ſo unbefangen war, als befände er ſich unter alten Bekannten.

„Ob es wohl auf Sandberghof paſſen würde, wenn ich heute nachmittag meinen Beſuch machte?“ fragte er. „Die Sonntagnachmittage haben für einen Junggeſellen die böſeſten Stunden.“

Ehe Kläre antworten konnte, kam der Hardesvogt den Kirchweg herunter, redete Axel ſehr artig an und lud ihn ein, am heutigen Nachmittag zum Kaffee zu kommen und zum Abendbrot zu bleiben.

Digitized by Google

„Paſtors kommen auch!“ ſetzte er hinzu. „Ich hoffe, auch Sie, Fräulein Riekchen, werden uns die Freude ihrer Anweſenheit machen.“

Der junge Herr ſagte mit großer Lebhaftigkeit zu, und Riekchen verſicherte, daß ſie gern kommen würde.

Dann zögerte ſie plötzlich.

„Vielleicht muß ich doch zu Haus bleiben,“ ſagte ſie ſtockend. „Wenn Herr Riſſom nun Amtsgeſchäfte hat und nachher Kaffee trinken will —“

„Den erhält er bei uns,“ verſicherte Wilder. „Ich habe den Herrn Adjunkten natürlich auch eingeladen.“

„Es mußte einmal ſein!“ ſagte er nachher zu Kläre, als beide gemeinſam mit den Kindern den Landweg von Rangelrup nach Sandberghof heimwärts wanderten. An den Sonntagen ſchonte Wilder gern Knechte und Pferde; außerdem ging man kaum eine halbe Stunde. Aber Kläre war noch kein einzigesmal mit ihrem Hausherrn an einem kühlfriſchen Sonntagmorgen zwiſchen blühenden Hecken gegangen, und ſie empfand plötzlich eine Freude, die ſie ſich ſelbſt nicht erklären konnte.

„Es iſt doch ſehr angenehm, am Sonntagnachmittag Gäſte zu haben, Herr Hardesvogt. Ihre Frau Muter liebt es; und die letzten Sonntage kam nur Herr von Mürwik.“

„Nun ja —“ Wilder nahm den ſchwarzen Hut vom Kopf und ſuchte damit einen bunten Schmetterling zu fangen; „Mama hat gern, wenn die Kammerjunkerin von Kragsminde kommt und ihr Neuigkeiten berichtet. Aber ſie iſt bekanntlich ausgeblieben, was wohl ſeinen Grund in Herrn von Laurentius hat, dem es wahrſcheinlich nicht ſo ganz angenehm iſt, bei einem königlich preußiſchen Hardesvogt das Brot zu brechen.“

„Iſt Herr von Laurentius eigentlich ein gefährlicher Mann?“ fragte Kläre.

„Er iſt unbequem, Fräulein von Hagenthal. Wenn ich der Landrat wäre, würde ich ihn bitten, in Dänemark zu bleiben und Schleswig-Holſtein mit ſeinen Beſuchen zu verſchonen; aber Herr von Berkow hat ihn ſchon zweimal zu Tiſch eingeladen und iſt gewiß mehr als viermal auf Kragsminde geweſen.“

„Kurt Berkow?“ Kläre war ſo überraſcht, daß ſie ſtehen blieb und Wilder anblickte.

Dieſer hatte die Schmetterlingsjagd aufgegeben und den Hut von neuem aufgeſetzt.

„Kurt Berkow,“ wiederholte er. „Ich weiß, daß er Ihr Vetter iſt und daß er Ihnen ſeinen Beſuch angekündigt hat. Bis jetzt iſt er nicht erſchienen, und wir müſſen uns tröſten. Sollte er einmal kommen, ſo würde es mir angenehm ſein, Sie ſagten ihm ein leiſes Warnungswort. Wenn man den däniſchen Unruheſtiftern einen Finger reicht, nehmen ſie die ganze Hand. Und unſere Verhältniſſe ſind noch nicht gefeſtigt genug, daß wir viel Unruhe vertragen können.“

Kläre hörte nachdenklich auf ſeine Stimme. Eine leiſe Sorge klang in ihr, die ſie nicht recht begreifen konnte. Dies Land machte einen ſo ſtillen Eindruck;

alle Menſchen ſchienen ruhig und gemütlich zu ſein; warum ſich alſo mit Gedanken quälen, die eigentlich keinen Grund hatten? Dann aber freute ſie ſich wieder, daß Wilder ſo mit ihr ſprach, und ihr Herz begann ſchneller zu ſchlagen.

Die Kinder waren vorweg gelaufen und kehrten jetzt mit Glasog zurück, der in einem neuen Livreerock ſehr anſtändig ausſah.

„Warum wareſt Du nicht in der Kirche, Glasog?“ fragte Dodo. „Der neue Paſtor hat fein gepredigt und hübſche Geſchichten erzählt. Du kommſt in die Hölle, wenn Du Sonntags nicht in die Kirche gehſt. Bothilde ſagt es auch.“

Bothilde, die jetzt hinter Wilder und Kläre herkam, machte eine abwehrende Bewegung.

„Dodo, Du mußt nicht lügen. Wenn Herr Muhl nicht in die Kirche geht, ſo iſt das ſeine Sache.“

„Nu natürlicherweiſe!“ brummte Glasog. „Und wenn einer ſo gegen die Dänens gekämpft hat, wie unſereins, denn kommt man nicht ſo leichtemang in der Hölle.“

Er wandte ſich dem Hardesvogt zu, der dieſe Unterhaltung nicht beachtet hatte.

„Heut war Riß von Kragsminde hier, und Frau Kammerjunkerin ließ ſagen, ſie und ihre Verwandtſchaft kämen heut nachmittag zum Kaffee und Abendbrot, und Frau Etatsrätin hat ſagen laſſen, daß ſie ſich furchtbar freuen tät!“

Bothilde tat einen kleinen Schrei.

„Oha! Wie viele Perſonen kriege ich dann zum Abendbrot? Herr Hardesvogt hat auch einen ganzen Berg eingeladen!“

„Nur fünf!“ ſagte dieſer lachend. „Faſſen Sie ſich, Bothilde, und laſſen Sie ſich von Glasog ein halbes Dutzend Kücken abſtechen. Er tut es Ihnen gern zu Gefallen!“

Aber er war doch hinterher ſeiner Mutter gegenüber etwas befangen.

„Ja, Mama, ich ahnte nicht, daß die Laurentiuſſe uns heute mit ihrem Beſuch beehren wollten, und wir mußten uns doch einmal um Kleinerts, um den Adjunkten und das niedliche kleine Riekchen bekümmern. Heute in der Kirche fiel es mir ein, und da habe ich meine Abſicht gleich ausgeführt.“

Die Etatsrätin lächelte etwas ſüßſäuerlich.

„Gegen Kleinerts haben wir keine Verpflichtungen, ſie waren noch Oſtern bei uns; der Adjunkt hat noch nicht einmal ſeinen Antrittsbeſuch gemacht, und was das niedliche kleine Riekchen betrifft, ſo habe ich Fräulein von Hagenthal gebeten, ſie zum Tee mitzubringen, wenn ſie nur wollte. Sie hat aber noch keine Zeit gehabt; die Paſtorin gibt ihr wohl viele häusliche Arbeiten.“

„Den kleinen Helmkron habe ich nun auch ohne Antrittsbeſuch eingeladen,“ beichtete der Hardesvogt weiter. „Er wollte ihn heute nachmittag machen, und da forderte ich ihn auf, gleich ungezwungen zu kommen.“

„Das war ſehr richtig, Gottfried.“ Die Miene der alten Dame hellte ſich auf. „Onkel Ferdinand iſt eingenommen von ihm, und er ſcheint wirklich eine angenehme Perſönlichkeit zu ſein. Ich freue mich auf ſeine Bekanntſchaft.“

Kläre freute ſich nicht beſonders auf dieſen Nachmittag und den angeſagten Beſuch. Mit Kleinerts und Riekchen zuſammen Kaffee zu trinken, wäre ihr eine angenehme Abwechſlung geweſen, aber von Philippa Laurentius hatte ſie an einem Sehen genug; ſie verlangte nicht nach einem abermaligen Zuſammentreffen. Niemand aber fragte natürlich nach ihren Empfindungen, und als ſie nach dem frühen Mittageſſen auf ein Stündchen in den Garten ging, wünſchte ſie heimlich, hier bleiben und ſich gar nicht zeigen zu dürfen.

Der Garten auf Sandberghof hatte keine beſonderen Schönheiten an ſich. Er hatte glatte, grüne Raſen, einige alte Bäume und einige Roſengebüſche, die ſich jetzt allmählich mit Knoſpen bedeckten. Und dann gab es einen etwas erhöhten Platz in ihm, von dem man durch eine Waldlichtung auf die in der Ferne liegende Heide blicken konnte. Jene Heide, die Kläre immer von neuem mit ihrem geheimnisvollen Reiz anzog. Auch heute ſtand ſie lange und blickte über das welleniförmige Land, und es tat ihr leid, daß der Weg dorthin doch weit war und daß Glasog ihr geſagt hatte, ſie ſollte man lieber allein ſich nicht allzuweit vom Hofe wagen. Früher, in alten Zeiten, hätte jede feine Dame allein meilenweit über Land gehen können; aber heutzutage — er zuckte die Achſeln und kaute an ſeinem Priem.

Als Kläre an ihn dachte, trug ihr der Wind lautes Jammergeſchrei aus dem Hühnerſtall zu. Dort wurde an dieſem Sonntag zu Ehren der vielen Gäſte ein Blutbad angerichtet, und eine Schar luſtiger Hähnchen, die heute morgen noch nach Herzensluſt gekräht und geſcharrt hatten, brieten heute abend ſchon in der Pfanne.

Kläre hatte ſich geſetzt und ſah träumeriſch vor ſich hin. An den zwei letztvergangenen Sonntagen hatte ſie Heimweh gehabt, nach dem großen Berlin und ſeinem Leben, nach Vater und Mutter und der jüngeren, ewig redſeligen Schweſter. Heute kam es ihr vor, als könnte ihr die Welt nicht ſtill genug werden, die ſonnige, träumeriſche Welt hier oben in dem Lande von Moor und Heide.

„Ich dachte mir ſchon, daß Sie hier im Garten wären, Fräulein von Hagenthal," flüſterte es neben ihr, und als Kläre ſich mit einem leiſen Ruf umwandte, ſaß das alte Fräulein Bruhn an ihrer Seite und betrachtete ſie mit verliebten Augen.

„Wir ſind eben angekommen," fuhr ſie fort, „und ich ſuchte gleich nach Ihnen und dachte mir, daß Sie hier im Garten wären. Früher habe ich auch wohl im Freien unter Bäumen geſeſſen und weit in die Ferne geblickt. Aber das iſt lange, lange her, und für jemand, die in Stellung iſt, iſt es Zeitverſchwendung."

In einem grasgrünen Kleide und einem gelben Kapotthut machte die alte Geſellſchafterin einen grotesken Eindruck. Kläre wollte mit einigen Worten aufſtehen, um davonzugehen; aber Bruhn hielt ſie feſt.

„Ach bitte, bleiben Sie noch einen Augenblick," bat ſie. „Weshalb fliehen Sie mich? Ich habe doch niemanden, mit dem ich mich einmal ausſprechen könnte; nun kommen Sie und ſind meinesgleichen, und Sie wollen nichts von mir wiſſen."

„Ich muß ſehen, daß die Gäſte Kaffee bekommen," wandte Kläre ein.

„Ach, dafür sorgt Bothilde; und wenn Herr Viktor und seine schöne Tochter einen Augenblick warten müssen, dann schadet es nichts. Sie denken auch nicht an Kaffee und Kuchen. Philippa hofft, Herrn Axel von Helmkron hier zu sehen und wieder einzufangen, und Herr Viktor hofft, daß der Landrat herkommt, damit er ihm Sand in die Augen streuen kann. Das ist auch einer von den dummen Männern, Fräulein von Hagenthal. Der glaubt, was ihm eingeblasen wird; besonders wenn Philippa dabeisteht und ein wenig lächelt. Aber sie lächelt nicht viel. Sie denkt an Axel Helmkron und ärgert sich, und Herr Viktor ärgert sich auch. Denn das konnten sie beide nicht wissen, daß der kleine Leutnant über Nacht ein reicher Mann wurde. Einer mit Gütern und Schlössern, gerade in dem Monat, da Philippa ihm geschrieben hatte, sie liebte ihn nicht mehr. Nachdem sie zwei Jahre mit ihm verlobt gewesen war."

Höhnisch lachte Fräulein Bruhn vor sich hin und strich an ihrem grellfarbenen Kleide herum. Dann drückte sie Kläres Hand in der ihren.

„Sie machen so erstaunte Augen, Fräulein von Hagenthal. Ja, in Ihrem Alter wußte ich auch noch nicht, daß es Untreue und kalte Herzen geben könnte. Damals, als Viktor von Laurentius mich oft geküßt und ein nettes kleines Mädchen genannt hat. Aber er heiratete dann doch eine Gräfin, wenn sie auch nicht mehr hatte als ich. Die Männer sind schlecht!" Fräulein Bruhn schluchzte, trocknete aber bald ihre Tränen.

„Ach, ich will Ihnen nichts weiter sagen, Sie werden ja schon blaß. Aber soviel ist gewiß: wenn man in Stellung ist, hat man es nicht immer leicht, und niemand hat Lust, einen zu heiraten."

Dodos schrille Stimme schrie in den höchsten Tönen durch den Garten nach Tante Kläre, und sie stand eilfertig auf, obgleich sie sich mit einiger Beschämung gestehen mußte, daß sie Bruhns Enthüllungen nicht ungern weiter gehört hätte.

Riekchen kam ihr schon aus dem Hause entgegen.

„Wir sind alle da!" sagte sie fröhlich. „Und Frau Etatsrätin hat schon dreimal nach Dir gefragt. Ich glaube, sie kann schon gar nicht mehr ohne Dich sein."

Kläre und Riekchen hatten sich schon auf ihrem ersten Spaziergange du genannt. Wer Riekchen gern hatte, der mußte sie du nennen; es ging kaum anders. Sie hatte heute nachmittag nicht mehr den schwärmerischen Ausdruck vom Morgen. Heiter und unbefangen plauderte sie mit Kläre, und auch dem alten Fräulein von Bruhn kam sie in ihrer harmlosen Art entgegen, drückte ihr die Hand und erzählte ihr von allen Erlebnissen im Pastorat und in ihrem früheren Leben. Gerade, als hätte sie die Bruhn immer gekannt, und wüßte ganz genau, daß diese arme, im Schatten des Lebens vertrocknete Menschenpflanze in Wirklichkeit nicht so grotesk und lächerlich war, wie sie erschien.

An diesem Nachmittage ging es lebhaft her in dem sonst so stillen Wohnzimmer auf Sandberghof. Die Kammerjunkerin und ihr Bruder überboten sich in lustigen kleinen Geschichten, über die sogar Frau Bettina lächeln mußte, obgleich sie sich zuerst nicht wenig entsetzt hatte, als Frau Krag mit ihrem Anhang plötzlich vorgefahren war. Wußten doch die Kleinerts ganz genau, daß man auf Krags-

minde den Abgang des däniſchen Paſtors noch nicht verſchmerzt und daß Frau Krag in Wort und Tat verſucht hatte, Kleinert wieder aus Rangelrup wegzubringen.

Der Paſtor machte ſich nicht viel aus dieſen Umtrieben; er ſetzte ſeine Perücke gerade und ging ruhig ſeinen Weg weiter. Aber Frauen können nicht ſo ſchnell vergeſſen wie die Männer, und deshalb war Frau Bettina immer leicht gereizt, wenn ſie die Kammerjunkerin ſah.

Aber heute ging alles gut. Bothilde hatte einen vorzüglichen Kaffee bereitet, der allen ebenſogut mundete, wie der dazu gereichte Kuchen; in die offen ſtehenden Fenſter des Wohnzimmers kam die warme Juniluft, und in den großen Blumenſchalen duſteten weiße und lila Fliederbüſche. Da vergaßen die Menſchen die leidige Politik, oder taten wenigſtens ſo, als vergäßen ſie allen Streit; und als Herr Viktor von Laurentius Frau Bettina erzählte, wie auch er in Kiel ſtudiert habe, und ſie nach allen möglichen Dingen fragte, wurde die Paſtorin gerührt und begann von ihrer Jugend zu berichten.

Auch Philippa war heute nicht ſo abweiſend wie neulich. Nachdem ſie ſich etwas herablaſſend mit der Paſtorin unterhalten hatte, forderte ſie Riekchen und Kläre auf, ihr den Garten zu zeigen. Als die drei jungen Damen dann aber auf die Hausflur traten, kamen gerade zwei junge Herren von draußen herein. Es waren der Adjunkt, David Riſſom, und Herr von Helmkron.

Der Hardesvogt, der ſie hatte kommen ſehen, ging ihnen entgegen, begrüßte ſie freundlich und nötigte ſie dann ins Zimmer, um ſie ſeiner Mutter vorzuſtellen.

Unterdeſſen konnte Kläre nicht umhin, einen raſchen Blick auf Philippa zu werfen. Sie und Axel hatten ſich einen Augenblick ſtarr in die Augen geſehen; dann machte Fräulein von Laurentius eine Bewegung, als wollte ſie ihn anreden; er aber trat zur Seite und folgte dem Hardesvogt ins Wohnzimmer. Und ehe Kläre weiter beobachten konnte, fuhr ein eleganter Einſpänner vors Haus, und Glasog meldete mit Stentorſtimme, daß Herr Landrat von Berkow ſeine Aufwartung zu machen wünſchte.

Es war ein lebhafter Nachmittag, wie ihn Kläre noch nicht auf Sandberghof erlebt hatte, und ſie unterhielt ſich gut. Schließlich war ſie doch auch jung und hatte Freude an der Unterhaltung mit jungen, lebhaften Herren. Sie waren alle drei in ihrer Art nett; beſonders der gute Kurt, der ſie faſt zärtlich begrüßte und ihr gegenüber einen verwandtſchaftlichen Ton anſchlug. Er wäre ſchon längſt gekommen und hätte ſich nach ſeiner Couſine umgeſehen; aber ſolch ein armer Landrat hätte viel zu tun, noch dazu in ganz fremdartigen Verhältniſſen. Dieſe ſteifnackigen Schleswig-Holſteiner! Manchmal wäre es beinahe unfaßlich, wie bedachtſam und ſchwerfällig ſie waren.

„Du verkehrſt lieber auf Kragsminde bei den Dänen!“ ſagte Kläre etwas ſpöttiſch.

Sie und ihr Vetter gingen miteinander um den großen Raſen im Garten, während die andere Jugend zuſammenſtand und ein Ringſpiel betrachtete, daß die Kinder herbeigetragen hatten.

Kurt machte ein erstauntes Gesicht, aber er wußte sich gleich zu helfen.

„Allerdings bin ich bereits einigemal auf Kragsminde gewesen. Herr von Laurentius ist für mich schon aus dem Grunde eine wertvolle Bekanntschaft, weil er die hiesigen Verhältnisse sehr genau kennt und mir Fingerzeige geben kann. Das Oberhaupt des Kreises muß überhaupt mit allen Eingesessenen verkehren können, unbeschadet ihrer politischen Gesinnung, und ein königlich preußischer Beamter hat natürlich keine Angst vor ein paar Dänen. Wenigstens wir nicht aus den alten Provinzen."

Philippa kam ihm jetzt nachgegangen.

„Wollen Sie mit mir Reisen spielen, Herr von Berkow? Es soll hier auch ein Croquetspiel geben, aber es wird noch gesucht."

Kurt verbeugte sich.

„Mit Ihnen, mein gnädiges Fräulein, spiele ich alles. Auch Blindekuh und andere kindliche Spiele."

Und in sein sorglos-fröhliches Gesicht trat ein etwas gespannter Zug, daß Kläre ihn mit einem ernsthaften Blick betrachtete. Er kam ihr doch anders vor, wie ehemals. Und sie sah zu Philippa hinüber, die ein weißes Kleid mit weißen Schleifen trug, und mit ihren goldroten Haaren und dem weißen, zarten Gesicht wie eine fremdartige, schöne Blume erschien.

Sie hätte die zwei Menschen gern noch weiter beobachtet; dazu aber fehlte Zeit und Gelegenheit. Der Kandidat Rissom verwickelte sie in ein lebhaftes Gespräch über das hiesige Land und seine Bewohner, und an ihrer anderen Seite ging Riekchen und horchte auf das, was der Kandidat sagte.

Er war nett und gescheit und hatte gute Manieren. Dazu ein freundliches Gesicht und so klare Augen, daß Kläre gern hineinsah. Er würde gut zu Riekchen passen und gewiß später ihre Liebe erwidern. Denn daß die kleine Freundin ihr Herz an Herrn Rissom verloren hatte, wußte Kläre seit heute morgen, merkte es auch jetzt wieder und wunderte sich halbwegs darüber, daß die Liebe manchmal so passend kommen konnte. Denn es war doch sicherlich auch für den Kandidaten das beste, sich mit Pastor Kleinerts Nichte zu verloben.

Axel Helmkron wurde unterdessen vom Hardesvogt in Beschlag genommen, zu dem sich später Onkel Ferdinand Mürwik gesellte. Beiden Herren war der junge, reiche Grundbesitzer eine beachtenswerte Persönlichkeit, dem man Ratschläge und Winke geben konnte, ebenso wie es auch für ihn vorteilhaft war, sich mit den hier Angesessenen auf freundlichen Fuß zu stellen.

Der junge Baron war sehr liebenswürdig, hörte auf alles, was ihm die Herren auseinandersetzten, und versicherte einmal übers andere, daß er alles tun werde, was ihm geraten würde.

Onkel Ferdinand war wieder von ihm ganz entzückt.

„Es ist ewig schade, daß Sie in Dänemark geboren sind, junger Mann!" sagte er endlich. „Sie verdienten, ein Schleswig-Holsteiner zu sein!"

Gottfried Wilder warf seinem Onkel einen verweisenden Blick zu; aber Axel Helmkron lachte nur.

Digitized by Google

„Sie ſind ſehr gütig, Herr Rittmeiſter, und ich betrachte Ihre Worte als ein Kompliment, obgleich ich glaube, daß es auch hier ſchlechte Menſchen gibt.“

„Wer in Dänemark geboren iſt, iſt ſtolz darauf, unterm Danebrog zu leben und zu ſterben!“ ſagte Philippa.

Sie ſtand plötzlich neben Axel und ſah ihn mit wunderlich flimmernden Augen an.

Er verbeugte ſich artig.

„Ganz gewiß, gnädiges Fräulein. Auch ich bin ſtolz darauf, ein Däne zu ſein, obwohl ich meinen vorhin ausgeſprochenen Satz allerdings dahin abändern möchte, daß es auch in Dänemark falſche und herzloſe Menſchen gibt.“

„Halunken gibt's überall auf der Welt!“ rief Herr von Mürwik.

„Und Teufel im Gewande der Engel!“ ſetzte Axel lächelnd hinzu.

Dann machte er eine Verbeugung vor Philippa und ging auf die Etatsrätin zu, die jetzt in den Garten kam und mit erleichtertem Lächeln konſtatierte, daß ſich die Geſellſchaft trotz aller inneren Gegenſätze gut zu unterhalten ſchien.

8.

Dies war ſicherlich auch der Fall geweſen, obgleich ein kleiner Schatten für Kläre am anderen Tage nicht fehlte.

Beim Abendeſſen hatte ſie neben David Riſſom geſeſſen, mit dem ſie ſich gut unterhielt. Er hatte eine ruhige Heiterkeit, die angenehm berührte, und es gefiel ihr auch, daß er ihr von ſeiner Kindheit und Jugend in Rangelrup berichtete.

„Mein Vater war der Hardesvogt hier,“ erzählte er, „und wir wohnten neben Guſtav Ebſen in einem baufälligen Dienſthauſe, daß jetzt abgeriſſen iſt. Aber es hatte gemütliche Zimmer und einen herrlich großen Garten. Wenn ich vom Gymnaſium nach Haus kam, war mein erſter Weg zu den Bäumen und Sträuchern des Gartens. Wir kannten einander von Jugend auf, und es war mir immer, als ſagten ſie mir Guten Tag und fragten: ‚David, haſt Du auch gut gelernt?‘“

Er ſchwieg und ſtocherte auf ſeinem Teller an einem Stück Kückenbraten herum, das, nach Bothildens ſorgfältiger Zubereitung, eine beſſere Beachtung verdient hätte.

„Ihr Vater wurde verſetzt?“ erkundigte ſich Kläre, die nicht genau Beſcheid wußte.

„Er wurde 64 weggejagt. Weil er eben ein däniſch geſinnter Mann war, der vielleicht einige Maßnahmen der Regierung etwas rückſichtslos durchgeführt hatte. Dutzende von Beamten mit denſelben politiſchen Anſichten, denſelben Taten durften bleiben; niemand verjagte ſie. Gegen meines Vaters Fenſter flogen aber, als die Öſterreicher eingezogen waren, drei Steine, von derſelben Hand geworfen. Dieſen drei erſten Würfen folgten andere, und mein Vater räumte das Feld, wie auch der Paſtor den Steinwürfen weichen mußte.“

„Und wer warf die Steine?“

David Riſſom zuckte die Achſeln.

„Ich war damals auf dem Gymnasium und kam nicht wieder her. Meine Eltern und meine jüngere Schwester flohen nach Jütland, und sind erst später nach Lübeck gezogen, wo mein Vater gestorben ist. Er war ein geborener Schleswiger und konnte sich nicht entschließen, nach Kopenhagen zu gehen. Es wäre ihm dort auch nicht gut gegangen; die Inseldänen hatten genug mit sich zu tun und verfügten nicht über die Mittel, allen vertriebenen Beamten zu helfen."

„Sind Sie denn dänisch oder deutsch gesinnt?" erkundigte sich Kläre.

Rissom, der bei seiner Erzählung ernst geworden war, lächelte. „Man merkt, daß Sie fremd sind, Fräulein von Hagenthal, sonst würden Sie solche Gewissensfragen nicht stellen. Aber ich will sie Ihnen gern beantworten. Ich habe auf deutschen Universitäten studiert, den Rock des preußischen Königs getragen und ihm den Eid geleistet. Also bin ich ein Deutscher und hoffe, Kaiser und Reich treu und ehrlich dienen zu dürfen. Aber daß ich manchmal nach dem alten Dänemark hinüberblicke, mit dem unser Volk jahrhundertelang Freud und Leid getragen hat, das wird mir niemand verdenken, der Sinn hat für alte Tradition und für jahrelange Vergangenheit. Dänemarks Könige aus Oldenburger Stamm waren von Rechts wegen unsere Herzöge."

„War es nicht merkwürdig für Sie, gerade nach Rangelrup als Adjunkt zu kommen?" fragte Kläre nach einer Pause.

„Sie meinen, weil mein Vater hier vertrieben ist? Denken Sie, das hat mich gerade angezogen! Die Hand, die den ersten Stein gegen meines Vaters Haus warf —"

Er brach ab. Dodos schrille Stimme verschaffte sich plötzlich Gehör. Sie saß unten am Tische, neben Fräulein Bruhn, und hatte bis dahin eifrig gegessen. Nun fiel ihr etwas ein, was sie notwendig sagen mußte.

„Tante Kammerjunker, wieviel hat Dein Papagei gekostet? Weißt Du noch, wie Du ihn kaufteſt?"

„Ich weiß es nicht mehr!" erwiderte die Kammerjunkerin hastig. „Und nun, mein liebes Kind, unterbrich mich nicht wieder!"

Sie wandte sich von neuem Pastor Kleinert zu, neben dem sie saß, und dem sie gern wunderhübsche Züge aus dem Leben Pastor Brolunds, seines Vorgängers, erzählte; aber Dodo schwieg nicht still.

„Bruhn sagt, sie gäbe keinen Taler für das eklige Tier, und Du hast gewiß zwölf gegeben. Und Bothilde sagt, das Geld in Deinem Beutel —"

„Dodo muß zu Bett!" rief die Etatsrätin mit ungewohnter Lebhaftigkeit, während der Hardesvogt aufstand und die kleine Naseweise vom Tisch beförderte, trotz eines plötzlichen Tränenstromes und ihrer Versicherung, daß sie auch gewiß nicht sagen wollte, was Bothilde ihr anvertraut hätte.

Der Zwischenfall ging schnell vorüber. Alle Gäste sprachen durcheinander, und besonders Herr von Laurentius erzählte einige lustige Kindergeschichten. Aber am nächsten Morgen erhielt Kläre doch einen kleinen Verweis von der Etatsrätin. „Dodo ist zu vorlaut, liebes Kind; sie muß ernstlich angehalten werden, bescheiden zu sein, sonst darf sie nicht mit am Tisch essen, wenn Gäste da sind."

Digitized by Google

„Aber —“ begann Kläre; Frau Wilder unterbrach ſie haſtig.

„Ja, ich weiß; Sie kennen nichts von der ganzen Geſchichte, und im Grunde genommen ſind Sie eigentlich unſchuldig. Aber ich möchte doch ſehr bitten, Dodo und Tina zu echt weiblicher Zurückhaltung zu erziehen.“

Das war ein Wiſcher in beſter Form, und Kläre kam ſich gekränkt und ſchlecht behandelt vor. So ſehr, daß ſie nach den Unterrichtsſtunden auf ihren ſtillen Lieblingsplatz im Garten ging und dort herzhaft weinte, bis ihr einfiel, daß Töchter auch manchmal von ihren Müttern geſcholten werden, und auch nicht immer in ganz gerechter Weiſe. Und hier auf dieſem Platz mußte ſie mehr an Fräulein Bruhn, als an ihren eigenen kleinen Kummer denken. Sie hatte die alte Dame im ſpäteren Verlauf des Nachmittages nicht mehr allein geſprochen; verſchüchtert und ſtill hatte ſie in den Ecken umhergeſeſſen, und nachdem Dodo ihre naſeweiſen Worte geſprochen, hatte Kläre den zornigen Blick aufgefangen, mit dem Frau Krag ihre Geſellſchafterin ſtreifte. Wahrſcheinlich würde Fräulein Bruhn ihre Äußerung über den Papagei noch anders büßen müſſen, als ſie Dodos Unverſchämtheit. Nur Riekchen hatte nach dem Eſſen noch eine ganze Weile mit der armen Alten geplaudert, und der junge Baron war auch zu ihr getreten; aber dann hieß es, daß der Kragsminder Wagen vorgefahren ſei, und die Herrſchaften waren ſchnell verſchwunden. Frau Krag und ihr Bruder mit herzlichen Dankesworten, Bruhn mit ihrem angſtvollen Geſicht und Philippa mit höflicher Verneigung im Kreiſe und einem flammenden Blick für Axel Helmkron.

Kläre vergaß ihren eigenen Ärger über das Denken an andere Menſchen; als ſie aber wieder ins Haus zurückkehrte, fiel ihr die Unzufriedenheit der Etatsrätin von neuem aufs Herz, und faſt begannen ihre Tränen wieder zu fließen, als ſie einen alten Mann mitten zwiſchen den Roſenbüſchen ſtehen ſah. Sie hatte ihn noch niemals geſehen, alſo gehörte er nicht hierher. Unwillkürlich blieb ſie vor ihm ſtehen, und er rührte mit der braunen Hand an ſeine ruppige Mütze.

„Wo iſt Bothilde?“ fragte er in erträglichem Hochdeutſch. „Bothilde Jeſſen. Ich wollte ſie mal ſehen.“

„Sie wird in der Küche ſein,“ entgegnete Kläre. „Wollen Sie nicht ins Haus kommen?“

Da aber erſchien Glasog von der anderen Seite des Gartens. Er war heute Gärtner und trug einen Rechen in der Hand.

„Nu, Sönke Sönkſen, was willſt Du hier?“ fragte er unfreundlich.

Der Alte blinzelte mit den Augen. „Ich will Bothilde ſehen, Bothilde Jeſſen.“

„Was willſt mit der?“

„Was geht Dich das an?“

Glasog und Sönke ſahen ſich nicht ſehr freundlich in die Augen; dann drehte der Erſtere ſich plötzlich um, ſpuckte aus und war mit langen Schritten verſchwunden. Sönke Sönkſen aber ging bedächtig zu den Fenſtern hin, die auf die Nordſeite des Hauſes gingen, und aus denen es ſehr angenehm roch.

Beim Nachmittagstee war die Etatsrätin noch verſtimmter, als am Morgen. „Bothilde weint ſchon ſeit zwei Stunden,“ klagte ſie. „Als ich ſie fragte, was

ihr fehlte, schluchzte sie, als sollte sie sterben. Wenn die Menschen doch nicht immer gleich so entsetzlich weinen wollten."

„Warum nicht?" fragte ihr Sohn dagegen. „Weinen erleichtert das Herz. „Ich habe mir manchmal gewünscht, weinen zu können. Aber bei uns Männern wollen die Tränen nicht fließen."

Sprach er im Ernst, trotz seines scherzenden Tones? Kläre betrachtete ihn verstohlen von der Seite; aber die Etatsrätin schüttelte den Kopf.

„Bothilde weint auch nicht leicht. Wenigstens entsinne ich mich nicht, sie in Tränen gesehen zu haben. Und nun vergießt sie wahre Sintfluten und beantwortet keine Frage."

„Dann würde ich sie in Ruhe lassen und sie nicht mit unzeitgemäßer Neugier quälen. Jedermann hat schließlich das Recht, für sich allein betrübt zu sein. Nicht wahr, Fräulein von Hagenthal?"

Und der Hardesvogt sah das junge Mädchen mit einem so freundlichen Blick an, daß sie glühend rot wurde. Sollte er ihre Tränen gesehen haben und lächelte er über sie und ihre Empfindlichkeit? Ehe sie sich eine Antwort geben konnte, erschien Herr Ferdinand von Mürwik.

„Weißt Du schon das Neueste?" fragte er seinen Neffen, ehe Kläre ihm eine Tasse Tee hatte reichen können.

„Dodo ist gestern frech gewesen, und Bothilde weint heute den ganzen Tag," entgegnete dieser trocken.

„Ach Gott!" Der alte Rittmeister warf so viel Zucker in seine Tasse, daß der Tee überfloß. „Mich hat's gefreut, daß die alte Krag mal gemerkt hat, wie wir alle wissen, bei wem sie Anleihen macht, um das Geld nachher für einen Vogel auszugeben, den man nicht einmal braten kann. Ja, Juliane, ich weiß längst, daß Du die dänische Ulrike heimlich unterstützest, und wenn Gottfried nichts dagegen hat, so ist es mir ganz gewiß einerlei. Denn mitnehmen kannst Du Deine Speziestaler doch nicht; und Freundschaft ist einmal Freundschaft. Aber daß Viktor Laurentius den Landrat herumgekriegt hat, Hans Lauritzen zu gestatten, in Rangelrup nächste Woche einen Vortrag zu halten, das ärgert mich."

„Hans Lauritzen hält hier einen Vortrag?"

Wilders Gesicht war finster geworden.

„Allerdings, mein Sohn. Bei Gustav Ebsen hängen große Plakate, die das liebe Publikum zum Besuch dieses Vortrages einladen. Bei genügender Beteiligung kommt noch ein zweiter; und den Bauern dort oben hinter dem Moor, Du weißt, dort wohnen Eriksen, Nissen, Skau und andere dänisch Gesinnte, ist gestattet worden, zur Ernte dänische Arbeiter anzunehmen."

„Ich hatte es ihnen verboten," sagte Wilder. „Und den Vortrag von Herrn Lauritzen hatte ich gleichfalls abgeschlagen."

„Ja, mein Sohn. Aber Du bist nur der Hardesvogt. Der Landrat ist eine höhere Instanz, und wie Du merkst, viel klüger als Du. Der hört auf Viktor von Laurentius und nicht auf Dich!"

Und der alte Herr zwirbelte zornig seinen weißen Schnurrbart zwischen den Fingern.

Die Etatsrätin seufzte.

„Wenn wir doch nicht immer von Politik sprechen wollten. Es gibt andere Dinge, die interessanter sind. Den Laurentius tust Du überhaupt unrecht, und ich glaube, Herr von Berkow läßt sich nicht beeinflussen. Er scheint ein angenehmer Mann zu sein, höflich und von guten Manieren. Das ist heutzutage nicht unwichtig; und in seiner liebenswürdigen Art erinnert er mich an seine Cousine, unsere liebe Kläre!" Sie streckte die Hand plötzlich nach dem jungen Mädchen aus, und diese küßte sie leise. Kam es ihr doch vor, als wollte sich die alte Dame etwas bei ihr entschuldigen; und im Grunde genommen durfte die Großmutter doch auch erwarten, daß Dodo allmählich auf die Bahnen der guten Sitte geleitet wurde. Nur daß es nicht so schnell ging, wie die Etatsrätin es hoffte.

Als Kläre bald darauf mit ihren Zöglingen einen Abendspaziergang machte, verfehlte sie nicht, ihnen einige Lehren der Weisheit und Tugend zu geben.

„Du hast Schelte von Großmutter gekriegt, nicht wahr?" fragte Dodo, nachdem sie dem jungen Mädchen eine Zeitlang zugehört hatte.

„Ganz fix!" antwortete Tina anstatt der Gefragten. „Ich stand hinter der Portiere und hörte es, und ich sagte es nachher an Bothilde. Und Bothilde sagte, Tante Kläre sollte sich daraus nur nichts machen, Großmutter meinte es nicht so schlimm. Und sie ist auch nur böse, weil Papa nicht wissen soll, daß Tante Kammerjunker hier manchmal Geld geschenkt kriegt."

„Und mir will Großmutter nie Geld geben. Ich hätte mir sonst das Kamel kaufen können!" rief Dodo.

„Und ich den Bären!"

In jeden Arm von Kläre hängte sich eins der Kinder, und jedes erging sich in noch glühenderen Zukunftsbildern, was sie getan haben würden, wenn sie diese Tiere auf Sandberghof hätten haben dürfen. Kläre konnte ihnen nicht zürnen und mußte zugleich einsehen, daß sie nicht auf einmal anders werden konnten. Und in welche Form sollte sie diese jungen Seelen pressen?

Während die Kinder lachten und plauderten, beschäftigte sie dieser Gedanke so sehr, daß sie nicht beachtete, daß der Hardesvogt schon eine Weile hinter ihr herging.

Bis er sie anredete, und sie sich freute, einen großen Strohhut zu tragen, daß er nicht sah, wie sie errötete. Aber er schickte die Kinder voran und ging dann neben ihr her.

„Heute ist ein böser Tag," sagte er halb scherzend. „Wir haben alle unseren Ärger. Sie, meine Mutter und ich. Aber das ist nun einmal so. Gestern haben wir uns gut unterhalten und sind lustig gewesen; heute kommt das dicke Ende nach."

Kläre wollte etwas erwidern, aber er sprach rasch weiter.

„Sie müssen meiner Mutter nicht zürnen, wenn sie Ihnen gelegentlich eine kleine Rede hält. Sie meint es sehr gut mit Ihnen, und sie selbst hat Dodo verwöhnt, daß das Kind glaubt, alles sagen zu dürfen. Auch ich habe schuld; denn ich erlaubte Dodo, am Abendessen teilzunehmen. Ich bin manchmal ein etwas schwacher Vater. Und außerdem können weder Bothilde noch Glasog begreifen, daß man den Kindern nicht alles sagen darf, was durch den Kopf der Leute geht. Ich habe sie oft ermahnt, aber es nützt sehr wenig. Eine Erzieherin

hat bei meinen mutterlosen Kindern einen schweren Stand. Aber nicht wahr, Sie werden den Mut nicht gleich verlieren?"

Sehr freundlich sah er in Klärens Gesicht, und sie empfand wieder ein warmes Glücksgefühl, während sie hastig versicherte, ganz gewiß ihre Pflicht tun zu wollen.

So war der Schatten, der auf sie gefallen war, plötzlich zu einem Lichtschein geworden, der sie mit wonniger Zufriedenheit erfüllte, und der sie nachher so herzlich über eine neue naseweise Bemerkung von Dodo lachen ließ, daß die Etatsrätin sie mit Wohlgefallen betrachtete.

„Wir wollen bald einmal wieder einige Menschen einladen," sagte die alte Dame. „Sie sind jung und müssen auch einmal Abwechslung haben. Wenn ich nur wüßte, was mit Bothilde los ist?" setzte sie mit einem Seufzer hinzu.

Dieses Geheimnis sollte sich bald enthüllen, und zwar war es Klärens, die nach einigen Tagen den Besuch der Haushälterin auf ihrem Zimmer erhielt.

„Wenn Fräulein es an Frau Etatsrätin sagen wollen," begann Bothilde die Unterhaltung, nachdem sie sich erst wegen der Störung entschuldigt und dann sehr umständlich gesetzt hatte. „Fräulein ist ja nun so viel mit Frau Etatsrätin und den Kindern zusammen, und ich bin doch ein bißchen abgesetzt. Und deshalb kommt es ja wohl alles so wunderbar."

„Ich glaube, Bothilde, daß wir sehr gut nebeneinander bestehen können und unsere verschiedenen Pflichten haben," entgegnete Klärens.

Die Haushälterin strich sich die glattgescheitelten Haare noch glatter.

„Das kann sein, Fräulein, und ich bin auch nicht eifersüchtig. Denn Kückenbraten, so wie ich es verstehe, werden Sie nicht machen können, und auch nicht rote Grütze von dreierlei Saft. Und der Saft ist so frisch, als wäre er von diesem Jahr und nicht vom vorigen, wo jetzt die Johannisbeeren und Kirschen doch noch nicht reif sind."

Klärens lachte sie an.

„Da sehen Sie also, wieviel wichtiger Sie sind, als ich. Die Kücken und die rote Grütze sind neulich mit Stumpf und Stiel aufgegessen worden."

Bothilde nickte ernsthaft.

„Ich weiß, Fräulein, und vielleicht würde ich mich daran gewöhnen, daß Frau Etatsrätin nun alles mit Ihnen bespricht, und daß die Kinder den ganzen Morgen bei Ihnen sind; aber wenn der Ruf kommt —"

Sie hielt inne und griff nach ihrem Taschentuch.

„Haben Sie einen Heiratsantrag bekommen?"

Bothilde putzte sich die Nase.

„So ist es, Fräulein, und ich gehe an die Vierzig, und einmal bin ich angeführt worden; wie denn die Männer eigentlich nichts taugen. Und ich bin darüber weggekommen und habe gedacht, der liebe Gott vergißt mich nicht. Aber es ist hier nichts los mit der guten Gelegenheit zum Heiraten, und man muß nehmen, was sich bietet."

„Oh, Bothilde!" Klärens sprang auf. „Ist es der alte Mann, der am letzten Montag im Garten stand?"

Digitized by Google

„So alt iſt er noch nicht, Fräulein. Eben ſiebzig, was für Mannsleute noch kein Alter iſt. Und ich kenne ihn von damals her, als die junge Frau Wilder noch lebte und mit mir aufs Moor ging. Weil ſie immer ſo traurig war und nichts ſehen mochte, als ſchwarze Erde und große Einſamkeit. Und Sönke iſt immer gefällig gegen mich geweſen, ganz anders wie ſeine Frau, die nichts taugte, und die dann immer um meine Frau herum war und ihr die dunkeln Moorwaſſer zeigte, und die Mordgeſchichten erzählte und alles Grauſige. Wo ich dagegen mit Sönke vor ſeinem Hauſe ſaß und vernünftig ſchnackte. Gerade, wie ich jetzt mit Ihnen ſchnacke, und Sie nun für mich bei Frau Etatsrätin ſprechen können. Denn ich kriege das Weinen, weil es mir doch ſchwer wird. Aber eigener Herd iſt Goldes wert!“

So kam Bothildens Geheimnis ans Tageslicht, und die Etatsrätin, der Kläre dieſe Mitteilung machte, ſaß eine Zeitlang ganz ſtill, ſchüttelte nur den Kopf und ſagte kein Wort.

„Es iſt der Heiratsteufel!“ ſeufzte ſie endlich. „Wenn ein Mädchen den kriegt, dann iſt nichts dabei zu machen.“

Auch der Hardesvogt zuckte nur die Achſeln, und die Mädchen in der Küche ſteckten die Köpfe zuſammen und lachten. Dodo und Tina aber, die natürlich auch gleich Bothildens Abſicht erfuhren, freuten ſich über alle Maßen, denn nun wollten ſie Sönkes und Bothildens Hochzeit mitmachen und womöglich Brautjungfern ſein.

„Wer ſoll Bothilde trauen?“ fragte Dodo Glasog, dem ſie auf dem Hof begegnete.

Er blieb ſtehen und öffnete weit die Augen.

„Bothilde? Was is los mit Bothilde?“

„Weißt Du nicht, daß es bald Hochzeit mit Sönke Söukſen gibt?“ fuhr die Fragerin fort. „Er hat ein Torfmoor, und ſeine Frau iſt tot, und Bothilde ſagt, eigener Herd iſt Goldes wert.“

Glasog antwortete nicht gleich. Er trug einen Buſchbeſen in der Hand, auf den er ſich ſchwer ſtützte. Dabei blinzelte er in den hellen Himmel.

„Glasog, dann tanze ich Schottiſch mit Dir!“ rief Tina. Aber der Diener wandte ſich ab und murmelte etwas, das ſehr unfreundlich klang.

„Glasog iſt gar nicht nett gegen mich!“ klagte Tina nachher.

Sie war in die Küche gelaufen, wo Bothilde für den Leutetiſch Klöße briet, und hockte, mit einem Tellerchen in der Hand, vor dem Herd.

Bothilde antwortete nicht, ſondern legte ihr einige knuſperige Klößeſtückchen auf den Teller, die das Kind langſam verzehrte.

„Er hat gar nicht geantwortet, als ich ſagte, ich wollte Schottiſch auf Deiner Hochzeit tanzen,“ berichtete Tina weiter.

Bedächtig rührte Bothilde in der brutzelnden Pfanne; plötzlich aber ſetzte auch ſie ſich an den Herd und weinte bitterlich.

Am nächſten Sonntag ging Kläre wieder in die Kirche. Diesmal predigte Paſtor Kleinert, und wenn man ſich an ſeinen ſtark ausgeprägten Kanzelton gewöhnt hatte, dann empfand man das, was er ſagte, als gut und herzlich gemeint.

Heute saß der Adjunkt unter der Kanzel und schien gleichfalls andächtig zuzuhören. Seine sonst so lebhaften Augen hatten einen in sich gekehrten Ausdruck, und sein Gesicht war gesammelt und ernst. Es war kein hübsches Gesicht, aber eins, das etwas Anziehendes hatte, und Kläre sah mit flüchtigen Lächeln in Riekchens Augen, die meistens scheu gesenkt waren, manchmal aber mit einem schwärmerischen Licht in ihnen zu David Rissom hinübergingen. Sie und Frau Bettina hatten ihren Platz eben vor Kläre, und man merkte an der ganzen Haltung der Pastorin, wie zufrieden sie war, daß ihr Mann predigte.

„Heute sind zwölf Menschen mehr in der Kirche, als am vorigen Sonntag," sagte sie zu Kläre, die eingeladen war, zum Tee ins Pastorat zu kommen, und nun mit ihr über den Kirchhof ging. „So muß es auch sein!" setzte sie hinzu, ohne eine Antwort des jungen Mädchens abzuwarten. „Herr Rissom ist ein sehr angenehmer junger Mann, und ich freue mich, einen so lieben Hausgenossen zu haben; aber die Erfahrung in der Predigt mangelt ihm doch noch, und alle vernünftigen Leute sehen das ein."

Halb belustigt sah Kläre Riekchen an, die schweigend an ihrer anderen Seite ging. Denn es war ihr immer, als wäre Rissom schon das Eigentum des jungen Mädchens, und sie dürfte nichts auf ihn kommen lassen. Aber Riekchen lächelte träumerisch vor sich hin und schien nicht gehört zu haben, was die Tante sagte. Nachher sorgte sie im Pastorat für Tee und Butterbrot, und als Pastor Kleinert etwas später kam, brachte sie ihm gleich seine große Tasse und seine lange Pfeife, gerade als die Tür noch einmal aufging und Axel Helmkron eintrat. Er trug einen großen Rosenstrauß in der Hand, den er der Pastorin überreichte.

„Sie sind nicht aus meinem Garten," sagte er halb entschuldigend; „aber ich habe noch keine bleibende Statt."

Er wurde sehr freundlich aufgenommen. Das etwas sorgenvolle Gesicht Bertold Kleinerts erhellte sich, und Frau Bettina schüttelte ihm die Hand.

„Sie sind immer aufmerksam, Herr von Helmkron! Bitte, Riekchen, bringe schnell eine Tasse Tee für den Baron!"

Aber Riekchen war plötzlich aus dem Zimmer verschwunden, und Kläre gehorchte gern einem flehenden Blick der Pastorin und schenkte dem jungen Herrn eine Tasse Tee ein.

Er plauderte sehr behaglich von allerlei Dingen, von den Ländereien, die er der preußischen Regierung verkaufen und für die sie ihm keinen ordentlichen Preis geben wollte.

„Die Herren wollen alles geschenkt haben," berichtete er. „Dann aber behalte ich mein Moor und Heideland oder verschenke es an Bedürftige. Kürzlich ist ein alter Mann zu mir gekommen, der ein Stück Moorland von mir in Pacht hat. Nun will er noch ein größeres Stück dazu haben, weil er sich verheiraten will. Dabei ist er siebenzig Jahre alt und hat mit seiner verstorbenen Frau fast die goldene Hochzeit gefeiert. Er muß doch den Ehestand sehr schön gefunden haben!"

Pastor Kleinert war wieder ernst geworden.

Digitized by Google

„Sönke Sönksens Heiratsgedanken würde ich keinen Vorschub leisten, Herr Baron, er ist zu alt und auch zu wunderlich dazu.“

„Also soll ich ihm kein Land schenken?“ fragte Axel lachend.

„Ich glaube, Sie können Ihre Großmut anderweitig besser anbringen. Es gibt manche arme Moorbauern in meiner Gemeinde, die mit Freuden ein Stück Torfland mehr nähmen. Und bei ihnen ernten Sie mehr Dank, als bei Sönke Sönksen, der wohl daran täte, seine letzten Lebensjahre ohne eine Frau zuzubringen. Denn er würde sie doch nur schlecht behandeln.“

„Abgemacht.“ Helmkron sah nun nach der Tür, hinter der Riekchen verschwunden war. „Ich werde mich nach Ihren Wünschen richten, Herr Pastor! Vielleicht schreiben Sie mir auf, wer Land nötig hat.“

Auf der Diele des Pastorats erhob sich Kindergeschrei. Es war ein Zeichen für den Pastor, daß die jüngsten Mitglieder seiner Gemeinde in den heiligen Taufbund Aufnahme verlangten. Er verabschiedete sich mit einigen freundlichen Worten, und auch Kläre stand auf, um nach Sandberghof zurückzugehen. Axel Helmkron begleitete sie.

„Wie nett ist dieses Pastorat!“ sagte er, als beide über den Kirchhof und dann durchs Dorf den Landweg nach Sandberghof zugingen. „Wirklich, es ist ein behagliches Haus, und die Menschen sind noch netter. Gerade wie auf Seeland. Dort gibt's auch so angenehme Pastorenhäuser.“

„Haben Sie nicht Heimweh nach Dänemark?“ fragte Kläre, die nicht recht wußte, was sie mit dem jungen Herrn sprechen sollte.

Er schüttelte den Kopf. „Eigentlich nicht. Ich habe mich in Dänemark oft sehr einsam gefühlt, was wohl daher kam, weil sich niemand um mich bekümmerte. Ein armer Leutnant spielt in Dänemark nicht solche Rolle wie in Preußen, wo des Königs Rock ein Ehrenkleid ist. Übrigens habe ich auf Seeland von dem liebenswürdigen Onkel auch noch ein Gut geerbt. Also muß ich immer einmal wieder zurückkehren; sehe aber nicht ein, weshalb ich vorläufig nicht hier bleiben soll.“

Axel plauderte noch über andere Dinge. Alles in einem so guten, fehlerfreien Deutsch, daß Kläre wünschte, ebensogut dänisch sprechen zu können. Mitten auf der Dorfstraße blieb er stehen und sah einem Mann nach, der von einem etwas abseits liegenden Hause in ein anderes ging. „Da ist er ja schon!“ sagte er, sich selbst unterbrechend.

„Wer?“ erkundigte sich Kläre.

„Herr Hans Lauritzen aus Kopenhagen. Ein großer Redner vor dem Herrn und ein großer Politiker. Er will Schleswig wieder mit Dänemark vereinen und scheut kein Mittel, diesen seinen Zweck zu erreichen. Eine große Partei steht hinter ihm. Daß der Landrat diesem Herrn erlaubt, hier eine Versammlung abzuhalten, ist erstaunlich. Aber die Preußen denken: j'y suis, j'y reste; auch wenn sich die Schleswiger die Köpfe blutig hauen.“

„Ist er wirklich so schlimm?“ fragte Kläre, und Axel sah belustigt in ihr bekümmertes Gesicht.

„Die Sache geht uns beide nichts an!“ bemerkte er. „Denn ich für meine Person hänge nicht an der Zurückgabe von Schleswig, und Ihnen kann's auch egal sein. Schließlich schüttelt sich alles zurecht, wie es kommen soll, und wie es Bismarck gefällt. Aber seine Minister sind nicht so weise wie er!“

Kläre und er hatten die vielfach gewundene Dorfstraße verlassen und bogen in den Heckenweg, der nach Sandberghof führte. Hier trat ihnen Philippa Laurentius entgegen.

„Endlich!“ sagte sie, Kläre nur mit einem flüchtigen Kopfneigen begrüßend und gerade auf Axel zuschreitend.

„Endlich!“ wiederholte sie. „Ich muß Sie sprechen, Axel,“ setzte sie hinzu. „Begleiten Sie mich ins Dorf zurück; Fräulein von Hagenthal wird den Weg allein nach Haus finden können.“

Die ersten Worte hatte sie dänisch gesprochen, die letzten deutsch. Das war die einzige Rücksicht, die sie auf Klärens Anwesenheit nahm.

Eilig ging diese weiter. Sie wußte ja durch Fräulein Bruhn, daß die zwei Menschen eine Rechnung miteinander zu begleichen hatten, und wenn sie auch Philippas hochmütiges Wesen unausstehlich fand, so tat sie ihr halbwegs leid. In Axels Augen hatte es nicht sehr freundlich aufgeblitzt, und auf dem schönen, stolzen Gesicht des Mädchens lag doch ein Ausdruck von Angst. Sie war nur wenig Minuten weiter gegangen, als Herr von Helmkron sie schon wieder einholte.

„Verzeihen Sie diese Störung,“ sagte er; „aber einige Menschen haben wirklich eigenartige Gedanken.“

Seine Stimme klang kalt, und wie ihn Kläre von der Seite betrachtete, sah sie eine böse Falte zwischen seinen Augen. Sie verschwand aber bald wieder, und er plauderte harmlos und freundlich mit ihr weiter, bis Sandberghof erreicht war und er sich von ihr verabschiedete.

‚Was wollte er wohl von mir?‘ dachte Kläre, als sie über den stillen, in Sonntagsruhe liegenden Hof schritt. Aber sie konnte sich die Frage nicht beantworten und dachte auch mehr an Philippa und ihr weißes Gesicht, als an sich selbst.

9.

Der Sommer kam nur zögernd in diesem Jahr. Hin und wieder schien die Sonne den ganzen Tag; dann versteckte sie sich tagelang hinter grauen Wolken, und ein kalter, trockener Wind kam von Norden und schüttelte unbarmherzig die junggrünen Bäume.

„Ein verrücktes Klima!“ murrte Kurt Berkow, der eines Tages den Hardesvogt besuchen wollte, und da er ihn nicht zu Haus traf, Kläre aus der Unterrichtsstunde holen ließ und mit ihr im Garten auf und nieder ging.

„In meinem Amthaus friert mich den ganzen Tag. Oder die Sonne scheint so ununterbrochen in meine Fenster, daß der ganze Kasten zum Bratofen wird.“

Digitized by Google

„Wenn es heiß iſt, kommt die Hitze überall hin!“ entgegnete Kläre auch etwas kurz.

„Du biſt ſehr weiſe,“ ſpottete er; machte dann aber eine haſtige Handbewegung, als wollte er dies Thema beiſeite ſchieben.

„Dein Brotherr iſt nicht vorhanden, und der Frau Etatsrätin will ich heute mal nicht vor die Augen kommen. Sie iſt hölliſch ſteif und ſcheint keinen Dunſt davon zu haben, daß ein Landrat etwas mehr in der Welt bedeutet, als ihr Sohn, der Hardesvogt, und wenn er auch hundertmal Wilder heißt. Aber Du kannſt von mir eine gehorſame Empfehlung ausrichten und die alte Dame mit ihrem Herrn Sohn auf nächſten Dienstag zum Abendeſſen einladen. Vielleicht dürfte ich Dich mit meinem Wagen einige Stunden früher abholen laſſen, damit Du mir mit Rat und Tat zur Seite ſtehen kannſt. Mein Fräulein Madſen iſt eine ſehr brave Dame, aber ſie hat keine Idee von einer Tiſchordnung und anderen notwendigen Dingen!“

„Du willſt eine Geſellſchaft geben?“

„Ich muß es, liebes Kind. Als Oberhaupt des Kreiſes habe ich meine Stellung zu bewahren und kann nicht überall Gaſtfreundſchaft annehmen, ohne mich zu revanchieren. Der Paſtor in Haſtede hat mich eingeladen; der eure auch neulich. Ich konnte allerdings nicht erſcheinen, aber die Einladung iſt mir doch verſetzt worden. Dann war ich kürzlich auf Kragsminde — genug, ich muß einmal zeigen, daß das Amthaus in Haſtede auch ſeine Türen öffnen kann. Alſo bitte nächſten Dienstag, und ich darf Dich holen laſſen?“

Kurt hatte ſehr ſchnell geſprochen. Nun rückte er ſeine Halsbinde zurecht und atmete tief auf.

„Ja, mit ſolchem Amt ſind allerhand Pflichten verknüpft, die man in Geduld tragen muß. Schließlich kann's ja auch bei einem Junggeſellen ganz nett werden; beſonders, wenn Du mir helfen willſt. Den alten Rittmeiſter Mürwik muß ich ſelbſtredend auch einladen.“

„Herrn von Helmkron gleichfalls?“ fragte Kläre halb gedankenlos.

Kurt blieb ſtehen, und ſein Geſicht wurde finſter.

„Er hat mir allerdings einen Beſuch gemacht, und ich müßte mich wohl um ihn bekümmern; aber —“ er ſtarrte auf eine weiße Wolke, die leiſe am Himmel entlang glitt. „Meinetwegen!“ ſagte er dann. „Er kann ſich mit Herrn David Riſſom herumſchlagen. Übrigens ein ganz netter Kandidat der Gottesgelahrtheit, auf den Du ein Auge werfen könnteſt, Couſinchen.“

„Ich?“ Kläre warf ihrem Vetter einen erſtaunten Blick zu. „Herzlichen Dank für Deinen liebenswürdigen Vorſchlag, aber ich bin nicht für Kandidaten aufgeſchloſſen. Außerdem hat Herr Riſſom gottlob andere Gedanken.“

„Nun, werde nicht böſe, Kindchen; ich meine es nur gut mit Dir, und in Schleswig-Holſtein gibt's fette Pfarren. Dann heißt ſo ein geiſtlicher Würdenträger Herr Propſt, und ſeine Frau darf ihr ganzes Leben lang auf der beſten Sofaſeite ſitzen; gerade wie eine Regimentskommandeuſe.“

Digitized by Google

„Danke ſchön!“ Kläre warf den Kopf in den Nacken und wandte ſich zum Gehen. „Wenn Du noch mehr Witze machen willſt, Kurt, brauchſt Du vielleicht meine Geſellſchaft nicht mehr.“

„Ich meinte ja man bloß!“ lachte er; aber ſie war ärgerlich geworden.

„Nimm Du Dich ‚man bloß‘ in acht, Dich nicht zu ſehr mit den Dänen einzulaſſen. Die Leute in der Gegend wundern ſich ſchon darüber.“

Kurt blieb ſtehen.

„Singſt Du dasſelbe Lied wie Dein Brotherr?“ fragte er ſpöttiſch; ehe er aber weiter ſprechen konnte, unterbrach ihn ſeine Couſine.

„Weshalb gebrauchſt Du ſtets dieſen häßlichen Ausdruck? Die alte Etatsrätin ſcheint meine Brotherrin zu ſein, wenn Du durchaus dieſe Bezeichnung verwenden willſt; er aber iſt nichts von mir; nur ein ſehr netter Herr, der die hieſigen Verhältniſſe beſſer kennt, als Du. Und er iſt nicht dafür, daß die däniſchen Agitatoren hier Vorträge halten und daß Du auch ſonſt den Dänen Vorſchub leiſteſt.“

„Was mir nicht einfällt!“ entgegnete Kurt trotzig. „Ich bin nur kein Angſtmeier wie Herr Wilder, und ich ſtehe über den kleinen Zänkereien, die man ſich hier angewöhnt hat. Im übrigen hat Herr Lauritzen, den ihr einen däniſchen Agitator nennt, geſtern ſeinen Vortrag bei Guſtav Ebſen gehalten. Mein Kreisſekretär war dort. Weil ich ſo viel Ach- und Wehgeſchrei hörte, ſchickte ich ihn hin. Er kam etwas verlangweilt zurück; denn er ſagte, daß er über Gras- und Stallfütterung der Kühe wirklich kein Urteil hätte. Von dieſen Dingen iſt aber nur die Rede geweſen. Wenn Herr Wilder zum nächſten Vortrag geht, der nach einigen Tagen ſtattfinden wird, kann er ſich gleichfalls von der Unſchädlichkeit Herrn Lauritzens überzeugen. Und nun Schluß, Couſinchen. Sei nicht mehr ſo überaus ungnädig, beſtelle meine Einladung und geſtatte, daß ich Dich dann am nächſten Dienstag etwas zeitig holen laſſe!“

Seine Stimme war wieder freundlich geworden. Jetzt ſchüttelte er ſeiner Couſine zum Abſchied die Hand und war aus dem Garten verſchwunden. Zwei Minuten ſpäter fuhr er auf ſeinem zierlichen Wagen an der Hecke vorüber, auf dem etwas holperigen Wege, der von Sandberghof durch den Buchenwald und dann über die Heide und das Moor führte. Kläre war ihn ſchon öfters eine Strecke mit den Kindern gegangen; aber wenn der Wald zu Ende war und ſich das Moor mit ſeinen Torfbrüchen und Heideſtrecken weit vor ihr auftat, ging ſie zurück. Nun ſchien Kurt dieſen Weg weiterzufahren, und ihr fiel ein, daß er ja eine Abkürzung nach Kragsminde war.

Glasog ſtand plötzlich neben ihr. Er war in dieſer Zeit mürriſch und wenig unterhaltend. Die Kinder hatten ihn ſchon gefragt, was ihm fehlte, aber nur eine verdrießliche Antwort erhalten.

„Der Herr Landrat fährt zu die kleine Däin nach Kragsminde,“ ſagte er. „Es geht auch gut zu die Sommerszeit. Abers man kann auch ein büſchen einſacken, und was Sönke is, der hat da nix gegen, wenn man einſackt. Und was ſein Frau war —“

Er ſtieß den Spaten in ſeiner Hand tief ins Erdreich.

„Die taugte erſt recht nix; und nu will Bothilde an ihre Stelle. Sollte das möglich ſein? Wo ſie es hier ſo gut hat und jedermann nett gegen ihr is.“

„Vielleicht beſinnt ſie ſich ja noch,“ entgegnete Kläre; „aber ſie ſagt, eigner Herd is Goldes wert.“

„Sönkes Herd is keinen Groſchen wert,“ murrte Glasog. „Der is man bloß von ein paar Steinens gemacht, und die ganze Kate ſtinkt nach Torf. Und da will Bothilde rein. So'n Dummheit hätt ich von ſie nich möglich gehalten, Fräulein, und ich in Ihre Stelle würd es ſie mal ſagen. Sie hört vielleich auf Ihnen, wo Sie doch ſo klug ſind und aus Berlin kommen, wo Bismarck wohnt.“

Kläre lachte.

„Ich will gern Bothilde vorſtellen, daß ſie ſich die Sache noch einmal überlegen ſoll, aber ſie hat mir ſelbſt geſagt, daß ſie gern heiraten möchte. Und wenn niemand anders kommt, als Sönke, ſo nimmt ſie eben dieſen.“

„Was'n Idee!“ Glasog ſeufzte. „Heiraten is gar nich ſo furchtbar nett. Ich hab es doch ſelbſten ausprobiert, als ich noch ein ganz jungen Kerl war. O Gott, es war gräſig! Nee, Fräulein, niemand ſoll ſich einbilden, daß Heiraten was Gutes is!“

Er hätte noch länger auf Kläre eingeſprochen. Aber dieſe beeilte ſich doch, zu ihren Zöglingen zurückzukehren, die ſich merkwürdigerweiſe ſehr artig benommen hatten und eifrig in ihren Büchern ſtudierten.

Am nächſten Dienstag kam dann der Einſpänner Herrn von Berkows früh am Nachmittage, und Kläre fuhr ins Amthaus nach Haſtede.

Die Etatsrätin war ſehr damit einverſtanden geweſen, daß Kläre ihrem Vetter bei der Geſellſchaft zur Seite ſtände; ſie ſelbſt kam dann mit ihrem Sohn hinterher. Auch Kleinerts erſchienen alle. Kläre hatte Riekchen am Sonntag flüchtig geſehen und es von ihr gehört. Sie freute ſich „ſchrecklich“ auch eingeladen zu ſein, wie ſie ſagte, und ihre Augen ſtrahlten dabei. Alle ſchienen die Einladung des Landrats ſehr gut aufzunehmen, und, wie Kurt berichtete, hatte er nur Zuſagen erhalten.

Er und ſeine Couſine begrüßten ſich etwas ſteif. Sie war ein wenig böſe auf ihn, und er ſchien gleichfalls nicht mit ihr zufrieden zu ſein. Jeder aber ſuchte lebhaft von der Geſellſchaft und der Tiſchordnung zu ſprechen.

Das alte Haus lag ſtill und friedlich im Sonnenſchein da. Die großen Bäume rundherum rauſchten, und im Garten blühten Roſen und Jasmin. Heute war ein ſanfter, ſtiller Sonntag. In der Ferne lag Dunſt, der die flache Gegend nach Weſten hin geheimnisvoll verſchleierte; aus grünen Hügeln in der Nähe blickten die roten Dächer der kleinen Stadt. Alles war voller Frieden und Anmut.

„Geradeſo wie bei uns in der Mark!“ ſagte Kurt, der neben Kläre an einem der oberen Saalfenſter ſtand und ihr die Gegend erklärte. Leiſe ſchüttelte ſie den Kopf. Es war doch anders; aber es wäre ihr ſchwer geworden, den Unterſchied in Worte zu faſſen.

Fräulein Madsen erschien und fragte, ob der Tisch im Garten gedeckt werden sollte. Hier war nämlich ein Laubengang, der sich an der Mauer entlang zog und auch bei Regen ziemlich lange Schutz gewähren konnte.

In ihm wurde also die Tafel gedeckt, und da es hier, trotz der langen, hellen Abende dunkel werden mußte, so hängte Kurt bunte Papierlaternen an die rundgebogenen Baumzweige, während Kläre und Fräulein Madsen eifrig den Tisch deckten und alle die Vorbereitungen machten, die für ein solches Fest unerläßlich sind. Und dann kam die Beratung der Tischordnung.

„Ich werde die Etatsrätin Wilder führen und an meiner anderen Seite kann Fränlein von Laurentius sitzen," sagte Kurt. „Wer sie führen soll, magst Du entscheiden."

Kläre öffnete den Mund zu einer Entgegnung; dann wandte sie sich schweigend ab. Hier war Kurt der Herr, er konnte handeln, wie es ihm beliebte. Es war nicht ganz leicht, die Gäste einigermaßen zu gruppieren, besonders da Kläre doch noch sehr fremd in dem Kreise war; aber sie tat ihr Bestes. Und als einige Stunden später die Wagen vor die Tür fuhren und sich die Eingeladenen in dem großen Tanzsaal versammelten, herrschte gleich eine ungezwungene Fröhlichkeit, die sich steigerte, als alles in den Garten wanderte, den gedeckten Tisch unter den Bäumen stehen sah und nach reichlicher Stärkung mit Kaffee und Kuchen in den oft verschlungenen Wegen lustwandelte, Rosen pflückte oder eine Jelängejelieberblüte ins Knopfloch steckte. Kurt war ein aufgeräumter, liebenswürdiger Wirt. Mit jedem der Geladenen wechselte er ein freundliches Wort, auch mit Axel Helmkron, der später kam, sich etwas obenhin entschuldigte, die Familie Laurentius nur aus der Ferne begrüßte und sich dann gleich mit der Pastorin Kleinert in ein lebhaftes Gespräch vertiefte. Bis er das alte Fräulein Bruhn bemerkte, das allein und unbeachtet im Garten umherirrte. Der junge Herr schritt auf sie zu und unterhielt sich so lange mit ihr, daß ihre runden, ängstlichen Augen freundlich wurden und ihr kleiner, eingefallener Mund lächelte. Kläre und Riekchen standen gerade zusammen und beobachteten die Sprechenden.

„Herr von Helmkron ist entschieden ein guter Mensch!" sagte Kläre in warmem Ton, und Riekchens Augen nahmen einen nachdenklichen Ausdruck an.

„Ich glaube es selbst," begann sie zögernd; „obgleich —" aber sie brachte den Satz nicht zu Ende, da der Kandidat Rissom auf Kläre zuschritt, um sie zu begrüßen.

„Ist es nicht hübsch hier?" fragte er. „Und können Sie sich nicht denken, wie für viele Menschen die Geister der Vergangenheit aufstehen und diesen Garten, das alte Haus bevölkern? Haben Sie eben die Bilder der alten Amtleute gesehen? Einer von ihnen war ein Vorfahr meiner Mutter, und sie rechnete es sich sehr zur Ehre, von einem wirklichen Amtmann abzustammen."

Kläre lachte etwas spöttisch.

„Ihre Frau Mutter war sehr bescheiden, Herr Rissom. Unter meinen Vorfahren gibt's Generäle und Minister ohne Zahl, und ich fühle mich nicht sehr gehoben durch diese Herrschaften. Sie sind tot und vermodert, und ihre Nachkommen müssen die Not des Lebens kennen lernen."

„Finden Sie, daß Sie die Not des Lebens kennen lernen müssen?“ fragte Rissom erstaunt; aber Kläre wandte sich von ihm ab. Sie ärgerte sich selbst über ihre Antwort, die durchaus nicht ihre wirkliche Ansicht enthielt, aber es kam ihr vor, als müßte sie Rissom etwas Unfreundliches sagen. Und sie ging zu dem alten Fräulein, das jetzt wieder allein stand und nun entzückt ihre Hand umklammerte.

„Ach, wie sind die Menschen gut gegen mich. Der Herr Landrat hat mich eingeladen, obgleich ich ja sonst niemals mitgenommen werde, und Frau Kammerjunkerin auch eigentlich böse darüber war. Aber Herr von Laurentius sagte, ich sollte nur mitkommen, und ich muß doch Frau Kammerjunkerins Haube in Ordnung machen, ehe sie in die Gesellschaft tritt. Und auch Fräulein Philippas Kleid, das auf Seide gearbeitet ist und erst mit vielen Nadeln gesteckt werden muß, ehe es ordentlich sitzt. Aber ist sie nicht wunderschön, Fräulein von Hagenthal?“

Die runden Augen sahen andächtig zu Philippa hinüber, deren duftiges Spitzenkleid einen wundervollen Untergrund zu ihrem weichen, goldroten Haar bildete. Heute hatte sie zartgerötete Wangen, und ihre Augen lachten übermütig.

„Sie ist eine echte Laurentius!“ flüsterte Fräulein Bruhn. „Von außen kalt und inwendig voll Feuer und Glut. Ich glaube wirklich, daß sie Herrn von Helmkron jetzt über alle Maßen liebt. Drei Briefe hat sie ihm geschrieben und sie jedesmal selbst nach Rangelrup auf die Post gebracht, damit niemand von uns es bemerkte. Aber ich bemerke alles; denn dafür bin ich zu lange in der Familie, und ich wünschte, er hätte einmal geantwortet. Aber er hat es nicht getan, und sie geht in der Nacht in ihrem Zimmer hin und her und steht am Fenster und sieht in den Garten. Und manchmal weint sie und knirscht mit den Zähnen, und dann lacht sie wieder und spricht leise vor sich hin: er muß, er muß! Aber er ist noch kein einziges Mal auf Kragsminde gewesen, obgleich Herr von Laurentius ihn gewiß dreimal besucht hat.“

Kläre sah zu Axel Helmkron hinüber. Er sprach jetzt mit Pastor Kleinert, lachte und schien sich sehr gut zu unterhalten. Rissom trat auch hinzu, und dann noch Frau Bettina, die ganz besonders freundlich wurde, wenn Axel in der Nähe war.

Es wurde jetzt zu Tisch gegangen. Mit ernsthafter Amtsmiene führte Kurt die alte Etatsrätin an den Ehrenplatz unter dem Laubgang. Hier herrschte ein träumerisch-farbiges Halbdunkel; in den bunten Laternen brannten die Lichter, und sie machten den Eindruck von leise schwebenden Blumen. Die Lohndiener schenkten Champagner in die hohen Gläser und reichten feine und ausgesuchte Speisen, wie Kurt sie sich nach langem Beraten mit dem ersten Wirt der Stadt ausgewählt hatte.

Es war alles geglückt, und der selten genossene Champagner prickelte die Menschen, daß sie noch lustiger wurden und aus ihrer vorsichtigen Zurückhaltung immer mehr herausgingen. Sogar die alte Etatsrätin wurde gesprächig und erzählte ihrem Tischherrn eine Geschichte aus alter Zeit nach der anderen. Höflich lächelnd schien er zuzuhören, wandte sich aber immer wieder an Philippa, die an seiner anderen Seite saß und zerstreut vor sich hinblickte. Ihr Tischnachbar war

der Kandidat Rissom, der sich zuerst Mühe gab, mit ihr zu sprechen, sich dann aber mehr an der allgemeinen Unterhaltung beteiligte, die vom größten Teil der Tischgesellschaft geführt wurde, wo Herr von Laurentius seine kleinen Geschichten erzählte und die Kammerjunkerin von Pastor Brolund sprach, der auch einmal ein Gartenfest gegeben hatte. Kläre hatte sich auf Wunsch ihres Vetters von Axel Helmkron führen lassen. Sie und er sprachen hin und wieder zusammen, und er war artig, wie immer; aber seine Augen gingen öfters zu dem Ende des Tisches, wo Riekchen Kleinert neben einem jungen Referendar saß, der gleichfalls der Ehre einer Einladung gewürdigt war. Er war aus Hastede gebürtig und schien sehr zum Sprechen aufgelegt zu sein; jedenfalls unterhielt er seine Dame derartig, daß sie mehrmals leise auflachte. Und wenn Riekchen lachte, dann lag ein solcher Reiz von Jugend und Frische auf ihr, daß es den Anschein hatte, als könnte sie niemals alt oder gar traurig werden. Kläre sah selbst oft zu Riekchen hinüber und wunderte sich im stillen, daß David Rissom nicht einmal zu seiner lieblichen Hausgenossin hinblickte. Sie liebte ihn doch, und er mußte sie wieder lieben. Die Liebe ist doch etwas Schönes. Kläre beobachtete die bunten Lichter der Laternen, die alle Tischgenossen in einen magischen Schein hüllten und auch das Gesicht des Hardesvogts mit einem jugendlichen Schein übergossen. Herr Wilder saß zwischen Frau Krag und Frau Bettina; beide Damen redeten auf ihn ein, und er antwortete ihnen in seiner freundlichen, manchmal etwas spöttischen Gelassenheit. Was er wohl immer dachte, und ob er innerlich wirklich so ruhig und müde war, wie er sich den Anschein gab? Ob er nichts mehr entbehrte und nichts mehr wünschte?

Von seiner verstorbenen Frau sprach niemand mehr. Sie war wie ein Schatten über die Erde geglitten und hatte wie ein Schatten keine Spur hinterlassen. Über dem Schreibtisch des Hardesvogts hing ein Pastellbild von ihr; als Kläre einmal eine Bestellung für den Hardesvogt ausrichten sollte, ihn aber nicht traf, hatte sie lange vor dem Bild gestanden. Das schmale Gesicht mit den dunkeln Augen und den tiefgescheitelten schwarzen Haaren sagte ihr nicht viel: sie konnte ihren Mann ja auch nicht geliebt haben, wenn sie still von ihm, von ihren Kindern ging. Kläre wußte Andeutungen dieser Geschichte von der Pastorin Kleinert, aber Frau Bettina sprach nicht gern darüber, wie niemand es tat. Alle hatten die Empfindung, daß es besser war, die Toten und ihr Geheimnis ruhen zu lassen.

Wieder blickte Kläre zum Hardesvogt hinüber. Er hielt sein Champagnerglas in der Hand und trank mit Behagen. Dabei lachte er über eine Bemerkung der Kammerjunkerin Krag. Und es hatte doch sicher eine Zeit gegeben, wo er nicht hatte lachen mögen. Damals — als er allein gelassen wurde und die Welt flüsterte und raunte. Vielleicht war er verzweifelt gewesen und hatte gedacht, niemals mehr fröhlich zu werden; und nun war alles vorüber, und er trank Champagner und lachte über abgestandene Witze.

Es wurde immer fröhlicher an der Tafel. Kurt Berkow ließ seine Gäste, Herr von Laurentius ließ den liebenswürdigen Wirt leben. Alle lachten und sprachen durcheinander, und jeder fühlte sich so behaglich, daß er's noch ganz

Digitized by Google

beſonders ſagen mußte. Nach Aufhebung der Tafel ging man gruppenweiſe in dem dunkeln Garten umher, und die Kammerjunkerin Krag umfaßte Kläre freundſchaftlich.

„Ihr Vetter iſt ein reizender Menſch, und wie herrlich iſt alles hergerichtet. Er muß ſehr vermögend ſein.“

„Seine Familie iſt wohlhabend,“ entgegnete Kläre.

„Bekommt er vielleicht ein Gut?“

„Das iſt möglich, gnädige Frau. Aber ſein Vater iſt noch in den beſten Jahren.“

„Ein ſcharmanter junger Herr!“ wiederholte Frau Krag. „Und Sie ſind auch allerliebſt, kleine Preußin. Ihr ſeid ein gefährliches Eroberervolk; erſt nehmt Ihr das Land, dann die Herzen. Nicht wahr, Viktor?“

Die Kammerjunkerin ſah ſich nach ihrem Bruder um; er ſtand aber an der anderen Seite des Raſens, hielt Axel Helmkron am Arm und ſchien eifrig auf ihn einzureden. Ein Windlicht warf ſeinen Schein in ſein ſtrahlend freundliches Geſicht, und ſeine Schweſter betrachtete ihn ſo aufmerkſam, daß ſie nicht bemerkte, wie Kläre ſich leiſe entfernte.

Der Hardesvogt trat auf ſie zu.

„Mama iſt müde, haben Sie etwas dagegen, wenn wir nach Hauſe fahren, oder wünſchen Sie die Nacht hier zu bleiben?“

„Gewiß nicht.“ Kläre erſchrak faſt. „Ich freue mich auch, wenn wir nach Hauſe fahren dürfen.“

Während ſich Wilder nach Berkow umſah, um ſich von ihm zu verabſchieden, ſuchte Kläre nach Riekchen. Sie meinte ſie eben noch in einer kleinen Laube geſehen zu haben, in der eine Laterne ein ſtilles Licht verbreitete. Als ſie aber in den Eingang trat, ſtanden Philippa und Axel Helmkron unter dem Lichtſchein. Philippa hatte die Hand auf Axels Arm gelegt und ſprach leiſe und beſchwörend auf ihn ein. Ihre Augen blickten demütig, ihre Stimme klang gebrochen. Was ſie ſagte, konnte Kläre nicht verſtehen, da ſie ſich der däniſchen Sprache bediente; aber es war auch nicht nötig. Ihr ganzes Sein redete nur eine einzige zitternde Sprache, die Sprache der heißen, um Vergebung heiſchenden Liebe.

Dabei war ſie ſo ſchön, daß Kläre ihr Lauſchen vergaß und faſt ungeduldig Axel Helmkron betrachtete. Denn er mußte doch ſeine Arme öffnen und Philippa an ſich ziehen. Er war beleidigt geweſen, und ſie hatte ihre Strafe verdient; aber die wirkliche Liebe verzeiht, ſie muß verzeihen, ſonſt wäre ſie keine Liebe.

Aber Herr von Helmkron lachte nur höhniſch, und ſeine Augen hatten einen kalten, rachſüchtigen Blick.

„Zu ſpät!“ ſagte er plötzlich auf deutſch, wandte ſich ab und ging an Kläre vorüber, ohne ſie zu beachten. Und Philippa blieb allein in dem magiſchen kleinen Raum ſtehen — allein mit ſich und ihrer Schönheit.

Kurt ließ Wilders nur ungern ziehen.

„Sie alle müſſen hier bleiben,“ verſicherte er einmal übers andere, und dann begann er einige däniſche Sätze zu ſagen und ein däniſches Lied zu ſingen.

Das hatte er auf Kragsminde gelernt, und die Kammerjunkerin nannte ihn einen süßen kleinen Preußen.

Aber Wilders fuhren dann doch zuerst davon, und auf dem Heimwege konnte Kläre ihren Gedanken nachhängen. Die Etatsrätin schlief gleich ein, und der Hardesvogt sagte kein Wort. Er saß allein auf dem Vordersitz der kleinen Halbchaise, deren Verdeck über den beiden Damen hochgezogen war. Die alte Dame fürchtete die Nachtluft, und die junge mußte also auch gegen das schwarze Leder sehen, anstatt in die laue Sommernacht, deren Dunkel schon zu weichen begann, während ein heller Strich im Osten sich bald rosig färbte. War es doch die Zeit der hellen nordischen Nächte, wo die Sonne nur auf wenig Stunden ging und ein hellgelber Streif am Horizont niemals verschwand.

Die Pferde schienen keine Nachtfahrten gewohnt zu sein; sie gingen im gemütlichen Trott, und Glasog auf dem Kutscherſitz schwankte bedenklich. Er hatte vorhin beim Einschenken geholfen und sich selbst wohl auch nicht vergessen. Aber er hielt die Zügel fest und richtete sich immer von neuem in die Höhe.

Auch bei Kläre verwirrten sich allmählich die Gedanken. Sie war den ganzen Tag in Bewegung gewesen, nun kam die Ruhe über sie und der Sommernachtfrieden. Auch war es gut, wieder allein mit der Etatsrätin zu sein. Sie war doch wie eine Mutter zu ihr. Und wenn der Hardesvogt auch nicht viele freundliche Worte an sie verschwendete, so empfand er doch Wohlwollen für sie. Auch Kleinerts waren so gut; Riekchen, der Kandidat. Obgleich sie sich über Rissom ärgern konnte, auch heute abend. Weshalb sprach er nicht mit Riekchen und weshalb war er eine lange Zeit neben ihr selbst hergegangen? Er sprach angenehm, und seine Augen waren klug und lebhaft; aber sie zog doch vor, von ihm unbeachtet zu bleiben. Schon Kurts wegen, der vielleicht wieder einen dummen Witz machen würde.

Der Wagen hielt mit einem Ruck, die Pferde schnaubten, und Glasog fluchte.

„Was gibt's?" rief der Hardesvogt, sich aufrichtend.

„Da is mich ein Stein an den Kopf geflogen," antwortete Glasog.

Sie hielten mitten in Rangelrup. Still und verschlafen lagen die Bauernhäuser zwischen ihren Buschgärten; vom Kirchturm schlug es zwei, und der helle Streifen am Himmel wurde zusehends größer.

Der Hardesvogt war ausgestiegen und sah sich um.

„Es ist nichts, Glasog," sagte er. „Du wirst Dich geirrt haben."

Kläre stieß einen Schrei aus und riß Gottfried Wilder mit beiden Händen unter das Wagenverdeck. Gerade in dem Augenblick, als ein schwerer Stein an seinem Kopf vorüber flog. Nun streifte er nur das Leder und fiel polternd am Wagen entlang.

„Verbindlichsten Dank, Fräulein von Hagenthal!" Der Hardesvogt stand schon wieder aufrecht und hob den Hut auf, der ihm vom Kopf gefallen war. „Fahre schnell mit den Damen nach Haus, ich werde später nachkommen."

Er war bereits im Schatten der umliegenden Bäume verschwunden, und Glasog fuhr so eilig davon, daß Kläre keine Widerrede wagen konnte. Es hätte ja auch nichts genutzt; denn ihr Platz war bei der Etatsrätin, die, mitten aus

Digitized by Google

dem Schlaf geweckt, nicht begreifen konnte, was vorgefallen war, und dann so erregt wurde, daß es schwer war, sie zu beruhigen.

Als Kläre nachher in ihrem Zimmer stand, glitt gerade der erste Sonnenstrahl über den mattgefärbten Himmel. Die Vögel sangen, und von der großen Weide her brüllte das Jungvieh.

Eigentlich war es Unsinn, an solchem goldigen Morgen noch zu Bett zu gehen. Also blieb sie am Fenster stehen, sah in die zerflatternden Morgennebel und begann nur halb mechanisch an ihrem hellen Kleide zu nesteln, das sie doch mit einem anderen vertauschen mußte. Dabei bemerkte sie jetzt erst, daß ihre rechte Hand heftig schmerzte und stark zu schwellen begann. Sie mußte sie bei der hastigen Bewegung, den Hardesvogt vor dem Steine zu schützen, verstaucht haben.

Also saß Kläre in dieser Sommernacht eine lange Weile und kühlte das verletzte Glied. Und mit dem kühlen Wasser kam die Ruhe über sie, daß sie doch fest einschlief.

10.

Bertold Kleinert stand vor seinem Pastorat und betrachtete nachdenklich die von Steinwürfen fast zerschmetterte Haustür, die zersplitterten Scheiben sämtlicher Fenster und die Scherben von unzähligen Blumentöpfen.

„Es ist alles noch sehr gut gegangen," sagte er mit einem Anflug zum Scherzen, während er zugleich seine Pfeife anzündete und große Rauchwolken aus ihr stieß.

Frau Bettina schlug die Hände zusammen.

„Das nennst Du gutgehen? Wo wir nach vorn hin kein heiles Fenster im Haus haben, wo alle Zimmer voll von Scherben und Trümmer liegen, wo meine Rosen und Geranien geknickt sind und die Platte von meinem Mahagonisofatisch auseinander gesprungen ist?"

Frau Bettina brach in Tränen aus, und sie konnte wahrhaftig noch weinen, nachdem sie schon die ganze Nacht hindurch bittere Tränen vergossen und den lieben Gott unzähligemal gefragt hatte, wodurch sie dieses Nachhausekommen verdient hatte. Nach diesem genußreichen Abend im alten Amthaus zu Hastede, nach einer zauberischen Gesellschaft mit Champagner und Leckereien, wie sie solche kaum in ihren schönsten Jugendtagen in Kiel vom Hörensagen kannte.

In angenehme, köstliche Träume gewiegt, war sie mit Mann, Nichte und Adjunkten auf den Pfarrhof gefahren, auf dem alles um diese Nachtzeit zu schlummern pflegte, hatte den Knecht verängstigt, das Dienstmädchen in hysterischen Krämpfen vorgefunden. Überall Trümmer und Glasscherben. War es da ein Wunder, daß die Pastorin, obgleich ihr Mann sie zu Bett schickte, die ganze Nacht durch weinte und nicht begreifen konnte, daß Bertold nach einigen Seufzern in einen festen Schlaf verfiel?

„Du hast kein Gefühl mehr, Bertold!" rief sie jetzt fast zornig. „Du hast heute morgen Kaffee trinken können, und jetzt schmeckt Dir Deine Pfeife!"

„Liebes Kind!“ Er sah sie ernsthaft an. „Mir schmeckt allerdings die Pfeife, und wenn Du jetzt jammerst, so bin ich sehr dankbar. Denn wenn ich den Stein, der noch jetzt auf meinem Schreibtischstuhl liegt, auf meinen Schädel gekriegt hätte, so würde mich kaum die Perücke vor einem schnellen Tode bewahrt haben. Und sollen wir auch jederzeit bereit sein, in die ewigen Hütten einzugehen, so möchte ich den Rangelruper Gemeindemitgliedern nicht nachgesagt haben, daß sie ihren Pastor ermordet hätten. Und nun, lieber Rissom, wollen wir einmal die armen Blumenstöcke in andere Töpfe pflanzen. Unten im Keller habe ich eine ganze Menge von ihnen.“

Schweigend eilte der Adjunkt davon, und Riekchen begann Scherben und Trümmer zu beseitigen.

„Eigentlich dürfen wir nicht zuviel Ordnung schaffen,“ sagte Rissom, als er mit einem Arm voll von Blumentöpfen auf dem Hof erschien.

Kleinert nahm die Pfeife aus dem Munde.

„Sie meinen, um der Polizei die Verwüstung zu zeigen? Der Hardesvogt war ja in der Nacht schon hier, und die Mitglieder des Kirchenvorstandes werden in Bälde erscheinen. Weshalb also sollen wir uns Scherben in die Füße treten?“

Es war kaum sechs Uhr morgens; eine Stunde später standen fast alle Rangelruper auf dem Pfarrhof, betrachteten die Zerstörung und suchten sie dann nach besten Kräften zu beseitigen. Von allen Seiten kamen Töpfe mit blühenden Blumen, um die zerstörten zu ersetzen, und als der große Heidebauer Martensen von dem verletzten Mahagonitisch hörte, erbot er sich, einen anderen zu schenken.

Mit dem Schenken allein und dem Wiedergeben war indessen nicht alles getan. Mit ernsthaften Mienen standen die Mitglieder des Kirchenvorstandes vor dem mit Steinen beschütteten Pastorat; dann erschien der Hardesvogt mit seinem Schreiber, ein Gensdarm ging gravitätisch durch die Menge, und Knecht und Magd mußten berichten, was gestern abend geschehen sei.

Riekchen aber flüchtete in den Garten, wo David Rissom an einer Traurede memorierte, die er heute in der Kirche zu halten hatte, und die ihm durch die Ereignisse der letzten Stunden entschlüpft war.

„Können Sie mir nicht sagen, woher dies alles gekommen ist?“ fragte sie ihn.

Er war unter den Obstbäumen auf- und niedergegangen. Nun blieb er stehen.

„Es sind aufgehetzte Bauernjungen, die sich betrunken und dann Unfug mit Steinen getrieben haben.“

„Wer hat sie aufgehetzt?“

Rissom zuckte die Achseln.

„Ich weiß es nicht, Fräulein Riekchen. Vielleicht der dänische Mann, der hier Reden über Landwirtschaft hält und es wahrscheinlich versteht, sogar die Stallfütterung mit Politik zu vermengen.“

„Aber Onkel Bertold ist doch ein so guter Mann!“

Rissom lächelte.

„Betrunkene Steinwerfer pflegen nicht zu fragen, ob ihr Opfer gut ist oder nicht. Sie wollen die Glasscheiben klirren hören.“

Digitized by Google

„Die böſen Menſchen!“ rief ſie zornig, und ihre Augen blitzten. Dann, als Riſſom ſie mit gutmütigem Spott betrachtete, wurde ſie verlegen.

„Störe ich Sie auch ſehr?“ fragte ſie.

„Ich muß meine heutige Traurede memorieren, Fräulein Riekchen. Der Kaufmann Bornhöft heiratet ſeine dritte Frau. Da muß man ſeine Worte ſehr überlegen.“

David machte eine halb entlaſſende Bewegung, und Riekchen ging ſchüchtern zurück. Sie hätte den Kandidaten noch um ſo vieles fragen mögen, aber er wollte nicht mehr geſtört ſein. In dieſen Tagen wurden Kleinerts berühmte Leute, und als der Paſtor am nächſten Sonntag predigte, war ſeine Kirche brechend voll. Alle Deutſchgeſinnten wollten zeigen, daß ſie zu ihrem Paſtor hielten. Aber auch die Däniſchgeſinnten blieben nicht zurück, weil, wie ſie ſagten, die Politik mit dieſen Steinwürfen nichts zu tun hatte.

„Mit Steinen ſchmeißen wir nicht!“ verſicherte die Kammerjunkerin Krag, die mit Bruder und Nichte den Gottesdienſt beſucht hatte und auf dem Kirchenſteig Paſtor Kleinert erwartete, um ihm vor allem Volk die Hand zu drücken. „Mit Steinen werfen wir nicht, Herr Paſtor; wir Vornehmen nicht, und auch nicht die Geringen. Bei Paſtor Brolund flogen zwar im Jahre 1864 gleichfalls die Steine gegen die Fenſter, und er mußte ſeine Koffer packen. Ach, wie bedauerte ich damals die kleine Frau und die Kinder! Unſere Partei war es aber nicht, die die Hände hob gegen die rechtmäßig eingeſetzten Beamten!“

„Ich habe noch keinen Dänen dieſes Dummenjungenſtreiches beſchuldigt!“ entgegnete der Paſtor in ſeiner ruhigen Weiſe. „Mir wäre es überhaupt angenehmer, wenn dieſe fatale Sache bald vergeſſen würde.“

Davon war aber vorläufig nicht die Rede. Es war Sommer, und die Zeitungen ſehnten ſich nach Stoff. Die deutſche und die däniſche Preſſe fielen übereinander her und beſchuldigten ſich gegenſeitig mit allerhand unglaublichen Dingen, und jede Partei wärmte alte Geſchichten auf. Die deutſchen Blätter behaupteten, daß Herr Viktor von Laurentius ein von der däniſchen Partei beſoldeter Agitator ſei, der überall Böſes anſtifte, und die däniſchen Blätter fielen über Paſtor Kleinert her. Sie nannten ihn einen eidbrüchigen Rebellen, der gegen ſeinen angeſtammten König gekämpft hätte und nun, auf einer fetten Pfründe ſitzend, es gut vertragen könnte, daß ihm ein Meuetekel zugerufen werde.

Während die Zeitungen alſo alte Zänkereien behaglich wiederkäuten, ſuchte Hardesvogt Wilder nach den Menſchen, die das Paſtorat geſteinigt und auf dem Rückwege auch ihn noch mit einigen Würfen bedacht hatten. Sie wurden nicht aufgefunden, obgleich der Landrat noch einen Gensdarmen ſchickte, der wie der erſte gravitätiſch im Dorfe umherging und jeden Apfelbaum betrachtete. Waren es überhaupt mehrere Menſchen geweſen, die das Paſtorat überfallen hatten? Der Knecht hatte ſich ins Stroh geſteckt, als der erſte Steinwurf gegen die Haustür gefallen war, und das Dienſtmädchen hatte Krämpfe bekommen. Und weil der Pfarrhof an einigen Stellen der Ausbeſſerung bedurfte, hatte ein Haufen von Pflaſterſteinen hart an einer Scheune gelegen. Wenn eine kräftige Hand dieſe Geſchoſſe gegen Fenſter und Türen ſchleuderte, konnten ſie in wenig Minuten ſehr viel Unheil anrichten. Wer aber war der Täter geweſen?

Als der Kampf in den Zeitungen heftig tobte und sich sogar eine Kopenhagener Zeitung daran beteiligte, fing man in Rangelrup an, die Sache zu vergessen. Aus der Stadt war ein Glaser geholt worden, ein Rangelruper Tischler machte neue Fensterrahmen und Türen, bald hatte das Pastorat ein neues Kleid. Auch Frau Bettina beruhigte sich. Aus ihrer Gemeinde waren ihr nicht allein Blumen, sondern Kuchen, Würste und Schinken zugeschickt worden; ein stattlicher neuer Mahagonitisch stand dort, wo der alte seinen Platz gehabt hatte, und diesen durfte sie auch noch behalten. Nein, die Gemeinde ließ sich nicht lumpen; selbst die Dänischgesinnten brachten Gaben, und Fräulein Bruhn mußte im Auftrag der Kammerjunkerin eine Decke für den neuen Tisch häkeln. Niemand wollte auf sich sitzen lassen, daß der Pastor hätte beleidigt werden sollen. Er selbst hatte die Sache auch am ruhigsten genommen und sprach selten mehr von diesem Schreck. Aber er nahm die Gaben der Liebe nicht so dankbar und selbstverständlich entgegen, wie seine Frau, und sein Gesicht war grau und trübe geworden. Kläre fand es wenigstens. Als sie ihn wiedersah, waren fast vierzehn Tage seit dem Ereignis vergangen, die Gemüter hatten sich alle beruhigt, und im Wilderschen Hause wurde niemals mehr davon gesprochen. Wie die Etatsrätin überhaupt der ganzen Angelegenheit keine Wichtigkeit beigemessen hatte und kaum hinter den Steinwurf gekommen war, dem ihr Sohn nur durch Kläres Geistesgegenwart entgangen war. Am folgenden Tage hatte sie sich über die verbundene Hand des jungen Mädchens gewundert und ihr allerhand Salben dafür gegeben, sie dann aber gleich vergessen; wie denn auch der Hardesvogt erst nach einigen Tagen seinen Dank abstattete.

„Ich glaube wirklich, wenn Sie nicht gewesen wären, Fräulein von Hagenthal, ich würde niemals mehr an Kopfschmerzen zu leiden gehabt haben."

Er sagte es halb scherzend; obgleich er in diesen Tagen ernst gestimmt war.

Kläre fühlte, wie ihr die Tränen in die Augen traten. Dann ärgerte sie sich über sich selbst, und ihre Antwort fiel frostig aus.

„Es war eine unwillkürliche Bewegung, Herr Hardesvogt. Zufällig ist sie gut ausgefallen."

Wilder lächelte in seiner gutmütigen Art.

„Jedenfalls danke ich Ihnen, daß Sie den Zufall so hübsch für mich verwandten. Ich für meine Person hänge nicht am Leben, und der Rangelruper Kirchhof scheint mir ein ganz angenehmer Aufenthalt, aber ich möchte doch nicht auf der Landstraße wie ein Hund totgeworfen werden. Und mein Kroppzeug ist noch so klein."

Als Kläre jetzt über den Rangelruper Kirchhof ging, mußte sie ihn sich darauf ansehen, ob er wirklich ein angenehmer Aufenthalt war. Er hatte eine halb verfallene Einfriedigung, auf der Holunder und Syringen, Nußsträuche und Jelängerjelieber wuchsen. Am Eingang standen alte Bäume, und die Gräber lagen regelmäßig in geraden Reihen, wie es meistens ist, und wie Totengräber und Gärtner es jetzt immer einrichten.

Vor einem frisch ausgeworfenen Grabe stand der Pastor und sah nachdenklich in die fette, braune Erde; dann hob er den Kopf, erblickte Kläre und kam auf sie zu.

„Wir haben Sie lange nicht gesehen, Fräulein von Hagenthal. Wie geht es auf Sandberghof, und was macht die Etatsrätin?“

Kläre beantwortete seine Fragen und ging dann mit ihm ins Pastorat. Sie wußte selbst den Grund nicht, weshalb sie sich in dieser Zeit nicht um Kleinerts gekümmert und auch Riekchen nicht zum Spaziergang abgeholt hatte, und sie sagte gleichfalls nicht, daß ihre Hand verstaucht gewesen war. Sie schmerzte noch heute; niemand aber fragte danach, und ihr war es recht. Auch sie wurde still in diesem stillen Lande. Der Pfarrhof, auf den sie jetzt mit dem Pastor ging, lag freundlich da, mit blanken Fenstern und frischgestrichenem Holzwerk.

„Sie haben es hier schöner bekommen,“ sagte Kläre lächelnd, und Bertold Kleinert neigte ernsthaft den Kopf.

„Unser Äußeres ist hübscher geworden, mir aber gefielen die alten, schiefgezogenen Fensterrahmen und die grünen Scheiben sehr gut. Mancher Vorgänger hatte durch diese Fenster geblickt. Das neue Glas erzählt mir nur, daß es eben gekauft ist, und daß die Gemeinde es bezahlt hat.“

„Hoffentlich erwischt man bald die abscheulichen Täter!“ rief das junge Mädchen.

„Das glaube ich nicht, Fräulein von Hagenthal, und offen gestanden, ist es mir auch einerlei. Hinter alle Sünden und Schliche dieser Welt kommt man ja doch niemals, und vielleicht sollte das Ganze nur ein Memento sein. Bei Pastor Brolund haben die Leute damals auch die Fenster eingeworfen, allerdings nicht mit solcher Vehemenz wie bei mir.“

Er tat plötzlich einen Ausruf und blieb stehen.

„Haben Sie Schmerzen?“ fragte Kläre besorgt; aber er machte eine abwehrende Bewegung.

„Nein; mir fiel etwas ein — etwas, an das ich schon lange hätte denken können. Da kommt der alte Rittmeister aus unserem Hause. Nun, lieber Mürwik, haben Sie sich auch einmal das verjüngte Pastorat betrachtet?“

„Guten Tag, lieber Kriegskamerad!“ rief der alte Herr, während er zugleich seinen Hut vor Kläre zog. „Hier ist es ja fein geworden, sehr fein! Dänen und Deutsche bezahlen die Rechnung für die Scherben, und nach einer Weile kommt der rote Adlerorden geflogen und deckt alle noch vorhandenen Schäden.“

„Lassen Sie uns nicht mehr von der Geschichte sprechen,“ bat Kleinert, und Mürwik betrachtete ihn erstaunt.

„Ich habe ja kaum davon angefangen. Nun, meinetwegen, obgleich ich mich riesig geärgert habe, daß so etwas hier passieren kann. Aber das kommt von den Laurentius. Ich sollte den alten Viktor nicht kennen. Der bekommt Geld aus Kopenhagen, um hier in aller Stille zu stänkern und zu wühlen, und er versteht seinen Kram so gut, daß ich auch wohl nächstens aus dem Heidehause ausgeräuchert werden würde, wenn's nicht gerade dem netten, kleinen Helmkron gehörte. Dieses Edelwild darf nicht verscheucht werden.“

„Er ist wirklich ein netter Mensch,“ sagte Kleinert zerstreut.

„Ein famoser kleiner Kerl. Den zu heiraten, verlohnt schon der Mühe. Ich will ihn auch zu meinem demnächstigen Geburtstag einladen, und Sie, lieber

Kriegskamerad, werden mir hoffentlich mit gesamter Familie die Ehre geben. So fein wie beim Landrat wird's nicht bei mir; ich werde ihn aber auch nicht einladen, er ist mir zu dänisch gesinnt."

Klära ging rasch ins Haus. Es war nicht das erste Mal, daß sie ein abfälliges Urteil über Kurt hörte, und vielleicht hatte er es verdient. Aber sie wollte es lieber nicht hören.

Fröhlich kam ihr Riekchen entgegen. Sie trug eine große, blaue Schürze und war beim Einmachen der Erdbeeren, während Frau Bettina sich mit Kopfschmerzen zu Bett gelegt hatte.

„Früher hat sie sich niemals hingelegt," berichtete die Nichte, „aber nun bin ich da, und sie fängt an, mir alles im Hause zu überlassen. Ich muß es doch auch lernen, nicht wahr?"

„Willst Du denn Herrn Rissom so schnell heiraten?" neckte Klära.

Riekchen wurde rot.

„Ach nein; es geht ja noch lange nicht — ich weiß nicht — er —" Sie stockte und sah fast angstvoll in das Gesicht der Freundin. „Lache nicht über mich, Klära, ich bin wohl dumm. Aber es ist so schön, sich auf etwas zu freuen."

An die eingeworfenen Fenster des Pfarrhauses dachte sie ebensowenig mehr, wie an die Gesellschaft im Amthause. Das war alles an ihr vorübergeglitten wie ein Traum, und sie lebte in anderen Gedanken. Es war aber behaglich neben ihr in der großen Pfarrküche zu sitzen, den Duft der süßen Beeren einzuatmen und in das offene Herdfeuer zu blicken, über dem in einem mächtigen Kupferkessel die Früchte brodelten.

Auf dem Küchentisch lag ein Haufen von Glasscherben, von denen Riekchen gelegentlich eine nahm und ins Feuer warf.

„Was tust Du?" fragte Klära erstaunt.

„Nichts Besonderes," erwiderte die Gefragte gleichgültig. „Vorgestern hat Herr von Helmkron mir eine große Kristallschale mit kandierten Früchten geschenkt. Die Früchte habe ich gleich den Schulkindern geschenkt; solch süßes Zeug mag ich nicht; und wie ich heute Blumen in die Schale setzen will, fällt sie auf die Erde und geht in tausend Stücke. Nun verbrenne ich die Scherben."

Und Riekchen warf noch einmal einige Stückchen Kristall in die Glut, daß sie sich bogen und leise verglühten.

Als Klära später nach Sandberghof ging, war sie so in Gedanken, daß sie nicht David Rissoms Schritt hinter sich hörte, bis er ihren Namen nannte und ihr guten Abend sagte.

„Ach, Herr Rissom!" Sie blieb stehen und reichte ihm die Hand. „Wenn man Sie sehen will, muß man nicht ins Pastorat kommen. Dort sind Sie niemals zu finden."

„Haben Sie mich entbehrt?" fragte er schnell.

„Ich nicht!" entgegnete sie ebenso schnell. „Aber es will mir scheinen, als hielten Sie sich sehr fern von der Familie, und sie haben dort doch alle Anschluß nötig."

„Von Paſtor Kleinert halte ich mich durchaus nicht fern," entgegnete er ruhig. „Wir arbeiten gemeinſam, und er führt mich in der Gemeinde herum. Aber mit den Damen bin ich allerdings nicht immer zuſammen."

„Riekchen iſt ſonſt reizend," ſagte Kläre eifrig, und dann ärgerte ſie ſich, daß ſie es geſagt hatte. Der Adjunkt ſah ſie ſo aufmerkſam an.

„Ich weiß," erwiderte er dann ruhig. „Sie iſt reizend; aber ich werde ſie doch nicht heiraten."

„Und weshalb nicht?"

„Weshalb nicht?" David Riſſom blieb ſtehen, und ſein Geſicht rötete ſich. „Weil ich Riekchen Kleinert nicht liebe, obgleich ſie reizend iſt. Weil ich Sie liebe, Fräulein von Hagenthal!"

Auch Kläre war ſtehen geblieben.

„Mich?" Sie wiederholte es mechaniſch. „Aber —"

„Sie werden mir ſagen, daß Sie meine Neigung nicht erwidern, Fräulein von Hagenthal. Das weiß ich bereits, und deswegen würde ich Ihnen kaum von meinen Empfindungen geſprochen haben. Da Sie aber fragten, muß ich Ihnen doch eine Antwort geben."

Kläre ging haſtig weiter.

„Niemals! Niemals!" Ihre Stimme zitterte.

„Niemals iſt ein großes Wort," erwiderte er ernſthaft. „Weshalb ſagen Sie es mir? Ich habe Sie noch nicht gebeten, mich wieder zu lieben. Ich ſpreche ja nur von mir."

„Aber —" Von neuem blieb ſie ſtehen und ſah ihn ratlos an. Über ſein Geſicht ging ein Lächeln.

„Machen Sie nicht ſo betrübte Augen, Fräulein von Hagenthal. Wir wollen von anderen Dingen reden; oder ſoll ich Sie allein nach Haus gehen laſſen? Ich glaube, es iſt das beſte."

Flüchtig berührte er ihre Hand, grüßte und ging mit ſchnellen Schritten davon.

Unterdeſſen war Kurt Berkow auf Sandberghof vorgefahren, ſprang vom Wagen und begegnete Dodo, die aus der Haustür trat.

Neckend zog er ſie an ihrem dünnen Zöpfchen.

„Iſt Dein Vater zu Haus, mein Fräulein?"

Sie machte ſich von ihm los.

„Da mußt Du ſelbſt nachſehen, Herr Landrat. Ich gehe nicht für Dich."

„Biſt Du mir böſe?" fragte er.

„Wir ſind Dir alle böſe!" verſicherte ſie. „Du biſt ein Landrat für die Dänen und nicht für die Deutſchen. Glasog ſagt es auch, und er ſagt auch, Dir müſſen auch einmal die Fenſter eingeworfen werden, damit Du merkſt, wie das iſt. Oder ein Stein an den Kopf, wie Papa ihn beinahe gekriegt hätte, wenn Tante Kläre ihn nicht weggeriſſen hätte. Glasog ſagt, er hätte ſich ſehr erſchrocken."

„Von dieſem Ihrem Erlebnis weiß ich ja nichts," ſagte Kurt nachher zu Wilder. Er hatte Dodo ſtehen laſſen und den Hardesvogt im Garten gefunden. Dieſer zuckte die Achſeln.

Digitized by Google

„Glasog gehört zu den ängstlichen Seelen; dazu ist er ein Dänenhasser und möchte gern alles, was Unliebsames geschieht, auf irgend ein politisches Konto setzen. Allerdings —“

Berkow unterbrach ihn.

„Von anderer Seite ist mir versichert worden, daß diese Steinwürfe durchaus keinen politischen Hintergrund haben. Überall gibt's mal Leute, die sich betrinken und dann Unfug treiben. Daher habe ich mich auch nicht entschließen können, persönlich in meiner Stellung als Oberbeamter in die Untersuchung einzugreifen. Sie haben sicher das Erforderliche getan.“

„Wir haben den oder die Urheber noch nicht ausfindig machen können.“

„Sehen Sie!“ Etwas herablassend schlug Kurt dem Hardesvogt auf die Schulter. „Auch Sie kluger Einheimischer haben keinen Anhaltspunkt gefunden, und wahrscheinlich werden Sie niemals etwas herausbekommen. Über solche Dinge muß man zur Tagesordnung übergehen; aber vielleicht sind Sie so gütig zu veranlassen, daß Ihre Dienstboten sich nicht abfällig über meine Person äußern. Herr Glasog mag ein sehr patriotischer Schleswig-Holsteiner sein, über einen königlich preußischen Landrat sollte er sich eines Urteils enthalten.“

Ehe Wilder antworten konnte, sprach Kurt von anderen, amtlichen Dingen, bat dann, sich den Damen empfehlen zu lassen, und fuhr gerade davon, als Kläre auf den Hof trat. Er grüßte sie nachlässig mit der Peitsche, hielt aber nicht an, und fuhr dann wieder am Gartenzaun entlang den Wald- und Moorweg, der nach Kragsminde führte.

Kläre beachtete seinen kühlen Gruß nicht; sie ging gleich auf ihr Zimmer, um sich von dem Schreck zu erholen, den ihr David Rissom verursacht hatte. Aber der Hardesvogt rief mit scharfer Stimme nach Glasog und erkundigte sich, was er über den Landrat gesagt hätte. Der Gefragte rieb seine Kappe zwischen den Händen und zuckte verdrießlich die Achseln.

„Da weiß ich nix von, Herr Hardesvogt. Kann sein, daß ich mal ein büschen knurrig bin, wo ich mir mannigmal gehörig ärgern muß. Allens in die Welt is heutzutage verdreht; wie ich es doch nich begreifen kann, daß Bothilde an Freien denkt. Und denn son alten gräsigen Kerl! Sollt man das for möglich halten?“

„Von Bothilde spreche ich nicht, sondern von dem, was Sie über Herrn von Berkow gesagt haben. Was ist es gewesen? Ich will es wissen!“

Gottfried Wilder konnte ein sehr finsteres Gesicht machen, und Glasog drehte seine Kappe noch schneller zwischen den Fingern.

„Was kann das gewesen sein? Ich bin ein einfachen Mann und kann bloß auf einen Aug was sehen. Das andere haben mich die Dänens ausgeschossen. Und unser Pastor hat auch noch 'ne dänische Kugel im Leib, und wie Herr Rittmeister von Mürwik vordem hier war, da sagt er auch: ‚Glasog,‘ sagt er, ‚wenn ich nur nicht das Reißen in meinen alten Wunden hätte! Davor kann ich die ganzen Nächte nicht schlafen!‘ Ja, das sagt er, und wenn man denn bedenkt, daß Hans Lauritzen jeden Abend bei Gustav Ebsen in die Gaststube sitzt und die Bauern verzählt, wie fein es in Dänemark is, und daß wir von Rechts wegen

Dänens sind, und daß wir auch noch Dänens werden sollen, denn ärger ich mir, Herr Hardesvogt, und denn wunder ich mir über den Landrat, der son Kerl guten Tag sagt und ihn nich rausschmeißt. Und denn wunder ich mir, daß Herr Landrat ümmer auf Kragsminde sitzt und mit Herrn von Laurentius schnackt, wo unsereins doch ganzen genau weiß, daß Herr von Laurentius es mit die Dänens hält, und nich allein zum Vergnügen hier is, sondern ein büschen Stänkerei machen will und Unzufriedenheit und allens das, was die dummen Bauerns verdrießlich macht. Ja, und wenn ich denn mannigmal ein büschen mit Dodo und mit Tina schnacke, denn is es bloß, weil ich mir aussprechen muß. Früher konnt ich ja noch mit Bothilde schnacken; nu abers —" er holte tief Atem, „die is ja nu auch mang die Verrückten gegangen. Sönke Söksen! So'n alten gräsigen Kerl! Und gestern is er warraftig wieder hier in den Garten und pfeift auf seine Fingers, und Bothilde kommt ganz gehorsam aus die Küche und schnackt mit ihn. Is es nu zu glauben?"

Wilder hörte nicht mehr auf den verdrießlichen Mann, den seine eigene Rede so aufgebracht hatte, daß er sich den Schweiß von der Stirn wischte. Er hatte sich halb abgewandt und starrte einen Fleck auf dem Rasen an, wo ein kleiner Erdhügel neben dem anderen lag. Sie waren gestern noch nicht dagewesen: glatt und grün hatte die Rasenfläche dagelegen. Nun aber waren die Maulwürfe an der Arbeit, und wenn ihnen nicht Einhalt getan wurde, würde der saftig grüne Rasen bald der Vergangenheit angehören.

Glasog stand noch immer vor seinem Herrn und betrachtete ihn von der Seite. Als er aber eine Zeitlang gewartet hatte und dann Dodo aus dem Hause kommen sah, schlich er sich langsam davon, um mit der Kleinen eine längere, etwas vorwurfsvolle Unterhaltung zu beginnen, die unsanft von Bothilde unterbrochen wurde.

„Dodo muß zu Abend essen, Herr Muhl. Sie soll nicht mehr so viel sprechen!"

„Is das nich gut for den Appetit?" erkundigte sich ‚Herr Muhl' mit mürrischem Augenzwinkern.

„Sie muß zu Abend essen!" wiederholte Bothilde trotzig, worauf Glasog höhnisch lachte.

„Is woll 'ne Weisheit von Sönke Söksen, nich? Gewiß hat der mit sein ehemalige Frau viel geschnackt, weil daß er ihr doch ganzen gewiß kein Essen gegönnt hat."

„Gegen Sönke Söksen brauchen Sie nichts zu sagen, Herr Muhl!" rief Bothilde heftig.

„Ich sag auch nix, ich mein man bloß. Is ein süßen kleinen Mann, und so patent und son gute Pattie. Mit'n Torfkate und'n Torfmoor, und in die erste Jugend. Ja, ja, wenn man Glück haben soll!"

Und Glasog ging mit spöttischem Lachen davon, während Bothilde, laut aufschluchzend, Dodo an die Hand nahm und mit ihr davonging. Denn sie hatte plötzlich keine Kraft mehr, auf alle diese häßlichen Worte zu antworten.

11.

Der Geburtstag des alten Rittmeisters wurde in seinem Heidehause mit Schokolade und Kuchen gefeiert, und am Nachmittag fuhr die Etatsrätin mit ihrem Sohn und den Kindern zu dem Fest. Kläre war auch eingeladen; aber sie bat darum, zu Haus bleiben zu dürfen. Sie wollte nicht David Rissom begegnen, der natürlich mit Kleinerts dort sein würde, und sie empfand den Wunsch, einen Nachmittag allein und ungestört verleben zu dürfen. Die Kinder nahmen ihre Zeit in Anspruch; dazu kam die Etatsrätin, die sich nachmittags nach ihrer Gesellschaft sehnte, und endlich beunruhigten sie jetzt viele Gedanken und Empfindungen. Es war ja alles Torheit, sie sagte es sich Tag und Nacht. Der Hardesvogt Gottfried Wilder war ihr freundlich gesonnen und würde es, solange sie in seinem Haus blieb, immer bleiben. Weiter nichts. Nein, nichts weiter. Sie brauchte seinetwegen nicht schlaflos zu liegen oder am Tage, beim Erklingen seiner Schritte, Herzklopfen zu bekommen. Immer von neuem schalt sie sich selbst wegen ihrer törichten, zitternden Gedanken, aber das Schelten nützte nichts. Eine tiefe Sehnsucht, ein Verlangen nach Glück und Liebe war über sie gekommen, und wie sie ihrem Herzen nicht wehren konnte zu klopfen, so war es fast unmöglich, den Gedanken zu gebieten, die sie schmeichelnd umspannen.

Sie schlenderte durch den Garten und dann über die angrenzende Viehweide, auf der einige Kälber lustige Sprünge machten, und stand endlich im Walde. Hier, unter den schlanken Buchenstämmen, war sie schon oft mit den Kindern gewesen, hatte Waldmeister gepflückt, das sie hier Mösch nannten, und war mit Dodo und Tina die Hügel hinaufgeklettert, die mit Tannen und kleinerem Holz bestanden waren und vom Wald den Übergang machten zu den Moor- und Heidestrecken, die sich dann weit in die Ferne erstreckten.

Unter Glasogs Begleitung war sie dann wohl noch weiter gewandert; aber nur in den ersten Wochen ihres Hierseins. Es mußte in der Luft von Sandberghof liegen, daß man sich Heide und Torfmoor nur aus der Ferne betrachtete, und lieber die Schritte gen Osten, den Buchen und der See zu, wendete. So wenigstens kam Kläre der Gedanke, wie sie jetzt an einer hochgelegenen Waldlichtung stand und unter sich kleine Tannen und dann einen dunkeln Moorstreifen erblickte. Mitten durch ihn zog sich eine mit weißem Heidesand bestreute Linie: das war der Weg nach Kragsminde. Er verlor sich weiterhin in der Heide, die dann wieder von Moor begrenzt wurde.

Den ganzen Tag hatte eine warme, aber matte Sonne geschienen, eine Sonne ohne Strahlen und mit einem wunderlich grauen Schein. Jetzt erhielt sie etwas mehr Glanz, und hier und dort funkelte vom Moor her ein Gewässer in stumpfem Widerschein. Es war still im Walde, nur der Specht klopfte an die Bäume, und ein Raubvogel stieß einen drohenden Schrei aus. Vom Moor her flog eine mächtige Weihe der Heide zu, und einen Augenblick hörte man das Schlagen ihrer Flügel.

Kläre war den Berg hinuntergegangen und stand mitten im Moor zwischen grünen, dicken Blättern, gelben Sternblumen und kleinen roten Nelken.

Digitized by Google

Als Kläre vorsichtig am Wegrand entlang ging auf dem weichen Boden, der jetzt Blumen und Kräuter hervorbrachte, der bei seinem düsteren Untergrund doch etwas Liebliches, Verführerisches hatte, da umspann sie der Reiz der großen Einsamkeit, und sie wünschte sich, niemals wieder dorthin zurückkehren zu müssen, wo ihrer nur Schmerzen und Enttäuschung warteten. Aber das war nur ein vorübergehender Wunsch; nach einer Weile blieb sie doch stehen und sah zu den Waldhügeln zurück, hinter denen Sandberghof lag. Vor einem Jahre hatte sie noch nicht gewußt, daß es auf der Welt war, und nun erfüllte es ihr Herz und Sinne.

Hastig ging sie weiter, an braunen Wässern vorüber, an kleinen, grünbewachsenen Flächen, an Dornen und Erlengestrüpp, bis die Heide sie plötzlich umfing, und sie sich nach dem Fahrwege umsah, dem sie bis jetzt gefolgt war. Er war verschwunden, Wagenspuren führten wohl hier und dort, der eigentliche Weg schien verloren.

Einen Augenblick überkam Kläre die Angst, sich verirrt zu haben; dann aber sah sie in der Ferne eine kleine Hütte liegen und ging darauf zu.

Es war ein rauchgeschwärztes Häuschen mit verwahrloster Umgebung. Mageres Kartoffelland und dünnbelaubte Weiden umgaben es. An einer Erle hing ein schwarzbraunes Hemd zum Trocknen, und vor der offenen Haustür stand ein schwarzer Kochtopf, den man hierzulande Jütepott nannte.

Das ganze kleine Anwesen machte einen düsteren und ungastlichen Eindruck, und Kläre empfand beim Näherkommen etwas wie Unbehagen, so daß sie stehen blieb und darüber nachdachte, ob sie nicht lieber umkehren sollte.

Da klang eine Stimme dicht neben ihrem Ohr.

„Nun, Fräulein von Hagenthal, was treibt denn Sie in diese Heide?"

Philippa Laurentius saß auf einem kleinen, mit Moos bewachsenen Torfhügel, und ihre Stimme war ebenso spöttisch wie ihre Augen. Kläre aber freute sich über die menschliche Gesellschaft, begrüßte die junge Dame freundlicher, als es sonst ihre Art war, und setzte sich neben sie.

„Verzeihen Sie, daß ich Sie einen Augenblick mit meiner Gesellschaft belästige. Ich habe mich verirrt, und hoffentlich geben Sie mir einen Rat, wie ich wieder nach Haus komme."

Philippa rückte ein wenig zur Seite.

„Also Sie verirren sich auch?" erkundigte sie sich. „Ich hielt Sie für zu korrekt zu einem Abirren vom geraden Wege der Tugend."

„Sie haben keine gute Meinung von mir, Fräulein von Laurentius."

„Nein? Ich weiß es nicht. Es ist schwer, über andere Menschen nachdenken zu müssen."

„Sie denken zuviel an sich selbst."

Kläres Stimme klang sanft, und die andere sah sie aus düsteren Augen an.

„Ich bin unglücklich. Da denkt man nur an sich selbst."

Kläre faßte ihre Hand.

„Wollen Sie sich nicht einmal aussprechen?" fragte sie leise. „Vielleicht tut es Ihnen gut."

Philippa sah in das dämmerige Sonnenlicht, und dann zuckte sie die Achseln.

„Was nützt das Aussprechen. Jedermann weiß, was mich quält, ich brauche es niemand zu erzählen. Es ist ja auch eine törichte, ganz dumme Geschichte, die man besser in jedem Roman lesen kann. Axel Helmkron und ich waren verlobt. Wir liebten uns und glaubten glücklich miteinander zu werden. Bis eine Stunde kam, in der ich plötzlich Angst vor ihm empfand. Solche Angst, daß ich ihn nicht mehr liebte, nicht mehr sehen konnte. Wir trennten uns, und als ich ihn verloren hatte, kam wieder die alte Liebe über mich, die alte Sehnsucht. Ich schrieb ihm und bat ihn, mir zu verzeihen, wieder gut, wieder der Alte zu sein. Mein Brief kam zu Axel an dem Tage, als er hörte, daß er ein reicher Mann geworden war, ein Erbe, einer, um den sich die Mütter und Töchter reißen würden. Und an diesem Tage kam Axels wahre Natur zum Vorschein. Er schrieb mir, obgleich er sich denken könnte, daß ich ihn jetzt wieder liebte, wollte er es nicht tun. Er dankte für meine käufliche Liebe!"

„Das war eine Beleidigung!" rief Kläre empört. „Und daraufhin —"

„Und daraufhin bin ich ihm nachgereist und flehe um ein gutes Wort von ihm!"

„Sie sollten dazu zu stolz sein."

Philippa schauerte ein wenig zusammen.

„Ich sollte es sein; aber ich habe solche Angst. Angst um ihn, Angst um mich. Wir verlieren uns beide und werden beide elend. Ich aber habe angefangen. Ich hätte ihn ertragen sollen. Nun habe ich doch die Schuld. Deshalb bin ich demütig und laufe ihm nach und erniedrige mich vor mir selbst und andern!"

„Es wird nichts nützen," sagte Kläre leise, und Philippa ließ den Kopf auf die Brust sinken.

„Es wird nichts nützen!" wiederholte sie.

Von Westen kam der Wind auf und fuhr klagend über das Moor, über seine Büsche und Weiden. Herr von Laurentius erschien mit noch einem Mann vom Hause her, und Philippa erhob sich hastig von ihrem Sitz. Sie strich die Haare aus der Stirn und schüttelte sich, als wollte sie alle grauen Gedanken dem Winde geben. Laurentius und sein Begleiter sprachen lebhaft auf einen kleinen Mann ein, der hinter dem Häuschen auftauchte. Es war Sönke Sönksen, und Kläre wußte jetzt, wohin sie sich verirrt hatte. Neugierig sah sie sich um. Also das war Sönke Sönksens Moor, und hierher war die junge Frau Wilder gegangen, wenn sie sich in die Einsamkeit flüchtete. Herr von Laurentius begrüßte sie artig, und auch der dänische Volksredner, Herr Hans Lauritzen, nahm seinen Hut vor ihr ab. Beide Herren wandten sich dann aber wieder Sönke Sönksen zu und redeten eifrig auf ihn ein. Sie bedienten sich dabei der dänischen Sprache, aber Kläre konnte doch hören, daß sie sehr unzufrieden mit ihm waren. Er gab mürrische Antworten, zuckte die Achseln und lachte höhnisch.

„Was hat Sönke getan?" fragte Kläre, während sie mit Philippa einige Schritte voran ging.

Die Gefragte zuckte die Achseln.

„Dieser alte Kerl scheint dummes Zeug gemacht zu haben, das der dänischen Partei in die Schuhe geschoben wird." Kläre blieb stehen.

Digitized by Google

„Er hat die Steine gegen das Paſtorat, gegen den Hardesvogt geworfen!“ rief ſie haſtig; aber Philippa legte ihr die Hand auf den Arm.

„Sie dürfen nichts verraten, Fräulein von Hagenthal. Es iſt beſſer, wenn die Geſchichte totgeſchwiegen wird.“

„Warum? Er muß doch beſtraft werden.“

Philippa ſchüttelte den Kopf.

„Laſſen Sie die Sache ruhen. Außerdem haben Sie ſie ja eben durch meine Unvorſichtigkeit erfahren. Ich hätte nicht darüber ſprechen ſollen. Mein Vater wird mich ſchelten: wir alle kommen vor Gericht, und ob der Schuldige hier auf dem Moor, oder im Gefängniſſe ſitzt, wird ihm gleichgültig ſein. Alſo bitte, ſchweigen Sie!“

Philippas Stimme klang gebieteriſch, und eigentlich hatte ſie recht. Kläre aber nahm ſich vor, Paſtor Kleinert gelegentlich die Wahrheit zu ſagen. Er litt doch darunter, daß einer in ſeiner Gemeinde ihn hatte ſo beleidigen wollen. Daß Sönke der Täter war, würde ihn tröſten. Dem Hardesvogt war wohl alles gleichgültig. Kläre dachte mit einiger Bitterkeit daran, daß er ſich kaum nach ihrer Hand erkundigt hatte.

Herr von Laurentius und Herr Lauritzen gingen jetzt mit den beiden jungen Damen und ſprachen aus Höflichkeit gegen Kläre deutſch.

Der däniſche Volksredner wandte ſich noch einmal um und blickte auf Sönkes Hütte, das umliegende Moor und die auf- und abſteigende Heide.

„Eine triſte Gegend!“ ſagte er. „Oha! Hier möchte ich nicht lange ſein.“

Herr von Laurentius zuckte die Achſeln.

„Auch dieſe Gegend gefällt einigen Leuten. Als ich vor etwa acht Jahren zum letztenmal hier war, erzählte man ſich, daß die Frau des Hardesvogts Wilder jeden Tag hierher gegangen wäre und ſtundenlang in der Heide und im Moor geſeſſen hätte, bis ſie eines Tages überhaupt nicht wiederkehrte.“

„Hat ſie ſich das Leben genommen?“ erkundigte ſich Herr Lauritzen.

„Man hat es geglaubt; trotz aller Nachforſchungen iſt ſie nirgends gefunden worden. Das Moor hat doch noch einige Geheimniſſe.“

Alle ſtanden ſtill und ſahen auf das düſtere Land. Dann gingen ſie weiter, dem Walde zu, hinter dem Sandberghof lag.

„Es iſt merkwürdig, daß Herr Wilder nicht wieder heiratet!“ begann Herr Lauritzen von neuem, aber Herr von Laurentius ſchüttelte den Kopf.

„Es iſt nicht merkwürdig. Zum erſten kann ſeine Frau noch immer leben; zum zweiten ſoll er ſie über alle Maßen geliebt haben. Wahrſcheinlich kann er ſie nicht vergeſſen.

„Sie war doch ſehr wunderlich, wenigſtens gemütskrank,“ warf Philippa ein, und ihr Vater lächelte.

„Liebes Kind, die Liebe fragt nicht nach ſolchen Dingen. Die Liebe iſt blind geboren.“

Die beiden Herren und Philippa brachten Kläre zurück durch den Wald, um ſich dann von ihr zu verabſchieden. Sie wollten noch nach Rangelrup zu Guſtav Ebſen, wo wahrſcheinlich wieder irgend etwas Politiſches ausgeheckt werden ſollte.

Kläre dachte nicht darüber nach. Verträumt ging sie dem Hofe zu. Manchmal hörte sie Herrn von Laurentius von der jungen Frau Wilder sprechen, dann sah sie David Rissoms Gesicht und vernahm seine ruhige Stimme: „Ich habe Sie noch nicht gebeten, mich zu lieben!"

Aber er liebte sie. Und Kläre blieb stehen und holte tief Atem. Es war eine Torheit; er war für Riekchen da.

Dodo und Tina kamen ihr schon im Garten entgegen. Sie waren mit Glasog von Onkel Ferdinands Geburtstag früher nach Haus gekommen und sehr aufgeregt, weil sie unterwegs den Mann mit dem Kamel und den Affen wieder getroffen hatten. Aber Glasog hatte nicht stillhalten wollen, und sie schalten mit ihm, was er mit mürrischen Reden entgalt. Er war jetzt immer verstimmt, und auch Bothilde, die dazu kam, sah verdrießlich darein.

„War denn der Geburtstag nicht schön?" fragte Kläre, als sich die kleinen Mädchen endlich beruhigt hatten und nicht mehr immer von Kamel und Bär sprachen.

„Der war, wie immer!" sagte Tina kläglich. „Und in der Schokolade war Haut."

„Und dann war da Verlobung!" setzte Dodo gähnend hinzu. „Komm, Tina, nun wollen wir zu Bett, und ich will den lieben Gott bitten, daß ich doch noch einen Affen kriege!"

„Verlobung!" Kläre wiederholte das Wort, und auch Bothilde trat näher.

Aber Glasog, der abseits stand und noch immer vor sich hin brummte, lachte zornig.

„Was nu so unschullige Kinners woll mit Verlobung zu tun haben, kann ich mich nich denken. Verlobung is bloß for die Verrückteus!"

Schweigend ging Bothilde davon, während sie Tina unsanft mit sich zog. Kläre aber vergaß über dem Zorn des alten Paares ihre eigene Neugierde.

12.

Am nächsten Morgen erfuhr sie dann, wer sich verlobt hatte. Riekchen Kleinert mit dem Baron Axel Helmkron.

„Ist es nicht eine Überraschung?" fragte die Etatsrätin zum drittenmal. Dabei sah sie Kläre etwas mitleidig an, was diese in ihrem eigenen Staunen nicht bemerkte.

„Kleinerts haben es auch nicht glauben wollen," fuhr die alte Dame fort, „und der Pastor machte ein ganz bedenkliches Gesicht. Ein Kandidat wäre auch passender fürs kleine Riekchen gewesen; aber Rissom soll ja schon eine Braut haben. Die Pastorin meint es wenigstens, weil er immer so zurückhaltend ist."

Die Etatsrätin sprach noch lange über die Verlobung. Man konnte ihr anmerken, daß sie sie nicht ganz standesgemäß fand. Aber solche Verbindungen kommen nun einmal vor, und gegen Neigung konnte niemand etwas sagen. Könige verheirateten sich ja auch manchmal morganatisch.

„Hoffentlich wird Riekchen glücklich!" sagte Kläre nachdenklich.

Die Etatsrätin machte große Augen.

„Natürlich wird sie das, meine Liebe. Denken Sie sich, eine solche Partie zu machen! Er hat ein Gut in Seeland, und dann auch noch Barvermögen. Kleinerts brauchen für gar keine Aussteuer zu sorgen!“

Aber Kläre konnte sich doch nicht freuen, wie von ihr verlangt wurde, und in den Unterrichtsstunden gingen ihre Gedanken zu Riekchen, die so gleichgültig, fast mit Abneigung von Helmkron gesprochen hatte, und dann zu Philippa. Die liebte ihn, aber sie hatte ihn jetzt verloren, wie sie es gefürchtet hatte.

Am Nachmittage lief sie noch vor der Kaffeestunde ins Pastorat. Frau Bettina empfing sie sehr freundlich und mit einer sichtlichen Befriedigung.

„Ja, liebes Fräulein von Hagenthal, dies ist wirklich für uns eine große Freude. Und es ist ein wundervolles Gefühl, wenn man empfindet, daß nur die Liebe spricht.“

Kläre mochte nicht fragen, ob auch bei Riekchen nur die Liebe gesprochen hatte. Auch der Pastor erschien mit einer ganz schiefen Perücke und einem fragenden Ausdruck in seinen Augen. Frau Bettina nahm ihm das Wort vom Munde und berichtete, wie alles gekommen war. Vorgestern hatte sich Axel erklärt, und er benahm sich jetzt schon gegen sie wie ein Sohn. Die Hochzeit sollte bald sein, und dann würde das junge Paar auf Reisen gehen.

Kläre fragte, ob sie nicht Riekchen sehen dürfte, und der Pastor begleitete sie in den Apfelgarten. Sie hätte ihn so gern gefragt, ob er denn mit allem einverstanden sei, aber natürlich wagte sie es nicht. Lieber berichtete sie ihm von Sönke Sönksen, und daß sie glaubte, er hätte die Steine geworfen. Ihre Mitteilung machte wenig Eindruck.

„Ich habe es mir schon gedacht, als ich neulich mit Ihnen sprach, Fräulein Kläre,“ erwiderte Kleinert. „Es ist wohl die Rache dafür, daß ich bei Bothilde kein Freiwerber sein wollte, und außerdem ist mir der alte Mann auch sonst noch böse.“

„Sie wollen ihn also nicht bestrafen lassen?“

„Nein. Ich habe keine Lust dazu. Das würde nur Widerwärtigkeiten und neues Gezänk in den Zeitungen geben. Außerdem bin ich nicht sicher, ob nicht Sönke lieber einen Meineid schwören, als seine Tat eingestehen würde. Daran will ich doch keinen Teil haben.“

Im Garten unter den Apfelbäumen stand Riekchen, ging der Freundin entgegen und legte einen Augenblick ihre weiche Wange an Klärens Gesicht. Dann aber folgte ihr Axel Helmkron und nahm mit einer herrischen Bewegung ihre Hand, die er nicht aus der seinen ließ. Also konnte Kläre der Braut nur einen Glückwunsch sagen und ihr fragend in die Augen sehen. Aber Riekchen sah sie nicht wieder an, sondern blickte in die verästeten Kronen der alten Bäume und in den weiten Himmel, der heute sehr milde und freundlich lächelte.

Herr von Helmkron bemächtigte sich gleich der Unterhaltung und sprach von allen möglichen Dingen. Von dem Heidehaus, das er erweitern lassen wollte, um den alten Rittmeister nicht daraus zu vertreiben, und auch davon, daß er nun doch kein Land verschenken wollte. Vor allem nicht an Sönke Sönksen, der ein ekliger Kerl sei.

Digitized by Google

„Die junge Frau Wilder soll er auch um die Ecke gebracht haben," setzte er hinzu, während der Pastor heftig den Kopf schüttelte.

„Das glaube ich nicht, Herr von Helmkron. Man muß so einem unheimlichen alten Mann auch nicht alles nachsagen."

Beide Herren disputierten etwas, und Kläre benutzte die Gelegenheit, um mit Riekchen zu sprechen.

„Du bist doch glücklich?" fragte sie fast angstvoll. Riekchens Gesicht schien ihr fremd geworden zu sein.

Die Gefragte sah wiederum zur Seite.

„Ich muß sehr glücklich sein. Sie sagen es alle."

Und dann faßte Axel Helmkron wieder nach ihrer Hand, und Kläre ging traurig heim.

Als sie nachher ins Wohnzimmer auf Sandberghof trat, hatte die Etatsrätin schon Kaffee getrunken, und für sie wurde die Kanne auf den Torfkohlen warm gehalten. Sie schenkte sich eine Tasse ein; gerade in dem Augenblick, als die Stimme der alten Frau Wilder aus dem angrenzenden Arbeitszimmer des Sohnes klang.

„Die Pastorin sagt, Herr von Helmkron hätte zuerst daran gedacht, unsere Kläre zu heiraten. Aber bei näherer Bekanntschaft hätte sie ihm doch nicht so gut gefallen, wie Riekchen. Eigentlich ist es schade. Nicht wahr, Gottfried? Denn Kläre ist doch aus viel besserer Familie, als Riekchen; und dann würde es mir viel Vergnügen gemacht haben, wenn sie hier eine so gute Partie gemacht hätte."

„Du mußt sehen, daß Du ihr einen anderen netten Mann besorgst!" sagte Wilder lachend. Kläre aber setzte die ungeleerte Tasse hin und verließ leise das Zimmer. Also deshalb hatte Axel Helmkron diesen Sonntagsspaziergang mit ihr gemacht; aber sie hatte keine Gnade vor seinen Augen gefunden. Der dumme, eingebildete Mensch. Glaubte er, daß sie ihn gleich genommen hätte? Aber so waren die Männer alle. Sie meinten immer, wenn sie nur wollten, dann wollten alle Mädchen.

Diese Äußerung war aber noch nicht so kränkend, wie das gleichgültige Lachen des Hardesvogts. Kläre biß die Zähne zusammen, um nicht zu weinen. Und dann nahm sie sich fest vor, nicht mehr an diesen Mann zu denken, der nur gelegentlich an sie, und immer nur an seine verschwundene Frau dachte.

In diesen Tagen merkte niemand, daß Kläre sehr still war. Die Etatsrätin sprach viel von der Verlobung im Pastorat, oder sie ärgerte sich über Bothilde, von der man nicht genau wußte, ob sie verlobt war oder nicht. Wenn sie gefragt wurde, weinte sie nur; und Glasog war in dieser Zeit sehr schlecht in der Arbeit, wie er, der sonst eigentlich alles konnte, noch niemals gewesen war.

Sönke sollte manchmal in der Nähe des Hofes umherstreifen. Aber, daß er und Bothilde sich miteinander unterhielten, hatte man nur in der ersten Zeit gesehen.

Die Hitze kam plötzlich. Tag für Tag schien die Sonne mit großer Beständigkeit. Das Korn reifte, die Heide nahm einen roten Schimmer an, und das Moor begann zu trocknen, so daß die kleinen Leute sich ihren Torf holten.

Digitized by Google

Dodo und Tina erklärten gerade eines Tages, daß sie nun bald Sommerferien haben müßten, als die gelbe Kalesche der Kammerjunkerin vor die Tür fuhr und die alte Dame mit Bruhn ausstieg. Frau Krag war sehr rot im Gesicht und sehr kurzatmig. Mit ihrem Pompadour bewaffnet, in dem es von Papieren knisterte, ging sie zur Etatsrätin in die Wohnstube, während Bruhn Kläre am Arm faßte und sie in den Garten zog.

„Ihr sind zehntausend Banktaler gekündigt, und sie muß sie in diesen Tagen bezahlen," flüsterte sie. „Wenn Frau Etatsrätin nicht hilft, müssen wir von Haus und Hof."

Kläre wußte nicht, was sie zu dieser Mitteilung sagen sollte. Bruhn verlangte auch keine Antwort.

„Diese abscheuliche Bank!" klagte sie. „Können sie nicht noch etwas warten? Herr von Laurentius ist schon nach Kopenhagen gereist, aber es hat nichts genützt."

„Kann Herr von Laurentius nicht helfen?" fragte Kläre beklommen; aber Bruhn schüttelte den Kopf.

„Er hat selbst nie etwas gehabt, und jetzt bekommt er nur Geld von den dänischen Patrioten, damit er hier in Schleswig bleibt und den Leuten klar macht, daß sie Dänen sind. Er hoffte ja, daß Herr von Helmkron und Philippa doch noch zusammen kämen; aber die Hoffnung ist nun zu Schanden geworden. Ist es nicht wunderlich, daß der reiche Baron das arme Mädchen nimmt? Aber das kommt davon, daß sie nicht in Stellung ist. Die Männer mögen kein Mädchen heiraten, das in Stellung ist; höchstens zärtlich mit ihr sein."

Sie seufzte, wie sie immer seufzte, und rieb sich die runden Augen, als der Hardesvogt plötzlich im Garten erschien und mit sonderbar klingender Stimme nach Bruhn rief.

Die Kammerjunkerin hatte, während sie mit Frau Wilder sprach, einen Schlaganfall erlitten und lag röchelnd und besinnungslos in demselben Lehnstuhl, in dem sie sich so oft behaglich zurückgelehnt und über ihre kleinen Bosheiten gelacht hatte. Trübe Stunden und zugleich viel Arbeit folgten diesem Ereignis. Es war ausgeschlossen, daß die Erkrankte nach Haus transportiert werden konnte. Sie mußte nach einem etwas abseits liegenden Fremdenzimmer gebracht werden, das im Erdgeschoß war und wohin Bruhn sie bettete, Bruhn, das verschüchterte, ewig klagende, seufzende Persönchen, das plötzlich umsichtig wurde, klar denkend und verständig. Wer sie mit dem aus Hastede gekommenen Arzte sprechen hörte und nachher ihre Anordnungen treffen sah, der bewunderte sie unwillkürlich.

Die Etatsrätin war haltloser und so bestürzt, daß sich Kläre ihrer ganz besonders annehmen mußte.

„Habe ich schuld?" fragte sie an demselben Abend, als Bothilde sie zu Bett gebracht hatte und sie Kläre bat, noch einen Augenblick zu ihr zu kommen. Sie lag in ihrem großen alten Himmelbett, dessen Vorhänge von großgeblümtem Kattun waren, und ihr feines altes Gesicht umrahmten die Tollen einer mächtigen Nachthaube.

Ängstlich griff sie nach der Hand des jungen Mädchens und wiederholte ihre Frage. „Sie wollte zehntausend Banktaler von mir geliehen haben, und ich wurde etwas böse; denn ich habe ihr schon viel gegeben, und zehntausend Taler sind doch eine Menge Geld. Dazu zieht hier der Mann mit den wilden Tieren wieder umher. Die Kinder sprechen ja immer von ihm, und ich konnte mir so gut denken, daß Ulrike sich das Kamel kaufen würde oder einen Löwen, wenn er zu haben wäre. Deshalb sagte ich, daß ich kein Geld hätte für Menagerien und wilde Tiere."

„Wurde Frau Krag denn sehr traurig durch Ihren Abschlag?" erkundigte sich Kläre.

„Sie ließ sich nichts merken. Sie sprach von Axel Helmkron und von Riekchens Glück, und daß ihre Familie keins mehr hätte. Und dann griff sie nach ihrem Beutel und fiel hintenüber."

Die Etatsrätin brach in Tränen aus und konnte sich nicht über ihre eigene Hartherzigkeit beruhigen. Am anderen Tage aber sagte ihr der Arzt, daß der Schlaganfall für die alte Freundin hätte kommen müssen. Da beruhigte sie sich und versuchte vor allem, der Kranken jede Erleichterung zu verschaffen. In den folgenden Tagen erhielt die Kammerjunkerin ihre Sprache wieder. Sie erkannte ihren Bruder und Philippa, die beide täglich zu ihr kamen, sie schalt mit Bruhn, weil sie alles verkehrt machte, und sie sprach auch mit der Etatsrätin. Aber das Letzte nur in sehr gehaltener, steifer Weise.

„Ich dachte, Juliane wäre meine Freundin!" sagte sie zu Bruhn, während die Etatsrätin im Zimmer war. „Ich glaubte es, aber ich habe mich getäuscht. Juliane denkt nur an sich selbst und ihr Geld. Und wir sind doch zusammen jung gewesen, und ich bin eine geborene Laurentius. Aber die Zeiten sind häßlich geworden, niemand kümmert sich mehr um meine Familie."

Der Sommer ging seinen leisen Weg weiter, und die Ernte stand vor der Tür. Vor den Roggenfeldern wurden die Sensen gedengelt, und Glasog vergaß, daß er niemals mehr mit Bothilde sprechen wollte und klagte mit ihr über die jütischen Arbeiter. Von allen Seiten kamen die Dänen gezogen, um Erntearbeit in Schleswig zu suchen. Sie sangen dänische Vaterlandslieder und erzählten jedermann, daß der tappere Landsoldat ihnen bald folgen würde. Denn allernächstens würde die Abstimmung nach dem Artikel fünf des Prager Friedens erfolgen, und dann würde der Danebrog den Räuberadler bald wieder vertreiben.

Diese Ansichten hatten zur Folge, daß es viele blutige Köpfe in Rangelrup und Umgegend gab. Denn die Deutschen hatten keine Lust, sich solche Bären aufbinden zu lassen. Aber wenn der Gensdarm erschien und sich nach den Raufenden umsehen wollte, dann war alles nur eine Kleinigkeit und nicht der Rede wert gewesen. Der Wirt Gustav Ebsen hing sein Fähnlein nach beiden Seiten aus, und meistens war auch noch Herr Hans Lauritzen bei ihm, der immer von Landwirtschaft und davon sprach, sich in Rangelrup ankaufen zu wollen, oder Herr von Laurentius erschien, erzählte von seinem Urgroßvater, der Amtmann in Hastede gewesen war, und ließ dem Gensdarmen einen Grog geben.

Glasog aber stieß große Verwünschungen aus und wünschte allen Dänen die Strafe des Himmels.

„Auch Sönke Sönksen kann der Teufel holen!“ setzte er wohl hinzu. „Is nich Fisch und Fleisch. Denn smeißt er den Dänen die Fensters ein, denn die Deutschens. Und wo is er einmal gegen seine Frau gewesen! Nich mal in Anstand hat er ihr sterben lassen, sondern sie bei toten Leib in der Ecke gesetzt, weil daß er goldne Hochzeit mit sie feiern wollt. Ja ja, man gut, daß ich nich sein Frau zu sein brauch.“

„Heiraten ist überhaupt nichts für Sie, Herr Muhl!“ sagte Bothilde ernsthaft. „Dem einen steht es an, dem anderen nicht!“

„Ja ja,“ murrte er mit einem schiefen Blick in ihr Gesicht, und wandte sich dann ab, um aus der Küche und an die Arbeit zu gehen. Aber er kam sehr bald wieder, schalt auf die dänischen Umtriebe, und die Unterhaltung begann von neuem.

Vierzehn Tage lag die Kammerjunkerin sehr krank auf Sandberghof. Dann besserte sich ihr Zustand, und sie ließ Pastor Kleinert bitten, sie zu besuchen.

Als der geistliche Herr bei ihr eintrat, sich an ihr Bett setzte und in seiner milden Art mit ihr zu sprechen begann, warf sie unruhig den Kopf von der einen zur anderen Seite.

„Ja, guter Pastor Kleinert, wir sind allzumal Sünder, und wenn ich dächte, daß es mit mir zu Ende ginge, würde ich Sie bitten, mir etwas aus der Bibel vorzulesen. Diesmal aber will ich noch wieder gesund werden, und außerdem mag ich Sie nicht so gern hören wie meinen Vetter, Pastor Brolund. Das war wirklich ein prächtiger Mensch, und es tut mir ewig leid, daß er weggejagt wurde. Dabei ist ja nun nichts zu machen, und vielleicht, Pastor Kleinert, werden auch Sie noch einmal weggejagt.“

„Man kann es nicht wissen,“ erwiderte der Pastor ruhig, während Frau Krag ihn mit blitzenden Augen betrachtete.

„Nein, man kann es nicht wissen. Die Erde ist rund und dreht sich. Wiederum aber verändert sich vieles; ich hätte niemals geglaubt, daß meine einstige Freundin Juliane so herzlos wäre, wie sie sich mir gegenüber gezeigt hat. Denken Sie —“

Fräulein Bruhn, die am Kopfende des Bettes stand, beugte sich über die Kranke und sagte einige beruhigende Worte. Aber Frau Krag schlug mit der Hand nach ihr.

„Schweigen Sie still, Bruhn. Sie wissen, daß Sie dumm sind und daß ich Sie nur aus Barmherzigkeit bei mir behalte. Ich bin eine Laurentius und kann verlangen, daß man mir die wahre Freundschaft erweist. Und wenn ich mir ein Kamel kaufen will oder einen Löwen, so kann ich es tun!“

Aber sie war doch von ihrem Thema abgekommen, schalt noch ein wenig mit Pastor Kleinert, weil er ein Rebell gewesen war, und entließ ihn dann mit der Bitte, daß er morgen wiederkommen sollte. Käre wartete auf ihn und führte ihn zu einer Tasse Tee ins Wohnzimmer. Die Etatsrätin ließ sich nicht sehen. Sie war in diesen Tagen aufgeregt und wollte lieber allein sein.

„Wie geht es Ihrem Brautpaar?“ fragte Käre, nachdem sie den Pastor mit Speise und Trank versorgt hatte.

Digitized by Google

Bertold Kleinert spielte mit seinem Teelöffel.

„Dem Brautpaar geht's gut. Sie wollen sehr bald heiraten, und meine Frau ist sehr vergnügt."

Er schwieg einen Augenblick und beobachtete eine Fliege, die sich auf seine Hand setzte.

„Riekchen ist ganz mutig," fügte er dann hinzu. „Seitdem Rissom ihr so herzlich Glück gewünscht hat, meint sie auch, diese Heirat wäre das Beste für sie. Es ist ja wohl auch ein Glück, obgleich —" er setzte seine Tasse hin und erhob sich. „Ja, liebes Fräulein, ich muß weiter. In Rangelrup sind einige Leute krank, obgleich es Erntezeit ist und die Menschen eigentlich nicht krank sein dürfen. Es ist ein Glück, daß mir Rissom so viel abnimmt, denn alles könnte ich nicht mehr allein bewältigen. Er aber arbeitet spielend, und wenn er wirklich eine Braut hat, wie Bettina behauptet, so läßt er sich nichts davon merken."

Gerade als Kläre den Pastor aus der Haustür bringen wollte, erschien Bruhn mit der Bestellung, daß die Kammerjunkerin morgen lieber den Kandidaten Rissom sehen wollte. Die arme Alte war sehr verlegen, aber Kleinert lachte gutmütig.

„Morgen soll mein Kandidat kommen. Variatio delectat."

„Sie wird ihn auch schelten!" murmelte Bruhn.

„Wahrscheinlich. Darin müssen wir Theologen uns finden. Wir machen's den Leuten selten recht!"

Aber als David Rissom am nächsten Morgen erschien, war die Kammerjunkerin vor wenig Stunden gestorben, nachdem sie noch in der Nacht heftig mit Bruhn gescholten und sie eine dumme Gans genannt hatte. Nun lag sie friedlich auf ihrem Lager und machte ein ganz zufriedenes Gesicht, während Bruhn verzweiflungsvoll an ihrem Bett kniete und ihre kalte Hand küßte.

„Was soll ich anfangen?" fragte sie immer von neuem. „Ach, Frau Kammerjunkerin, lassen Sie mich doch nicht so schrecklich allein!"

Am Abend vorher war der Hardesvogt auf eine Dienstreise gegangen, und so konnte Rissom sehr nützlich sein. Er traf die ersten notwendigen Anordnungen, er tröstete die Etatsrätin, die kopfschüttelnd in ihrem Lehnstuhl saß und immer von einem Löwen sprach, den sie gern ihrer Ulrike geschenkt hätte, und führte endlich Fräulein Bruhn sanft von der Leiche weg und in den Garten, um dann Kläre zu ihr zu schicken.

„Sie müssen ihr zureden, Fräulein von Hagenthal," sagte er. „Geben Sie ihr etwas zu essen, und dann bringen Sie sie auf andere Gedanken. Sonst wird die kleine Dame noch krank!"

Wenn er so sprach, konnte er etwas Herrisches haben, und Kläre hatte nicht übel Lust, ihm den Gehorsam zu verweigern. Aber dann sah sie in Bruhns schmerzverzerrtes Gesicht und sah ein, daß man sich um sie bekümmern und ihr zureden müßte. David Rissom tröstete auch noch Dodo und Tina, die fassungslos waren über den ernsthaften Gast, der ihr behagliches Vaterhaus heimgesucht hatte.

„Ist Tante Kammerjunker wirklich ganz tot?" fragte Tina immer von neuem. „Und wird sie hier nun wandeln? Glasog sagt, viele Tote wandeln!"

Der Kandidat ſuchte ſie zu beruhigen, und vor ſeinen freundlich ernſten Worten verging die Aufregung der Kinder, ſo daß ſie ſich zutraulich an ihn lehnten und mit ihm zu plaudern begannen.

„Mama iſt auch geſtorben," erzählte Dodo. „Aber ſie iſt nach dem Moor gegangen und kein Menſch hat ſie tot geſehen. Aber ſie iſt doch tot —"

Sie ſah in die Ferne, über den Garten hinweg, dorthin, wo der Wald die Grenze gegen das Moor bildete, und ihr Geſicht nahm einen fragenden Ausdruck an, als könnte auch ſie nicht mehr mit den Rätſeln des Lebens fertig werden. Aber Riſſom erzählte ihr von den Schulkindern in Rangelrup, was ſie lernten, was ſie ſagten, und führte ſie ſanft in die Wirklichkeit zurück.

Kläre horchte unwillkürlich auf ſeine Stimme. Saß ſie doch nicht weit von ihm im Garten und mußte das leiſe Klagen und Weinen der armen, kleinen Bruhn über ſich ergehen laſſen. Aber auch dieſe wurde ruhiger und ließ ſich ein Glas Wein einflößen, wobei es denn ans Tageslicht kam, daß die arme, kleine Geſellſchafterin eigentlich ſeit Tagen nichts gegeſſen hatte.

Jetzt hätte Riſſom auch ein gutes Wort für Kläre haben können; aber er ging weg, ohne mit ihr zu ſprechen, und kam erſt wieder, als die Kammerjunkerin von Sandberghof aus beerdigt wurde. Eigentlich hätte ſie nach Kragsminde gebracht werden müſſen. Aber eine däniſche Bank hatte die Hand auf den Beſitz gelegt, und es war beſſer, die Beſtattung nicht von dort aus vorzunehmen. Auch wollte es die Etatsrätin nicht anders, und ſo verſammelten ſich alle Leidtragenden auf Sandberghof, und da Paſtor Kleinert nicht ganz wohl war, hielt David Riſſom die Leichenrede. Sie war kurz und herzlich, aber von Politik kam nichts darin vor, und daß die Verſtorbene eine geborene von Laurentius geweſen wäre, erwähnte er auch nicht.

Deshalb weinte Viktor von Laurentius bei der Rede auch nicht ſo ausgiebig, wie er ſich das eigentlich vorgenommen hatte, und ſagte nachher zur Etatsrätin, daß die Welt immer ſchlechter würde. Sogar die Theologen würden anders. Eine Äußerung, bei der Kläre unwillkürlich an Paſtor Kleinert denken mußte, der einmal etwas ganz Ähnliches geſagt hatte.

Philippa nahm ſich der Theologen an. Es war nach der Beſtattung: ſie und ihr Vater aßen auf Sandberghof, und Fräulein von Laurentius war ſehr ſtill und ernſthaft. Hier aber mußte ſie das Wort ergreifen.

„Ich finde, daß Riſſom ſeine Sache ſehr gut machte. Er kannte Tante Ulrike wenig, und daß ſie eine geborene von Laurentius iſt, macht, glaube ich, dem lieben Gott keinen Eindruck. Er hat wohl noch beſſer klingende Namen vor ſich erſcheinen ſehen, und es waren alles elende, arme Sünder!"

Die Etatsrätin erwiderte nichts; aber Herr von Laurentius ſeufzte und ſprach von neuen Ideen, die keinem Menſchen etwas nützten. Dann berichtete er, daß die Bank ihn vorläufig im Kragsminder Hauſe wohnen laſſen wollte. Der Hof ſollte parzelliert werden, und die Aufſicht darüber ſollte er übernehmen.

Bei dieſer Mitteilung machte der Hardesvogt große Augen; aber er enthielt ſich jeder Äußerung, während Philippa nach dem Eſſen ziemlich eingehend mit

Kläre über diesen neuen Plan sprach. Sie zeigte sich jetzt umgänglicher und freundlicher. Axels Verlobung hatte sie vielleicht innerlich beruhigt.

„Ja, wir bleiben hier," wiederholte sie. „Für meinen Vater ist es gut, daß er allerhand zu tun bekommt; außerdem haben wir kein Geld und können uns keine Wohnung mieten."

„Kein Geld?" Kläre wußte nicht recht, was sie sagen sollte, und Philippa lachte ihr freudloses Lachen.

„Sie wundern sich, Fräulein von Hagenthal. Aber Papa und ich haben eigentlich niemals Geld gehabt. Wenn einmal etwas im Hause war, ist es gleich wieder verschwunden. Diese Eigenschaft ist ein Erbteil der Familie Laurentius, und wenn Herr Rissom davon gewußt hätte, wäre es für seine Rede gut gewesen. Denn wir sollen uns ja keine Schätze sammeln."

„Aber —" begann Kläre.

„Sie meinen, wir müssen doch Einnahmen haben? Hin und wieder kommt etwas Geld. Jetzt z. B. verdient Papa eine Kleinigkeit; aber es geht ungeheuer schnell den Weg allen Fleisches!"

Als die gelbe Kutsche mit den Kragsmindern und auch mit der armen alten Bruhn davongefahren war, setzte sich der Hardesvogt zu seiner Mutter.

„Kragsminde wird ein schönes Dänennest werden!" sagte er zornig. „Hinter der Bank steckt natürlich eine ganze patriotische Liga, und wenn der Hof parzelliert wird, kaufen ihn dänische Bauern. Heute noch werde ich an den Landrat schreiben, daß er seine Augen offen hält!"

Die Etatsrätin antwortete nicht gleich. Sie saß ganz still, ließ sich von Kläre in ein Tuch wickeln und brach dann in Tränen aus.

„Wenn es doch keine Politik gäbe!" rief sie schluchzend. „Wenn doch meine Ulrike noch lebte und mich manchmal besuchen wollte. Nun bin ich ganz allein, und alle Menschen sind jünger als ich!"

Sie war so unglücklich, daß niemand sie trösten konnte, weder Bothilde, noch Kläre, noch die Kinder. Bis dahin war sie gefaßt und ruhig gewesen; nun kam nach der Unruhe die Leere, die Stille und damit erst ihre Trauer.

Es nützte auch nichts, daß Onkel Ferdinand am anderen Tage erschien und sie mit langen Geschichten über Tod und Begräbnis zu unterhalten versuchte. Er war nicht bange vorm Sterben und betrachtete den Tod als einen etwas langweiligen, aber immerhin guten Freund, mit dem man früher oder später Bekanntschaft machen müßte. Aber die Etatsrätin verabscheute diese Unterhaltung und gab ihren Gefühlen so deutlich Ausdruck, daß ihr Bruder sich ganz geschlagen von ihr schlich.

„Ich fürchte, Juliane macht es auch nicht mehr lange," sagte er zu Kläre, mit der er vor der Tür zusammentraf. Dann aber schlug er sich plötzlich aufs Knie.

„Wissen Sie was, Fräulein Kläre, mein Bruder Louis aus Kopenhagen muß einmal herkommen! Das ist der Minister außer Diensten und ein mächtig feiner Mann. Meine Schwester hält große Stücke auf ihn, und wenn er ihr von Kopenhagen erzählen wird, vom König und von den schönen Prinzessinnen, dann wird sie schon wieder fröhlicher werden."

„Aber die Potitik?“ fragte Kläre, und der alte Herr blinzelte ſie lächelnd an.

„Was? Auch Sie ſprechen von Politik und machen ein ernſthaftes Geſicht, als ſtände der Paragraph fünf morgen auf der Tagesordnung? Ja, die Potitik iſt allerdings unangenehm genug; aber mein Bruder iſt ein Diplomat, und außerdem wird er gern einen Anlaß benutzen, einmal wieder ins Land zu kommen. Denn er iſt in Schleswig-Holſtein geboren, und wenn er auch jetzt ein Inſeldäne geworden iſt, ſo hat er doch ein paar ſanfte Stellen in ſeinem Herzen, bedeutend mehr, als mein Bruder, der General und Eiſenfreſſer. Der kommt nicht eher hierher, bis alles wieder däniſch iſt: hoffentlich alſo niemals. Doch da ſpaziert Gottfried über den Hof. Ich muß ihm gleich meinen Gedanken mitteilen. Denn unſere alte Dame müſſen wir wieder in behagliche Stimmung verſetzen.“

13.

Nach wenig Tagen ſchon fuhr Glasog in ſeiner beſten Livree nach Haſtede, um den Herrn Miniſter von Mürwik von der Bahn zu holen.

„Mitn Omnibus kann ſon ſeiner Mann ja woll nich kommen!“ ſagte er zu Bothilde, die ihm noch die Silberknöpfe blanker rieb.

„Wahrſcheinlich nicht!“ entgegnete ſie ernſthaft, „Gott gebe, daß Frau Etatsrätin wieder ein wenig vergnügter wird.“

„Das können wir alle brauchen!“ murrte er. „Ich fühl mir mannichmal ſo flecht, das kann ich gar nich beſchreiben; abers ich ſprech da nich von!“

„Von allem kann man auch nicht ſprechen!“ verſetzte Bothilde. „Aber warten Sie man, Herr Muhl, ich habe noch einen kleinen Schluck Kaffee ſtehen. Das löſcht den Durſt beim Fahren.“

Langſam fuhr Glasog nach einer Weile vom Hof, und Bothilde ging ins obere Fremdenzimmer, um nachzuſehen, ob alles in ſchönſter Ordnung ſei. Sie ſeufzte aber viel beim Abſtäuben, und als ſie nachher wieder am Küchenfenſter ſtand, liefen ihr die Tränen über die Wangen, gerade in dem Augenblick, als Sönkes grauer Kopf in dem Rahmen erſchien.

„Na, Bothilde?“ fragte er. „Nu laß man die Hochzeit kommen.“

Sein Ton klang befehlend, und das Mädchen wiſchte ſich die Wangen.

„Ich kann hier nicht weg,“ ſagte ſie ſchluchzend. „Ne, Sönke, es geht nicht.“

„Nicht weg kannſt Du?“ Der Alte ſah ſich um. „Dann muß Herr Hardesvogt mir ja hier ne Wohnung geben.“

„Was ſoll Herr Hardesvogt tun?“ fragte Dodos neugierige Stimme.

Sie war in die Küche gekommen, um Bothilde irgend eine Mitteilung zu machen; nun ſah ſie den alten Mann im Fenſter ſtehen und betrachtete ihn von oben bis unten.

„Bothilde, willſt du ihn wirklich heiraten?“ fragte ſie. „Iſt er immer ſo alt geweſen?“

„Ich will nicht!“ rief Bothilde haſtig. Sönke aber hob drohend die Hand.

„Ich habe Dich ſchon. Du haſt es verſprochen!“

Den ganzen Nachmittag regte Dodo ſich über Sönke Sönkſen auf.

„Tante Kläre, ſo nahebei habe ich ihn noch niemals geſehen, und er iſt furchtbar alt. Glaubſt du wirklich, daß Bothilde ihn furchtbar lieb hat? Tante Kläre, könnteſt Du ſolchen Mann lieben?“ Auch Tina beteiligte ſich an dieſen Fragen, und es war wirklich ein Glück, daß gegen Abend der Großonkel Miniſter erſchien, und daß beide Kinder doch ein wenig Angſt vor dem Neuankömmling hatten, bis eine längere Unterhaltung mit Onkel Louis ſie davon überzeugte, daß er ihnen etwas mitgebracht hatte, und daß er eigentlich ähnlich war, wie Onkel Ferdinand, nur daß er keinen Schnurrbart hatte, wie dieſer, ſondern ein glattraſiertes Geſicht.

Die Etatsrätin hatte den ganzen Tag im Bett gelegen. Nun mußten der Hardesvogt und Kläre den Gaſt empfangen und unterhalten. Vielleicht war Gottfried Wilder dem däniſchen Miniſter gegenüber nicht ganz unbefangen. Aber Kläre freute ſich, daß dieſer fremde Herr ebenſo angenehm und natürlich war, wie der andere Mürwik und auch Gottfried Wilder. Es war ein zierlich gebauter Herr, der noch keinen beſonders betagten Eindruck machte, der ſich freundlich unterhalten ließ und herzlich über die Kinder lachte, die ihm bald ſehr zutraulich entgegen kamen.

„Biſt Du ſtolz?“ fragte Dodo im Laufe der Unterhaltung.

„Weshalb?“ fragte er.

„Weil Du Miniſter geweſen biſt. Das iſt doch ſchrecklich viel.“

„Ich bin es ja nur geweſen,“ entgegnete er lachend. „Wenn einer auf dem Kirchturm ſaß und hernach hinunterplumpſte, der iſt auch nicht ſtolz.“

„Aber wenn man vom Kirchturm fällt, bricht man ſich vielleicht etwas!“ ſagte Dodo nachdenklich.

„Wer Glück hat, braucht es nicht!“ verſicherte der Onkel ebenſo ernſthaft, während Tina, die einen Augenblick aus dem Zimmer geſchlüpft war, ganz erregt wieder hereinkam.

„Bothilde weint ſchrecklich!“ flüſterte ſie ſo laut, daß jedermann es hören konnte. „Ich glaube, es iſt wegen Sönke Sönkſen!“ ſetzte ſie ſo tiefſinnig hinzu, daß Kläre Mühe hatte, das Lachen zu verbeißen, gerade in dem Augenblick, als der Miniſter ſie forſchend anſah.

„Wie nett, daß es hier noch junge und luſtige Menſchen gibt!“ ſagte er mehr zu ſich als zu den anderen. Und dann hörte er geduldig an, was die Kinder ihm von Bothilde und Sönke und von vielen anderen Dingen zu berichten hatten.

Er war ein angenehmer Gaſt. Mit einem ſehr erleichterten Gefühl ging Kläre am nächſten Morgen an ihre Unterrichtsſtunden, die ſie in letzter Zeit faſt mit ſchlechtem Gewiſſen gegeben hatte. War es ihr doch immer geweſen, als bedürfe die Etatsrätin ihrer noch mehr als die Kinder. Nun war ſie dieſer Sorge enthoben. In der behaglichen Geſellſchaft des Bruders würde die alte Dame ſchon wieder innerlich zurechtkommen.

So war es denn auch. Nach wenigen Tagen ſchon war die Etatsrätin wieder die Alte, ſprach mit Rührung von Ulrike, aber machte ſich keinerlei Vorwürfe mehr, noch war ſie übermäßig traurig, und als nach etwa einer Woche

Riekchens Trauung in der Rangelruper Kirche war, da mußte sie nicht allein mit Kläre und den Kindern hinfahren, auch der Minister mußte dabei sein.

„Es wird Dich interessieren, Louis," erklärte sie. „Das Mädchen ist sehr niedlich, und sie macht eine großartige Partie. Ganz wie im Roman, Louis. Komm nur mit."

Kläre hatte die Empfindung, daß der Minister absolut keine Lust zu dieser Kirchenfahrt hatte; aber er war zu gutmütig, sich zu widersetzen. Und dann lachte er auch über die Erregung der Kinder, die noch niemals am Werktag in der Kirche gewesen waren und sich das ganz wunderbar dachten.

Kläre selbst war etwas betrübt. Eigentlich hatte sie erwartet, daß sie zum Polterabend oder zu einer kleinen Hochzeitsfeier eingeladen werden würde. Davon war aber nicht die Rede. In diesen letzten Wochen, wo Sandberghof voll von Unruhe war, hatten sie und Riekchen sich nur flüchtig gesehen, und Axel war immer dabei gewesen. Es war wohl ganz natürlich: jede Braut gehört sich nicht mehr, und die Freundschaft tritt dann in den Hintergrund. Immerhin war die Erfahrung nicht angenehm, und Kläre hatte fast Neigung, der Trauung fernzubleiben. Davon aber war keine Rede. Die Kinder und die Etatsrätin sogar würden sich sehr gewundert haben, wenn sie sich zurückgezogen hätte; und als die Hochzeitsglocken von Rangelrup lustig läuteten, da saßen die von Sandberghof schon lange in der Kirche auf den vordersten Plätzen, und Bothilde, die natürlich auch nicht fehlen durfte, hatte sogar ihr Konfirmationstaschentuch, frischgewaschen und geplättet, in der Hand. Und das hatte sie eigentlich zu ihrer eigenen Trauung aufheben wollen.

Die ganze Kirche war voll von Menschen, obgleich der Roggen eingefahren und mit dem Weizenschnitt begonnen werden sollte, obgleich ein Gewitter am Himmel stand und dies meistens irgendwo einzuschlagen pflegte.

Aber jedermann wollte doch das kleine, niedliche Mädchen sehen, dem ein so großes Glück in den Schoß gefallen war, und den Mann, der nicht nach Vornehmheit und Reichtum sah, sondern nur seiner Liebe folgte. Die Frauen weinten schon, ehe die Orgel zu spielen begann; und als nun das junge Paar vor dem Altar stand, sie duftig und zart, eine echte Braut, er mit stolzerhobenem Kopfe und in vornehmer Haltung, da mußte Bothilde schon ein Reservetaschentuch zu Hilfe nehmen.

Es waren fast keine Hochzeitsgäste da. Nur Onkel Ferdinand saß im Schmuck seiner schleswig-holsteinischen Ehrenzeichen neben der Pastorin und David Rissom, und blinzelte mit den Augen, als er seinen Bruder Minister sah. Die zwei hatten sich noch nicht begrüßt und schienen nicht recht zu wissen, wer es zuerst tun sollte. Aber Bruder Louis winkte freundlich mit der Hand, und der andere nickte wieder. Von Politik, das empfand jeder, sollte zwischen den Brüdern nicht die Rede sein.

Pastor Kleinert hatte schon mit seiner Rede begonnen, da drängte sich noch ein verspäteter Gast durch die Reihen. Es war Kurt Berkow, im Frack und weißem Schlips, also ein Eingeladener, der noch einen Platz neben Kläre fand, sie flüchtig begrüßte und dann sich scharf umsah, gerade, als suche er jemanden.

Digitized by Google

Sein verspätetes Eintreffen schien den Pastor etwas zu beunruhigen, die Rede war holperig und nicht so herzlich, wie er sonst zu sprechen pflegte. Aber vielleicht merkte nur Klärе diesen Fehler; alle anderen waren gerührt, und als das junge Paar getraut war und noch einen Augenblick vorm Altar stand, da drängten sich viele Menschen hinzu, um ihre Glückwünsche darzubringen. Auch Klärе wurde vor Riekchen geschoben und faßte einen Augenblick nach ihrer Hand. Aber die junge Frau sah mit einem träumerischen Blick an ihr vorüber und auf David Rissom, der ein wenig abseits stand und sich ernsthaft umblickte.

Und dann war alles vorüber. Die Kirche wurde leer, und das junge Paar ging über den Friedhof ins Pastorat.

„Wo ist Fräulein von Laurentius geblieben?“ fragte Kurt seine Cousine.

Er stand plötzlich wieder neben ihr und sah sich suchend um.

„Ist sie hier gewesen?“ fragte Klärе überrascht.

„Ich sah sie mit der alten Gesellschafterin.“

„Jetzt wirst Du wohl ins Pastorat gehen und Deine Hochzeit feiern müssen,“ entgegnete Klärе trocken. „Wie kommt es überhaupt, daß Du bei Kleinerts eingeladen bist? Du bist ja gar nicht für sie!“

„Ich bin für alle Eingesessenen meines Kreises,“ entgegnete Kurt würdevoll, „und außerdem habe ich mich quasi angemeldet. Herr von Helmkron ist eine wichtige Persönlichkeit, mit dem muß ich in Beziehung bleiben.“

„Für ihn hattest Du sonst ja auch nichts übrig.“

„Oh —“ Kurt lachte plötzlich. „Diese Empfindung ist vorüber, liebe, neugierige Cousine.“ Wieder sah er sich um. „Na, ich muß wohl zum geistlichen Freudenmahl wandern.“

Er war in sehr guter Laune, und Klärе wußte, daß er sich über Herrn von Helmkrons Hochzeit freute. Wahrscheinlich war er instinktiv eifersüchtig auf ihn gewesen.

Die Etatsrätin, ihr Bruder und die Kinder fuhren wieder im Wagen nach Haus, Bothilde war verschwunden, und Klärе wanderte allein über den Friedhof. Ihr war nicht gut zu Mute. Sie trauerte um das verlorene Riekchen, und sie ärgerte sich, daß David Rissom sie mit keinem Blick gestreift hatte. Weshalb hatte er überhaupt mit ihr von seiner Liebe gesprochen, wenn er sie nicht einmal zeigte? Aber wollte sie sie bewiesen und gezeigt haben? ‚Niemals!‘ hatte sie gesagt. Und was hatte er erwidert? ‚Niemals ist ein großes Wort.‘ Ja, es war ein mächtiges Wort.

Vor dem frischen Grabe der Kammerjunkerin hockte Bruhn und legte einen Strauß von Heideblumen und Rosen darauf.

„Die hatte sie immer so gern,“ sagte sie, als Klärе zu ihr trat. „Ach, Fräulein von Hagenthal, wenn sie mich doch einmal nur noch schelten wollte. Sie verstand es so gut, und es war alles wahr, was sie sagte. Ich bin immer dumm gewesen, und nun sagt es mir kein Mensch mehr.“

Sie weinte bitterlich, und Klärе sprach einige tröstende Worte zu ihr. Aber Bruhn schüttelte nur den Kopf.

„Ja, Sie meinen es vielleicht gut, und Herr von Laurentius ist auch gut und Philippa viel besser, als ich dachte. Sie wollen ja, daß ich bei ihnen bleiben

ſoll, und Philippa hat mir neulich Gehalt gegeben. Aber ich möchte doch zu meiner Frau Kammerjunkerin. Bei der bin ich doch einmal in Stellung geweſen, und nicht bei den anderen."

Philippa ſtand jetzt auch neben Kläre und gab ihr die Hand. Sie war ſchwarz verſchleiert, und Kläre wunderte ſich im ſtillen, daß Kurt ſie gleich geſehen hatte. Aber die Augen der Liebe blicken wohl ſcharf.

„Wundern Sie ſich nicht, daß ich den ganzen, bitteren Kelch habe austrinken wollen?" fragte Fräulein von Laurentius, während ſie mit Kläre zur Dorfſtraße ging. „Aber ich habe manchmal eine Leidenſchaft für bittere Arzneien."

„Hoffentlich zürnen Sie nicht mit Riekchen?" begann Kläre etwas zaghaft.

„O nein!" Philippa blieb ſtehen und ſah die Dorfſtraße entlang. „Wie ſollte ich ihr böſe ſein? Sie iſt zu gut für ihn; das iſt alles. Ich wäre mit ihm fertig geworden. Sie wird vielleicht an ihm ſterben."

„Hoffentlich nicht!" rief Kläre haſtig, und Philippa ging weiter.

„Nein, hoffentlich nicht," wiederholte ſie ernſthaft.

Kläre hätte ſie gern gefragt, ob ſie ihrer Liebe noch nicht Herr geworden wäre, aber ſie wagte es nicht, und ſchließlich konnte niemand der Liebe gebieten. Aber es war beſſer, vernünftig zu lieben und nicht etwas Unerreichbares. Und wie ſie, nachdem ſie ſich von Philippa und Bruhn verabſchiedet hatte, allein nach Sandberghof ging, kämpfte ſie ein Gefühl nieder, das manchmal in ihr groß werden wollte, und das ſich demütig Gottfried Wilder zu Füßen warf. Nein, ſie wollte nicht unglücklich lieben, wie Philippa Laurentius.

Hinter ihr her kam Bothilde. Sie war atemlos und ſehr heiß im Geſicht.

„Ach, Fräulein," ſagte ſie, nachdem ſie wieder ruhig ſprechen konnte; „ach Fräulein, ich habe Sönke Sönkſen ganz und gar ‚nein' geſagt. Ich kann es doch nicht, Fräulein. Der Paſtor hat ſo ſchön über die wahre Liebe geſprochen, und die wahre Liebe iſt es nicht, die ich zu Sönke habe. Er iſt ſo alt und greulich, und dann habe ich auch Angſt vor ihm."

„Das hätten Sie nur gleich bedenken ſollen, Bothilde. Nun wird er ſich vielleicht an Ihnen rächen," meinte Kläre.

Die Haushälterin ſeufzte und wiſchte ſich das Geſicht mit dem Konfirmationstaſchentuch.

„Das glaube ich nicht, Fräulein. Sie denken wohl an die Steine beim Paſtorat? Na, wenn Sönke das getan hat, dann freue ich mich erſt recht, daß ich ihn nicht will. Aber bei uns tut er nichts. Dazu hat er zu viel Angſt vorm Hardesvogt. Der iſt nicht ſo gut wie der Paſtor. Unſer Herr läßt ſich nicht wie der alles gefallen, und er hat ihm damals mit dem Gefängnis gedroht."

„Wann — damals?" fragte Kläre, und Bothilde, die heute mitteilſamer war als gewöhnlich, gab bereitwillig Auskunft.

„Damals, als unſere junge Frau nach dem Moor ging und nicht wieder kam. Ach Gott, ich hatte den Tag ſo viel Zahnſchmerzen und konnte kaum denken, und dann war auch mein Bruder geſtorben, und ich mußte zur Beerdigung. Deshalb bin ich damals ziemlich durchher geweſen und kann mich nicht mehr auf alles beſinnen. Aber unſere junge Frau war allein aufs Moor gegangen und kam nie

wieder. Und weil sie oft zu Sönkes Haus ging und zu Karen Nielsdatter, die eigentlich eine Hexe war, die sie aber gern leiden mochte, deshalb wurden Sönke und seine Frau tüchtig ausgefragt, ob sie wußten, wo Frau Wilder geblieben wäre. Aber sie wußten wohl wirklich nichts; und wenn ich auch Sönke nicht heiraten will, so ist er doch kein Mörder. Aber Herr Hardesvogt hat damals Sönke an die Brust gefaßt, ihn hin- und hergeschüttelt und ihm mit dem Gefängnis gedroht, wenn er mit etwas hinter dem Berg hielte. Aber da war nichts zu verbergen. Sönke hat aber noch viel Angst —"

Schweigend gingen die Zwei jetzt nebeneinander her, beide in ihre Gedanken vertieft. Bothilde dachte daran, daß sie nun wohl nie heiraten würde, denn sie wischte sich die Augen. Klärens Gedanken gingen zu Gottfried Wilders Frau, die ihn und ihre Kinder treulos verlassen hatte.

„War sie eigentlich nett?" fragte sie plötzlich.

„Karen Nielsdatter? Ach nein! Das war eine falsche Person, die immer log und an ihren Vorteil dachte. Sönke hat es schwer gehabt."

„Ich meinte die junge Frau Wilder!" sagte Kläre, und Bothildens Gesicht nahm den alten verschlossenen Ausdruck an.

„Sie war meine Herrschaft," erwiderte sie ernsthaft. „Wenn auch nur halb und halb. Denn Frau Etatsrätin hat mich angenommen und gibt mir noch heutigen Tages Lohn. Die junge Frau war nicht von hier, Fräulein, und ich glaube, sie mochte nicht auf Sandberghof sein. Sie weinte viel über den Nebel und den Regen und sagte, daß bei ihr zu Haus immer die Sonne schiene. Vielleicht hat sie Herrn Hardesvogt nicht so furchtbar lieb gehabt. Manchmal ist es mir so vorgekommen; aber über Liebe kann man ja wohl nicht urteilen!"

Sie hielt mit Sprechen inne, und ihr farbloses Gesicht rötete sich. Denn beide waren vorm Eingang des Hofes angelangt, und Gottfried Wilder kam ihnen entgegen.

Aber er sah Bothilde nicht an und ging auf Kläre zu.

„Haben Sie eine schöne Trauung erlebt?" fragte er in seiner leicht spöttischen Art. „Die Kinder sind sehr aufgeregt, sie wollen jetzt auch gleich heiraten!"

„Der Ehestand ist auch gut," erwiderte Bothilde, als Kläre nicht sofort antwortete.

„Meinen Sie?" Herr Wilder lächelte. „Nehmen Sie sich nur vor Enttäuschungen in Acht, Bothilde, und dann bestellen Sie Glasog, daß er mir wieder den Wagen anspannt. Ich muß nach Knastrup, wo der Hardesvogt den Fuß gebrochen hat, und wo dann natürlich gerade Feuer angelegt wurde."

Bothilde ging, seinen Auftrag auszuführen, und der Hardesvogt stand noch einen Augenblick neben Kläre.

„Ich hoffe, daß Sie gut auf Feuer und Licht achten werden, Fräulein von Hagenthal. Mama geht's doch viel besser, und mit meinem Onkel werden Sie gut fertig werden. Er ist ein Damenfreund und ein sehr angenehmer Gesellschafter. Von Politik darf man natürlich nicht mit ihm reden. Aber das wissen Sie, ohne daß ich es Ihnen zu sagen brauche."

„Werden Sie länger wegbleiben?" erkundigte sich Kläre.

Digitized by Google

„Wahrſcheinlich mehrere Tage. Ganz gewiß kann ich es nicht beſtimmen. Hier wird hoffentlich nichts Beſonderes paſſieren.“

Er gab Kläre zum Abſchied die Hand, drehte ſich dann aber noch einmal zu ihr.

„Herr von Berkow iſt, wie ich höre, zur Kleinertſchen Hochzeit geladen? Wiſſen Sie, wie das zugegangen iſt?“

„Er ſagte mir, daß er ſich halbwegs dazu angemeldet hätte.“

„Das freut mich ſehr. Bei Kleinerts kommt er in beſſeres Fahrwaſſer, als wenn er immer mit Viktor Laurentius verkehrt. Der ſtreut ihm nur Sand in die Augen. Aber hoffentlich hält Herr von Berkow ſie offen.“

„Ich weiß nicht,“ begann Kläre zögernd. Da trat einer der Knechte an den Herrn mit einer Frage heran, und die Unterhaltung wurde nicht zu Ende geführt.

Später am Abend ſchlüpfte Bothilde noch einmal in Klärens Zimmer.

„Ach, Fräulein von Hagenthal, wenn ich mir erlauben darf, es zu ſagen, ſo bin ich doch jetzt ſehr traurig, daß ich Sönke geſagt habe, ich wollte ihn nicht heiraten. Eigener Herd iſt einmal Goldes wert, wenn auch Herr Hardesvogt darüber lacht. Aber der iſt nun einmal ſo gegen das Heiraten, trotz ſeiner Anſehnlichkeit. Er hat auch noch ſeine Mutter bei ſich und ſeine Kinder. Er iſt nicht einſam, wie unſereins.“

Sie blieb lange bei Kläre ſitzen, ſprach immer dasſelbe und langweilte ſie ſehr. Davon aber hatte ſie natürlich keine Ahnung, und auch nicht davon, daß Kläre das Wort ‚unſereins‘ ſehr übel nahm. Denn ſie war nicht heiratsbegierig wie Bothilde und freute ſich ihrer Einſamkeit.

14.

Hell ging am nächſten Morgen die Sonne auf, und eine helle Stimmung lag über Sandberghof. Die Zeit der Krankheit von Frau Krag war vorübergezogen; die Etatsrätin wandte ſich wieder dem Leben zu und genoß mit Behagen die Gegenwart des langentbehrten Bruders. Auf dem Hof war alles in Ernteарbeit, Glasog hatte das Kommando dort, ſeine ſcharfe Stimme hörte man oft und hell klingen. Und wenn auch Bothilde verſchwollene Augen hatte und behauptete, viele Sorgen gehabt zu haben, ſo riß die allgemein gute Stimmung ſie mit fort, und wenn ſie Glasog in der Ferne ſah, dann flog ein Lächeln über ihr ſorgenvolles Geſicht. Kläre hatte ihre Stunden gegeben, und ihre Schülerinnen waren ſehr brav geweſen. Sie hatten zwar viel von Riekchen geſprochen, von der ſie nicht begreifen konnten, daß ſie plötzlich eine Baronin geworden wäre; aber Kläre hatte ſie dann allmählich auf die Unterrichtsſtunden, auf Geſchichte und Geographie gebracht, und ſie hatten viel gefragt und einiges gelernt.

Beim Mittageſſen ſah Kläre den Miniſter wieder, der ſie ſehr freundlich begrüßte, ihr ein zierliches Kompliment über ihr friſches Äußere machte, die Kinder nach ihren Stunden fragte und dazwiſchen mit ſeiner Schweſter Erinnerungen austauſchte. Er war wirklich ein angenehmer, feiner Herr, und daß er, wenn

auch in älterer Ausgabe, in seiner ganzen Art an seinen Neffen Gottfried erinnerte, gab ihm in Kläres Augen noch eine besondere Anziehungskraft.

Er und die Etatsrätin hatten Bruder Ferdinand zu Tisch erwartet und wunderten sich, daß er nicht gekommen war.

„Die Hochzeitsfeier ist wohl zu ausgedehnt gewesen," meinte Louis von Mürwik, aber seine Schwester wollte dies nicht gelten lassen.

„Bei Kleinerts wird das Fest nicht allzulange gedauert haben. Es sind sehr achtbare Leute; wenn es mir auch noch immer leid tut, daß Pastor Brolund hier vertrieben wurde."

„Alte Geschichten soll man nicht ausgraben," erwiderte der Minister mit einer leisen Handbewegung.

Die Etatsrätin sprach auch hastig von anderen Dingen; aber über Ferdinands Ausbleiben mußte sie sich doch wundern, weil er eigentlich sehr brüderliche Gefühle hatte und sich nach der Begrüßung in der Kirche am heutigen Tage hätte zeigen müssen.

Aber Bruder Ferdinand blieb aus, und als Kläre bald nach Tisch in den Garten und dann von dort in das Holz wanderte, dachte sie nicht mehr an den guten Rittmeister. Gleich nach dem Mittagessen kam immer ihre Freistunde. Dodo und Tina liefen für sich umher oder saßen bei Bothilde in der Küche; sie selbst aber konnte ungestört ihren Gedanken nachhängen oder träumen. Heute war ein Tag zum Träumen. Sogar hier im Wald war es heiß, und die Baumstämme standen regungslos, während über ihnen die wilden Tauben gurrten und flatterten.

Kläre hatte sich auf eine Baumwurzel gesetzt und den Kopf an den Stamm gelehnt. Von den Feldern her klang das Sprechen der Leute, und hin und wieder summte eine Fliege über ihrem Kopf.

Einen Augenblick schloß sie die Augen, dann fuhr sie in die Höhe. Ein dürrer Zweig hatte geknackt, und sie empfand das unbehagliche Gefühl, daß zwei Augen sie unverwandt anstarrten. Vor ihr stand der kleine graue Mann, Sönke Sönksen, und er sah aus wie ein Waldgeist.

„Was wollen Sie hier?" fuhr sie ihn heftiger an, als es sonst ihre Art war. Sie fürchtete sich etwas.

Er schien es zu merken, denn seine scharfen Augen blinzelten sie gleichmütig an.

„Was will die Dame hier?" erkundigte er sich. „Der Wald ist nichts für Weiber."

Dabei setzte er sich Kläre gegenüber und betrachtete sie aufmerksam.

„Gehen Sie weg!" rief sie zornig. Aber Sönke strich langsam über sein runzeliges Gesicht.

„Das habe ich nicht nötig, und ich wollte man sagen, daß wenn die Dame mir Bothilde abspenstig macht, daß ich dann keinen Spaß verstehe. Ich will Bothilde Jessen heiraten, und sie hat es mir auch versprochen."

Er hatte bedächtig gesprochen, nun zog er ein großes Messer aus der Tasche, allerdings nur um ein großes Stück von einem schwarzen Tabakbrei zu schneiden, das er aus der anderen holte. Kläre empfand solche Angst, daß sie aufsprang und beinahe geschrien hätte. Durch die Buchenstämme aber kam ein hoch-

gewachsener Mann geschritten, der jetzt neben Sönke stand und ihn leicht an die Schulter faßte.

„Nun, Sönke, was treibst Du Dich hier herum? Hast Du nichts auf Deinem Moor zu tun?"

Schwerfällig stand der Alte auf.

„Im Wald kann ich auch sitzen," murrte er. „Und wenn Bothilde mich an der Nase herumführt —" er schloß mit einem Fluch, der David Nissom veranlaßte, strafend den Finger zu heben.

„Sönke, nimm Dich in acht. Wer so flucht, dem geht's schlecht in diesem und in jenem Leben!"

„In jenem Leben!" Der Alte fuhr zusammen, sah sich scheu um und ging dann langsam davon.

Nissom begrüßte jetzt erst Klära.

„Hoffentlich hat er Sie nicht allzusehr erschreckt. Die Heiratsgedanken sind ihm zu Kopf gestiegen und haben seinen nicht allzu klaren Geist verwirrt."

„Vielleicht auch die Steinwürfe gegen das Pastorat," setzte sie hinzu.

„Haben Sie auch davon gehört?" fragte er. „Der Mann scheint große Geschicklichkeit im Werfen zu haben. Ich meine jetzt auch in ihm den Steinwerfer zu sehen, der die ersten Geschosse gegen das Haus meines Vaters sandte. Und ich habe ihm eigentlich immer nur Gutes zugetraut. So irrt man sich und irrt sich jeden Tag von neuem."

„Kann er nicht bestraft und eingesperrt werden?"

„Wegen der alten Missetaten? Sie sind verjährt, und er würde sie natürlich leugnen. Und die neuliche Geschichte kann ihm wahrscheinlich nie bewiesen werden. Vielleicht ist's doch ein ganz anderer gewesen, und ich bin Pastor Kleinerts Ansicht, daß es besser ist, die ganze Sache zu begraben, denn so kommt sie am ersten aus der Welt. Ich möchte übrigens heute den Herrn Hardesvogt sprechen."

Klära und ihr Begleiter waren den Waldessaum entlang über die Weide gegangen und standen jetzt vor dem kleinen Gartentor, das Nissom seiner Begleiterin offen hielt. Er tat es mit einer gewissen Zerstreutheit, die Klära ärgerte.

„Der Hardesvogt ist verreist!" sagte sie kurz.

„Verreist?" Nissom wiederholte das Wort mit solchem Schreck, daß das junge Mädchen lachte.

„Wo brennt es denn?" fragte sie.

„Ja, es brennt," wiederholte er langsam. Er war stehen geblieben und sah sich unschlüssig um. Dann nahm er den Hut vom Kopfe und fächelte sich Kühlung zu; denn es war noch immer sehr warm.

Ungeduldig betrachtete sie sein Tun. „Was ist geschehen?" fragte sie und legte die Hand auf seinen Arm, um sie gleich wieder fortzuziehen, weil er zusammenzuckte. Und nun begann er zu sprechen, sehr rasch und halb verlegen.

„Sie haben sich heftig erzürnt, Ihr Vetter und Onkel Ferdinand, gestern abend, als das junge Paar weggefahren war und der Punsch gereicht wurde. Herr von Berkow machte eine lieblose Äußerung über den Augustenburger Herzog, und Herr

von Mürwik fuhr auf ihn zu und hätte ihn faſt geſchlagen. Dazu iſt es nun nicht gekommen, aber er hat Herrn von Berkow vor die Piſtole geladen, und er iſt einer der beſten Schützen in der Gegend; ſchießt das As aus der Karte und macht ſolche Sachen."

„Und Sie haben dieſen Unfug geduldet?" Kläres Stimme klang ſcharf, und Riſſom ſah ſie erſtaunt an.

„Paſtor Kleinert und ich haben natürlich alles getan, was in unſeren Kräften ſtand, um den Streit beizulegen; aber beide Herren waren ſo außerordentlich böſe, daß jeder von ihnen ſpornſtreichs nach Hauſe fuhr. Heute morgen iſt Herr von Mürwik ſchon in Haſtede geweſen, um ſich Sekundanten zu verſchaffen, und Herr von Berkow ſoll auf dem Wege nach Kragsminde geſehen ſein. Wahrſcheinlich wird er Herrn von Laurentius mit dieſem Ehrenhandel betrauen. Er iſt ja ſein großer Freund."

„Und nachher wird Herr von Mürwik Kurt Berkow totſchießen?"

„Es iſt immerhin möglich."

Beide jungen Leute ſtanden voreinander und ſahen ſich ratlos an.

„Das darf nicht ſein!" rief Kläre entſchieden, und er nickte ernſthaft.

„Zeigen Sie mir einen Ausweg!"

Vom Hauſe her kamen Dodo und Tina in höchſter Aufregung gelaufen. Onkel Louis hatte ihnen einen Affen geſchenkt; leider einen toten, der aber ſehr niedlich war und durch ein Uhrwerk veranlaßt wurde, von einem Zweige auf- und niederzuſteigen.

„Iſt er nicht rieſig ſüß?" fragte Tina, die kaum Zeit hatte, Riſſom die Hand zu reichen.

Dodo rümpfte etwas die Naſe. „Onkel Louis muß denken, daß ich noch ſehr klein bin; ſowas Ausgeſtopftes iſt nichts mehr für mich. Ich habe ſchon einen lebendigen Affen geſehen und einen Bären und ein Kamel. Er hätte mir gern etwas Lebendiges ſchenken können. Tante Kammerjunker ſagte doch auch, wilde Tiere ſind fein, und ſie ſind doch hier in der Nähe."

„Aber es iſt nicht ganz leicht, ſie im Koffer mitzubringen," erwiderte Riſſom, zerſtreut das Äffchen betrachtend, das emſig auf ſeinem Aſt auf- und niederkletterte, und bei dem man fürchten mußte, daß ſein Inneres von unbarmherzigen Händen bald unterſucht werden würde.

„Ach, er braucht ſie doch nicht im Koffer mitzubringen. Bothilde ſagt, daß der Mann mit dem Bären und dem Kamel oft hier in der Nähe iſt. Wenn ich ihn doch noch einmal ſehen könnte!"

Und Dodo machte ein ſo ſehnſuchtsvolles Geſicht und blickte ſo ſchwärmeriſch vor ſich hin, daß Kläre ihr lachend die wilden Haare aus der Stirn ſtrich.

„Sobald der Mann mit ſeiner Menagerie nach Rangelrup kommt, wollen wir ihn aufſuchen!" tröſtete ſie, während David Riſſom von einem kleinen Mädchen zum anderen ſah und ſein Geſicht nachdenklich wurde.

Der Miniſter erſchien jetzt auch im Garten, ließ ſich den Kandidaten vorſtellen und nahm ihn dann ſo in Beſchlag, daß Kläre und er kein Wort mehr miteinander ſprechen konnten. Auch nicht, nachdem Riſſom mit der Familie

Kaffee getrunken hatte und sich wieder empfehlen mußte. Die Etatsrätin unterhielt sich lange und ausführlich mit ihm; er mußte über die Hochzeit berichten, und was gegessen worden war. Als er ging, nahm sie seinen Arm und brachte ihn über den Hof.

„Er ist ein angenehmer Mensch," sagte sie, als sie nachher zurückkehrte. „Ich möchte wohl wissen, mit wem er verlobt ist, aber die Pastorin erzählte schon, daß er nicht darüber sprechen wollte."

„Kandidatenverlobungen gehen meistens zurück!" erwiderte der Minister. „Herr Rissom tut klug daran, sein Herz nicht jedem zu entdecken."

Dann sprachen die Geschwister wieder von Ferdinand und davon, daß er sich nicht zeigte, und der Minister erklärte, an einem der nächsten Tage nach dem Heidehaus fahren zu wollen. Vorläufig ging es nicht, weil Glasog mit dem Wagen noch nicht zurückgekehrt war.

An diesem und am folgenden Tage hatte Kläre eine innere Unruhe, die sie um so schwerer empfand, als hier im Hause alles im alten behaglichen Geleise ging. Die Etatsrätin war besonders gut aufgelegt, die Kinder waren folgsam, der Minister unverändert artig.

Er bat Kläre am zweiten Tage, ihm den Weg durch den Wald und den Blick auf Heide und Moor zu zeigen, und sie konnte ihm diesen Wunsch natürlich nicht abschlagen.

„Ihr solltet mitgehen!" sagte Kläre zu den Kindern. Beide aber erklärten, daß sie nun „frei" hätten, und daß sie lieber im Garten und bei Bothilde bleiben wollten.

Allerdings hatten sie „frei", denn es war sechs Uhr nachmittags, und um diese Zeit taten sie immer, was sie wollten. Kläre aber hielt ihnen doch eine kleine Ermahnung über die Gesundheit des Spaziergehens, die der Minister mit einem leisen Lächeln anhörte.

„Sie haben sehr viel pädagogisches Talent, mein Fräulein," sagte er, als er und seine Begleiterin allein auf die Wanderschaft gingen.

Sie warf ihm einen raschen Blick zu.

„Ich bin nun einmal die Lehrerin, Exzellenz, und irgend jemand muß die Kinder erziehen."

„Ach Gott," er blieb stehen und hob die Hände; „ich bin gar keine Exzellenz, und Sie haben mich neulich schon so genannt. In Dänemark ist ein abgesetzter Minister nichts mehr, nicht einmal eine Exzellenz; nur ein Gegenstand des Mitleids, weil es so viele von der Sorte gibt. Bitte daher um schonende Behandlung."

Er war wirklich angenehm in der Unterhaltung und konnte so nett und angeregt von vielen Dingen berichten, daß Kläre ihre quälende Unruhe und auch den Ärger niederkämpfte, weil sie versäumt hatte, Rissom für sein rechtzeitiges Erscheinen neben Sönke Sönksen zu danken. Aber sie versäumte Rissom gegenüber eigentlich immer etwas, und vielleicht war es gut so. Er zeigte ihr jetzt ja niemals, daß er sie gern hätte, und was er damals sagte, war wahrscheinlich so ein Kandidatengedanke gewesen, den er jetzt schon vergessen hatte.

Als Kläre mit ihrem Begleiter vom Spaziergang zurückkehrte, schalt die Etatsrätin gerade mit den Kindern.

„Wenn Besuch kommt, dann braucht Ihr ihn nicht wegzuschicken. Ich habe darüber zu bestimmen!“

„Großmutter, Herr Rissom fragte gar nicht nach Dir!“ versicherte Dodo, die mit einem etwas trotzigen Gesicht die kleine Predigt über sich ergehen ließ. „Er ging nur einen Augenblick mit uns im Garten umher, nicht wahr, Tina?“

„Er ging nur mit uns in den Garten,“ bestätigte die Gefragte.

„Aber er mußte doch etwas hier wollen?“

„Ach, das glaube ich nicht, Großmutter. Er ging hier nur umher und fragte nach Onkel Louis, und wir sagten, der ginge mit Tante Kläre spazieren. Da war er auch bald wieder gegangen, nicht wahr, Tina?“

„Da war er auch gleich wieder gegangen,“ bestätigte Tina, und die Etatsrätin schüttelte den Kopf, während Herr von Mürwik den artigen jungen Mann lobte, der ihm gleich noch einen Besuch machen wollte.

An diesem Abend konnte Kläre lange nicht einschlafen. Sie saß aufrecht im Bett und sah, wie Ferdinand Mürwik die Pistole hob, behaglich zwinkernd Kurt Berkow aufs Korn nahm und ihn dann mitten ins Herz traf.

Das war das Ende von Kurt Berkows Landratschaft, und es war ein häßliches Ende. Kläre sah das stolze, schmerzverzerrte Gesicht seiner Mutter vor sich und hörte, wie sie fragte: ‚Du hast von allem gewußt und es schweigend geschehen lassen. Und Dich und Deine Familie haben wir Berkows aufgenommen und sind freundlich gegen Euch gewesen. Zum Dank rührst Du keinen Finger, wenn sie in diesem nordischen Barbarenlande meinen Jungen totschießen.‘ „

Erst gegen Morgen schlief Kläre ein, und dann fuhr sie verstört auf, als die Sonne schon hoch stand und Bothilde im ganzen Hause nach den Kindern rief.

In dieser Nacht ging auch Kurt Berkow nicht zu Bett. Er saß in dem alten Amthaus vorm Schreibtisch, horchte auf das Zirpen der Mäuse hinter den Wänden und bestellte sein Haus. Das heißt, er schrieb einen Brief an seine Eltern, ließ Marie Eleonore recht schön grüßen und sagte, er könnte nicht umhin, so zu handeln, wie er jetzt handeln müßte.

Als Kurt diesen Satz geschrieben hatte, ließ er die Feder sinken. Eigentlich war dies Wort eine Lüge; wenn er sich nur hätte entschließen können, die unfreundlichen Worte über den Herzog von Augustenburg zurückzunehmen, dann würde Herr Ferdinand von Mürwik seine Forderung rückgängig gemacht haben. Aber er wollte nicht; und da unterblieb auch das andere. Berkow hatte sich schon lange über die Schleswig-Holsteiner geärgert, die offen zeigten, daß sie sich aus den Preußen nicht viel machten, und die in jedem Menschen anderer Gesinnung einen Dänen witterten. Und wenn ihm Herr Viktor von Laurentius und seine Tochter besser gefielen als alle Schleswig-Holsteiner, so war das seine Sache.

Berkow begann wieder zu schreiben. Er wollte den Brief nicht rührend machen; denn wenn er auch niemals ein guter Pistolenschütze gewesen war, so konnte er doch Glück haben: den alten Mürwik konnte die Kugel treffen. Und

dann war er doch sozusagen fein heraus, wenn es auch nicht angenehm war, den alten Herrn zu verwunden, dessen Neffe der Hardesvogt Wilder und dessen Schwester die alte Etatsrätin war. Aber was sein mußte, mußte sein. Wäre er doch niemals zu dieser dummen Kleinertschen Hochzeit gegangen, die ihn nichts anging. Aber er hatte sich so gefreut, daß sich zwischen Helmkron und Philippa nichts abspielte, was er immer halb und halb gefürchtet hatte, so daß er plötzlich etwas wie Freundschaft für den Bräutigam und Wohlwollen für die kleine, niedliche Braut empfunden hatte.

Es war ihm übel gelohnt; aber Laurentius hatte ganz recht: so waren die Schleswig-Holsteiner. Wer nicht alles ganz wundervoll bei ihnen fand, den betrachteten sie als ihren Gegner. Gerade als hätte ein preußischer Landrat nichts anderes zu tun, als über die Schlacht von Idstedt zu weinen und alle Dänen für schlechte Menschen zu halten.

Und gerade die Dänen waren so nett. Kurt zeichnete ein P. v. L. auf sein Löschpapier, und dann machte er aus dem L. ein B. Warum nicht?

Die Laurentius waren eine steinalte Familie. Daß Philippa kein Geld hatte, war unangenehm, schadete aber auch nicht so sehr viel. Sein Vater war wohlhabend, und seine Mutter mußte sich darein finden, daß nicht Marie Eleonore ihre Schwiegertochter wurde. Allerdings kam morgen früh noch das Duell.

Kurt stand auf und ging ans Fenster.

Die Nacht war klar, und die Sterne funkelten. Bald würde die Sonne aufgehen über Hastede und über den kleinen Platz auf der Heide, wo die Gegner sich treffen sollten. Herr von Laurentius und der Sekundant des Rittmeisters, ein alter gemütlicher Hutfabrikant, der früher schleswig-holsteinischer Offizier gewesen war, hatten das miteinander ausgemacht. Dann kam von Kurts Seite noch der gesprächige Referendar hinzu, und von Mürwiks ein Postsekretär, früher dänischer, jetzt Reserveoffizier bei den Preußen. Ein Arzt fuhr natürlich mit hinaus, der rote Demokrat, der gerade noch kürzlich erzählt hatte, wie famos der alte Mürwik schießen könnte. Er hatte auch gleich gesagt, daß er seinen großen Verbandkasten mitnehmen wollte. Und die ganze Geschichte kam nur daher, weil Kurt Friedrich den Achten, Herzog von Schleswig-Holstein, Friedrich den Sachten genannt und dazu behauptet hatte, seine Mutter stamme aus keiner hochfürstlichen Familie. Aber Mürwik war vorher so bissig geworden, hatte vor dem Einfluß der Dänen auf den Landrat und vor Viktor von Laurentius gewarnt, der alles daran setzen wollte, das Land wieder dänisch zu machen — nein — er hatte es verdient, daß man etwas Spöttisches über seinen Augustenburger sagte, und vielleicht zitterte heute seine Hand, und er, Kurt, hatte mehr Glück, als sonst vor der Scheibe oder beim Taubenschießen.

Das Amthaus war in dieser Nacht ganz abscheulich still. Nicht einmal die Treppen knackten, die doch sonst sich manchmal so anstellten, als wanderte eine Schar von Gästen über ihnen. Auch die Mäuse sagten nichts mehr, und der Totenwurm in der Wand, an dessen behaglichem Ticken Kurt oft Freude gehabt hatte, arbeitete gar nicht; gerade, als wollte er warten.

Dann aber begannen plötzlich die Vögel zu singen, ganz leise und verschlafen zuerst, und darauf lustiger; über Hastede lag anfänglich ein dicker Nebel, und dann glitten die ersten Sonnenstrahlen in Kurts Zimmer. Er selbst war nicht da: er stand in dem alten Tanzsaal, der noch auf Sprungfedern ruhen sollte, und betrachtete die Bilder der alten Amtleute. War einer von ihnen auch einmal im Morgennebel auf die Heide gezogen und gesund zurückgekehrt?

Aber die Bilder antworteten nichts auf diese Frage. Ihre gemalten Augen blickten gleichmütig vor sich hin oder auf den Beschauer, und nur der Herr von Laurentius schien spöttisch zu lächeln. Die Sonne verschwand wieder, und als zwei Wagen von Hastede den Weg nach der Heide hin einschlugen, lag von neuem ein dicker, weißer Nebel über der ganzen Landschaft.

Herr von Laurentius war gleich vor der Stadt zu Kurt und dem Referendar in den Wagen gestiegen. Er versuchte, vergnügt zu sein und einige Geschichten zu erzählen; aber Kurt hörte nicht auf sie, und der sonst so gutmütige kleine Referendar machte ein steifes Gesicht. Er schien keine Neigung zu verspüren, mit dem dänischen Herrn mehr als notwendig zu sprechen. Auch war bald der Platz erreicht, wo sich die Heidehügel zusammenschoben und einen kleinen geschützten Kessel bildeten. Hier war es gewesen, wo Kurt den falschen Weg nach Kragsminde eingeschlagen hatte und aufs Moor zu Sönke Sönksen geraten war. — Aber er konnte nicht viel nachdenken. Es warteten schon der Rittmeister und seine Sekundanten. Die Herren flüsterten miteinander; jemand schlug Versöhnung vor, aber Kurt schüttelte den Kopf, und Herr von Mürwik zuckte die Achseln. Der unausstehliche Doktor riß seinen Verbandkasten mit Geklapper auseinander, und Herr von Laurentius drückte Kurt die Waffe in die Hand.

„Eins!“ rief eine scharfe Stimme, und Kurt ging langsam vorwärts.

„Zwei!“

„Onkel Ferdinand, was tust Du hier?“ fragte Dodo im größten Erstaunen. Sie stand zwischen Kurt und Herrn von Mürwik und sah von einem zum anderen. Langsam verteilte sich der Nebel, und ein matter Sonnenstrahl fiel auf das Kind und seine blonden Haare.

„Onkel Ferdinand, weißt Du denn, ob der Mann mit dem Kamel hier ist?“ fragte Dodo weiter. Aber sie konnte sich noch nicht von ihrer Überraschung erholen, und als Tina jetzt atemlos hinter ihr gelaufen kam und mit schriller Stimme rief: ‚O, Herr Landrat ist auch hier!‘, da mochte man es dem Rittmeister kaum verdenken, daß er in ein herzliches Gelächter ausbrach.

Auch Kurt begann zu lachen, und die anderen Herren folgten seinem Beispiel. Wie ein Alpdruck fiel es von ihnen allen, und als Herr von Mürwik mit einem gutmütigen „Nun, wir wollen uns lieber versöhnen!“ Kurt die Hand reichte, da schlug dieser herzlich ein.

Es war doch auch besser, hier unter der Sonne zu wandeln, als aufeinander los zu schießen, und alles nur um kleiner Meinungsverschiedenheiten wegen.

Aber Dodo und Tina standen noch immer zwischen den Herren, konnten nicht begreifen, was sich ereignete und wurden sehr vorwurfsvoll.

Digitized by Google

„Hier ſoll der Mann doch geweſen ſein, der Mann mit den Tieren. Habt Ihr ihn weggejagt, und was wollt Ihr hier?“

Onkel Ferdinand zog ſie mit ſich.

„Kinder, Kinder, was treibt Ihr hier ſo früh am Morgen und ganz allein auf der Heide? Wenn das Eure Großmutter wüßte und Tante Kläre!“

Dodo machte ſich von ihm los.

„Onkel Ferdinand, Herr Kandidat Riſſom hat geſagt, die Menagerie wäre heute hier ganz früh am Morgen zu ſehen, und wir ſind ganz früh aufgeſtanden, und Sönke Sönkſen hat uns den Weg gezeigt, und es iſt ſehr merkwürdig, daß Ihr mit einemmal hier ſein müßt, wo wir Euch ganz gewiß nicht ſuchten.“

Es war in Wahrheit merkwürdig. Kurt, der Dodos Worte gehört hatte, ſah ſich ſchweigend um. In dieſer Gegend wurde er zum zweitenmal von David Riſſom auf einen anderen Weg gebracht; aber wie er es ihm damals kaum gedankt hatte, ſo wußte er auch heute nicht ganz genau, ob er ihm zürnen ſollte oder nicht. Als er aber jetzt Herrn von Mürwik fröhlich und ſichtlich erleichtert mit ſeinen Begleitern plaudern hörte, da ſchämte er ſich, auf dieſen alten Mann die Waffe gerichtet zu haben, und als Herr von Laurentius ihm vertraulich auf die Schulter klopfte und von aufgeſchoben ſprach, das nicht aufgehoben ſei, da gab er eine unfreundliche Antwort. Von dem Däneu wollte er ſich doch nicht beeinfluſſen laſſen.

Auf Sandberghof hatte man eine häßliche Morgenſtunde verlebt. Die Kinder waren verſchwunden, und Bothilde ſuchte ſie unter Tränenſtrömen. Als ſie dann mit Onkel Ferdinand wiederkehrten, gab es eine ſo verworrene Geſchichte von Bär und Kamel, die nirgends zu finden geweſen waren, und von den Herren, die plötzlich auf der Heide ſtanden, daß Bothilde von vornherein darauf verzichtete, überhaupt etwas zu verſtehen. Sie hielt ſich an die Tatſache, daß beide wieder da waren, ſchalt ſie aus und küßte ſie abwechſelnd.

Aber Kläre verſtand wohl, was geſchehen war, obgleich der Rittmeiſter immer wieder verſicherte, ſeine Großnichten auf einem Morgenſpaziergang getroffen zu haben. Natürlich war ſie erleichtert, daß das Duell anſcheinend verhindert worden war; aber die Art fand ſie faſtnachtsſpielmäßig und häßlich. Wenn dem Kandidaten nichts Beſſeres eingefallen war, als ihre unſchuldigen Zöglinge hinter einem Phantom herzuhetzen, und noch dazu mit Sönke Sönkſen, ſo fand ſie ſein Gebaren unfein und frivol.

Als daher David Riſſom im Laufe des Vormittags vorſprach und ihr gerade vorm Hauſe begegnen mußte, da erhielt er kein Lob, wie er ſich das vielleicht eingebildet hatte, ſondern einige ſehr ſcharfe Worte.

„Ich begreife Sie nicht, Herr Riſſom,“ ſagte Kläre mit zitternder Stimme. „Aus der ernſthafteſten Sache machen Sie einen Mummenſchanz, und die zwei Kinder verwenden Sie zu dieſem Spiel. Wie ſind Sie nur auf den Gedanken gekommen?“

„Ich wußte mir nicht anders zu helfen,“ entſchuldigte er ſich, „und genützt hat es doch. Die ganze Sache war töricht und hat ein törichtes, aber doch ein gutes Ende genommen.“

Sie aber wurde im Sprechen noch zorniger.

Digitized by Google

„Wie mag man Kinder so früh aus dem Bett jagen, und dann noch durch eine Lüge."

„Es war eine List, Fräulein von Hagenthal, und außerdem zieht der Mann mit dem Kamel im Moor herum. Sönke hatte mir allerdings versprochen, die Kinder nicht auf seine Fährte zu bringen."

„Daß Sie mit diesem abscheulichen Menschen sprechen mögen!"

„Warum nicht? Er ist ein Mensch, wie ich; nur vielleicht etwas schwachsinniger. Er hat mir gestanden, daß er die ersten Steine gegen meines Vaters Haus geworfen hat. Ganz aus Versehen, wie er sagt, und es tut ihm fast leid. Aber es ist einmal geschehen, und er ist ein alter, einsamer Mann, den auch Vothilde jetzt nicht will, nachdem sie ihm zuerst Hoffnungen gemacht hat."

Aber Kläre hörte nicht auf Rissoms Worte. Daß er so ruhig blieb, ärgerte sie noch mehr. Er hätte ihr doch zeigen müssen, daß es ihn betrübte, wenn sie ihm zürnte. Davon merkte sie aber keine Spur. Ganz gleichmütig stand er vor ihr, und als jetzt ein Sonnenkäferchen auf seine Hand flog, betrachtete er es liebevoll und mit sichtlichem Vergnügen.

Wortlos drehte sie ihm den Rücken und ging so schnell davon, daß er sie kaum einholen konnte. Aber plötzlich war er doch an ihrer Seite und flüsterte ihren Namen.

„Sind Sie böse? Ach nein, nicht wahr?"

Da blieb sie stehen und sah ihn mit flammenden Augen an.

„Gewiß bin ich böse, und ich will nichts mehr von Ihnen wissen!"

„Kläre!"

Sie reckte sich zu ihrer ganzen schlanken Höhe.

„Ich heiße Fräulein von Hagenthal, Herr Kandidat Rissom!"

Er verbeugte sich tief.

„Verzeihen Sie, Fräulein von Hagenthal!"

Dann war er gegangen, und Kläre sah ihn nach einer Viertelstunde mit dem alten Rittmeister sprechen, der den heutigen Tag auf Sandberghof blieb, seinen Bruder ausgiebig besuchte und in sehr zufriedener Stimmung zu sein schien, obgleich natürlich niemand auf dem Hof etwas von dem beabsichtigten Duell wußte, und es auch niemals erfahren sollte.

Denn von dieser Geschichte schwieg die dänische Presse ebenso hartnäckig wie die deutsche; und wenn eine Zeitlang in Hastede allerlei von einer frühen Ausfahrt vieler Herren gemunkelt wurde, so waren alle Beteiligten durch den friedlichen Ausgang so erleichtert, daß das Geheimnis nicht verraten wurde.

15.

Dann ging das Leben weiter. In Rangelrup und in den umliegenden Dörfern schritt die Ernte vor, und die Arbeiter prügelten sich, so oft sie konnten. Es war immer dieselbe Frage, um die der Streit kam, ob Deutsch oder Dänisch Trumpf sein sollte, und diese Frage, um die schon so viel blutige Köpfe geschlagen sind, brachte auch hier Blut und Verdruß.

Digitized by Google

Das aber war noch nicht alles. Herr von Laurentius wirtschaftete klug auf Kragsminde. In wenigen Wochen saßen auf den parzellierten Grundstücken einige jütische Bauern, denen das Geld zum Kaufen von dänischen Patrioten vorgeschossen wurde. Herr Hans Lauritzen ging den Einwanderern als kundiger Ratgeber zur Hand, und in jedem dänischen Bauernhaus fanden sich Flugblätter, in denen die baldige Ausführung des Paragraph fünf verlangt und jeder darauf hingewiesen wurde, daß er für Dänemark zu stimmen habe.

Hardesvogt Wilder, der jetzt wieder nach Hause gekommen war, hatte viel zu tun und viel Ärger. Er war oft unterwegs, verkehrte viel bei Kleinerts und suchte der dänischen Propaganda durch verschiedene Mittel entgegenzutreten. Aber wenn er einen Bericht an das Landratsamt schrieb und auf die Gefahr von dieser oder jener dänischen Wühlerei aufmerksam machte, dann erhielt er meistens keine Antwort, oder den ungnädigen Bescheid, die Bevölkerung solle in Ruhe gelassen werden.

Kurt Berkow fuhr häufig nach Kragsminde, und wenn ihm auch Herr von Laurentius nicht immer zusagte, so konnte er doch neben Philippa sitzen und mit ihr sprechen. Sie war kühl und gleichgültig gegen ihn, niemals gefallsüchtig. Das reizte ihn ganz besonders. Alle anderen Mädchen hatten ihn verwöhnt: diese schöne Dänin war kalt. Ob er sie heiraten wollte, wußte er immer noch nicht genau, und schließlich brauchte er ja noch keinen Entschluß zu fassen; jedenfalls zog sie ihn mächtig an, denn im Grunde genommen fühlte er sich einsam und sehnte sich nach Anschluß und nach einem mitfühlenden Herzen.

Übrigens hatte er kürzlich auch einen Besuch im Heidehaus beim alten Rittmeister gemacht. Seit seinem Streit und der nachherigen Versöhnung hatte er sich dazu verpflichtet gefühlt, und war auch sehr freundlich aufgenommen worden. Das Heidehaus lag, wie schon sein Name sagte, mitten auf der welligen Heide, auf etwa dreiviertel Stunden Wegs von Rangelrup, nach der entgegengesetzten Seite wie Sandberghof, so daß es von dort eine recht große Entfernung war.

Dies Haus machte einen verwitterten, wenn auch behaglichen Eindruck, und es war ganz verständlich, daß Herr von Helmkron an die eine Seite einen netten Flügel im Bauernstil anbauen ließ. Dort wollte er nach seiner Rückkehr von der Hochzeitsreise mit seiner jungen Frau wohnen, weil sie die Heide in Rangelrup so sehr liebte und sich nicht gleich davon trennen konnte.

„Eigentlich ist es sonst kein Aufenthalt für jungverheiratete Leute," meinte der Rittmeister, als er seinem Gast den fast vollendeten Anbau zeigte. Er hatte recht. Um das Heidehaus war es öde. Kein Garten milderte die Einsamkeit; nur einige Beerensträuche standen ums Haus herum. Von den Fenstern blickte man auf Heidehügel, und vom grünen Rangelrup sah man durch eine Verschiebung des Geländes nur die Kirchturmspitze.

Und doch hatte diese sandige rote Heide etwas geheimnisvoll Schönes, Verführerisches. Wer hier immer lebte, der konnte sich sicherlich nicht von ihr trennen und hatte Heimweh nach ihr, wo er sonst auch war.

Kurt war um die Nachmittagskaffeestunde gekommen, und als er sich gerade zum Genuß des braunen Trankes, den die Haushälterin bereitet hatte, hinsetzte,

klingelte draußen die Haustürglocke mächtig. Für den Rittmeister kam noch mehr Besuch. Sein Bruder, der Minister, der ganz allein von Sandberghof hergegangen war und auf dem Wege Pastor Kleinert getroffen hatte.

Kurt begrüßte den dänischen Würdenträger sehr respektvoll und drückte Pastor Kleinert die Hand. Ihn hatte er nicht gesehen seit jener Hochzeit, wo er sich von seiner übermütigen Weinlaune hatte hinreißen lassen, über des Rittmeisters Ideale zu spotten. Nun war das alles vergessen und vergeben, und Kleinert machte auch nicht die geringste Andeutung darüber.

Aber Kurt sah sich doch nachdenklich in diesem Zimmer um, in dem über dem Sofa Friedrich von Augustenburg und der Prinz von Noer hingen; wo schleswig-holsteinische Fahnen und Waffen die Wände bedeckten und überall Bilder von den Führern der schleswig-holsteinischen Bewegung zu sehen waren, zugleich mit der Darstellung, wie „Christian der Achte", das dänische Linienschiff, bei Eckernförde in die Luft flog.

Der dänische Minister schien nichts von allen diesen Dingen zu sehen. Er trank eine Tasse Kaffee nach der anderen, aß alten Kuchen dazu und unterhielt sich mit Kurt und dem Pastor über Heidekultur und kirchliche Angelegenheiten. Er war ein feiner alter Herr, und er gefiel Kurt sehr gut, so sehr, daß er sich noch mehr freute, mit dem Rittmeister, seinem Bruder, wieder gut Freund zu sein. Sich mit diesen alten Männern zu vereinigen, ging doch nicht wohl an.

Nach dem Kaffee bot Kurt, der in seinem Wagen gekommen war, beiden anderen Herren an, sie nach Rangelrup zu bringen. Dann hatte der Minister doch nur noch einen kleinen Weg nach Hause. Sein Anerbieten wurde freundlich angenommen, und behaglich plaudernd lenkte er sein Pferd dem Dorfe zu, während der Minister neben ihm Platz genommen hatte.

Eben vor Rangelrup kam ihnen ein Trupp Leute entgegen. Sie sangen mit lauter Stimme, schwenkten Stöcke über ihren Köpfen und riefen, als sie am Wagen vorübergingen, einige dänische Worte.

Herr von Mürwik, der gerade Kurt vom russischen Hofe erzählte, an dem er ehemals gewesen war, stockte in seiner Unterhaltung und machte große Augen.

„Sind dies dänische Arbeiter?" fragte er.

Kleinert übernahm die Antwort.

„Ja, es sind Jütländer, die hier zur Ernte hinübergekommen sind. Keine sehr angenehme Gesellschaft!" setzte er hinzu, während er einen Blick auf Kurt warf, den dieser auffing und übelnahm. Von Pastor Kleinert wollte er sich nicht meistern lassen.

Gleichmütig zuckte er die Achseln.

„Erntearbeiter sind niemals sehr angenehme Gesellschaft, Herr Pastor. Aber man darf keine Vorurteile gegen sie hegen, weil sie zufällig aus einem anderen Lande sind. Vor politischem Fanatismus muß man sich hüten."

Sein Ton war hochmütig geworden. Der Pastor schwieg und rückte an seiner Perücke, während der dänische Herr wieder von Rußland sprach.

Aber die harmlose Fröhlichkeit war von Kurt gewichen; er schob dies auf Pastor Kleinerts Bemerkung und nahm sich fest vor, diesem Manne ganz gewiß niemals den Willen zu tun.

In dieser Ansicht wurde er von Herrn von Laurentius bestärkt, der ihn am nächsten Tage besuchte, bei ihm zu Mittag aß und ihm allerhand drollige Geschichten über die Angst der Deutschen vor den Dänen erzählte. Es war wirklich unerhört, wie die armen Dänen hier manchmal behandelt wurden, gerade Kleinert leistete etwas an Rachsucht und Schwierigkeit, falls es sich um die Angelegenheiten eines Dänen handelte. Aber auch Wilder wurde allmählich fanatisch, obgleich er eigentlich keinen Grund dazu hatte. Doch die Schleswig-Holsteiner, deren Familien von den dänischen Königen ausgezeichnet worden waren, zeigten sich manchmal von einer traurigen Engherzigkeit.

Laurentius konnte sehr gut sprechen, und gelegentlich verließ er das Gebiet der Politik, um von seiner Tochter Philippa, seiner eigenen Familie zu berichten. Es hatte niemals den Anschein, als böte er Kurt seine Tochter zur Frau an, aber der junge Mann hörte doch manchmal aus den Worten des Vaters heraus, daß er Philippa gern versorgt hätte. Das war begreiflich. Er war alt, und nach seinem Tode würde Philippa allein stehen.

Für den Landrat gab es in diesen Monaten viel zu tun. Eine Tierschau, eine Obstbauausstellung, Konferenzen mit anderen Landräten, und dazu die Wahlen für den preußischen und den Provinziallandtag. Aber zwischen allen diesen Geschäften fand Kurt immer noch Zeit, nach Kragsminde zu fahren und mit Herrn von Laurentius eifriger als mit irgend einem anderen Herrn zu verkehren. Nach Rangelrup aber und nach Sandberghof führte ihn niemals sein Weg.

Kläre entbehrte ihn auch nicht besonders. Sie besorgte ihre Pflichten, ging öfters mit dem Minister spazieren und hatte Gelegenheit, ihren eigenen Gedanken nachzuhängen. Sie waren nicht immer ganz heiter. Von Hause hatte sie die Nachricht erhalten, daß ihr Vater sein kleines, bei einer anscheinend sicheren Bank angelegtes Vermögen durch deren Zusammenbruch gänzlich verloren hatte. Nun hatte er nur noch seine Stabsoffizierspension und mußte mit ihr den eigenen Unterhalt, den der Söhne und die Ausbildung der jüngsten Tochter bestreiten.

Der Oberstleutnant war kein Kopfhänger. Mit etwas grimmigem Humor schilderte er in dem Brief an Kläre die Ersparnisse, die man nun machen müsse, lobte seine eigene harte Erziehung und meinte schließlich, daß er noch eigentlich viel zu viel hätte. Aber seine Tochter las doch zwischen den Zeilen die bange Sorge um das Schicksal seiner Familie, wenn er einmal aus der Welt gehen sollte. Und seine Gesundheit war nicht mehr stark. Die Feldzüge hatten ihn arg mitgenommen; dazu hatte er eigentlich niemals an sich selbst, sondern meistens an seine Frau gedacht, die Kläre nicht anders als immer leidend kannte.

Ihre Mutter fügte dem Brief ihres Mannes einige Zeilen bei. Sie war nicht so ruhig wie der Oberstleutnant und klagte bitterlich. Zum Schluß aber sprach sie aus, wie dankbar beide Eltern wären, ihre Tochter in einer so guten Stellung zu wissen.

Ja, Kläre war „in Stellung“ und hatte augenblicklich keine Sorgen. Im Gegenteil, die Etatsrätin hatte ihr jetzt schon das Gehalt erhöht, weil sie versicherte, soviel Nutzen von ihr zu haben. Aber sie hatte allerdings auch den Wunsch geäußert, daß Kläre doch hoffentlich nicht daran dächte, Ferien und eine Reise nach Berlin zu verlangen.

„Ferien sind immer so unangenehm, liebes Kind,“ setzte sie hinzu. „Da verlernen die Enkelinnen alles, was sie mühsam gelernt haben, und das ganze Haus wird unbehaglich.“

Kläre versicherte, keinen Ferienwunsch zu haben; dennoch hatte sie schon damals die Empfindung, als wäre sie mit einer zierlichen kleinen Kette an Sandberghof befestigt und diese Empfindung verstärkte sich, als sie die Nachrichten aus Berlin erhielt. Ihr erstes Gefühl war, hinzureisen und den Eltern die große Sorge tragen zu helfen. Dann sagte sie sich, daß die Etatsrätin unglücklich sein würde, und daß es ja auch ihre Pflicht sei, ihr hier übernommenes Amt zu erfüllen. Das, was sie gleich tat, war, daß sie nach Rangelrup ging und den größten Teil ihres Gehalts nach Hause schickte. Sie konnten es dort besser gebrauchen, als sie hier. Aber als sie dann wieder heimwärts ging, hatte sie Mühe, ihre Tränen zurückzuhalten, weil sie wieder an Bruhn denken mußte, deren Schicksal ihr prophetisch vor Augen stand.

Als sie diesen trüben Gedanken nachhing, kam der Kandidat Rissom ihr entgegen. Sein Gesicht war ernst, aber er sah sie fragend an, lüftete den Hut und machte eine Bewegung, als wollte er sie anreden. Da kam der trotzige Geist über das junge Mädchen. Sie warf den Kopf in den Nacken und ging mit steifem Gruß an ihm vorüber. So steif, daß es ihr hinterher gleich leid tat und sie sich nach Rissom umdrehte. Aber er war schon weitergegangen, und sie begann bitterlich zu weinen, was wohl daher kam, daß sie sich nach einem Herzen sehnte, dem sie ihre Schmerzen anvertrauen konnte. Aber das lief jetzt nicht auf der Landstraße herum, und ihre Sorgen und Schmerzen mußte sie allein tragen.

16.

Eines Tages, noch mitten in der Ernte, kam der erste Herbststurm. Er heulte in den Schornsteinen, warf die Ziegel vom Dach, die Äpfel von den Bäumen, zerzauste Blumen und Büsche und trieb den Sturzregen auf die Felder, daß sich der Hafer flach hinlegte.

Niemand konnte sein Korn einbringen, mißmutig standen die Arbeiter in den Scheunen herum, oder sie legten sich Säcke über die Schultern und trabten nach Rangelrup zu Gustav Ebsen zu Kaffee und Teepunsch; zu Herrn Hans Lauritzen, der eigentlich immer im Gastzimmer zu finden war, zu den dänischen Zeitungen, die plötzlich von Hand zu Hand gingen, und zu Zank und Streit, der immerhin lustiger war, als das Heidenwetter draußen.

Auf Sandberghof war der Hardesvogt über das Wetter in schlechter Stimmung. Aber er hatte allerhand Dienstgeschäfte und benutzte diese als Vorwand, um sich möglichst wenig im Familienkreise zu zeigen. Wußte er doch, daß sein Onkel es

tadelnswert fand, wenn man sich über das Wetter ärgerte, und daß auch die Etatsrätin irgend einen philosophischen Satz aus ihrem Gedächtnis grub, nach dem es unvernünftig war, sich überhaupt auf dieser Erde über irgend etwas zu ärgern. Da überließ er denn die zwei Alten dem behaglichen Wohnzimmer mit dem brennenden Kaminfeuer und erschien nur kurz zu den Mahlzeiten.

Der Minister blieb immer noch auf Sandberghof, und seine Schwester war sehr glücklich darüber. Nun entbehrte sie die Besuche der Kammerjunkerin nicht so schmerzlich, konnte mit ihrem Bruder Louis von alten Geschichten sprechen; und wurde es ihr einmal zuviel, war immer Kläre da, mit der sich der alte Herr sehr gern unterhielt.

Abends wurde Whist gespielt, und es schadete nichts, wenn von draußen der Regen wie im November gegen die Scheiben prasselte. Und doch war es erst Anfang September, und Kläre dachte mit leisem Grauen daran, wenn jetzt schon der Winter beginnen sollte. Sehr viel kam sie in diesen Tagen aber nicht zum Nachdenken und darüber mußte sie sich freuen. Sorgen und Grämen halfen eben nichts: es mußte weiter gelebt werden.

Regen und Sturm hatten auch ihr Gutes; wenigstens sagte Bothilde es, die eines Abends vor der Etatsrätin erschien und ihr unter strömenden Tränen beichtete, wie sie nun mit Glasog einig geworden sei, daß sie sich in nächster Zeit heiraten wollten.

Die Etatsrätin wurde so zornig, daß sie eine schlaflose Nacht hatte und sich am anderen Morgen erst mit ihrem Bruder aussprechen mußte, ehe sie etwas anderes denken konnte.

„Kannst Du die Sache begreifen, Louis?" fragte sie ihn wohl zum zehnten Male, während er sein Ei aufschlug und es vorsichtig auslöffelte.

„Nein," entgegnete er ebenso oft. „Verstehen kann ich es nicht, aber ich gebe mir auch keine Mühe darum. Wenn wir alles verstehen wollten, dann wäre das Leben sehr langweilig."

Seine Schwester schüttelte den Kopf.

„Du hast immer so merkwürdige Antworten, Louis. Ich habe es gern, wenn alles klipp und klar ist, und ich hoffe, daß Glasog und Bothilde keine großartige Hochzeit haben wollen. Bei solchen Gelegenheiten habe ich immer süße Suppe, Schweinebraten und gestobte Pflaumen gegeben."

So fand sich denn auch die Etatsrätin schnell in die veränderte Konstellation, und wenn man die Leute vom Hof reden hörte, so hatten sie sich diese Verbindung längst gedacht. Nur Glasog fand es nötig, Kläre einige erklärende Worte zu sagen.

Da schien wieder die Sonne auf den verregneten Garten; die zerpeitschten Blumen wendeten sich ihr zu, der Rasen leuchtete frisch und grün, und die abgewehten Blätter wurden von den Wegen und vom Grasplatz gefegt.

Glasog beaufsichtigte dies Geschäft, und als er Kläre sah, die nach ihrem Lieblingsplatze ging, schritt er auf sie zu, nahm die Mütze vom Kopf und begann zu sprechen, ehe sie ihm einen Glückwunsch sagen konnte.

„Es is von wegen die Däuens," sagte er halb entschuldigend. „Wenn die Zeitens wieder so gräsig werden und die Danskes ins Land kommen, denn kann

ich Bothilde da nich allein mit zwischen lassen, Fräulein. Na, und mit Sönke ging es doch auch nich, weil daß er ein ganz ausgemachten Spitzbuben is. Bothilde wollt ihm ja man bloß, weil daß sie dacht, ich hielt nix von den Ehestand; und was ich von ihn erfahren hab, is ja auch nich großartig. Aberſten wo Bothilde mir so gräsig liebt, krieg ich ja natürlich im Haus allens zu sagen, und das is der Hauptsache."

„Bothilde ist sehr nett!" versicherte Kläre, und Glasog strich langsam einen Käfer von seiner Jacke.

„Ja, Fräulein, nett is sie. Abers, wenn ich Sie das ins Vertrauen sagen soll, so is sie auch viel netter geworden. Früher konnt sie ganzen eklig sein. Ja, ja, son büschen Warten is gut for die Frauenzimmers!"

Und weil es doch nur ein kleines Ereignis war, dies Sichfinden der zwei angejahrten Leute, so wurde es sehr schnell vergessen. Sogar Dodo und Tina wunderten sich nicht so, wie Kläre es eigentlich gefürchtet hatte. Im Gegenteil, sie waren ganz davon überzeugt, daß Glasog besser für Bothilde paßte, als Söuke Sönksen, und erzählten später lachend, daß Sönke kürzlich in der Nähe des Hofes gewesen sei, daß aber die Knechte Spottlieder auf ihn gesungen hätten, und er dann sehr verdrießlich weggelaufen wäre.

„Sönke hat euch doch damals ganz früh morgens auf die Heide begleitet, als ihr den Mann mit dem Kamel suchtet," sagte Kläre. Aber Dodo lachte nur.

„Ach Gott, der Kandidat war ja auch da und ging ein ganzes Stück mit uns. O Tina, wie scheußlich war es doch, daß wir den Mann nicht fanden. Wir müssen ihn finden; denn unser Affe ist ganz und gar kaput gegangen, und sein Affe war süß und lebendig!"

Beide Kinder wurden wieder aufgeregt, so daß Kläre sich Vorwürfe machte, von dieser Sache angefangen zu haben. Aber sie mußte so oft daran denken, und daran, wie Rissom es angefangen hatte, daß die beiden kleinen Mädchen noch heute nicht wußten, wie geschickt er sie geleitet hatte. Sie glaubten noch an den Mann mit dem Kamel und dem Bären, und wenn der Wunsch über sie kam, dann liefen sie um den ganzen Hof herum und suchten den Gegenstand ihrer Träume. Gerade so, wie wir Großen es machen, nur, daß wir uns anscheinend vernünftiger dabei benehmen.

Am nächsten Sonntag ging Kläre wieder einmal nach Rangelrup in die Kirche. Der Kandidat predigte, und der Platz Pastor Kleinerts und seiner Frau war leer. Rissoms Predigt gefiel Kläre nicht besonders. Sie hatte in dieser Zeit soviel Sorgen, und ihre Gedanken wanderten immer wieder nach Berlin ins Elternhaus. Ein tröstendes Wort wäre ihr eine Erleichterung gewesen; Rissom aber sprach nur über den Glauben und die Rechtfertigung durch ihn. Und endlich sagte er, der Christ sollte an nichts Irdisches sein Herz hängen. Seine Stimme klang hart dabei, und sein Gesicht war so ernst, daß Kläre ihn zornig ansah. Wenn er solche Lehren aussprach, dann brauchte er ja auch nicht mehr an sie zu denken. Sie tat es ebenfalls nicht.

Als der Gottesdienst zu Ende war, ging Kläre ins Pastorat. Aber Kleinert lag mit heftigen Schmerzen im Bett, und seine Frau kam nur auf eine Minute ins Wohnzimmer.

Digitized by Google

Sie war betrübt und aufgeregt über die Krankheit ihres Mannes, die von seiner alten Wunde herrührte, lobte Rissom, der ihn so gut verträte, und erwähnte nur beiläufig, daß Axel und Riekchen längere Zeit in Paris bleiben wollten.

„Denken Sie doch, liebes Fräulein," wiederholte sie, „unser Riekchen wohnt monatelang in Paris! Dieses Glück! Mein guter Bertold brummt immer, wenn ich von Glück rede; aber es ist doch ein Glück!"

Als Kläre sich von der Pastorin verabschiedet hatte, ging sie noch einmal über den Kirchhof. Neben dem Grab der Kammerjunkerin kniete Bruhn und zupfte einige Unkrauthälmchen aus. Beim Näherkommen des jungen Mädchens stand sie auf und legte ihre Hand in den Arm der Anderen.

„Wenn ich doch nur nicht soviel Heimweh hätte," klagte sie. „Kein Mensch schilt mit mir. Philippa ist ganz sanft geworden, und Herr von Laurentius ist immer zufrieden. Aber ich möchte zu meiner Frau Kammerjunkerin!"

„Besuchen Sie uns nicht einmal?" fragte Kläre freundlich. „Frau Etatsrätin würde sich gewiß freuen."

Die kleine Dame sah sie mit ihren bekümmerten Augen an.

„Ich will Philippa fragen, Fräulein von Hagenthal. Allein mag ich nichts tun. Ich bin ja nun bei ihr in Stellung, und sie ist wirklich eine gute Herrschaft. Aber so wie früher kann es niemals wieder werden."

Zwischen den Gräberreihen kam der Minister gegangen, der beide Damen sehr artig begrüßte und sich dann an Kläre wandte.

„Weshalb nahmen Sie mich nicht mit in die Kirche, Fräulein von Hagenthal?"

„Ich wußte doch nicht, ob Sie Lust hätten!" entgegnete Kläre etwas verlegen. Denn die Augen des alten Herrn sahen sie mit einem ganz besonderen Blick an.

„Mit Ihnen zu gehen, macht mir immer Vergnügen!" entgegnete er ernsthaft, richtete dann aber einige freundliche Worte an Bruhn, die vor Ehrfurcht in sich zusammengesunken war. Er fragte nach Herrn von Laurentius, und als er die Antwort erhielt, daß er viel mit den dänischen Landleuten zu tun hätte, die aus Kragsminde verschiedene Bauernstellen machten, zog er die Augenbrauen hoch und schüttelte den Kopf. Aber er sagte nicht viel und schloß sich Kläre auf dem Heimweg an.

Das Wetter war wieder gut geworden; die Sonne schien warm, und durch die Dorfstraßen schwankten einige beladene Kornwagen. Denn nun mußte man suchen, das, was noch auf dem Felde war, in die Scheuern zu bringen, und der Sonntag wurde als Arbeitstag benutzt. Aber an verschiedenen Bäumen und Pfählen waren auch rote Zettel angeklebt, die zu einem großen Preiskegeln bei Gustav Ebsen einluden. Am nächsten Sonntag sollte ein junges fettes Kalb verkegelt werden; wer es nachher nicht für seinen Hausstand gebrauchen konnte, der erhielt dreißig Mark Geld in bar.

In deutscher und dänischer Sprache waren diese Ankündigungen verfaßt; Kläre buchstabierte am Dänischen herum und freute sich, daß sie schon etwas verstand.

Herr von Mürwik ſtand neben ihr und lächelte über ihren Eifer, und als er dann neben ihr nach Haus ging, berichtete er allerlei aus ſeinem Leben. Vor vielen Jahren war er verheiratet geweſen, aber ſeine junge Frau und ihr Kindchen waren ihm an einem Tage genommen worden. Er ſprach, wie die Leute ſprechen, die einen Schmerz lange überwunden haben, die in halber Verwunderung an die Zeit denken, da ſie ſo traurig ſein konnten. Aber er ſprach gut, und in jener gedämpften Art, die wohltuend berührt.

Kläre horchte ernſthaft auf ſeine Worte; als dann ein buntbemalter Kaſtenwagen vor ihnen auf dem Wege auftauchte, wurden ihre Gedanken zerſtreut. Hinter dem Wagen her, der von zwei Ponies gezogen wurde, ſchritten zwei ſehr dunkelhaarige Männer, deren blitzende Augen ſich auch auf Kläre und ihren Begleiter wandten.

Und als die Letzteren den Wagen überholten und in den Heckenweg nach Sandberghof einbiegen wollten, ſprang ein junges Mädchen aus dem Wagen und fragte mit ſchriller Stimme und fremdartig klingendem Deutſch, ob ſie dem Herrn und ſeiner ſchönen Frau Gemahlin nicht die Zukunft prophezeihen ſollte.

Kläre lief eilig und mit hochroten Wangen weiter; der Miniſter folgte langſam und lächelte vor ſich hin. Beim Mittageſſen nachher war er ſehr guter Laune und berichtete den Großnichten von dem bunten Wagen und den fremdartigen Leuten, ſo daß ſie rote Wangen bekamen und dringend darum baten, das Gefährt und ſeine Bewohner ſehen zu dürfen.

„Nach dem Kaffee gehe ich mit euch und ſuche ihn," verſprach Onkel Louis. „Er muß nicht weit von hier ſein."

Nach dem Kaffee! Das waren noch faſt drei Stunden hin! Dodo ſtieß einen lauten Seufzer aus, den ihr Vater hörte und ſcharf rügte.

„Du mußt nicht ſo ungeduldig ſein, Dodo! Freue Dich, daß Onkel Louis ſich überhaupt mit euch abgeben will."

Das Kind antwortete nicht; aber auf ſeinem blonden Geſicht trat der trotzig-verſchwiegene Zug hervor, den Kläre an den beiden Schweſtern kannte und heimlich fürchtete. Denn wenn Dodo dieſen Ausdruck hatte, dann nahm ſie ſich vor, doch das zu tun, was ſie wollte.

Die Etatsrätin hatte die kleine Epiſode nicht bemerkt. Sie ſprach von Bothildens und Glasogs Hochzeit, und wo das junge Paar wohnen ſollte. Auch die Herren beteiligten ſich an der Unterhaltung, und erſt nach dem Eſſen kam Kläre dazu, Dodo zu ſich zu rufen.

„Wir wollen nachher gleich einen ſchönen Spaziergang machen, nicht wahr?" fragte ſie, dem Kinde das dichte, blonde Haar ſtreichend.

Aber Dodo ſchüttelte den Kopf.

„Du weißt doch, Tante Kläre, daß heute Sonntag iſt. Da brauchen wir nicht zu gehen."

„Was habt ihr denn vor?"

„Wir wiſſen es noch nicht. Vielleicht kocht Bothilde mit uns, oder Glasog erzählt uns Geſchichten. Heute iſt Sonntag."

Der Hardesvogt hatte hinter Kläre geſtanden und die Unterhaltung angehört.

Digitized by Google

„Die Kinder haben ganz recht," ſagte er lachend. „Heute iſt Sonntag, und ſie müſſen ſich vom Erzogenwerden ausruhen."

„Nur kein Übermaß der Beaufſichtigung!" ſetzte er hinzu, als er nachher mit dem jungen Mädchen durch den Garten ging. „Die Kinder müſſen ein wenig die ſchöne Freiheit koſten. Je älter ſie werden, deſto unfreier werden ſie."

„Ich fürchtete nur —" begann Kläre, und er unterbrach ſie mit einem Anflug von Ungeduld.

„Hier iſt nichts zu fürchten. Dodo wird bald dreizehn Jahre alt ſein; dafür iſt ſie noch überraſchend kindlich. Es tut nichts; aber man muß ſie nicht tagtäglich an die Kette legen. Nun — was willſt Du denn?"

Dieſe letzten Worte galten Sönke Sönkſen, deſſen graue Geſtalt plötzlich hinter dem Gebüſch auftauchte, und der nun ſeine Kappe berührte.

„Wenn ich den Herrn Hardesvogt mal ſprechen könnte —"

„Nein! Mach, daß Du verſchwindeſt!"

„Aber —" Der alte Mann räuſperte ſich.

„Mach, daß Du hinaus kommſt!" fuhr ihn Gottfried ſo heftig an, daß ſogar Kläre zuſammenfuhr.

Sönke war verſchwunden, und der Hardesvogt entſchuldigte ſich.

„Verzeihen Sie, daß ich ſo laut wurde. Aber mit dem Mann muß man laut reden. Ich habe mich ſchon geärgert, daß er es wagte, unſere Bothilde heiraten zu wollen, hoffte aber, daß Glasog ſich beſinnen würde, und ſagte deswegen nichts. Nun aber kann ich den Kerl hinausweiſen."

„Vielleicht wollte er doch etwas mitteilen," ſagte der Miniſter, der inzwiſchen zu den Anderen getreten war. Aber Wilder machte eine abwehrende Bewegung.

„Er hat mir nichts mitzuteilen; und er kann ſich freuen, wenn ich ihn nicht verhaften laſſe. Nicht allein die Steinwürfe gegen das Paſtorat, allerhand anderes kommt noch auf ſein Konto."

Onkel Louis wußte nichts von den Steinwürfen; als er nachfragte, erhielt er nur eine kurze Antwort, und Wilder zog ſich bald zurück. Kläre konnte ſich denken, daß der Hardesvogt Sönke in Verdacht hatte, bei den däniſchen Umtrieben die Hand zu bieten. Ihm, der gar keine politiſche Meinung hatte, war alles zuzutrauen, und Wilder würde ſeinem däniſchen Onkel mit dieſen Sachen nicht kommen. Aber das konnte wieder der Miniſter nicht verſtehen. Mit leiſem Kopfſchütteln ſah er dem Neffen nach und meinte, daß er gegen früher doch ſehr verändert ſei.

„Das Verſchwinden der Frau hat ihn ſehr mitgenommen!" ſagte er, und in ſeinem Ton lag herzliches Bedauern.

„Haben Sie ſie gekannt?" fragte Kläre.

Sie und Herr von Mürwik gingen jetzt allein durch den Garten, zu jenem Platz, von dem der Blick ſo weit war.

„Ich habe ſie niemals geſehen," entgegnete Herr vor Mürwik. „Wilders Heirat fiel gerade in jene unruhvolle Zeit, die dem Tode Friedrichs des Siebenten folgte, und ich war damals ſchon im Miniſterium angeſtellt. Aber ich habe doch mancherlei über die Angelegenheit gehört und mir meine Gedanken gemacht.

Natürlich ist die Frau nicht tot: sie ist in die Weite gegangen. Aber jetzt kann sie lange gestorben sein. Jedenfalls ist sie es für ihren Mann und seine Familie."

„Sie ist nicht tot —" träumerisch sah Kläre in die Ferne. Heute war die Luft klar und rein: der Herbst ging mit leisen Schritten durch's Land, und noch verklärte er nur.

‚Sie ist nicht tot,' dachte Kläre noch einmal, und dann sah sie Gottfried Wilders schwermütiges Gesicht vor sich und wußte, daß er auch noch an ihr Leben glaubte. An das Leben jener Frau, die ihn verlassen hatte, und die er vielleicht noch immer liebte. Wie gut war es, daß sie selbst innerlich erstarkt war, daß sie ihr bestes Gefühl nicht jemandem in den Schoß geworfen hatte, der nicht danach verlangte.

Dann fuhr sie auf aus ihren Träumen. Der Minister von Mürwik sprach mit ihr und bot ihr seine Hand an. Er wollte sie heiraten, nicht heute und morgen; sie sollte sich monatelang besinnen und jedenfalls vorläufig keine Entscheidung treffen.

„Ich bin ein einsamer Mann, Fräulein Kläre," sagte er zum Schluß. „Vielleicht ist es unbescheiden von mir, Ihre schöne Jugend zu mir ziehen zu wollen. Wir Menschen aber sind ja alle unbescheiden, und auch ich träume noch manchmal von etwas Glück. — Ein müder Greis bin ich noch nicht, und vielleicht kann ich Ihnen mancherlei für Ihr Opfer bieten. Denn ein Opfer wird es ja wohl sein."

Sein Ton war fragend geworden, und er hielt inne, als wartete er auf eine Antwort. Aber Kläre vermochte nicht zu sprechen. Ihre Zunge war gelähmt, und nur ihre Gedanken flatterten um sie herum. Was würden ihre Eltern sagen, und wie würde sie ihnen und den Geschwistern helfen können! David Rissom? Ach, der ging seine eigenen Wege, und sie die ihren. Mit David Rissom war es ein Traum gewesen.

„Ihren verehrten Eltern werde ich erst schreiben, wenn Sie mir die Ermächtigung dazu geben," fuhr Mürwik fort. „Bis dahin bleiben wir Freunde, und Sie zürnen mir nicht; nicht wahr?"

Mit seinen gütigen, klaren Augen sah er sie an, zog ihre Hand leise an die Lippen und ging dann ebenso leise.

Als Kläre allein war, glaubte sie geträumt zu haben, und doch mußte sie gleich an Bruhn denken, die ihr ganzes Leben lang „in Stellung" gewesen und deswegen eigentlich kein ordentlicher Mensch mehr war. Vor einem solchen Schicksal konnte sie selbst jetzt bewahrt bleiben.

Und dann kam wieder das ruhige Geleis des Sandberghofer Sonntags zu seinem Recht. Es gab die Kaffeestunde. Die Etatsrätin hatte eine gute Haube aufgesetzt, weil sie halbwegs auf Besuch hoffte, und als niemand kam, war sie auch zufrieden und ließ sich von ihrem Bruder aus seiner dänischen Zeitung etwas vorlesen, gerade, als sich die Tür öffnete, um Onkel Ferdinand einzulassen. Er war längere Zeit nicht hier gewesen und berichtete allerhand Neuigkeiten. Irgendwo war ein Mann von der Dreschmaschine getötet worden, und Kandidat Rissom

ſollte mit der älteſten Tochter von Guſtav Ebſen verlobt ſein. Sie war in Hamburg in Penſion geweſen und jetzt als ſehr feine, junge Dame zurückgekehrt. Zweimal hatte der Kandidat ſchon ganz öffentlich mit ihr geſprochen.

Die Etatsrätin ſchalt über dieſe Klatſchereien, hörte ſie aber doch aufmerkſam an und meinte ſchließlich, Fräulein Ebſen hätte ſicherlich Vermögen.

„Das wäre für Riſſom ein Glück," ſetzte ſie hinzu; „denn ich glaube, er muß noch etwas für ſeine Mutter tun."

Kläre verließ leiſe das Zimmer. Sie war heut ſehr unruhig und konnte nicht immer auf einem Platz ſitzen und dieſe Unterhaltungen anhören. Im Grunde fühlte ſie ſich erleichtert. Wenn Riſſom ein wohlhabendes Mädchen heiraten mußte, dann konnte er jedenfalls nicht an ſie denken. Hatte er es überhaupt getan, und waren ſeine Worte nicht nur Spielerei geweſen? Wie doch die Männer mit den Herzen der Mädchen ſpielen!

Vor der Haustür ſaßen Bothilde und Glasog, und vor ihnen ſtanden die zwei Kinder.

„Wie ein kleines Haus war der Wagen!" berichtete Dodo. „Zwei Schlafſtuben und ein Wohnzimmer. Und dann eine ſo niedliche Küche! Bothilde, in der hätteſt Du auch kochen mögen!"

Aber Bothilde ſchüttelte den Kopf.

„Für Zigeuner bin ich nicht, Kind; und ſag man nicht an Großmutter, wo Du geweſen biſt. Sie kann dann böſe werden!"

„Das macht nichts!" entgegnete Dodo trotzig. „Heute iſt Sonntag; da können wir tun, was wir wollen! Papa hat es auch geſagt!"

Und herausfordernd ſah ſie Kläre an, die der Unterhaltung, in der Haustür ſtehend, gefolgt war. Aber die junge Lehrerin ſagte nichts und zuckte nur die Achſeln, um dann an den Kindern vorüber und ein wenig auf dem Hof ſpazieren zu gehen. Da aber hängten ſich ihr beide Kinder in den Arm und erzählten unaufgefordert, wie ſchön es draußen bei den Zigeunern geweſen war. Unweit des Hofes hätte ihr Wagen geſtanden; ſie hätten Kaffee gekocht, und die Kinder waren ſo niedlich geweſen. Eins war allerdings krank geweſen.

‚Zwei!" verbeſſerte Tina Dodos Erzählung.

„Nun ja, es konnten auch zwei ſein. Aber die anderen waren luſtig, und ein junges Mädchen hat mir einen Mann und ſechs Kinder geweisſagt. Iſt das nicht ſpaßig?"

„Und mir zwei Männer und gar keine Kinder!" berichtete Tina mit einem Geſichtsausdruck, aus dem man ſehen konnte, daß ſie nicht gewiß wußte, ob ſie bevorzugt war oder nicht.

Es waren doch nette kleine Dinger; wie ſie jetzt neben Tante Kläre herliefen und ihr alles erzählten, was durch ihre Köpfe ging, da wußte ſie, wie lieb ſie beide hatte und wie ſie ihr beſtes für ſie tun wollte.

Bothilde ſah gerührt auf Lehrerin und Schülerinnen.

„Wir haben es doch gut getroffen, mein Glasog!" ſagte ſie. Denn nun ſagte auch ſie Glasog, und das war ihm ſehr behaglich.

Digitized by Google

„Meinſt Du mit die Cujenante?“ erkundigte er ſich. „Nu ja; ich mag ihr auch fix leiden, und ich hoff auch, daß wir ihr noch lang behalten.“

„Warum ſollten wir das nicht?“ erkundigte ſie ſich. Aber Glasog zwinkerte mit ſeinem einen Auge und ſagte nichts weiter.

17.

Dies war am Sonntag geweſen. Am Montag früh wurde der Hardesvogt nach Rangelrup geholt, weil ſich dort in der Nacht Deutſche und Dänen wieder einmal über alle Maßen geprügelt hatten. Ein Jütländer war totgeſtochen; ein Schleswiger mußte ſchwer verwundet nach Haſtede ins Krankenhaus gefahren werden.

Das gab viel Arbeit und Scherereien. In den folgenden Tagen ſaß der Hardesvogt immer in Rangelrup, verhörte und unterſuchte, während zu gleicher Zeit auch das Gericht erſchien, um der Sache noch mehr auf den Grund zu gehen.

Aber trotz aller Unterſuchungen konnten die Täter nicht ermittelt werden, und niemand wußte genau, weshalb dieſer Streit entſtanden war. Vielleicht wegen Politik, vielleicht wegen der Liebe. Wer konnte es wiſſen?

„Es kommt allens von die Dänens,“ ſagte Glasog zu Kläre. „Warum dürfen die auch ins Land? Haben ſie mich darum mein Auge ausgeſlagen, daß ſie uns nu wieder auf die Naſe ſitzen? Oh Fräulein, wenn ich man Bismarck wär!“

Und er hob den Arm und drohte in den Himmel hinein.

Kläre lachte, obgleich ihr nicht lächerlich zumute war. Der Heiratsantrag des Miniſters machte ſie unruhig und ſchlaflos, und dann ärgerte ſie ſich auch über die Kinder. Sie waren unluſtig zur Arbeit, gaben patzige Antworten und erklärten einmal übers Andere, daß ſie am liebſten den ganzen Tag im Bett liegen und ſchlafen möchten.

„Sie ſind wohl ein wenig erkältet,“ meinte die Etatsrätin, der Kläre ihre Not klagte; der Miniſter ſagte lächelnd Jugend hätte keine Tugend, und Bothilde wurde halbwegs beleidigt, daß ihre Kinder unartig ſein ſollten; früher waren ſie es doch nie geweſen.

Bleiern gingen die erſten Wochentage hin. Am Donnerstag, als Kläre eben verſuchte, den Kindern einige Aufmerkſamkeit für die ſonſt ſo geliebte bibliſche Geſchichte abzuringen, warf Dodo plötzlich den Kopf auf den Tiſch und begann in Strömen zu weinen. Kläre packte ſie zu Bett, und als Tina die Schweſter behaglich zwiſchen den weißen Kiſſen liegen ſah, verlangte auch ſie ſtill zu liegen.

Der Hardesvogt lachte, als er von ſeinen kranken Kindern hörte; ſie würden wohl bald wieder aufſtehen, prophezeite er. Aber er war nur kurz im Hauſe; ſeine Geſchäfte riefen ihn wieder weg, und der Miniſter machte Kläre leiſe Vorwürfe, daß ſie ſich unnötig ſorge. Er lud ſie ein, mit ihm einen langen Spaziergang zu machen. Aber ſie lehnte haſtig ab. Es war ihr unmöglich, jetzt über allerhand ſchöne Dinge zu ſprechen, am liebſten hätte ſie den Haſteder Arzt rufen laſſen. Aber die Etatsrätin war nicht dafür. Sie mochte den Mann nicht, der ihrer Anſicht nach die Kammerjunkerin verkehrt behandelt hatte.

Digitized by Google

Weiter ging die Woche, und als wieder die Kirchenglocken von Rangelrup läuteten, ſtand Kläre an Dodos Bett und bat ſie, aufzuſtehen.

„Verſuche es nur!“ ermahnte auch Bothilde, und das Kind erhob ſich folgſam. Aber dann fiel es wieder zurück.

„Ich kann wirklich nicht.“

Am Nachmittag lag Dodo in hohem Fieber, und nun erhielt Kläre die Erlaubnis, Glasog nach Haſtede zum Doktor zu ſchicken. Aber Glasog war nicht da. Er war zum Preiskegeln nach Rangelrup gegangen, und Bothilde begleitete ihn. Auch die anderen Knechte hatten den Hof verlaſſen; und wenn Glasog nach Haſtede fahren ſollte, mußte er erſt geholt werden.

„Ich will nach Rangelrup gehen!“ ſagte Kläre. Dabei warf ſie einen halb fragenden Blick auf den Miniſter, der neben ſeiner Schweſter vor dem leiſe brennenden Kaminfeuer ſaß und ſeine feinen Hände darüber hielt. In den letzten Tagen war er ſchweigſam geweſen, und ſein Geſicht trug einen angegriffenen Ausdruck. Nun lächelte er Kläre gütig an.

„Die Jugend kann immer alles, unſereins ſitzt vor dem Ofen und wärmt ſich.“

Er wollte alſo nicht mit. Vielleicht ſcheute er auch die Augen ſeiner Schweſter, die ihn forſchend betrachteten.

So alſo ging Kläre allein, und es war ihr ganz recht. Der Weg war noch hell, und der Abendſonnenſchein lag über dem Lande; bei Guſtav Ebſen mußte ſie verſuchen, Glasogs habhaft zu werden. Vielleicht hätte ſie ſich noch nach dem Hardesvogt umſehen und ihn fragen müſſen; aber er war gleich nach dem Eſſen aufs Feld gegangen.

In dieſer Zeit zog er ſich ganz von ſeiner Familie zurück; vielleicht lag es daran, weil er ſich doch in Gegenwart ſeines Onkels befangen fühlte. Auf das Unwohlſein der Kinder gab er überhaupt nichts. Er ſagte, ſie wären noch niemals krank geweſen — weshalb ſollten ſie es jetzt werden?

Ja, weshalb? Kläre blieb ſtehen und blickte auf Rangelrup, das jetzt vor ihr lag. Am Sonntag nachmittag hatte ſie das Dorf ſelten geſehen. Alle Häuſer lagen verſchlafen da. Leiſe fielen die gelben Blätter von den Bäumen auf die Erde, und aus der Ferne klang dumpfes Rollen und hin und wieder ein lärmender Aufſchrei.

Aus einem der gewundenen Dorfwege kam David Riſſom. Er trug ein Buch in der Hand, und ſein Geſicht war ſehr gedankenvoll. Plötzlich ſah er Kläre, und beide blieben voreinander ſtehen. Keiner aber begann zu ſprechen, bis Kläre ihr Unbehagen überwand und ihm berichtete, was ſie herführte.

„Die Kinder ſind krank?“ fragte er raſch. „Hoffentlich ſind ſie nicht mit den Zigeunern in Berührung gekommen? Die haben zwei Kinder am Scharlach verloren?“

„Scharlach!“ Kläre blieb ſtehen. „Dodo und Tina ſind bei den Zigeunern geweſen,“ ſetzte ſie tonlos hinzu.

Riſſom ſagte nicht mehr viel. Mit eiligen Schritten ging er voran und Kläre folgte ihm. Bis zu Guſtav Ebſen, deſſen Räume voll von Gäſten waren, wo man das Rollen der Kugeln hörte, das Fallen der Kegel, dann lautes Geſchrei oder Gelächter.

Digitized by Google

Vor dem Hause blieb Rissom stehen.

„Gehen Sie nicht weiter, Fräulein von Hagenthal. Die Leute haben schon stark getrunken, und Sie könnten Unannehmlichkeiten haben. Daß die Polizei —"

Er kam nicht weiter. Aus der Haustür drängte sich eine Schar von Männern, die mit Stöcken und Gläsern aufeinander einschlugen. Deutsche und dänische Schimpfwörter schwirrten dabei durch die Luft, und hinter ihnen her kreischten einige Frauenstimmen.

Entsetzt wollte Klära zur Seite fliehen. Da aber flog schon ein dicker Holzknüppel durch die Luft, der sie getroffen hätte, wenn nicht Rissom seinen Arm schützend vor sie gehalten hätte. So flog der Knüppel gegen seine Schulter, und er stieß einen kurzen Ruf aus; Klära aber achtete nicht darauf vor eigenem Entsetzen.

Oh, diese schrecklichen Menschen, die in einem Knäuel auf der Erde lagen, bald wieder aufstanden, sich schimpften und schlugen. Unter ihnen war Glasog, der am lautesten schimpfte, während Bothilde im Hintergrund weinte. Die Kämpfenden wurden durch Gustav Ebsen und andere getrennt. Murrend und fluchend zogen sie wieder in die Gaststube, während Rissom mit scharfer Stimme nach Glasog rief, der mit zerrissenem Rock und zerzausten Haaren angewankt kam.

„Man gut, daß ich mein Glasaug nich ein hatte," schalt er, kam aber doch bald zur Besinnung und ließ sich von Bothilde nach Haus bringen.

Klära ging hinter dem Paare her und wunderte sich, daß sie den Kandidaten aus den Augen verloren hatte. Wenn er sich wirklich etwas aus ihr machte, würde er sie jetzt doch begleitet haben. Er war gewiß zu Fräulein Ebsen gegangen und erkundigte sich, ob sie sich auch erschrocken hätte.

Aber sie fand nicht viel Zeit, ihren eigenen Gedanken nachzuhängen. War doch die Angst über sie gekommen, die Angst, die der Doktor, der spät am Abend eintraf, mürrisch bestätigte.

Dodo hatte Scharlach, und vielleicht würde Tina gleichfalls von der Krankheit befallen werden. Jedenfalls mußten sehr viel Vorsichtsmaßregeln ergriffen werden. Die Krankheit war plötzlich in die Gegend geschleppt worden und trat bösartig auf.

Die Etatsrätin wollte zuerst nicht glauben, welch ein unheimlicher Gast auf Sandberghof eingezogen war; in ihrer Jugend hatte man niemals viel vom Scharlach gehört.

„Kennst Du die Krankheit?" fragte sie ihren Bruder Louis, der frierend und blaß neben ihr saß.

Er nickte.

„In Kopenhagen sind vor einigen Jahren sogar erwachsene, ganz alte Leute daran gestorben."

„Ich bin nicht ängstlich!" rief die alte Dame. Dann sah sie schärfer in sein Gesicht.

„Du bist doch nicht auch krank?"

„Ich fühle mich schon länger nicht ganz frisch," lautete die Antwort, und der alte Herr stand auf und verließ das Zimmer.

Nach zwei Tagen reiſte er ab, von dem Hardesvogt an die Bahn geleitet.

„Der arme Kerl!“ ſagte dieſer nachher zu Kläre. „Er iſt ein ſo kluger Mann und ein ſo feiner Diplomat; aber er hat eine entſetzliche Angſt vor Krankheit und Tod. Paſſen Sie auf, in Kopenhagen wird er gleich wieder wohl werden. Hier aber würde er unfehlbar aus Furcht vor dem Scharlach ſterben.“

Wilder ſprach gelaſſen. Obgleich ſeine Kinder ſehr krank waren, ſchien er doch nicht das Schlimmſte zu befürchten. Auch war es ein Glück, daß er alle Anordnungen treffen und überall eingreifen konnte, wo die Etatsrätin verſagte. Auf ſeine Bemerkungen antwortete Kläre nicht. Der Miniſter hatte ſich nur ſchriftlich von ihr verabſchiedet. Da ſie immer mit den Kindern zuſammen war, wollte er ſie lieber nicht ſehen. Was er ſchrieb, klang liebevoll: wenn ſeine Geſundheit wieder befeſtigt war, würde er ſich erlauben, regelmäßig von ſich Bericht zu erſtatten.

Kläre merkte deutlich, daß es ihm Ernſt war mit ſeinen Abſichten auf ihre Hand, und doch überkam ſie ein Gefühl der Enttäuſchung. Sie war zu jung, um einzuſehen, daß bei einem älteren Manne das eigene Wohlbefinden eine größere Rolle ſpielte, als das Gefühl, das er Liebe nannte.

Nun kamen ernſthafte Tage. Dodo und Tina wurden ſo krank, daß es allen manchmal vorkam, als glitte der Todesengel ſchon durchs Haus. Öde und verlaſſen war es in den ſonſt ſo behaglichen Räumen von Sandberghof; niemand aus der Gegend wagte ſich ins Haus, und die Etatsrätin ſaß meiſtens allein und haderte mit dem lieben Gott, daß ſie, die Alte, nicht krank wurde und ſtarb, während ihre Enkelinnen mit dem Tode rangen.

Nur Onkel Ferdinand kam gelegentlich, dann aber immer nur in die Zimmer des Hardesvogts. Denn auch er war ein wenig ängſtlich und wollte lieber nicht am Scharlach ſterben. Und eines Tages ſchlüpfte Fräulein Bruhn ins Wohnzimmer und ſetzte ſich neben die Etatsrätin.

„Ich bin ganz gewiß nicht bange,“ ſagte ſie mit ihrer kläglichen Stimme. „Aber Herr von Laurentius iſt ängſtlich, und deshalb durfte ich eigentlich nicht kommen. Philippa ſagte nun, ich ſollte nicht ſo dumm ſein und auf ihren Vater hören; aber, ach Gott, ich bin ja immer ſo dumm, und deshalb entbehre ich meine Frau Kammerjunkerin ſo ſchrecklich. Jetzt habe ich drei Muskatnüſſe in der Taſche und waſche mich nachher mit Karbol, und die Kinder brauche ich doch nicht zu ſehen.“

Den ganzen Nachmittag verplauderte ſie mit der Etatsrätin und dieſe wollte ſie kaum wieder gehen laſſen. Das aber mußte ſein, und Glasog brachte die kleine Dame wieder nach Rangelrup, von wo ſie eine Fahrgelegenheit nach Kragsminde hatte.

Durch dieſen Beſuch war die alte Frau Wilder ganz aufgefriſcht worden und erzählte Kläre am nächſten Morgen allerhand Neuigkeiten. Sie hatte nicht erfahren, daß der Preiskegelabend mit ſo ſchlimmer Prügelei geendet hatte; nun berichtete ſie dieſes mit vielem Kopfſchütteln und wußte von Bruhn, daß auch der Kandidat Riſſom an dem Lärm beteiligt geweſen ſei. Die genauen Umſtände hatte die Berichterſtatterin nicht gewußt; aber der Kandidat hatte ſeinen Arm

ſtark verletzt und war bald darauf nach Kiel gereiſt, um ſich ausheilen zu laſſen. In Rangelrup wäre ſchon ein neuer Adjunkt, klein und dick, mit hellblonden Haaren, und Kleinerts wollten eine neue Nichte kommen laſſen.

Die alte Dame ging mit Kläre auf und nieder, und war ſo in ihre Mitteilungen vertieft, daß ſie gar nicht auf ihre Gefährtin achtete.

Die Kinder waren ſchon drei Wochen krank, und Tina beſſerte ſich zuſehends. Bei Dodo aber traten allerhand Komplikationen ein, und noch konnte niemand wiſſen, wann die Beſſerung eintreten würde.

Aber die Etatsrätin mochte nichts mehr von Krankheit hören. Es langweilte ſie, und ſie ſelbſt fühlte ſich vernachläſſigt. Deshalb legte ſie Wert darauf, jetzt von ganz anderen Dingen zu ſprechen, und als ſie ihren Sohn am Gartenzaun entlang gehen ſah, winkte ſie ihn zu ſich.

„Gottfried, Du haſt uns ja nichts von der neulichen Geſchichte in Rangelrup erzählt!“

„Es war die alte Geſchichte!“ erwiderte er, während er langſam näher kam. „Die Saat, von der Firma Laurentius-Lauritzen ausgeſtreut, trägt vielfache Frucht. Wir werden bald in der Gegend mehr Dänen als Deutſche haben.“

„Aber Riſſom ſoll auch etwas abbekommen haben.“

Er zuckte die Achſeln.

„Davon iſt mir nichts bekannt. Jedenfalls hat er ſeinen Schaden in der vernünftigen Vorausſetzung nicht gemeldet, daß ihm alles Klagen nichts helfen würde. Däniſch iſt nun einmal Trumpf in der Gegend, und ſolange der Artikel fünf exiſtiert und nach Belieben hin und her gezerrt werden kann, wird es ſo bleiben.“

Sein Geſicht war finſter geworden, er fragte kaum nach den Kindern und ging dann wieder, um gleich mit einigen Briefen in der Hand zurückzukehren.

„Hier iſt Deine Poſt, Mama, und hier die Ihre, Fräulein Kläre!“

Er reichte ſeiner Mutter ein Schreiben mit der däniſchen Freimarke, und Kläre nahm eins von ihrem Vater in Empfang. Als ſie ſich nun zurückziehen wollte, rief die Etatsrätin ihren Namen.

„Der Brief von meinem Bruder aus Kopenhagen iſt wohl an Sie, Kläre!“

Sie hatte ihre Brille aufgeſetzt und betrachtete in ihrer umſtändlichen Weiſe noch lange die Adreſſe.

Es war ganz natürlich, daß Kläre wie mit Blut übergoſſen daſtand, daß die alte Dame ſie ſcharf über die Brille betrachtete, und daß auch der Hardesvogt wieder näher getreten war und mit einem beluſtigten Lächeln von der Alten zur Jungen ſah.

Es ging alles ſehr ſchnell vorüber. Kläre war mit einigen haſtigen Schritten geflohen, und Mutter und Sohn ſtanden zuerſt ſchweigend nebeneinander, um dann bald lebhaft zu ſprechen.

Als Kläre wieder in ihrem Stübchen ſaß, deſſen gegenüberliegendes Zimmer zum Krankenzimmer gemacht worden war, und wo Bothilde und ſie ſich ablöſten, atmete ſie erleichtert auf. Der Etatsrätin und ihrem Sohne gegenüber war ſie ſich wie eine halbe Verbrecherin vorgekommen, obgleich ſie nichts getan hatte, was

Digitized by Google

einem Verbrechen ähnlich sah. Der Brief des Ministers war auch sehr harmlos. Er meldete, daß er sich wieder von seinem Unwohlsein erholt hätte, und beschrieb ein Jagddiner, das er mitgemacht hatte. Dann sprach er den Wunsch aus, es möchte seiner lieben jungen Freundin recht gut gehen. Er gedächte ihrer in Treue und würde bald wieder schreiben; sie aber sollte sich nicht mit Antworten quälen, bis die Kinder wieder hergestellt wären.

Er fürchtet die Ansteckung! — dachte Kläre, und dann sah sie einen Stock durch die Luft fliegen, den ein starker Arm vor ihrem Kopf auffing. Hatte sie das eigentlich vergessen? Nun lag er krank, und sein Amt war ihm genommen um ihretwillen. Sie legte den Kopf in die Hände und weinte bitterlich. War das Leben immer so schwer, wie jetzt, und zeigte es ihr gar kein Licht mehr? Oder war es ein Lichtstrahl, wenn sie den alten ängstlichen Minister von Mürwik heiraten durfte und ihrer Familie helfen konnte?

Bothilde war leise in ihr Zimmer getreten.

„Ach, Fräulein, werden Sie nun auch krank?" fragte sie bekümmert. „Das geht nun wirklich nicht an: was sollen wir dann alle machen? Glasog sagt auch, ohne Fräulein Kläre wäre es hier nicht halb so nett, und er weiß wirklich, was nett ist. Wenn er sich auch damals in Rangelrup mit den Dänen prügeln mußte, was er nicht gut lassen konnte. Denn er hatte doch auch ein paar Kaffeepunsche getrunken, und dann die Reibereien von den Dänen! Sie meinen immer, sie haben hier allein zu sagen, und das kann man doch nicht auf sich sitzen lassen. Und dann Sönke Sönksen! Der schmiß auch mit Stöcken, obgleich er sich wirklich still halten sollte. Denn jedermann weiß doch jetzt ungefähr, daß er die Steine gegen das Pastorat geworfen hat, und wenn ich's recht bedenke, dann glaube ich, daß er auch weiß, wo unsere junge Frau geblieben ist, trotz aller seiner Lügen. Gott im Himmel, wenn ich den geheiratet hätte!"

Bothilde hatte immer etwas Beruhigendes, und auch diese lange Rede wirkte eher tröstlich, als langweilig. Kläre weinte nicht mehr und suchte zu lächeln.

„Mit dem Heiraten ist es überhaupt komisch," fuhr Bothilde fort. „Einmal denkt man, man kann jemand heiraten, und dann kann man es nachher doch nicht. Glasog habe ich ja immer lieb gehabt, obgleich er mich ganz ruhig sitzen ließ. Aber die Männer sind anders als wir. Nun lasse ich wieder Sönke sitzen, und deswegen ist er ja wohl so brummig, daß er mit Knüppeln um sich schmeißt."

„Hat er Herrn Rissom geworfen?" fragte Kläre hastig.

„Wurde Herr Rissom getroffen? Davon habe ich nichts gesehen, Fräulein! Ach, da haben viele Menschen blutige Köpfe davongetragen, und das Kalb ist nicht einmal verkegelt worden, weil Herr Ebsen sagte, mit so betrunkenen Leuten wäre nichts anzufangen. Aber dann sollte er es doch nicht angezeigt haben. Der hinkt auch auf beiden Seiten, Fräulein, und seine Tochter ist so großartig und fein, daß sie niemals in die Gaststube geht. Herr Rissom soll sie ja gern leiden mögen, und deshalb ist er wohl auch beim Preiskegeln gewesen, wo er sonst doch nicht hingehört!"

Vom anderen Zimmer rief Tina nach Bothilde; sie folgte diesem Ruf und die Unterhaltung mit Kläre war vorläufig beendet.

Jetzt öffnete sie ihres Vaters Brief, der eigentlich die gewöhnlichen Nachrichten enthielt. Die Mutter viel leidend, die kleine Tochter fleißig, die Brüder kämpften sich durch, der Oberstleutnant selbst hatte auch über allerhand Gebresten zu klagen. Aber er klagte nicht, sondern suchte das Leben zu tragen. Es war immer ein Kampf: nicht allein für den, der mitten auf der Weltstraße stand, sondern auch für den, der irgendwo im Winkel der Großstadt oder auf der Heide lebte.

Ja, das Leben ist ein Kampf. Diesen Gedanken hatte Klära, als sie zum Mittagessen nach unten gehen, der Etatsrätin und ihrem Sohne gegenüber sitzen mußte; diesen beiden, die wahrscheinlich die Empfindung hatten, daß sie sich in ihre Familie eindrängen und einen alten Mann in ihre Netze spinnen wollte. Aber sie wollte ihnen sagen, wie alles zusammenhing, und auch, daß sie niemals, unter keinen Umständen bereit sein würde, den Minister zu heiraten.

Zitternd vor Aufregung und hocherhobenen Hauptes betrat sie das Eßzimmer, wo die Etatsrätin ihr liebevoll entgegenkam. Sie schloß sie in ihre Arme und küßte sie, ohne ein Wort dabei zu sagen; aber es war so rührend und zart zugleich, daß Klärens Aufregung verschwand, und daß auch sie nichts anderes tun konnte, als schweigend diese Liebkosung dulden.

So sind die Bäume unserer großartigsten Vorsätze manchmal nur Strohhalme, die ein säuselnder Wind umwirft.

Kein Wort sprach die alte Dame jetzt oder hernach über das, was sie dachte und was ihr Herz bewegte. Es war nur ein anderer Ton in ihren Verkehr mit Klära gekommen, etwas Milderes, Gütigeres, das rührend war, aber zugleich einer Aussprache aus dem Wege ging. Vielleicht machte ihr auch ihr Bruder, von dem sie am nächsten Tage einige Zeilen erhielt, eine Andeutung über die Lage der Dinge. Jedenfalls versuchte sie niemals eine Frage an Klära zu richten.

Dies war um so merkwürdiger, weil es gegen ihre Natur ging, die das Ausfragen und die Neuigkeiten liebte; aber in großen Dingen war sie immer anders gewesen, als in alltäglichen. So also wurde Klära halbwegs von ihrer Güte eingesponnen, und da sie jetzt manchmal müde war von vielen Gedanken und Sorgen, so ließ sie die Sachen gehen, wie sie eben gingen.

David Rissom war wirklich aus der Gegend verschwunden, ohne ihr noch einen Gruß gesandt zu haben. Er hatte allerdings einen sehr unangenehmen Armbruch erlitten, der ihn lange Zeit am Schreiben hinderte; aber wenn er an Klära gedacht hätte, würde er vielleicht Mittel gefunden haben, ihr eine Botschaft zu senden. Aber er dachte nicht mehr an sie; in ihrem heimlichen Zürnen darüber vergaß Klära immer wieder, daß er ihretwegen die Verletzung erlitten hatte. Und trat ihr in schlaflosen Nächten die Wahrheit vor Augen, dann war es nur, um sie bei Tage wieder von sich zu schieben. Sie liebte ihn ja auch nicht; sie hatte ja ‚niemals' gesagt, als er ihr von seiner Liebe sprach.

Die Wochen gingen dahin; der Herbst kam, und dann war der Dezember da mit seinen Weihnachtsvorbereitungen und seiner Festesfreude.

Langsam, langsam wurden Dodo und Tina wieder gesund. Sie konnten wieder einige Stunden außer dem Bett sein, sich ein wenig beschäftigen, gelegentlich auch durchs Haus gehen. Aber die köstliche Frische der Kinder, ihre Lebens-

Digitized by Google

freudigkeit, ihr Vergnügen an der kleinſten Abwechſlung waren noch nicht wieder da. Der Arzt ermahnte zur Geduld und zur Schonung. Es würde ſchon alles wieder gut werden, wenn auch erſt nach Monaten; die Krankheit war zu ſchwer geweſen, und nur die ſorgfältigſte Pflege hatte vorm Schlimmſten bewahrt. So mußte man dann weiter ſchonen und pflegen und ſich nicht wundern, daß ſogar Glasogs und Bothildens Hochzeit von den Kindern ziemlich teilnahmslos hingenommen wurde. Eben vor Weihnacht fand ſie ſtatt. Paſtor Kleinert war wieder geſund und traute das Paar in der Rangelruper Kirche; dann gab es auf Sandberghof ein Mittageſſen mit Schweinebraten, Backpflaumen und ſo viel Punſch, daß Glasog aus Vorſicht ſein zur Feier des Tages eingeſetztes Glasauge herausnahm und Bothilde in Verwahrung gab. Denn obgleich es unter den Hochzeitsgäſten niemand von ausgeſprochen däniſcher Geſinnung gab, ſo war überall jetzt die Stimmung erregt, und man konnte niemals wiſſen, was nach einigen Gläſern Punſch paſſierte. Es ging aber alles gut, und als Glasog am anderen Morgen der Etatsrätin ſeine Aufwartung machte, um ſich für das ſchöne Feſt zu bedanken, hatte er ein Wort des Wohlwollens für den Eheſtand.

„Is doch gut, wenn man eine Frau hat, Frau Etatsrätin. Wen hätt ich ſonſt mein Auge in Verwahrung geben ſollen? Und Bothilde hat da kein einzigmal aufgeſeſſen. Vor ältere Mannsleute is es gut, wenn ſie ein Frau haben!“

Wohlgefällig berichtete die Etatsrätin nachher die Unterhaltung und warf dabei einen lächelnden Blick auf Kläre. Dieſe erwiderte nichts. Was ſollte ſie auch ſagen? Alle vierzehn Tage ungefähr erhielt ſie jetzt einen Brief vom Miniſter; aber bis jetzt hatte er noch keine Antwort von ihr gewünſcht, und ſeine Briefe hätte ein Vater an ſeine Tochter ſchreiben können. Höchſtens, daß einmal ein Wort von treuer Freundſchaft darin vorkam. Es erſchien faſt widerſinnig, gegen dieſe Briefe ſich auflehnen und erklären zu wollen, daß von Heirat keine Rede ſein könnte. Und was würde die Etatsrätin ſagen, die jetzt ſo liebevoll war und Kläre immer von neuem zu verſtehen gab, wie ſehr ſie ſie ſchätzte. Es kam dem jungen Mädchen vor, als müßte ſie dann gleich das Haus verlaſſen, und wohin ſollte ſie ſich wenden? In Berlin waren die Eltern froh, daß die Tochter eine ſo ſchöne Heimat gefunden hatte; ſie würden finden, daß ſie die leichtſinnig dahingab.

Unter ſolchen Gedanken kam der Weihnachtsabend. Er brachte nichts Beſonderes; nur für Kläre von der Etatsrätin einen ſehr ſchönen, alten Schmuckgegenſtand und für den Hardesvogt einen Brief von der Regierung mit der Mitteilung, daß ſein Abſchiedsgeſuch bewilligt ſei und der König ihm den roten Adlerorden vierter Klaſſe für ſeine Verdienſte verliehen habe.

Mit einem erleichterten Seufzer reichte Gottfried das Schreiben ſeiner Mutter.

„Gott ſei Dank!“ ſagte er dabei. „Nun bin ich mit dem erſten Januar ein freier Mann und brauche mich nicht mehr über alle Verkehrtheiten zu ärgern, die hier begangen werden!“

Aber die Etatsrätin mußte ſich hinſetzen, weil ſie ſo erſchrak. Schweigend betrachtete ſie den Orden und ſah dann zu dem Bilde ihres Mannes hinüber, unter deſſen weißen Halstuch ein hoher däniſcher Orden hervorkam.

„Der hat es weiter gebracht!“ ſagte ſie nachher betrübt zu Kläre. „Die Wilders ſind ſonſt immer viel vornehmer geweſen als Gottfried. Und er iſt doch klüger als ſein Vater.“

„Klugheit allein macht es wohl nicht!“ erwiderte Kläre und lief dann hinter Tina her, die durch den brennenden Lichterbaum luſtig geworden war und ihrer neuen Puppe den roten Adlerorden um den Hals hängte. Aber der Hardesvogt trat Kläre in den Weg.

„Laſſen Sie ſie doch mit dem Spielzeug ſpielen,“ ſagte er lachend. „Es iſt freilich für große Kinder beſtimmt, aber kleine müſſen doch vor allem ihre Freude haben.“

Und der rote Adlerorden wanderte mit der Puppe in die Leuteſtube, wo Reisbrei und Pförtchen gegeſſen wurden, und jeder der Anweſenden betrachtete nachdenklich den Orden vom preußiſchen König und hörte dabei, daß der Hardesvogt bald nicht mehr Hardesvogt ſein würde.

Glasog berichtete, wie ſein Herr damals 1864 aus dem Bett geholt wurde, um Hardesvogt zu werden, wie er eigentlich keine Luſt dazu gehabt hatte, aber ſpäter von den neuen Herren gebeten worden war, ſein Amt zu behalten. Nun ließen ſie ihn gehen, und gerade zu Weihnachten.

Ja, es war eine komiſche Welt, und die Dänen würden gewiß bald wiederkommen. Auf Kragsminde hatte einer der Dänen eine Genoſſenſchaftsmeierei eingerichtet, und eine Anzahl däniſcher Erntearbeiter hatte gar nicht das Land verlaſſen und arbeitete jetzt bei ihm. Und Hans Lauritzen reiſte von einem Dorf zum anderen, um zu berichten, daß der Artikel fünf, die Abſtimmung, demnächſt zur Ausführung gebracht werden ſollte, und Herr von Laurentius war gleichfalls auf Vortragsreiſen und, wie es hieß, in Kopenhagen geweſen, um ſich neue Verhaltungsmaßregeln zu holen. Ja ja, die Welt war nicht mehr ſo, wie ſie ſein ſollte. Und während bei den Herrſchaften nur Gottfried Wilder anſcheinend erleichtert und guter Dinge war, während er ſein Glas hob und Kläre für alles das dankte, was ſie ſeinen Kindern getan hatte, ſaß die Dienerſchaft ſchweigſam zuſammen und tröſtete ſich über die ſonderbaren Zeitläufte mit viel Eſſen und ſehr viel Trinken.

Am ſpäten Abend ſtand Kläre am Fenſter ihres Zimmers und ſah in die Weihnachtslichter, die oben am Himmel angezündet waren. Eine dünne Lage Schnee lag über der Landſchaft und machte ſie beſonders friedlich und ſchweigend.

Auch über Kläre kam der Weihnachtsfrieden. Wie's kommt, ſo iſt es gut. Dies Wort hatte ihr heute ihr Vater geſchrieben; ſie wollte es nicht vergeſſen.

18.

Das neue Jahr brachte nicht viel Gutes. In Rangelrup brach das Scharlachfieber aus, und Onkel Ferdinand, der das Weihnachtsfeſt bei Freunden in Hamburg zugebracht hatte, erkältete ſich dort ſo heftig, daß es Februar wurde, ehe er einmal wieder nach Sandberghof kam, um ſich eine Taſſe Tee von Kläre zu erbitten. Mit einer gewiſſen zärtlichen Vertrautheit und einem luſtigen Augen-

Digitized by Google

zwinkern dazu, das deutlich zeigte, daß er auch nicht mehr in der kleinen Preußin eine fremde junge Dame, sondern ein zukünftiges Familienmitglied sah.

Aber Kläre achtete nicht viel auf seine Art. Im Schnee des Winters, in der Grabesstille des Landlebens war ihr doch der feste Wille gekommen, sich von einer Fessel frei zu machen, die ihr ohne ihr Zutun auferlegt war. Es mußte sich nur die Gelegenheit dazu bieten, und noch war sie nicht gekommen.. In der letzten Zeit schrieb der Minister nur noch selten und dann meistens über seine Gesundheit. Um Weihnachten war er bei Glatteis gefallen und hatte sich eine innere Verletzung zugezogen, die ihm viel zu schaffen machte. Wenn Kläre seine etwas mühsam geschriebenen Zeilen las, dann meinte sie immer, er habe vergessen, was er ihr einmal vorgeschlagen hatte. Die Männer waren bekanntlich ein vergeßliches Geschlecht.

Onkel Ferdinand brachte wieder etwas frischeres Leben nach Sandberghof. Er sprach sein Wohlgefallen darüber aus, daß Gottfried seinen Abschied genommen hatte, und schlug ihm vor, gegen das Frühjahr mit ihm eine Reise nach dem Süden zu machen. Dann würde in seinem Heidehause das junge Ehepaar Helmkron erwartet, und er wollte sich lieber davon machen.

Wilder erklärte, mit dem Plan einverstanden zu sein, und seine Mutter seufzte ein wenig. War doch ihr Sohn schon öfters in diesen Winterwochen verreist gewesen und hatte Glasog, wie einem Oberknecht, die Bewirtschaftung des Hofes überlassen. Er schien seine Freiheit genießen zu wollen, und das stille Leben des Hauses war ihm wohl oft zu still gewesen, obgleich Dodo und Tina wieder hergestellt und manchmal auch ganz lustig waren. Aber die wirkliche, echte Kinderlustigkeit war von ihnen gewichen; Dodo wurde altklug und redete weise Dinge, und Tina plapperte ihr alles nach.

„Also das junge Paar kommt wieder!“ sagte die Etatsrätin nachher zu Kläre. „Das freut mich. Es kommt mir immer so vor, als wären wir in diesem Winter ganz besonders eingefroren gewesen.“

Der März nahte sich schon seinem Ende, als eines Sonntagnachmittags ein eleganter Wagen vorfuhr und Baron Axel und seine junge Frau ihren Antrittsbesuch machten.

Da war Riekchen also wieder da: dasselbe Riekchen mit den weichen Zügen und den klaren Augen. Aber diese Augen hatten einen weltfernen Blick bekommen, und um den Mund lag ein wehmütiger Zug. Axel war unverändert. Er schwatzte und lachte in seiner siegesgewissen Art. Aber er saß nicht mehr Hand in Hand mit Riekchen und behandelte sie ein wenig von oben herab.

Den Rittmeister hatte das Paar in seinem Wagen mitgebracht; denn er war natürlich noch nicht zum Reisen gekommen, und Helmkron neckte ihn mit seiner Fluchtabsicht.

„Wir werden bald wieder entfliehen,“ scherzte er. „Glauben Sie, daß ich es hier lange aushalten werde? Ich will nach Kopenhagen und meine alten Freunde besuchen. Alte Freunde sind doch die besten.“

Mit Gottfried Wilder sprach er von Politik und bedauerte, daß er seinen Abschied genommen habe. Der neue Hardesvogt, der in Hastede wohnte und ein früherer Offizier war, sollte, gerade wie der Landrat, nichts von den hiesigen

Verhältnissen verstehen. Er sprach freier, wie es sonst seine Art gewesen war; aber Herr Wilder antwortete sehr zurückhaltend. Er sagte jetzt niemals mehr etwas über die hiesigen Verhältnisse.

Riekchen und Kläre gingen einen Augenblick auf das Zimmer der letzteren, und die junge Frau trat zum Fenster und sah zum Kirchturm von Rangelrup hinüber.

„Ist es nicht wunderlich, daß ich noch nicht im Pastorat gewesen bin?“ fragte sie. „Aber Axel will es nicht. Es soll Scharlach im Dorf sein, schlimmer als man denkt, und ich darf nur hindurch fahren. Tante Bettina meldete sich bei mir an; er hat gleich abgeschrieben.“

Die beiden Freundinnen begannen gerade, sich allerlei zu erzählen, da kam Dodo und bat, daß sie wieder hinunterkommen möchten. Es war noch mehr Besuch gekommen: Bruhn und Philippa.

„Philippa!“ Riekchen wiederholte den Namen. Dann legte sie ihren Arm in den von Kläre und ging hinunter.

Es war ein sonderbares Zusammentreffen. Den ganzen Winter war Philippa nicht gekommen. Nun machte sie gerade heute mit Bruhn einen Besuch, und als die jungen Damen wieder eintraten, saß sie zwischen Helmkron und Wilder und sprach mit beiden Herren, vor allem mit Gottfried Wilder, dem sie ihr zartgefärbtes Gesicht zuwandte, während Axel sie unausgesetzt ansah, ohne den hochmütig-spöttischen Ausdruck, den er ihr sonst gegenüber zur Schau getragen hatte.

Riekchen sah ernsthaft auf ihren Mann und setzte sich dann neben die Etatsrätin, um in alter zutraulicher Weise mit ihr zu plaudern. Bruhn aber umklammerte Klärens Arm und redete heimlich und eifrig auf sie ein.

„Ach, wir wollten ja schon lange, lange kommen, und Philippa ist wahrhaftig niemals vor Ansteckung bange gewesen. Aber wir hatten so sehr viel zu tun. Philippa arbeitet für Geld: große künstlerische Stickereien, die sie nach Kopenhagen verkauft und recht viel Bezahlung dafür erhält. Aber sie sind mühsam zu arbeiten, und ich muß Handlangerdienste tun.“

„Ich dachte, Herr von Laurentius würde sehr gut von der dänischen Partei bezahlt!“ sagte Kläre.

„Das ist nicht viel: er wohnt ja frei, und außerdem hat er viele Schulden. Jeden Tag kommt ein Brief oder ein Gläubiger in eigener Person. Er hat immer viel mehr Geld verbraucht, als er hatte, und jetzt, wo alle Leute glauben, daß er Einnahmen hat, stürzen sie über ihn her wie die Raben. Haushaltungsgeld gibt's schon lange nicht mehr, und deshalb muß Philippa arbeiten.“

Bruhn flüsterte mit Kläre hinter dem Kaffeetisch, und die letztere mußte unwillkürlich zu Philippa hinübersehen. Sie sprach eifrig mit Gottfried Wilder, und ihrem Gesicht sah man keine Sorge an. Es war nur ruhiger geworden und die Augen blickten weniger düster.

„Nun freue ich mich, daß ich noch lebe,“ fuhr Bruhn fort. „Wir haben nur eine Frau für die schwere Hausarbeit; das andere muß ich besorgen. Und dann suche ich die Seiden aus und versuche ein wenig zu sticken, und dann kommt diese und jene Besorgung. Zum Sterben habe ich noch keine Zeit!“ Und ihre ängstlichen, runden Augen lächelten ein wenig.

Digitized by Google

Helmkrons fuhren zuerſt wieder weg, nachdem Kläre verſprochen hatte, an einem der nächſten Sonntage mit den Kindern nach dem Heidehaus zu fahren. Als ſie gegangen waren, verſchwand Philippa, um dann mit einem feſtverbundenen Korb zurückzukehren, der bis dahin im Flur geſtanden hatte, und den Glasog ſchon mißtrauiſch betrachtet hatte.

„Ich weiß nicht, ob ihr ihn haben wollt!“ ſagte ſie zu Dodo und Tina. „Bei uns iſt er böſe und biſſig; aber vielleicht hat er euch lieber als mich!“

Ob ſie ihn haben wollten! Den grünen Papagei, der mürriſch und ſchweigſam in einem Hühnerkorb ſaß und gleichgültig auf ſeine Umgebung ſtarrte. Zum erſtenmal ſeit ihrer Krankheit ſtieß Dodo einen lauten Jubelſchrei aus, und Tina ſprang hoch in die Luft.

Ach, es war kein Affe, kein Bär, kein Kamel; aber es war doch ein wildes Tier! Eins, das in Aſien oder Amerika geboren war und Schlangen und Affen, Tiger und Löwen geſehen hatte.

Es war rührend, wie die Kinder ſich freuten; ſogar die Etatsrätin lächelte, obgleich ſie nicht für Papageien und beſonders für dieſen nicht ſchwärmte, und Gottfried Wilder ſah Philippa ſo freundlich an, daß Kläre einen leiſen Stich im Herzen empfand. Aber dann ſchämte ſie ſich und war beſonders freundlich gegen das däniſche Mädchen.

Der Papagei gewöhnte ſich bald ein in Sandberghof. Er war noch gelegentlich biſſig; aber Dodo und Tina durften ihn ſehr bald anfaſſen und füttern. Das war für die kleinen Mädchen die Hauptſache, und die anderen bekümmerten ſich nicht viel um ihn.

Es war verabredet worden, daß Kläre am nächſten Sonntag nach dem Heidehaus fahren ſollte; die Etatsrätin erkältete ſich jedoch, und aus Kopenhagen kam die Nachricht, daß Herr von Mürwik bettlägerig ſei. Er berichtete es zwar ſelbſt und erwähnte in einem Briefchen an Kläre kein Wort von ſeiner Krankheit; aber ſeine Schweſter wurde doch ſehr beſorgt.

„Wenn ſchlimmere Nachrichten kommen, Kläre, dann fahren wir beide nach Kopenhagen,“ ſagte ſie.

Kläre öffnete den Mund zu einem Widerſpruch, aber die alte Dame ſprach ſchon von anderen Dingen. Sie ſelbſt war Kläre gegenüber, wenn die Rede auf den Miniſter kam, etwas verlegen. Es kamen auch wieder beſſere Nachrichten, und am dritten Sonntag fuhr Glasog mit Kläre und ihren Zöglingen nach dem Heidehaus.

„Iſt es nicht ſchön hier?“ fragte Riekchen. Da führte ſie ihren Gaſt um das Haus herum und mitten in die Heidehügel. Sie waren noch düſter und kahl, aber Ginſter und Wacholder grünten oder zeigten gelbe Spitzen, und über dem fernen Walde lag der Hauch des Frühlings.

„Es iſt einſam!“ ſagte Kläre.

„Einſam?“ Riekchen lächelte. „Es war einſamer in Paris!“ erwiderte ſie. „Hier läuten die Kirchenglocken von Rangelrup, die Lerchen ſingen, und der Wind weht, wie einſtmals.“

Ihre Augen nahmen einen träumeriſchen Blick an, aber ſie ſprach von alltäglichen Dingen. Ihr Mann war auf einige Wochen verreiſt; damit ſie aber

Digitized by Google

doch nicht allein sein sollte, hatte er ihr eine Art Gesellschafterin, zugleich Pflegerin, verschrieben. Pflegerin für künftige Zeiten: wenn der kleine Helmkron erscheinen sollte. Aber es dauerte noch ein Weilchen.

„Diese Pflegerin macht einen wunderlichen Eindruck," berichtete Riekchen. „Sie trägt eine große, weiße Mütze und blaue Brillen. Vor Fremden läßt sie sich gar nicht sehen. Aber sie hat aus Kiel ein sehr gutes Zeugnis, und vielleicht wird sie mir allmählich angenehmer werden."

„Darf Deine Tante Dich noch immer nicht besuchen?" fragte Kläre.

„Doch —" Riekchen setzte sich auf einen großen, von der Sonne beschienenen Stein und pflückte ein Stückchen Moos von ihm.

„Tante Bettina ist einmal hier gewesen. Aber nebenan vom Pastorat, im Schullehrerhaus, ist noch immer Scharlach, und Axel ist meinethalben ängstlich. Auch mag er Tante Bettina nicht leiden und spottet über sie. Deshalb freue ich mich, wenn sie wegbleibt."

„Er war immer so aufmerksam gegen sie."

„Er war falsch," entgegnete Riekchen gelassen. „Er ist überhaupt unaufrichtig und rachsüchtig. Mich hat er nur geheiratet, um sich an Philippa Laurentius zu rächen; in Paris hat er's mir hundertmal gesagt. Sie hatte ihn aufgegeben. Nun wollte er ihr zeigen, wie er sich rächen konnte."

Es wurde still zwischen den beiden. Oben im Himmel sang die Lerche ihr Lied, und von irgendwo her blökte ein Schäflein.

„Und Du?" Kläre mußte es fragen, und Riekchen wickelte sich in ihren weichen Mantel.

„Was liegt an mir?" Ihre Stimme klang leise. „Ich bin nur ein armes, kleines Menschenkind: schnell verweht und leicht vergessen. Vielleicht, wenn der kleine Helmkron kommt —" sie hielt inne und horchte auf einen Vogelschrei vom Moor her.

„Ich hätte ihn ja nicht heiraten sollen," setzte sie nach einer Weile hinzu. „Aber Tante Bettina konnte sich nicht denken, daß ich ein solches Glück abzulehnen vermochte, und David Rissom liebte nur Dich. Ich merkte es sehr bald; mir gegenüber konnte er sich nicht verstellen. Es war hart, aber die Liebe kommt ja immer unversehens." —

Kläre wollte etwas erwidern, aber Riekchen faßte ihre Hand.

„Wir wollen nicht darüber sprechen. Nun ist er ja weg, und ich höre, daß er irgendwo auf einem einsamen Dorfe bei einem steinalten Pastoren ist. Ich denke auch nur an ihn, als wohnte er auf einem fernen Stern, und ich habe keine Wünsche mehr. Nur den, daß ihr zwei euch doch noch finden möchtet. Das Leben ist doch anders, wenn die Liebe darin mitredet."

Tina und Dodo kamen vom Hause her gelaufen. Sie hatten ihren Onkel besuchen wollen, ihn aber nicht zu Haus getroffen.

„Was für eine komische Madame hast Du bei Dir im Hause!" rief Dodo. „Wenn wir uns umdrehen, dann steht sie hinter uns und sieht hinter uns her. Wenn wir aber mit ihr sprechen wollen, dann ist sie verschwunden."

Digitized by Google

„Madame Peterſen mag keine fremden Menſchen leiden!“ erklärte Riekchen lächelnd. „Über ſie müßt ihr euch nicht wundern —“

Sie ſprach dann noch in alter Freundlichkeit mit den Kindern, erzählte ihnen von ihrer Reiſe und ſchenkte jeder ein hübſches Bild. Nach einer behaglichen Schokoladekollation fuhren die drei Sandberghöfer zufrieden heim, und auch Glasog meinte nachher, daß die junge Frau Baronin noch gerade ſo nett wäre wie Fräulein Riekchen.

Aber Kläre kämpfte doch mit einem unbehaglichen Empfinden, deſſen ſie nur mühſam Herr wurde. Es war ihr ſo ſchwer geworden, Riekchen allein auf der Heide zu laſſen, als einzige Geſellſchaft die zwei Dienſtleute und die Pflegerin, die ſich ungern zeigte. Am liebſten wäre ſie bei ihr geblieben; davon aber konnte natürlich keine Rede ſein, und Riekchen erwartete auch, daß ihr Onkel oder die Tante in den nächſten Tagen einmal kommen würden. Und es war natürlich auch verkehrt, ſeinen Gefühlen nachzugeben; aber als Kläre ſchon auf dem Wagen ſaß, mußte ſie noch einmal hinunterſpringen und Riekchens zarte Geſtalt, die in der Haustür ſtand, noch einmal feſt in die Arme ſchließen.

„Ich liebe Dich ſehr!“ flüſterte ſie haſtig und ſelbſt erſtaunt über dieſen Gefühlsausbruch. Riekchen ſah ſie aus ſchwermütigen Augen lächelnd an.

„Auf baldiges Wiederſehen!“ ſagte ſie in ihrer einfachen holdſeligen Art.

Ja, Kläre wollte, ſobald ſie konnte, wieder ins Heidehaus und Riekchen zeigen, daß ſie ſie wirklich liebte. Ach Gott, es war ja nicht viel, was ſie ihr geben konnte; aber ihr Gefühl kam aus warmem Herzen, und wenn dann erſt der kleine Helmkron da war, dann würde auch Riekchen wieder fröhlich werden und nicht glauben, daß man ſie leicht vergeſſen und wenig lieben konnte.

Es war dunkel geworden. Am Himmel entlang glitten graue Wolken, und hinter ihnen ſtieg eine ſchmale Mondſichel auf. Die Pferde trabten, die Kinder ſchliefen, Glasog ſummte ein Liedchen. Denn, obgleich er unzufrieden mit der Welt im allgemeinen war, ſo war er zufrieden mit ſeiner Bothilde.

Ein leichter Einſpänner mit hellbrennenden Laternen fuhr eilig an dem Wagen vorüber, und Glasog wandte ſich um nach Kläre.

„Das war der Herr Landrat. Kommt woll mal wieder von Kragsminde.“

„Aber dies iſt doch nicht der richtige Weg nach Kragsminde,“ wandte Kläre ein.

„Oh, er nimmt mannichmal einen andern, damit daß die Leute nich ſchnacken ſollen. Er mag das Fräulein ja woll ſo furchtbar gern leiden. Wenigſtens hör ich das ſo. Nu, ſie is ja auch nüdlich.“

Er ſchnalzte mit der Zunge, und die Pferde liefen ſchneller, während Kläre an Kurt Berkow denken mußte. Er kam nicht mehr nach Sandberghof, und ſein Kreis war ja auch ſo groß, daß er nicht überall hinfahren konnte. So ein Landrat hatte bekanntlich viel zu tun, und wenn dann noch die Liebe dazu kam, dann war es nicht zu verwundern, wenn er andere Menſchen vernachläſſigte. Beſonders die in der hieſigen Gegend, die doch alle mit ihm unzufrieden waren. Durch ſeine Vorliebe für die Laurentius hatte er den Däuen Tür und Tor geöffnet. Sie wurden täglich übermütiger, und Streit und Zank mit den Deutſchgeſinnten bildeten

die Tagesordnung. Kein Wunder, daß Herr Gottfried Wilder nur spöttisch lachte, wenn von dem Landrat die Rede war. Ob Philippa ihn wirklich heiraten würde, wenn er sie fragte? Und würde er sie fragen?

Kläre war so in ihre Gedanken vertieft, daß sie nicht bemerkte, wie der Wagen auf das Pflaster von Sandberghof fuhr und dann vor der Tür hielt. Halb verschlafen stieg sie aus und half auch Dodo und Tina vom Wagen. Aber im Hausflur trat ihr die Etatsrätin entgegen. Zur Reise gekleidet, in Umschlagetuch und Kapottehut, mit einem feierlichen Ausdruck, der Kläre das Herz klopfen machte.

Die alte Dame nahm sie an die Hand und führte sie ins Wohnzimmer.

„Liebe Kläre," ihre Stimme zitterte ein wenig, „mein Bruder Louis ist schwer krank. Heute habe ich das Telegramm erhalten, und heute abend werde ich mit dem Nachtschnellzug nach Kopenhagen fahren. Sie werden mich begleiten, nicht wahr?"

„Ich?" Kläre trat zurück. „Frau Etatsrätin, ich — ich würde Ihren Bruder niemals —"

Eine Hand legte sich ihr auf den Arm, und Gottfried Wilder stand neben ihr

„Sie werden meiner Mutter diese Bitte hoffentlich nicht abschlagen, Fräulein von Hagenthal. Es ist eine so schwere Reise."

„Weshalb gehen Sie denn nicht?" fragte sie fast zornig.

„Ich möchte nicht gern nach Kopenhagen; außerdem halten mich verschiedene Geschäfte hier zurück. Die Kinder können auch nicht ganz allein bleiben."

„Hoffentlich kommen Bruhn und Philippa hierher!" setzte die Etatsrätin hastig hinzu. „Ich habe ihnen schon einen Boten geschickt; Bruhn ist zuverlässig und Philippa wird sich der Kinder annehmen. Sie aber, Kläre, kommen mit mir ans Sterbebett meines Bruders, der auch Ihnen nahe steht!"

Sie brach in Tränen aus, und Bothilde, die inzwischen eingetreten war, setzte sie in ihren Lehnstuhl und redete ihr zu. Kläre aber wandte sich an Gottfried Wilder.

„Ich hätte ihn niemals heiraten können, niemals, niemals! Mein Herz gehört einem andern; ich habe es schon lange sagen wollen, man hat mich nur nicht reden lassen!"

Wilder schob sie sachte in das neben dem Wohnzimmer liegende Gemach.

„Regen Sie sich doch nicht so auf, liebes Fräulein. Von Ihnen wird ganz gewiß nicht mehr verlangt werden, daß Sie meinen armen, alten Onkel heiraten sollen. Aber vielleicht könnten Sie doch meine Mutter begleiten, und falls Sie den Kranken noch am Leben finden sollten, ihm durch Ihr Erscheinen eine letzte Freude bereiten. Ist das so sehr viel verlangt?"

Sein Ton war ernst geworden, und Kläre machte eine ungeduldige Bewegung.

„Die ganze Sache ist mir gewissermaßen aufgezwungen worden. Der alte Herr war sehr liebenswürdig; aber er hat niemals eine zustimmende Antwort von mir erhalten. Und nun —"

„Nun sollen Sie nichts weiter tun, als meine Mutter begleiten."

Herr Wilder sprach etwas ungeduldiger; dann, als Kläre schwieg, sah er nach seiner Uhr.

„Sie haben noch eine halbe Stunde Zeit zum Packen. Sollten Sie sich entschließen mitzureisen, müßten Sie wohl Ihre Vorbereitungen treffen. Sonst muß Bothilde ihren Reisesack in Ordnung bringen. Übrigens glaube ich wirklich nicht, daß Herr Rissom etwas dagegen haben würde, daß Sie an das Sterbebett meines Onkels gehen. Falls Sie es wünschen, werde ich ihm den Sachverhalt mitteilen!"

Einen Augenblick stand Kläre regungslos. Dann ging sie aus der Tür ohne zu antworten.

Nach drei Stunden saß sie in dem Nachtschnellzuge, der in Hastede nur eine Minute hielt und dann weiter gen Norden brauste. Neben ihr saß aufrecht, in Decken und Kissen gehüllt, die Etatsrätin,

„Er muß leben, bis wir kommen, Kläre!" sagte sie wohl zum hundertsten Male.

Und Louis Mürwik lebte noch, als die zwei Frauen an seinem Lager standen, lächelte ein wenig, und in seine großen Augen trat der alte, gütige Ausdruck. Aber er konnte nicht mehr viel sprechen; nur einmal nannte er Klärens Namen, zog ihre Hand an seine Lippen und wandte den Kopf zu seiner Schwester, damit sie nicht von ihm gehen sollte.

Acht stille, ernsthafte Tage. Mitten im Getriebe der Hauptstadt, im Erwachen der Natur, in Sonnenschein und Frühlingsglanz. Dann war alles vorüber; und das, was von Louis Mürwik irdisch war, lag auf dem Paradebett in bunter Uniform, mit Orden und Ehrenzeichen. Bis auch dies vergangen war, und nur ein Erdenhügel übrig blieb. Ein Hügel auf hochgelegenem Kirchhof mit himmlischem Blick auf die See und die leise dahingleitenden Schiffe.

Nach weiteren acht Tagen fuhren die Etatsrätin und Kläre wieder heim. Die letztere kaum minder aufgeregt als wie auf der Hinfahrt, die alte Frau gefaßt und ergeben.

„Nun kommt die Reihe wohl bald an mich, liebe Kläre, und das Sterben soll mir nicht schwer werden. Ich habe die meisten Freunde drüben. Und wenn ich nur wüßte, daß mein Gottfried nicht so ganz allein bliebe — er ist eigentlich zu jung, um ganz allein zu bleiben — ja, dann ginge ich noch lieber davon. Aber ich bin dankbar für alles Gute, und daß mein lieber Bruder Ihrer in seinem Testament gedacht hat, ist mir eine große Freude, und zugleich ein Trost. Er mußte es ja tun; aber manchmal wird das Nächstliegende vergessen. Doch hoffte ich schon, daß er sich dankbar beweisen würde."

Dankbar wofür? Als Kläre am Tage der Abreise von Kopenhagen erfahren hatte, daß ihr vom Minister fünfzigtausend Kronen vermacht worden waren, war ihre erste Empfindung die der heftigsten Abwehr gewesen. Aber die anderen Verwandten hatten alle dieses Legat selbstverständlich gefunden. Der General und seine Frau, die von Jütland herbeigeeilt waren, die Etatsrätin und noch andere dänische Vettern und Basen. Ja, der General hatte sogar die Ansicht ausgesprochen, da sein Bruder ein recht beträchtliches Vermögen hinterlassen hätte, müßte Fräulein von Hagenthal eigentlich mehr haben.

Es nützte nichts, daß Kläre zu widersprechen suchte. Die Dänen, die zum Teil nur gebrochen Deutsch sprachen, verstanden sie nicht, und der Etatsrätin konnte

ſie ihren Gedankengang überhaupt nicht klar machen. Louis hatte ſie doch heiraten wollen, wenn Gott ihm das Leben gelaſſen hätte; ſie war an ſeinem Sterbebett geweſen, nun mußte ſie auch ein Andenken von ihm annehmen.

„Ich, liebe Kläre, werde Sie überhaupt immer als ein Mitglied der Familie anſehen!“ ſetzte ſie unter Tränen hinzu, und Kläre konnte nicht viel antworten.

Jetzt auf der Heimfahrt war es dann wohl natürlich, daß dieſes Legat in ihr allerhand Vorſtellungen erregte, die ſich nicht abweiſen ließen. Sie dachte an ihre Eltern, ihre Geſchwiſter. Mit den Zinſen dieſes Kapitals konnte manche Erleichterung geſchafft werden, und ſie brauchte vielleicht nicht immer ‚in Stellung‘ zu ſein, wie Bruhn ſagen würde.

In Stellung! Bei dieſem Wort mußte ſie doch lächeln, und dann ſah ſie plötzlich ein ſtilles kleines Paſtorat mit Strohdach vor ſich, und in der Haustür einen hochgewachſenen Mann mit einem häßlichen, klugen Geſicht.

Aber das waren Phantaſien; denn er ließ nichts von ſich hören und zürnte ihr, daß ſie ihm niemals gedankt hatte, für den Arm, den er ſchützend über ſie gehalten, und den ein Stock ihm zerſchmettert hatte.

Ach, ſie war dumm geweſen — dumm und töricht! Und das Grübeln nützte nichts. Eben fuhr der Zug im Morgengrauen in die Station Haſtede ein; Glasog öffnete ſchon die Coupétür, und dann ſaß ſie mit der Etatsrätin in der Halbchaiſe, und es ging im gemächlichen Trott nach Haus.

„Es iſt doch alles wohl?“ fragte Frau Wilder, während ſie ſich noch eine Extradecke überlegen ließ.

„Zu Haus alles wohl,“ erwiderte er. „Auch die Damens von Kragsminde.“

Die Etatsrätin ſeufzte erleichtert.

„Ich freue mich, freue mich ſehr. Ach, das Heimkommen iſt doch gut — ſehr gut!“

Sie ſprach die Worte mehrmals vor ſich hin und ſchlief dann ein wenig ein, während Kläre in den Morgennebel blickte, der vor der Sonne verging. Sie hatte gar nicht mehr an Philippa und Bruhn gedacht; nun waren ſie auf Sandberghof und würden von der Etatsrätin erfahren, in welches Verhältnis man ſie zu dem Miniſter geſtellt hatte. Bruhn würde Ehrfurcht empfinden, und Philippa vielleicht lächeln. Und dann würde ſich das Gerücht ihrer kleinen Geſchichte bemächtigen und ſie würde anderswo berichtet werden, entſtellt und vergrößert.

Kläre ſah nicht mehr die lachende Frühlingslandſchaft; ſie quälte ſich mit tauſend Sorgen — auch dann noch, als der Wagen eben vor Sandberghof hielt und Dodo und Tina hineinkletterten, um die Ankommenden zu begrüßen, und zu berichten, wie artig ſie geweſen waren.

Vor der Haustür wartete Gottfried Wilder; neben ihm ſtand Philippa, in einem einfachen, hellen Kleide, und friſch wie der Morgen ſelbſt. Auch Bruhn kam herbei und hängte ſich nach wenigen Minuten an Klärens Arm.

„Gut, daß Sie wieder da ſind!“ flüſterte ſie. „Die Kinder ſind doch etwas ſchwer zu regieren, und ich mag niemals etwas ſagen. Aber Philippa kann gut mit ihnen fertig werden, und auch mit Herrn Wilder. Und manchmal denk ich —

aber ich denke dumm; denn nun kann alles ganz, ganz anders kommen, obgleich ich es nicht glaube. Denn Philippa iſt gleichfalls anders geworden."

„Sie ſprechen in Rätſeln," ſagte Kläre, ſich ungeduldig losmachend. „Ich möchte in mein Zimmer und mich etwas in Ordnung machen. Iſt hier etwas Beſonderes geſchehen?" ſetzte ſie milder hinzu, denn die kleine Bruhn ſah ſie mit ſo traurigen Augen an.

„Hier nicht," erwiderte ſie langſam. „Hier nicht!" wiederholte ſie. „Aber im Heidehaus iſt die kleine Baronin am Scharlachfieber geſtorben, und übermorgen iſt die Beerdigung."

19.

‚Vergeſſen, verweht vom Winde!'

An dieſe Worte mußte Kläre denken, als ſie in der Rangelruper Kirche ſaß und auf Riekchens mit Frühlingsblumen bedeckten Sarg blickte, in dem die junge Frau ſchlief mit ihrem zu früh geborenen Söhnchen im Arm.

Vor einem Jahre waren Riekchen und ſie in dieſes Land gemeinſam eingezogen; nun zog die kleine Freundin auf immer davon, und nach einigen Jahren war ihr Andenken vergeſſen und verweht. Ging es wirklich ſo ſchnell vorüber, auch mit dem lieblichſten Menſchenleben, was ſorgte und quälte man ſich dann eigentlich mit großen und kleinen Schmerzen?

„Denn alles Fleiſch iſt wie Gras, und alle Herrlichkeit des Menſchen wie des Graſes Blume. Das Gras iſt verdorret und die Blume abgefallen; aber des Herrn Wort bleibet in Ewigkeit."

Alſo klang David Riſſoms Stimme durch die Kirche.

Es war Riekchens letzter Wunſch geweſen, daß Riſſom ihr den letzten Gruß nachrufen ſollte. Nun ſtand er zu Häupten ihres Sarges und ſprach zu den Leidtragenden, zu Paſtor Kleinert, deſſen ſonſt ſo mildes Geſicht einen verſtörten Ausdruck trug, zu der Paſtorin, die herzbrechend weinte, zu Axel Helmkron, der den Blick kein einziges Mal vom Erdboden erhob. Er hatte ſeine Frau nicht mehr lebend getroffen; ein Telegramm, das ihn ſuchte, erreichte ihn nicht. Erſt am geſtrigen Tage war er gekommen.

Die Kirche war nicht voll; noch immer forderte der Scharlach in Rangelrup ſeine Opfer; viele Menſchen waren ängſtlich, zu der Beerdigung zu kommen. Kläre ſaß ganz hinten. Heute waren die Etatsrätin und ihre Enkelinnen nicht mitgekommen; die alte Frau Wilder hatte genug von Trauerfeierlichkeiten, wie ſie ſagte, und die Kinder durften nicht. Kläre ſaß auch lieber allein und dachte an Riekchen und ihre Lieblichkeit und an alles, was ſie ihr teuer gemacht hatte. Sie merkte nicht, daß ſich Kurt Berkow neben ſie geſetzt hatte; erſt als der Trauerzug aus der Kirche ging in einen leiſe fallenden Regen hinein, da hielt er den Schirm über ſie, und ſie reichte ihm die Hand.

Er ſah blaß aus und ein wenig verdroſſen; langſam ging er neben ihr her bis zum offenen Grabe, an dem Paſtor Kleinert ein Gebet ſprach. Seine Stimme klang müde, und als er geendet hatte, ſtützte er ſich ſchwer auf David Riſſom, der neben ihm ſtand.

Dann war auch das wieder vorüber, und halb im Traum hörte Kläre, wie die Glocken läuteten, wie die Menschen sich lebhaft sprechend zerstreuten. Es war vorüber — verweht, vergessen.

„Ich habe Dich lange nicht gesehen," sagte sie halb gedankenlos zu ihrem Vetter.

Der Regen hatte nachgelassen. Berkow schloß den Schirm und verließ dann mit ihr den Kirchhof.

„Ist Philippa Laurentius eigentlich schon lange bei euch?" fragte er.

Ehe Kläre antworten konnte, kam Gottfried Wilder hinter beiden her. Auch er war zur Beerdigung gewesen, und sein Gesicht war sehr ernst. Aber Kurt begrüßte er artig.

„Wollen Sie nicht bei uns einkehren, Herr von Berkow? Bei Gustav Ebsen ist heute mal wieder Kegelfest; da wird's unruhig hergehen: bei uns ist es stiller."

Berkow nahm die Einladung an und setzte hinzu, er hätte schon lange auf Sandberghof einen Besuch machen wollen, aber zu viel Abhaltung gehabt. Wilder wollte zu Ebsen gehen, um Berkows Wagen nachkommen zu lassen; aber Kurt bat dringend, davon Abstand zu nehmen. Er habe nachher doch noch in Rangelrup zu tun und würde mit Vergnügen den kleinen Weg zu Fuß gehen.

Beide Herren überboten sich in Höflichkeit; es kam Kläre vor, als wollte jeder dem anderen zeigen, daß er persönlich nichts gegen ihn hätte. Es war nur die politische Meinungsverschiedenheit, die beide auseinander geführt hatte.

Auch die Etatsrätin begrüßte den Landrat mit vornehmer Gelassenheit, erzählte gleich von ihrer eigenen Trauer und bemerkte nicht, wie er sich unruhig umsah, sobald jemand ins Zimmer kam, bis dann endlich Philippa eintrat und er sie mit einem Aufatmen begrüßte.

„Ich habe Sie so lange nicht gesehen, Fräulein von Laurentius. Die letzten Male, als ich Ihren Vater besuchte, hatte ich nicht das Glück, Sie zu treffen."

„Mein Vater ist auch nicht mehr auf Kragsminde," sagte Philippa in ihrer lässigen Art. „Er wäre gern geblieben; sein Steckenpferd ist ja die Propaganda für die dänische Sache. Aber es ging nicht mehr!"

Berkow wurde unruhig.

„Ich habe nicht den Eindruck gehabt, als arbeitete Ihr Vater in der dänischen Propaganda — ich meinte doch —"

„Haben Sie das nicht gemerkt?" Philippa lächelte. „Nach meiner Ansicht handelte er sehr offenkundig; er hat auch viel erreicht. Deshalb werden sie ihm hoffentlich auch in Kopenhagen weiter helfen."

Kurt Berkow sah sie verständnislos an; aber er konnte nicht fragen, da zu Tisch gegangen wurde, wo er zwischen Herrn Wilder und seiner Mutter sitzen und sich mit ihnen unterhalten mußte. Er nahm sich zusammen und sprach von allen erdenklichen Dingen. Dabei trank er von dem schweren Rotwein, der ihm vorgesetzt wurde, ein Glas nach dem anderen, und Bothilde mußte zweimal in den Keller laufen, weil die Flaschen so schnell leer wurden.

Nach dem Essen wandte sich Philippa zu Kläre.

„Wiſſen Sie, daß wir nach Ihrer Rückkehr kaum miteinander geſprochen haben?"

Das war richtig. Riekchens Tod hatte Kläre innerlich ſo zerſchlagen, daß ſie noch keinen klaren Gedanken gehabt und ſich wenig um ihre Umgebung gekümmert hatte. Aber ſie ließ ſich gern von Philippa in den Garten führen. Der Regen war vorübergezogen, und die Amſeln ſangen leiſe. Die Welt war einmal wieder jung und grün geworden; von Weſten her kam lauer Wind, und wer gute Augen hatte, der konnte nach Oſten hin die See flimmern ſehen.

Schweigend ſaßen die zwei jungen Mädchen auf Klärens Lieblingsplatz. Kläre wußte nicht, was ſie mit Philippa ſprechen ſollte, und auch dieſe ſchien keinen Anfang finden zu können.

Da ſtand Kurt Berkow plötzlich vor ihnen.

„Der Hardesvogt will noch rauchen," ſagte er mit etwas ſchwerer Zunge, „aber ich —" er vollendete ſeinen Satz dadurch, daß er die Zigarre von ſich warf. Dann ſetzte er ſich Philippa gegenüber und öffnete den Mund zu einem neuen Satz, als ſie ihm zuvorkam.

„Herr Wilder iſt kein Hardesvogt mehr, Herr von Berkow. Dafür haben Sie und mein Vater geſorgt!"

„Ich?" Berkow war erſtaunt. „Und Ihr Vater? Sie ſprechen nicht gut von Ihrem Herrn Vater."

„Er iſt ein Däne und hat däniſche Gedanken," entgegnete ſie ruhig. „Sonſt ſpreche ich nicht ſchlecht von ihm. Aber ich habe mich allerdings manchmal gewundert, daß Sie, der preußiſche Beamte, ſich ſo von einem Dänen beeinfluſſen ließen. Je länger ich in dieſem Lande bin, deſto mehr ſehe ich ein, daß es durch und durch deutſch iſt. Sie aber begünſtigen eine ungeſunde däniſche Agitation."

„Das iſt eine Verleumdung!" rief er; dann lächelte er wieder. „Mein gnädiges Fräulein, Sie und ich wollen doch nicht von der leidigen Politik ſprechen. Sie verdirbt den Charakter."

„Andere Dinge verderben gleichfalls den Charakter: zum Beiſpiel Schulden. Mein Vater hat deren ſo viele, daß er gezwungen wurde, Kragsminde zu verlaſſen und ſich nach Dänemark zu flüchten. Ich kenne ihn nicht anders, als immer mit Schulden kämpfend. Und er hat den Kampf immer verkehrt angefangen: niemals bei ſich ſelbſt, ſondern immer bei anderen Hilfe ſuchend. Einmal aber reißt auch dieſer Strick; ſelbſt dann, wenn er an einen Haken geknüpft iſt, den man die Wiedergewinnung von Südjütland nennt. Politik darf man überhaupt nicht treiben, wenn man damit Geld verdienen will."

Philippa hatte ernſthaft, halb für ſich geſprochen, und Kurt ſah ſie unſicher an.

„Solche Sachen ſind allerdings unangenehm," begann er, „aber ſchließlich kann vielleicht noch alles gut werden. Jedenfalls hoffe ich —"

„Daß für mich geſorgt iſt? Ich habe Anwartſchaft auf einen Platz im Damenkloſter, Herr von Berkow. Vielleicht aber muß ich noch zwanzig Jahre warten, und bis zu der Zeit kann man einigemal verhungern."

„Aber —" Kurt rückte unruhig auf ſeinem Platz.

„Sie meinen, ich könnte mich inzwiſchen verheiraten? Vielleicht mit Herrn von Helmkron, der jetzt wieder Witwer iſt und den ich einmal über alle Maßen liebte? Er denkt es möglicherweiſe ſelbſt; denn er hat mir den Tod ſeiner Frau in einem eigenhändigen Briefe angezeigt und eine Wendung dazu gemacht, als ſehnte er ſich bei mir nach Troſt. Ich werde ihn aber nicht tröſten, Herr von Berkow. Ich bin müde und möchte Ruhe finden — Ruhe in Arbeit und Schaffensfreude. Denn nur das iſt die wahre Ruhe, die für ſich und für andere ſchafft."

Philippas Stimme klang noch immer ruhig, und Kurt Berkow ſah eine Weile in ihr ſchönes, ernſthaftes Geſicht. Dann erhob er ſich.

„Erlauben Sie, daß ich mich von Ihnen verabſchiede, Fräulein von Laurentius."

Flüchtig berührte er ihre Hand; dann ging er hochaufgerichtet durch den Garten. Kläre ging mit ihm. Sie hatte die Empfindung, daß ſie bei ihm bleiben müßte.

Sie erklärte auch, daß ſie ihn nach Rangelrup begleiten wollte, und während er ins Haus ging, um ſich von Wilder zu verabſchieden, wartete ſie draußen. Ob es nötig geweſen war, dem armen Kurt dieſe bittere Medizin einzugeben? Sie dachte noch darüber nach, als ſie jemand am Arm berührte. Sönke Sönkſen ſtand vor ihr und redete ſie haſtig an.

„Ich will's dem Hardesvogt ſagen, für hundert Taler! Ja, dann ſag ich's! Aber hundert Taler!"

Ein widerlicher Fuſelgeruch ging von ihm aus, und Kläre wich zurück.

„Was wollen Sie?" rief ſie erſchreckt. „Machen Sie, daß Sie wegkommen!"

Er aber hörte nicht auf ſie.

„Für hundert Taler ſag ich's. Ganz genau hab ich's ja nie gewußt; Karen Nielsdatter betrog mich immer; nun aber weiß ich's, und der Hardesvogt braucht nicht mehr böſe auf mich zu ſein!"

„Was iſt los?" rief Bothilde, die plötzlich auch vorm Hauſe erſchien; aber Sönke ſchnitt eine Fratze und ſtieß einen Fluch aus.

„Dir ſag ich nichts, gar nichts. Du haſt mich betrogen. Verflucht ſollſt Du ſein und Dein glasäugiger Mann!"

Bothilde ſchrie laut auf, und als in dieſem Augenblick beide Herren auf der Haustürſchwelle erſchienen, zeigte ſie auf Sönke mit allen Gebärden des Schreckens. Und da der Alte auf Gottfried Wilder zulief, aber über einen Stein ſtolperte und um ſich zu halten, mit beiden Armen Kurt Berkow umklammerte, ſo war es natürlich, daß dieſer ihn derb von ſich abſchüttelte, und daß Sönke zur Erde fiel, worauf denn Bothilde gellend nach Glasog rief, der mit einem anderen Knecht den Betrunkenen unſanft vom Hofe ſchaffte.

Wilder entſchuldigte ſich bei Kurt wegen dieſes Auftritts; aber dieſer lachte.

„Es ſchadet nichts, Herr Wilder. Mit ſolchen Herrſchaften muß man hier im Lande öfters umgehen!"

Das war eigentlich kein freundlicher Abſchied, mußte Kläre denken, während ſie mit ihrem Vetter den Weg nach Rangelrup ging; aber ſie wußte, daß er

Digitized by Google

heute nicht so war, wie sonst. Es gab Verschiedenes, das ihn verstört hatte. Er begann auch gleich mit ihr von dem zu sprechen, das seine Gedanken erfüllte.

„Was wollte Philippa von Laurentius mit ihren Bekenntnissen? Glaubt sie, daß ich —" Er vollendete nicht, sondern blieb stehen und sah sich gedankenlos um.

„Ich habe sie ja sehr gern gehabt," setzte er nach einer Pause hinzu, „sehr gern, und vielleicht bin ich zu liebenswürdig gegen die Dänen gewesen, aber —"

Hastig ging er weiter und vollendete auch diesen Satz nicht. Wahrscheinlich war er doch ins Herz getroffen worden und wollte es nur nicht sagen.

„Ihr Vater ist ein Bankrotteur, und sie selbst hat diesen infamen Dänen geliebt. Und ich habe von allem nichts gewußt und immer getan, was Herr von Laurentius mir einblies."

Nun brach es doch aus ihm heraus, und Kläre wußte nicht, was sie sagen sollte.

„Du solltest Dich von hier versetzen lassen, Kurt!"

Er lachte höhnisch.

„Das hat mir Rissom schon einmal geraten. Aber warum und weshalb? Sollte ich nicht mit diesen Leuten hier fertig werden?"

Vom Dorfe her kam ein Trupp Arbeiter. Sie sprachen hastig durcheinander; einer trug einen großen lebendigen Hahn im Arm, mit dem er umherhantierte, während die anderen ihm Ratschläge zu geben schienen, was er mit dem Tier machen sollte. Alles in dänischer Sprache.

Kurt blieb vor den Leuten stehen.

„Was tut ihr hier?" fragte er scharf. „Und was soll der Hahn?"

Die Leute sahen ihn erstaunt an. Als er seine Frage wiederholte, sagte einer von ihnen halblaut und auf Dänisch: „Es ist der preußische Landrat!"

Kurt wandte sich ihm zu.

„Ja, ich bin der preußische Landrat, und ich will, daß ihr mir auf Deutsch antwortet. Was tut ihr hier?"

„Laß uns doch weiter gehen," sagte Kläre leise; aber Kurt achtete nicht auf sie. Er war innerlich zornig, und der schwere Rotwein wirkte noch nach in ihm. Mit herrischem Gesichtsausdruck stand er vor den Dänen, und einer von ihnen bequemte sich zur deutschen Sprache.

Heute abend sollte wieder Preiskegeln in Rangelrup sein, und da Jens Jensen kürzlich einen Hahn auf freiem Felde gefunden hatte, habe er gedacht, ihn auch verkegeln zu lassen; aber Gustav Ebsen hatte es nicht erlaubt. Er war ungefällig und wollte anderen keinen Verdienst gönnen.

Während der Mann sprach, lachte er ein wenig, und der junge Mensch, den er Jens Jensen nannte und der noch immer den Hahn in den Armen trug, verzog gleichfalls das Gesicht zu einem Grinsen. Er hatte rohe Züge und boshaft glitzernde Augen, die unausgesetzt hin- und herschossen.

Durch die Erzählung des anderen war Kurt ruhiger geworden. Er schüttelte jetzt nur den Kopf.

„Mit dem Preiskegeln hat's auch bald ein Ende. Dabei gibt es nur Streit und Prügeleien. Nächstens wird alles verboten."

Digitized by Google

Er hatte noch nicht zu Ende gesprochen, da fuhr laut schreiend der Hahn gegen sein Gesicht, krallte sich einen Augenblick an seine Schulter und war dann in der Hecke verschwunden. Alle Dänen lachten, Jens Jensen aber schrie vor Entzücken. Was dann geschah, geschah sehr rasch. Kurt packte ihn an die Kehle, schüttelte ihn, bis er blaurot im Gesicht wurde, gab ihm zwei derbe Ohrfeigen und schleuderte ihn in die Hecke, seinem Vogel nach.

Stillschweigend sahen die anderen dieser Bestrafung zu. Ihnen war das Lachen vergangen, und als Kurt mit seiner Cousine weiterschritt, machten sie ihm hastig Platz. Nur der Geohrfeigte schrie einige unflätige Worte hinter ihm her.

Kläre hatte Herzklopfen bekommen, sie sagte aber nichts; denn sie hatte wohl gesehen, daß der Bengel den Hahn absichtlich gegen Kurts Gesicht geworfen hatte. Dieser aber lachte ganz erleichtert und blies einige Federn von seinem Rock.

„Entschuldige die Exekution, liebe Cousine; aber mir war eben so zumute, als müßte ich die ganze Welt durchprügeln. Nun wird mir schon besser. Weiß Gott, ich werde aus einem Dänenfreund noch ein Dänenfresser werden. Obgleich Dein Freund Rissom, der dort eben vom Kirchhof kommt, mir wohl sagen würde, daß es ebenso viel gute Dänen, wie gute Deutsche gibt, daß man aber beide Stämme vorsichtig auseinander halten soll. Und nun wollen wir Rissom bitten, daß er Dich wieder nach Sandberghof bringt. Denn da die Jütländer sich jetzt auf dem Wege umhertreiben, darfst Du nicht allein gehen!"

Es war alles wie ein Traum. Eben war Kläre hier noch mit ihrem Vetter gegangen; nun hatte er sich verabschiedet und sie wanderte denselben Weg zurück mit David Rissom neben sich. Aber er hatte sie nur sehr ernsthaft begrüßt; nun schwieg er, und sie betrachtete ihn scheu von der Seite.

Sie wußte jetzt, daß sie ihn lange liebte, daß alles andere, das ihr Herz bewegt hatte, nur eine Spielerei mit dem echten wahren Gefühl gewesen war, das sie jetzt durchzitterte. Aber liebte er sie denn noch?

Er blieb jetzt stehen und zeigte zurück nach dem Kirchhof, dessen Bäume in die verschleierte Luft ragten.

„Ist es nicht traurig?" fragte er. „Sie hat mich geliebt, und ich habe sie nicht wieder lieben können. Nun ist sie von uns gegangen, und nun ist mir, als hätte ich sie halten können, wenn ich sie nur geliebt hätte, anstatt sie diesem Manne, diesem Feigling, zu überlassen. Nicht einmal im Tode hat er sie sehen wollen und ist heute schon abgereist. Armes Riekchen, und Du wareſt so lieblich!"

Hastig ging er weiter, so daß Kläre Mühe hatte, mit ihm Schritt zu halten. Endlich blieb sie stehen, und er wandte sich nach ihr um.

„Verzeihen Sie, daß ich so laufe; aber meine Gedanken jagen mich. Und doch wollte ich nicht vor Ihnen fliehen, sondern Sie um Verzeihung bitten —"

Er machte eine Pause und sprach dann langsam weiter.

„Ich habe Unruhe in Ihr Leben gebracht, Ihnen von meiner Liebe gesprochen. Es war Vermessenheit; aber ich bin oft vermessen gewesen. Sie aber antworteten mir: niemals, und Sie haben recht gehabt. Ein armer Kandidat hat kein Recht, seine Augen zu der zu erheben, die den Minister Mürwik heiraten wollte."

Einen Moment ſah Kläre in ſein abgeſpanntes, ernſtes Geſicht, dann faßte ſie nach ſeiner Hand.

„David Riſſom, ſei nicht ungerecht mit mir. Und höre nicht auf das, was die Leute ſagen. Ich bin nicht mit dem guten, alten Mann verlobt geweſen, und wenn Du's nicht glauben willſt, dann frage Herrn Wilder. Und warum ſagſt Du mir vor noch keinem Jahr, daß Du mich liebſt, um mich dann wieder zu verlaſſen? Iſt Deine Liebe ſo wenig dauerhaft?"

Nun gingen ſie zuſammen Hand in Hand zwiſchen den blühenden Hecken; aber David Riſſoms Geſicht trug noch denſelben ernſthaften Ausdruck.

„Meine Liebe iſt nicht verflogen, ſie iſt noch da und hat mir das Leben ſauer genug gemacht; und wenn Du ſagſt, Du hätteſt den alten Mann nicht geliebt, ſo brauche ich keinen anderen darum zu fragen. Aber ich will Dich doch nicht zwingen, mein Los zu teilen. Das Leben iſt ſo ernſthaft, und ich werde ernſthaft mit ihm. Und wenn ich Dich auch über alles liebe, ſo bin ich doch kein Toggenburg, der den ganzen Tag nach Liebe girrt. Meine Frau wird's an meiner Seite nicht immer leicht haben — deshalb iſt es beſſer, Du ſuchſt Dir einen andern Mann. Einen, der ſchöne Worte macht, und der nicht vielleicht manchmal von dem armen Riekchen träumt —, einen, deſſen Ehrgeiz weiter geht, als nach einem ſtrohgedeckten Pfarrhaus, einen, der Geld hat und Dich halten kann, wie Dir's gebührt."

Er wollte ſeine Hand aus der ihren ziehen, ſie aber hielt ihn feſt.

„Du biſt kleingläubig geworden, David Riſſom, und ſchwachen Herzens, und doch, wenn Du auf der Kanzel ſtehſt, dann predigſt Du gegen den Kleinglauben. Du ſollſt Dich auch heute nicht mit mir verloben, denn dazu iſt mir ſelbſt nicht zumute: Du ſollſt nur wiſſen, daß ich Dich liebe und daß ich auf Dich warten werde, bis Du kommſt, mich in Dein ſtrohgedecktes Pfarrhaus zu holen."

Sie hatte mit leiſer, aber feſter Stimme geſprochen, und in ſeine ernſthaften Augen trat ein heller Schein. Hand in Hand gingen ſie weiter; und wenn David Riſſom in ſpäteren Stunden wohl zum Scherz geſagt hat, ſeine Frau hätte ihm einen Heiratsantrag gemacht, weil ihm der Mut dazu gefehlt, ſo ſetzte er ſtets hinzu, daß dieſe Stunde eine der beſten ſeines Lebens geweſen ſei.

Aber die ſchönſten Stunden verfliegen am ſchnellſten. Auf keuchendem Pferde, mit verhängtem Zügel, kam ein Reiter hinter dem Paare hergeſprengt.

„Was iſt geſchehen?" rief David, als der Mann an ihm vorüberjagen wollte.

Mühſam zügelte dieſer ſein Pferd.

„Der Landrat iſt totgeſchoſſen. Guſtav Ebſen ſchickt mich zu Herrn Wilder!"

Wie verſteinert ſtand das junge Paar; dann löſte David Riſſom ſeine Hand aus Klärens Hand.

„Hoffentlich iſt's nicht ſo ſchlimm!" ſagte er. „Aber ich muß ins Dorf."

Ein kurzer Händedruck, und dann eilte er Rangelrup zu, während Kläre halb betäubt Sandberghof zuſchritt. Vor ihren Augen ſah ſie noch einmal die Szene, die ſich vor kaum einer Stunde hier abgeſpielt hatte, ſah das tückiſche Geſicht des Jütländers, und wie Kurt ihn ſtrafte.

Auf Sandberghof war ſchon alles in Aufregung. Gottfried Wilder fuhr im Wagen an ihr vorüber; die Etatsrätin ſaß kopfſchüttelnd in ihrem Lehnſtuhl.

Digitized by Google

„So etwas konnte ehemals doch nicht passieren, nicht wahr, liebe Bruhn?“ fragte sie, und die kleine Gesellschafterin sah sich ängstlich und unruhig um.

„Ich weiß nicht, Frau Etatsrätin. Früher ist auch nicht alles ganz gut gewesen, vielleicht aber ist es nicht so schlimm; wie es gemacht wird.“

Sie hatte recht. Es war nicht so schlimm.

Als Wilder nach einigen Stunden wiederkehrte, konnte er berichten, daß allerdings auf Herrn von Berkow geschossen wäre, daß die Kugel ihn aber nur am Kopfe gestreift hätte. Er war zuerst besinnungslos gewesen, und daher hatte man geglaubt, er wäre tot. Nun aber war er schon nach Hastede gebracht worden, und allem Anschein nach würde er in wenigen Wochen wieder hergestellt sein.

„Gott sei Dank!“ sagten alle seine Zuhörerinnen, und Bothilde, die unter ihnen war, hob die Arme in die Höhe.

„Und nun stecken sie hoffentlich Sönke Sönksen ein. Denn er hat geschossen. Meine Hand will ich dafür ins Feuer legen. Vorhin hat er den Herrn Landrat noch bedroht.“

„Der Gendarm sucht ihn schon!“ lautete Wilders Entgegnung, und Bothilde nickte zufrieden. Sie haßte Sönke ganz besonders, weil sie sich schämte, ihn einmal beinahe geliebt zu haben. Außerdem hatte er sie noch vor wenig Stunden verflucht, und jedermann wußte, welch ein Spitzbube er war.

Nur Kläre verteidigte ihn und berichtete den Auftritt mit dem Jütländer, dessen Zeugin sie gewesen war. Niemand aber schenkte ihr Gehör. Philippa lächelte spöttisch darüber, daß der arme Däne die Schuld tragen sollte, und Herr Wilder lächelte gleichfalls. Er stimmte meistens dem bei, was Philippa sagte; wenigstens kam es Kläre so vor.

Sie stand nachher im Zimmer der Kinder, wo Dodo und Tina ihr den großen Messingkäfig zeigten, den ihr Vater ihnen für den grünen Papagei geschenkt hatte. In ihm sollte er bald im Garten in der Sonne stehen, und wenn Glasog ihm die Flügel beschnitten hatte, durfte er vielleicht später auf dem Rasen ein wenig spazieren gehen. Denn er war gut und folgsam geworden; gar nicht mehr zornig, wie in Kragsminde. Nur Philippa konnte er immer noch nicht leiden, sträubte seine Federn und schrie, wenn sie in seine Nähe kam. Philippa sagte, er wäre ihr Feind, und manchmal glaubte sie, er wäre derselbe Vogel, den sie einmal in Kopenhagen in die Winternacht geworfen hätte. Das war häßlich von ihr gewesen; sie sah es jetzt selbst ein, und sie würde es auch niemals wieder tun. Aber damals war sie oft so verdrießlich und traurig gewesen; und jetzt freute sie sich, daß der Sommer kam, und daß sie hier auf Sandberghof bleiben konnte. Denn Großmutter hatte gesagt, vorläufig sollte sie noch nicht wieder weggehen, und Fräulein Bruhn auch nicht, weil Großmutter gern Menschen um sich hatte, und besonders jetzt, da sie doch traurig war, weil Onkel Louis gestorben war.

Also plauderten die kleinen Mädchen, wie nur sie plaudern konnten, und zum erstenmal seit vielen Tagen kam über Kläre etwas wie erlösende Ruhe, vor der alle Ereignisse der letzten Zeit jegliche Pein und Erregung abstreiften. Ein Teil ihres Lebens war zu Ende; niemals wieder würde sie Riekchens liebe Stimme

hören, und der alte Mann, der ihr das, was er noch an Liebe empfand, gegeben hatte, würde niemals mehr seine Hand nach ihr ausstrecken. Dafür aber streckte sie beide Arme nach dem aus, von dem sie allmählich gelernt hatte, wie die wahre Liebe war. Und sie wollte versuchen, seiner wert zu werden.

Am anderen Morgen gab Kläre zum erstenmal wieder den altgewohnten Unterricht, als es nach Schluß der zweiten Stunde klopfte und Bothilde ihr eine Depesche brachte. Mit zitternden Fingern riß das junge Mädchen sie auseinander, um dann mit erstaunten Augen den Inhalt immer von neuem zu betrachten.

„Ilse hat sich verlobt. Kannst Du nicht gleich auf einige Wochen kommen? Ilse muß zu den Schwiegereltern!“

Ilse, die achtzehnjährige Schwester, die in der Hagenthalschen Familie noch immer wie ein Kind behandelt wurde, das nur an seine Stunden zu denken hatte — sie war Braut. Wahrscheinlich ohne inneren Kampf und Nachdenken — und sie freute sich ihres Daseins und ihrer Liebe und ging lustig in die Ferne, wie ein Vogel, der aus dem Nest flattert und dann gleich in den Sonnenschein fliegt.

„Liebe Kläre, ich kann Sie nicht entbehren,“ sagte die Etatsrätin vorwurfsvoll, als ihr nach einigen Stunden das Telegramm vorgelegt wurde. „Nein, ich kann es nicht. Sie gehören jetzt doch auch in unsere Familie!“

Aber Gottfried Wilder, der neben ihr stand, faßte beruhigend nach ihrer Hand.

„Liebe Mama, nun wollen wir einmal nicht selbstsüchtig sein und Fräulein von Hagenthal einen längeren Aufenthalt in ihrer Familie nicht vorenthalten. Sie hat wirklich in jeder Beziehung ihre Schuldigkeit getan und uns in guten und bösen Tagen beigestanden; nun wollen wir ihr eine schöne und recht lange Ausspannung von Herzen gönnen.“

Er sprach ernsthaft, und die Etatsrätin wagte keinen Widerspruch. Sie seufzte nur tief auf.

„Mit jedem Tage werde ich ärmer. Eben geht Louis von mir, nun will Kläre reisen, zuletzt bleibt niemand mehr nach.“

Wilder suchte sie zu trösten.

„Du hast mich, Deine Enkelinnen, Bruhn, Bothilde und Philippa Laurentius!“

Aber die alte Dame sah ihn ernsthaft an. „Sie denken alle an sich, Gottfried; Kläre dachte doch oft an mich, und Louis hatte sie lieb.“

Doch als am anderen Tage Kläre davonfuhr, hatte sie nur gütige Worte für sie und eine lange Umarmung.

„Kommen Sie bald wieder!“

Dasselbe sagte ganz Sandberghof, und die Kleinen weinten, so daß es auch Kläre wehmütig zu Mute ward und sie mit umflorten Augen durch den Heckenweg fuhr, die Rangelruper Kirche mit Schluchzen betrachtete und am liebsten beim Pastorat zum Abschied noch vorgefahren wäre.

Davon aber wollte Gottfried Wilder nichts wissen. Denn wenn es auch nicht erwiesen war, daß das arme kleine Riekchen durch irgend eine Übertragung

von Frau Bettina an der heimtückischen Krankheit gestorben war, so lag eben in der Art, wie das Scharlachfieber bei ihr ausgebrochen war, etwas unerklärlich Unheimliches.

„Wir wollen vorsichtig sein," sagte Herr Wilder. „Sie könnten Krankheitskeime auffammeln und weitertragen; denn gerade in diesen Tagen sind wieder mehr Scharlachfälle vorgekommen, und ich habe nur gehört, daß Riekchens Pflegerin hier im Dorf zur Krankenpflege angenommen ist. Ein Glück, daß sie zu haben und gerade in der Gegend war."

Gottfried Wilder brachte Kläre mit dem Wagen nach Hastede, wo er sich nach Berkows Befinden und auch danach erkundigen wollte, ob Sönke Sönksen eingebracht worden sei.

In dieser Zeit war er ganz besonders freundlich gegen Kläre, und sie empfand dankbar, daß er ihr den Urlaub verschafft und die Wege, nach Haus zu kommen, glatt geebnet hatte.

Schweigend saß sie jetzt neben ihm und blickte sich auf den bekannten Wegen um, während Glasog auf dem Kutscherbock saß und die Pferde gemächlich gehen ließ. Denn es war noch lange Zeit bis zur Abfahrt des Zuges.

Aber Herr Wilder klopfte ihn plötzlich auf die Schulter.

„Laß die Pferde laufen, Glasog; Fräulein von Hagenthal will etwas rechtzeitig auf dem Bahnhof sein!"

Also begann Glasog mit der Zunge zu schnalzen, die Pferde schüttelten die Köpfe und begannen zu traben.

Wilder stieg vor der Stadt ab, um ins Amtshaus zu gehen, und als Glasog vor dem Bahnhofsgebäude hielt, stand David Rissom am Wagen und half Kläre aussteigen.

„Auf Herrn Wilders Veranlassung bin ich noch einen Tag hiergeblieben," sagte er halb entschuldigend. „Jetzt können wir ein paar Stunden zusammen reisen."

Und obgleich sich die zwei Menschen zuerst fast verlegen gegenüberstanden, nicht recht wußten, ob sie sich ‚Du' oder ‚Sie' nennen sollten, und sogar daran dachten, vom Wetter zu sprechen, so fanden sie bald einen guten Gesprächsstoff an Herrn Wilder. Er war doch eigentlich zu nett mit ihnen, und Rissom konnte nicht begreifen, wie er um ihre Liebe wissen konnte, worauf Kläre ihm erzählte, was sie mit Herrn Wilder vor der Reise nach Kopenhagen gesprochen hatte. Und dann wurde die Unterhaltung der zwei so lebhaft, daß sie erschreckt zusammenfuhren, wie der Zug angemeldet wurde und gleich darauf Gottfried Wilder vor ihnen stand.

„Herrn von Berkow geht's besser," berichtete er. „Nach einigen Wochen wird er ganz wieder hergestellt sein. Aber er behauptet, daß nicht Sönke, sondern ein jütischer Arbeiter nach ihm geschossen habe, wie er mit seinem Wagen aus Rangelrup fuhr. Nach diesem Menschen wird gesucht, und mehrere Dänen, darunter Herr Hans Lauritzen, sind bereits aus Schleswig ausgewiesen!"

„Endlich!" rief Kläre, und beide Herren lachten.

Digitized by Google

„Die Damen ſind immer leidenſchaftlicher als die Männer!“ ſetzte Wilder hinzu. „Jetzt wird wieder manche Ungerechtigkeit vorkommen, die beſſer vermieden wäre.“

„Dann alſo iſt Sönke Sönkſen wieder auf freien Fuß geſetzt?“ fragte Kläre weiter, und Wilders Geſicht verdüſterte ſich.

„Er iſt nicht gefangen worden, ſondern hat ſeine Hütte in Brand geſteckt und iſt geflohen. Ins Moor hinein, vielleicht über die Grenze — niemand weiß es.“

„Solche Exiſtenzen enden immer auf beſondere Art,“ begann Riſſom. Da aber fuhr der Zug in den Bahnhof, und er und Kläre mußten einſteigen. Noch ein Winken, ein Gruß, dann ſetzte ſich die Maſchine in Bewegung, und Kläre und David Riſſom fuhren gemeinſam davon. Allerdings dauerte ihre Reiſe nur wenige Stunden; als aber Gottfried Wilder in ſeinen Wagen ſteigen wollte, drehte ſich Glasog nach ihm um.

„Ich glaub', Herr Wilder, Fräulein Kläre kriegen wir nicht wieder,“ ſagte er betrübt.

Sein Herr lächelte flüchtig.

„Ich glaube es auch nicht,“ erwiderte er.

20.

Glasog hatte recht: Kläre kam nicht wieder. In ihrem Elternhaus hatte die Verlobung der jüngſten Tochter mit einem wohlhabenden Kaufmann große Erregung hervorgerufen. Dazu war Frau von Hagenthal ſehr leidend, und auch der Oberſtleutnant hatte über allerhand Beſchwerden zu klagen. Es war ausgeſchloſſen, daß Kläre wieder nach Schleswig reiſen und ihre Pflichten übernehmen konnte. Der Brief, in dem ſie der Etatsrätin ihren Entſchluß mitteilte, wurde ihr ſehr ſchwer. Noch einmal ſah ſie alles vor ſich: Sandberghof, den Buchenwald, Moor und Heide; an der anderen Seite Rangelrup und ganz in weiter Ferne den ſchimmernden Streifen der See. Aber es mußte doch geſchieden ſein; Kläres Weg lag ihr jetzt klar vorgezeichnet, und David Riſſom war gleichfalls mit ihrem Plan einverſtanden.

Beide ſchrieben ſich allwöchentlich einmal, und wenn Kläre den Brief des Kandidaten las, dann durchſtrömte ſie ein Gefühl der Wärme und des Dankes, dieſen Schatz gefunden zu haben. Vorläufig aber hatten ſich beide noch nicht öffentlich miteinander verlobt; eigentlich war auch keine Zeit dazu. Die Verbindung der jüngeren Schweſter, ihre Ausſteuer, ihre Pläne nahmen alle Gedanken in Anſpruch. Und Riſſom wartete noch auf ein Paſtorat, weil nach ſeiner Anſicht verlobte Kandidaten nichts „Ordentliches wären“.

Dieſer Anſicht war Kläre nicht, aber auch ihr war das Warten nicht unangenehm, und wenn ſie mit Schweſter Ilſe Leinen und Kleider beſorgte, dann war ſie heiterer als die Braut, ſo daß dieſe ſie manchmal ganz erſtaunt betrachtete. Denn nach ihrer Anſicht hatte nur ſie ein Recht dazu, vergnügt zu ſein.

Digitized by Google

Der Sommer kam und in Berlin, in der hochgelegenen Etage, wurde es heiß. Manchmal stand Kläre am Fenster ihrer kleinen Mansarde, sah auf die grauen Dächer und Schornsteine und dachte an ihre Aussicht aus der Giebelstube in Sandberghof, dachte an den sommerlichen Duft und das weiche, träumerische Licht der Landschaft und sehnte sich nach allem, das sie dort geliebt hatte. Sie hörte nicht viel von Sandberghof. Der Etatsrätin wurde das Schreiben schwer; die Kinder sandten hin und wieder ein Zeilchen, in dem höchstens etwas vom Papagei, von Bothilde und Glasog stand. Aber Näheres meldeten sie nicht. Und als sie nun eine neue Lehrerin erhielten, da hatten die Briefchen ein Ende. Aber Gottfried Wilder schickte eines Tages einen großen Brief, in dem er anfragte, auf welche Bank Kläre ihr Legat von fünfzigtausend Kronen angewiesen haben wollte.

An diesem Tage mußte Kläre sich entschließen, ihren Eltern von Herrn von Mürwik, von seiner Bewerbung, seinem Sterben und seinem Vermächtnis zu berichten. Bis dahin hatte sie sich davor gescheut und fürchtete auch jetzt, daß ihr Vater seine Verwunderung über ihr Schweigen aussprechen würde. Er tat es nicht, sondern seufzte nur ein wenig.

„So ist es, wenn man seine Töchter in die weite Welt ziehen läßt," sagte er. „Sie gehen dann ihre eigenen Wege, und man muß dankbar sein, wenn sie sie einem noch mitteilen."

„Aber es ist alles doch sehr gut geworden," setzte seine immer müde und blasse Frau hinzu. „Nun kann Kläre doch auch sorgenlos der Zukunft entgegensehen."

Für sie spielte die Erbschaft die Hauptrolle, und wenn sie an ihr Dasein voller Sorgen und Schmerzen dachte, so durfte man sich nicht darüber wundern. In diesem Augenblick freute Kläre sich ganz besonders auf ein friedliches Pastorat ohne Sorgen und ohne unnützen Schein.

Es war im August. Ilses Hochzeit hatte stattgefunden, und Kläre mußte für sie einen Auftrag in einem vornehmen Möbelgeschäft erledigen. Als sie in den eleganten Empfangssalon eintrat, stand dort Kurt Berkow vor einem hohen Spiegel und zupfte an seiner Krawatte. Hastig wandte er sich ihr zu und begrüßte sie halb verlegen, halb herzlich.

„Nun, Cousinchen, auch Du hier in diesem Babel? Ich dachte, Du lehrtest die Kleinen in Sandberghof?"

„Das tue ich leider längst nicht mehr, Kurt. Meine Schwester hat sich verheiratet, und vorläufig bleibe ich bei meinen Eltern."

„Ach Gott, ja," er zupfte wieder an seinem Kragen, „wir haben zu Hause die Anzeige erhalten. Verzeih, daß ich nicht geglückwunscht habe. Einmal war ich ein wenig erholungsbedürftig, obgleich die Schramme von dem Jungen bald heilte; aber zu Zeiten ist man ja empfindlich. Und dann habe ich mich gestern vor acht Tagen auch verlobt. Mit Gräfin Marie Eleonore Warsowitz. Ihre Mutter und sie laufen jetzt gerade durch alle Zimmer, weil wir doch bald heiraten wollen, und ich warte hier auf sie."

Digitized by Google

„Ich freue mich sehr, lieber Kurt," sagte Kläre, seine Hand ergreifend und herzlich schüttelnd. „Die kleine Gräfin soll ein allerliebstes Mädchen sein, und Du wirst hoffentlich sehr, sehr glücklich werden."

Kurts Befangenheit war geschwunden, und er sah freundlicher in Klärens Gesicht.

„Sie ist reizend," wiederholte er. „Eigentlich zu gut für mich, nicht wahr, Cousinchen? Mädchen wundern sich immer so, wenn unsereins ein bißchen Schmetterling spielt und nachher erzählen sie große Geschichten."

„Ich werde nichts von Dir erzählen, Kurt. Was sollte ich auch? Ohne Wunden und Erfahrungen geht niemand von uns durchs Leben, und endlich kommt doch alles, wie es kommen soll."

„Meinst Du?" fragte er nachdenklich; aber dann setzte er sich neben Kläre und berichtete von sich. Er hatte damals keine große Wunde davongetragen, aber der Regierungspräsident hatte auch gemeint, es sei besser, wenn er sich versetzen ließe. Bedauerlich war es, daß Marie Eleonore nun nicht in das alte Amthaus kam, in das sie so schön hineingepaßt hätte; aber die kleine märkische Stadt mit dem modernen Landratsamt würde ihr auch schon zusagen.

„Schade ist es," wiederholte Kurt. „Wie ich damals zuletzt durch den alten Garten und den großen Kasten ging, da mochte ich mich kaum losreißen. Ich habe mich ja oft über Hastede und seine Menschen geärgert, und mit den Dänen bin ich viel zu gut gewesen. Aber das Land ist mir doch ans Herz gewachsen."

„Hoffentlich werden Dich die Dänen etwas entbehren."

„Die?" Kurt lachte. „In allen dänischen Blättern haben sie mich schlecht gemacht, weil ich zu Protokoll gab, daß der jütische Bengel auf mich geschossen hat. Ich habe ihn ja noch am Wege mit seiner alten Donnerbüchse stehen sehen. Aber er war natürlich auf immer verschwunden, und die dänische Presse behauptet, ich hätte ihre Nationalität beleidigt, denn nur die Deutschen wären Meuchelmörder und Strauchdiebe. Das war der Dank für meine freundliche Behandlung der unterlegenen Partei. Aber er hat mir nicht geschadet; im Gegenteil: die Deutschen sind noch zum Schluß sehr freundlich gewesen und haben mir ein Abschiedsessen in Hastede gegeben. Pastor Kleinert und Onkel Ferdinand waren auch dabei, und Herr Wilder wäre jedenfalls gekommen, wenn nicht gerade die Geschichte mit seiner Frau passiert wäre."

„Mit seiner Frau?" wiederholte Kläre; aber da rauschten zwei Damen heran, die Gräfin Warsowitz mit ihrer Tochter Marie Eleonore, und Kläre wurde in aller Form vorgestellt, durfte der älteren Gräfin die Hand küssen und die jüngere als künftige Cousine begrüßen.

Kurt war sehr lebhaft und heiter geworden. Vielleicht ein wenig gezwungen, wie Kläre dachte, aber sie konnte sich auch täuschen. Und Marie Eleonore sah sie aus so freundlichen blauen Augen an, daß sie plötzlich an Riekchen denken mußte und an ihre Lieblichkeit. Aber Kurt war kein rätselhafter Axel Helmkron: er würde sich ehrlich bemühen, seine kleine Frau glücklich zu machen, und alles, was an ihm noch jugendlich und unreif war, würde von ihm

abfallen und ſein edel und vornehm angelegter Charakter würde immer mehr zum Vorſchein kommen.

Mit Kurt konnte ſich Kläre nicht mehr unterhalten; ſeine Damen drängten zur Eile, ſie hatten noch viel zu erledigen; denn die Hochzeit ſollte bald ſtattfinden.

Kläre verabſchiedete ſich alſo und ging in eins der anderen Zimmer des Ladens, um ihre eigene Angelegenheit zu erledigen. Aber Kurt lief plötzlich hinter ihr her.

„Wie wird es mit der Pröpſtin?“ neckte er. „Haſt Du noch immer keine Luſt zu dieſem Titel?“

Einen Augenblick ſah ſie ihn überraſcht an; dann fiel ihr ein, daß er ihr einmal geſagt hatte, ſie ſollte Riſſom heiraten und Pröpſtin werden.

„Ich glaube, er wird niemals Propſt werden,“ entgegnete ſie nach flüchtigem Beſinnen. „Er iſt mehr für ein ganz einfaches Pfarrhaus, und ich bin es auch.“

„Aber es iſt mit euch richtig?“

„Ja.“

„Gott ſei Dank!“ Kurt drückte die Hand ſeiner Couſine, daß ſie beinahe ſchrie. „Du haſt doch beſſeren Geſchmack, als ich Dir zuerſt zutraute.“

Mit dieſem etwas zweifelhaften Kompliment war er verſchwunden, und wenn Kläre in der nächſten Zeit Muße hatte, konnte ſie über ſeine Worte nachdenken. Aber die Muße fehlte ihr; das junge Ehepaar kehrte zurück, und die Eltern mußten gepflegt und gehegt werden. Da durften die Gedanken nicht allzuſehr wandern, und wenn ſie es dennoch taten, dann wanderten ſie anderswo hin: in das Heidedorf, wo David Riſſom ſeinem ſteinalten Paſtor beiſtand und ein neues Leſebuch für die ſchleswig-holſteiniſchen Schulen ausarbeitete.

Zwar hatte Kläre gleich nach dem Wiederſehen mit Kurt nach Sandberghof an Fräulein Bruhn geſchrieben und nach der Frau von Gottfried Wilder gefragt; aber die Antwort war ausgeblieben und Kläre mochte nicht noch einmal ſchreiben.

Und nun kam der Herbſt, und eines Tages ſtand in den Zeitungen zu leſen, daß der Artikel fünf des Prager Friedens von Preußen im Einverſtändnis mit Öſterreich aufgehoben ſei. Artikel fünf — was war das? fragten die Berliner und laſen dann die Erklärung, daß die Schleswiger nicht mehr abſtimmen durften, ob ſie deutſch oder däniſch ſein wollten, ſondern daß ſie deutſch auf ewige Zeiten ſein ſollten.

Selbſt Oberſtleutnant von Hagenthal mußte ſich den Artikel fünf von ſeiner Tochter erklären laſſen und lachte dann über ſie, daß ſie ſo gut damit Beſcheid wußte. In dieſen letzten Monaten war er wieder viel lebensluſtiger geworden, was wohl daher kam, daß er beide Töchter verſorgt wußte.

„Du biſt eigentlich ſehr klug da droben im Norden geworden, Kläre,“ ſagte er. „Haſt guten Umgang gehabt.“

„Den beſten!“ entgegnete ſie raſch, und ſeine ſcharfen Augen ruhten nachdenklich auf ihrem Geſicht.

Dann zog er ſie an ſich.

„Willſt auch Du wieder wegziehen von Deinen alten Eltern?“

„Papa —“ begann ſie; aber er legte ihr den Finger auf den Mund.

„Laß nur, ich will kein Geſtändnis erpreſſen. Wenn's Zeit iſt, wirſt Du es ſchon ſagen!“

Er war gegangen; heute war ein militäriſcher Vortrag, den er nicht verſäumen wollte, und Kläre konnte allein bleiben mit ihren Gedanken. Denn die Mutter klagte wieder einmal über ihre Geſundheit und war früh zur Ruhe gegangen.

Nachdenklich ſtand Kläre vor ihrem Schreibtiſch und betrachtete David Riſſoms Bild, das er ihr kürzlich geſchickt hatte. Es war keine gute Photographie; er ſah finſter darauf aus; ſo wie er ausgeſehen hatte, wie ſie ihm ſagte, daß ſie Fräulein von Hagenthal genannt zu werden wünſchte. Kläre mußte lachen. Wie war man doch manchmal ſo dumm! Nur gut, daß alles noch gut geworden war. Und wenn David Riſſom erſt Paſtor war, dann ſollte auch die Heimlichkeit aufhören; die Eltern ſollten es erfahren, alle Menſchen.

Draußen klingelte es leiſe und dann ging die Stubentür auf und eine kleine Perſon ſtand auf der Schwelle.

„Bruhn!“ rief Kläre und freute ſich, wie ſie niemals gedacht hatte, ſich über das alte Fräulein freuen zu können.

„Ach Gott, ja, Fräulein Kläre, ich bin es,“ ſagte Bruhn, ſich langſam aus einem alten Mantel ſchälend, „und wenn Sie erlauben, dann bleibe ich ein Weilchen. Frau Etatsrätin hat es mir erlaubt, und ſie iſt mit Herrn Ferdinand von Mürwik in der Oper, wo der Kaiſer zu ſehen iſt. Morgen kommen beide Herrſchaften zu Ihnen und machen ihre Aufwartung; aber ich wollte Sie gern gleich ſehen, weil ich mich entſchuldigen wollte, daß ich Ihnen auf Ihren Brief nicht antwortete. Aber wir hatten gerade viel Aufregung, und Sie wiſſen auch, wie es iſt: wenn man in Stellung iſt, hat man nicht immer Zeit.“

„Waren die Kinder wieder krank?“ fragte Kläre.

Sie hatte Fräulein Bruhn in ihren bequemſten Lehnſtuhl geſetzt und dem Mädchen zugeflüſtert, draußen Tee zu machen.

Bruhn ließ ſich noch ein Kiſſen hinter den Rücken legen.

„Ach, wie iſt das alles ſchön, Fräulein Kläre, und wie nett wohnen Sie; wenn auch ein wenig hoch für meine kleinen Beine. Nein, die Kinder ſind, Gott ſei Dank, nicht mehr krank geweſen. Nur Tina hat ſich zweimal den Magen an roter Grütze verdorben. Sie gehorcht Fräulein Meier, der neuen Erzieherin, ſo ſchlecht. Sonſt iſt das auch ein nettes Mädchen und ſehr zuverläſſig, wie Sie daraus ſehen können, daß Frau Etatsrätin und ich ſeit Ende Auguſt in der Schweiz und Oberitalien geweſen ſind. Und Herrn von Mürwik haben wir mitgenommen, weil es angenehmer iſt, mit einem Herrn zu reiſen. Er hat auch alles ſehr gut beſorgt.“

„Alſo ſind Sie nicht mehr bei Philippa, ſondern bei Frau Etatsrätin in Stellung?“ fragte Kläre.

Der Tee war gekommen und Bruhn schlürfte ihn mit Behagen.

„Philippa ist noch nicht wieder da. Sie wissen doch —“ sie setzte die Tasse hin. „Nein, Sie wissen es nicht. Philippa ist sehr krank gewesen; der Papagei hatte sie so entsetzlich in die Wange gebissen, und wir dachten alle, sie bekäme Blutvergiftung. Es ist aber wieder besser geworden, wenn sie auch niemals wieder so schön werden wird, wie ehedem. Die eine Seite des Gesichts ist rot und häßlich geworden.“

„Und wie kam es?“ fragte Kläre nach einer Pause.

Bruhn wischte sich plötzlich die feucht gewordene Stirn.

„Ich weiß es nicht ganz genau. Meistens paßte ich ja auf den Papagei, und ich habe auch jeden Abend dafür gesorgt, daß Jakob wieder in seinen Käfig kam und daß die Tür geschlossen wurde. Er war auch sehr gut geworden und tat niemandem mehr etwas zuleide. Nur, daß er die Federn sträubte, wenn er Philippa sah, und daß er einmal auch gegen Herrn Wilder anflog. Aber weil damals gerade die Geschichte in Rangelrup passierte und wir alle an die arme kleine Frau dachten, die dort einsam und verlassen gestorben war —“

Sie hielt inne und legte ihr Taschentuch vorsichtig zusammen.

„Ja, das wissen Sie wohl auch nicht, daß nämlich das Scharlachfieber immer nicht aus Rangelrup weggehen wollte, und daß, als das kleine Riekchen gestorben war, ihre Wärterin, Frau Petersen, sich erbot, die Kranken im Dorf zu pflegen. Pastor Kleinert nahm das Anerbieten mit Dank an, obgleich er nachher gesagt hat, daß ihm die Frau mit der großen, blauen Brille und der riesigen, weißen Haube etwas unheimlich gewesen ist. Aber sie hat gut gepflegt, bis sie selbst ganz plötzlich krank geworden und sehr schnell gestorben ist. Kurz vor ihrem Ende hat sie Pastor Kleinert noch rufen lassen und ihm gesagt, wer sie war. Es war die junge Frau Wilder, die damals übers Moor hinweg geflohen ist, von ihrem Mann, ihren Kindern, von Sandberghof. Karen Nielsdatter hat ihr geholfen, und Sönke Sönksen hat nur eine Ahnung davon gehabt, die vielleicht allmählich zur Gewißheit wurde. Denn die junge Frau Wilder meinte, daß er sie eines Tages im Dorf gesehen und sie auch erkannt hätte. Aber er hat sie wohl nicht verraten; jedenfalls hat die Frau ganz still und unbemerkt sterben können. Erst nach ihrem Tode schrieb der Pastor an Herrn Wilder, und der hat sie dann noch einmal gesehen und ist hinter ihrem Sarge hergegangen. Dann ist er nach Kiel gereist, und wie er dort verschiedene Papiere gefunden hat, die deutlich bewiesen, daß über die Persönlichkeit der Frau kein Zweifel sein konnte, hat er ihre Todesanzeige an mehrere Blätter geschickt, und auch wir haben natürlich erfahren, wie die Sache zusammenhing. Die Kinder tragen schwarze Kleider, und da sie jetzt wieder nach Rangelrup gehen dürfen, so bringen sie Blumen auf das Grab.“

„Und weshalb ist sie eigentlich von ihrem Mann gegangen?“

„Weshalb?“ Bruhn sah mit ihren runden Augen in das ruhig brennende Licht der Lampe. „Ich weiß es nicht, Fräulein Kläre. Sie hat wohl Sehnsucht gehabt, Sehnsucht nach etwas anderem, das sie dann doch nicht fand. Und als

sie dann in der Fremde und ganz allein und verlassen war, sehnte sie sich vielleicht nach dem, was sie nun für immer verloren hatte. Pastor Kleinert meinte es wenigstens, und er meinte auch, die kleine Frau hätte niemals nach Sandberghof und zu Frau Etatsrätin gepaßt. Männer bedenken ja so etwas nicht immer."

Sie räusperte sich und nahm wieder einen Schluck Tee.

„Sehen Sie, Fräulein Kläre, da also haben wir viel Aufregung gehabt, und weil uns allen der Kopf voll war von mancherlei Gedanken, so kann es immerhin sein, daß ich einen Abend vergessen habe, Jakobs Käfig fest zu schließen. Gerade an dem Abend, als Herr Wilder spät von Kiel kam, und nur Bothilde aufblieb, um ihm noch Tee zu bereiten. Da muß Jakob aus seinem Käfig geschlüpft und unten auf die Diele gekommen sein. Als nun die Haustür aufging und Herr Wilder eintrat, flog der Vogel gegen sein Gesicht, und Bothilde, die mit der Lampe da stand, schrie laut um Hilfe. Wahrscheinlich wäre Herr Wilder allein mit dem Tier fertig geworden; aber Philippa, die sich noch nicht zur Ruhe begeben hatte, stand plötzlich unten und faßte Jakob an den Flügeln. Er aber wandte sich gegen sie, und Bothilde sagte nachher, es wäre gerade so gewesen, als hätte er sein Mütchen an ihr kühlen wollen — so hackte er auf ihr armes, schönes Gesicht ein, krallte sich in ihre Haare und wurde erst still, als Herr Wilder ihn packen und ihm den Hals umdrehen konnte."

Bruhn holte tief Atem und wischte sich die Augen.

„Das haben wir alles auf Sandberghof erlebt, Fräulein Kläre, und Sie können sich denken, daß auch ich nicht schreiben konnte. Ganz genau weiß ich wirklich nicht, ob die Käfigtür offen stand, und mich hat auch niemand gefragt. Aber ich liege doch manchmals nachts wach und denke an meine Kammerjunkerin und daß Philippa ihre Nichte ist. Und denke, daß sie früher schön war und nun häßlich, und daß ich vielleicht die Schuld daran trage. Und dann kann ich nicht begreifen, daß ich noch immer auf der Erde umherlaufe; aber Frau Etatsrätin sagt, es ist gut so, und daß ich mit ihr nach Kiel ziehen soll, wenn alles auf Sandberghof anders wird. Ach Gott, vor einem Jahr wird's ja keinenfalls sein; aber Frau Etatsrätin glaubt sicher, daß Herr Gottfried dann Philippa heiraten wird. Und sie ist ja auch eine Laurentius, und wenn ihr Vater immer wegen Schulden verklagt wird und nirgends seines Lebens mehr sicher ist, so kommt das ja auch bei anderen vornehmen Leuten vor, und seine Tochter trägt keine Schuld daran. Ich glaube sogar, daß sie noch immer netter werden und immer mehr die Eigenschaften der alten Familie zeigen wird. Frau Etatsrätin meint es auch, und sie freut sich."

Das alte Fräulein schloß ihren Bericht mit einem langen Seufzer, und einen Augenblick war es still im Zimmer.

„Lieben sich denn die zwei?" fragte Kläre und wunderte sich selbst über den ruhigen Klang ihrer Stimme.

Bruhn rückte sich ihr Kissen zurecht.

„Davon kann ich nichts sagen, Fräulein Kläre. Mit der Liebe ist es ja wunderlich. Früher glaubte Philippa, daß sie keinen Menschen so liebe, wie

Axel Helmkron, und als er ihr im Sommer einen Brief schrieb, hat sie ihn ungelesen zurückgeschickt. Ich glaube ja nicht, daß sie Herrn Wilder so liebt, wie sie ehemals gedacht hat, daß man einen Mann lieben müßte, wenn man ihn heiraten wollte, und Herr Wilder hat jetzt auch wohl andere Gefühle als damals, wie er seine erste Frau aus der Fremde her brachte; aber ich denke doch, daß die zwei gut zusammen passen werden. Obgleich ich es nicht wissen kann: wenn man sein Leben lang in Stellung gewesen ist, wird man dumm, Fräulein Kläre. Anders als in Stellung möchte ich aber doch nicht mehr leben." —

Fräulein Bruhn war schon lange wieder die drei Treppen des Etagenhauses hinuntergeklettert, als Kläre noch ruhelos im Zimmer hin- und herschritt. Aber dann nahm sie David Rissoms Bild in die Hand und küßte es leise.

Am anderen Tage war es wie auf Sandberghof. Kläre saß hinter dem Teetisch und füllte die Tassen für Onkel Ferdinand und die Etatsrätin; der Rittmeister erzählte irgend eine drollige Geschichte, und seine Schwester warf ein ernstes Wort dazwischen.

Und doch war es nicht Sandberghof, sondern das Hotel de Rome in Berlin, in dessen behaglichem Teezimmer die Schleswig-Holsteiner mit der „kleinen Preußin" saßen und sich wohlgefällig über die Residenzstadt äußerten.

„Heute habe ich Bismarck gesehen," berichtete der Rittmeister. „Vorm Reichskanzlerpalais ging er einmal hin und her. Gerade wie ich des Weges kam, meinen Hut abriß und Front machte. Da sah er mich mit seinen großen Augen an, grüßte und lächelte ein wenig, lächelte, als wüßte er, was ich in diesem Augenblick dachte."

„Und was dachten Sie?" fragte Kläre.

„Ich dachte natürlich an den Paragraph fünf vom Prager Frieden, der nun aufgehoben ist und uns Schleswiger nicht mehr beunruhigen darf. Das ist Bismarcks Werk — Bismarcks ganz allein, und daher mache ich Front vor ihm."

„Ich aber habe den Kaiser an seinem Eckfenster stehen sehen," sagte die Etatsrätin. „Gerade als die Militärmusik vorüber kam. Wir hatten einen guten Platz, und ich konnte sein mildes Gesicht deutlich erkennen."

„Frau Etatsrätin liefen die Tränen über die Wangen," flüsterte Bruhn aus ihrer bescheidenen Ecke heraus, und die alte Dame wandte sich schnell zu ihr.

„Bruhn, schweigen Sie gefälligst, und mischen Sie sich nicht ungefragt in die Unterhaltung. Wenn ich beim Anblick des Kaisers gerührt gewesen bin, so ist das meine und nicht Ihre Sache, und Sie haben es nicht zu erzählen!"

Sie schalt noch ein Weilchen mit Bruhn, und die alte kleine Gesellschafterin machte ein verklärtes Gesicht. Es war ihr eine Wonne, wieder gescholten zu werden und zu empfinden, daß sie ‚in Stellung' war.

Unterdessen flüsterte Onkel Ferdinand mit Kläre.

„Was sagen Sie denn zu den Ereignissen auf Sandberghof?" fragte er. „Daß plötzlich Gottfrieds Frau wieder auftauchte, und daß sie sogar eine Weile im Heidehaus unter einem Dach mit mir gewohnt hat? Sönke Sönksen hat sie erkannt. Der hat sogar schon früher durch irgend eine geheimnisvolle Quelle erfahren, daß Frau Dorothea in Kiel lebte, und er wollte es Gottfried mitteilen. Weil seine Frau bei dieser Geschichte die Hand im Spiel gehabt hatte, und er

wohl seine nicht ganz zweifellose Unschuld beweisen wollte. Aber Gottfried jagte ihn aus dem Garten, und als Sönke seiner Sache noch sicherer wurde und noch einmal versuchte, an meinen Neffen heranzukommen, allerdings im betrunkenen Zustande, da hatte er noch weniger Glück und erlebte, daß einige Stunden später der Gensdarm ihn suchte, weil er auf Herrn von Berkow geschossen haben sollte."

„Aber er war doch auch ein Spitzbube!" sagte Kläre, und Onkel Ferdinand zwinkerte mit den Augen.

„Ein großartiger Charakter ist er allerdings niemals gewesen; aber solche Menschen wie er müssen auch ertragen werden, und im ganzen wirken sie mehr als abschreckendes Beispiel, als daß sie gerade Schaden anrichten. Sie können sich doch gewiß denken, welche Schauergeschichten Glasog von Sönke berichtet; besonders an Winterabenden, wenn man doch nicht weiß, was man sprechen soll. Kandidat Rissom, den ich kürzlich sah, glaubt übrigens, daß er bald wiederkehren und wie sonst über das Moor wandern wird: eine graue Gestalt mit grauer Vergangenheit."

Onkel Ferdinand wollte noch weiter sprechen, aber die Etatsrätin war des Scheltens mit Bruhn überdrüssig geworden und setzte sich zu Kläre.

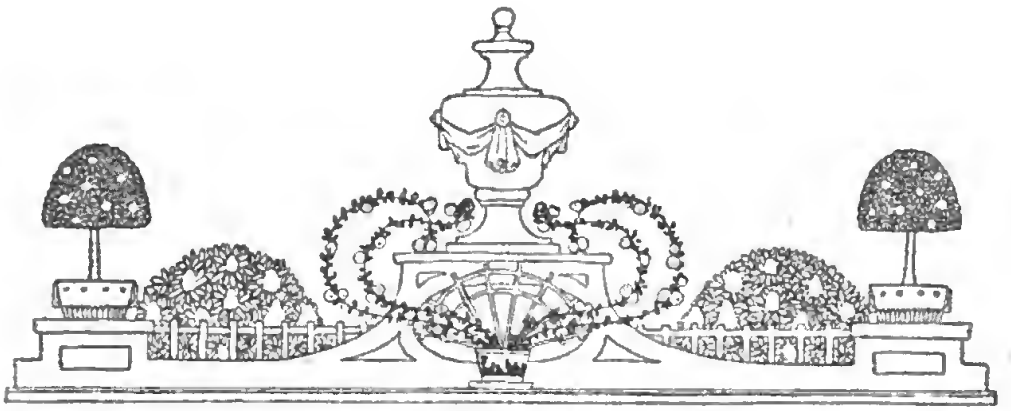
„Was sagen Sie, daß ich vielleicht von Sandberghof wegziehen werde? Es wird wohl so kommen, und es muß gut sein." Sie strich mit der Hand über das feine, weiße Tischtuch und schob einige Brotkrumen zur Seite. „Es ist gut," wiederholte sie. „Gottfried wird vergnügter werden, und Philippa ist gut zu den Kindern. Beide Menschen haben ihre Schmerzen erlitten, nun kommt noch ein wenig Sonnenschein. Aber ich muß wegziehen. Vielleicht wäre alles ganz anders gekommen, wenn ich damals auch weggegangen wäre. Ich konnte die kleine Dorothea nicht leiden, und ich ärgerte mich, daß sie immer andere Gedanken hatte, und ich ärgere mich noch, wenn ich denke, daß sie uns alle betrogen hat. Aber das Ärgern nützt nichts, und vielleicht ist es ganz gut, wenn ich von der Nachbarschaft der Heide wegkomme und vom Moor, das mich doch immer verstimmt. Rissom sagt auch, ein anderer Aufenthalt wird gesund für mich sein. Ich habe Rissom nämlich kürzlich gesehen; er hatte geschäftlich in Rangelrup zu tun und kam auch nach Sandberghof. Pastor Kleinert sagt, daß er nächstens eine Pfarre erhalten wird. Gottfried aber hat gehört, daß er nach Berlin ins Kultusministerium berufen werden wird. Und Gottfried behauptet mit aller Bestimmtheit, daß er eine Braut hat; er will nur nicht ihren Namen nennen. Der Name tut ja auch nichts zur Sache; aber sehen Sie wohl, liebe Kläre, daß ich recht hatte, wenn ich sagte, Rissom wäre verlobt? Ich finde nun, man könnte ihn gut in Schleswig-Holstein lassen. Solche Leute wie ihn können wir auch gebrauchen."

Kläre lächelte.

„Er kann ja eines Tages mit seiner Frau dorthin zurückkehren," sagte sie.

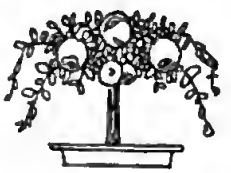
Jetzt ist die Etatsrätin lange tot; und auch auf Sandberghof erwächst ein neues Geschlecht. Aber Heide und Moor, Wald und Ostsee sind dieselben geblieben, und vor Gustav Ebsens Gasthof in Rangelrup prügeln sich noch oft die Deutschen und die Dänen. Denn die Aufhebung des Paragraph fünf hat die politischen

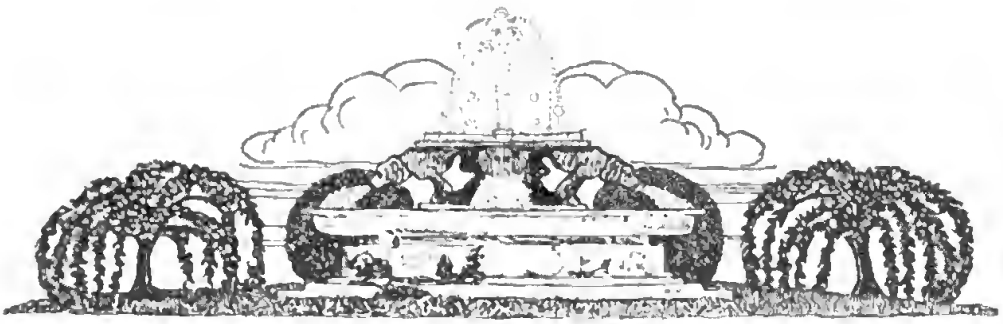
Geister nicht beruhigt, ebenso wie in den Jahrzehnten Haß und Zwietracht nicht aufgehört haben, auf der Erde zu sein. Klära Hagenthal ist eine glückliche Frau geworden, und wenn ihr Lebensweg sie einmal nach Sandberghof führt, dann freut sie sich, daß auch hier Frieden und Glück eingezogen sind. Aber sie versäumt niemals, auf den Rangelruper Kirchhof und an Riekchens Grab zu gehen. Und wenn sie dann hier steht, auf die grüne Landschaft in der Nähe und auf die Heide in der Ferne blickt, dann erwachen die alten Zeiten in ihr, und sie sieht sich wieder auf Sandberghof einziehen, und erlebt die alten Freuden und Schmerzen. Und dann ist es ihr, als wäre das Leben nur ein kurzer Traum.



Dwars in den Weg

Erzählung von
Eugenie Rosenberger



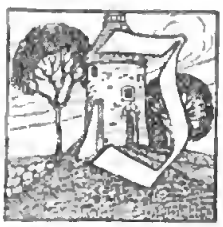


Erſter Teil.

1.

Das Wort wird Tat
Das Kind wird Mann,
Der Wind wird Sturm,
Wer zweifelt daran?

Chamiſſo.



n einem der ſchönſten jener alten Gärten Hamburgs, die ſich bis zur Elbe hinunterziehen, ſpielten ein Paar Kinder, ein Knabe von etwa vierzehn Jahren und ein kleines Mädchen, das halb ſo alt ſein mochte. Zwiſchen den Tuffſteinen, die das Becken eines kleinen Waſſerfalles umgaben, holte der Knabe einige geſchnitzte und ſorgfältig aufgetakelte Schiffchen hervor.

„Nun haben wir ſieben," ſagte er, „ebenſoviel wie Dein Onkel. Er hat immer ſieben; wenn eins verkauft wird oder untergeht, läßt er ein neues bauen. Und jedes heißt nach einem Stern." Er ſetzte die Schiffchen ins Waſſer und nannte dabei ihre Namen: „Venus, Anthares, Spica." — „Regulus!" fiel das Kind ein. — „Arkturus, Aldebaran," fuhr der Knabe fort. „Und dieſes neue iſt der Rigel."

„Der Stern hat einen häßlichen Namen," ſagte das Kind. „Warum wohl?" „Du ſollteſt Deinen Onkel fragen."

„Onkel weiß auch nicht immer alles," meinte die Kleine. „Manchmal antwortet er: ‚Kinder fragen mit Zucker beſtreut', das mag ich gar nicht."

„Das würde ich auch nicht mögen. Aber ich will unſeren Ordinarius fragen; der weiß alles."

Das kleine Mädchen war die Pflegetochter des Kaufherrn Nippold, eine Nichte ſeiner Frau. Ihr Vater, Herr Moritz Tſchuſchner, führte nach dem Tode ſeiner Gattin, die bei der Geburt der kleinen Melitta geſtorben war, ein Wanderleben, wie er es ſchon vor ſeiner Heirat getan hatte. Er war ein gewandter, überaus glücklicher Geſchäftsmann; es galt ihm gleich, ob er im fernen Weſten eine Poſt einrichtete, in Auſtralien eine Stadt gründen half oder in Argentinien

eine Fabrik für Fleischextrakt ins Leben rief — er fiel, wie er zu sagen liebte, jederzeit auf seine vier Füße.

Der Spielgefährte der kleinen Melitta war Volckardt, der Sohn des Gärtners. Seit den vier Generationen Nippold, die das vornehme alte Haus und das herrliche Grundstück besessen hatten, waren auch die Werningen dort Gärtner gewesen. Der jetzige Hausherr und der jetzige Inhaber der Stelle waren miteinander zur Schule gegangen, bis der erstere das Johanneum bezog, während der andere unter dem Druck des strengen Vaters die Gärtnerei erlernen mußte, es aber nie verschmerzen konnte, daß er nicht hatte Pastor werden dürfen. Er heiratete später eine Kantorstochter von einem benachbarten Gute, und der junge Herr Nippold, seit des Vaters frühem Tode Chef der Firma, stand bei seinem ersten Kinde Gevatter.

Als nach der Taufhandlung der Pastor einen Trinkspruch auf den neuen kleinen Gärtner ausbrachte, ergriff Herr Nippold das Wort. Der kleine Gärtner, hoffte er, würde nicht ausbleiben, für diesen seinen kleinen Paten hätte er aber einen anderen Wunsch. Er könnte ihm freilich nicht wie regierende Herren ein Offizierspatent in die Wiege legen, womit einem Hamburger Bürgerssohn wohl auch schwerlich gedient wäre, aber einen Platz in seinem Kontor wolle er ihm hiermit zusichern. Es wäre schon mancher aus bescheidenen Verhältnissen zu den höchsten Ehrenstellen seiner Vaterstadt aufgestiegen; ob das auch diesem Knaben gelänge, würde von seinem Charakter und seinen Gaben abhängen; etwas Glück müsse freilich auch dabei sein. Das wünsche er ihm, und in diesem Sinne wolle er das Glas leeren auf das Wohl des kleinen künftigen Senators."

Wie sehr der Kaufherr den jungen Eltern ins Herz gesehen hatte, zeigten das jähe Rot, das in dem Gesicht der Wöchnerin aufstieg und die Ergriffenheit, mit der der Gärtner ihm die Hand schüttelte. „Das ist ein Wort, Herr Nippold! Das ist ein Wort!" wiederholte er mehrfach.

Der kleine Volckardt blieb das einzige Kind, und Frau Werningen brachte den Ehrgeiz, den sie im stillen für ihren Knaben hegte, dadurch zum Ausdruck, daß sie ihn auf das sorgfältigste hielt und kleidete, durchaus über seinen Stand, wie öfter mißfällig bemerkt wurde. Da sie jedoch alles für ihr Kind selbst anfertigte, so konnte man ihr kaum einen Vorwurf daraus machen, wenn sie bei dieser Gelegenheit den Geschmack an den Tag legte, den sie sich als Jungfer in einem feinen Hause angeeignet hatte.

Als nach dem Tode ihrer Mutter die kleine Melitta zu Nippolds gebracht wurde, war Volckardt außer sich vor Freude und behauptete steif und fest, er habe ein Schwesterchen bekommen. Ganz behutsam faßte er sie an und wurde nicht müde, vor ihr zu tanzen und zu springen und sie auf alle Art zu unterhalten. Er hatte eine ausgesprochene mechanische Begabung und machte der Kleinen allerhand Spielzeug, das sich drehte, rollte und klapperte. Niemand hatte soviel Einfluß auf sie, wie er. Eines Tages hatte Frau Nippold Besuch und schickte nach der Kleinen; anstatt der Wärterin erschien Volckardt mit dem Kinde an der Hand und sagte treuherzig, während er mit einer ihm eigenen Bewegung die Locken zurückwarf: „Sie schrie und wollte nicht kommen, da mußte ich sie wohl bringen."

Der fremden Dame machte er eine ſehr ſorgfältige kleine Verbeugung, ehe er wieder hinausging.

„Das war wohl der Kleine von Bürgermeiſters nebenan?“ fragte die Dame.

„Nein, ein Pate meines Mannes, der Sohn des Gärtners,“ war die Antwort.

„Er ſieht aus, wie ein kleiner Prinz,“ ſagte die Fremde.

Leider war Volckardt nicht immer ſo wohl erzogen, und Frau Werningen vergaß es nie, daß er, als Frau Nippolds Mutter, die alte Frau Keller, ihm einmal Milch in ihre eigene Taſſe eingoß, ungezogen äußerte: „Wo Du din oll Snabel intunkt haſt, mag ik nich trinken.“

Melitta war ein leidenſchaftliches Kind. Sie konnte ſich bei Ausbrüchen von Heftigkeit und Eigenſinn auf den Boden werfen, wobei dann Tante und Bonne hilflos daneben ſtanden. Sogleich aber erhob ſie ſich, wenn Volckardt bei einem ſolchen Auftritt ins Zimmer kam, und ſie ſparte nicht an Tränen und Bitten, bis er „wieder gut“ war.

In der Schule und ſpäter im Gymnaſium war Volckardt mehr gefürchtet als geliebt, und es bildete ſich mit der Zeit eine Schroffheit in ſeinem Charakter aus, die nicht jedem gefiel. Er hatte wenig Freunde und wählte ſie ſorgfältig. Seine Mutter war beſonders ſtolz auf ſeinen Umgang mit dem Sohne des Senators Dietert, einem aufgeweckten, talentvollen Jungen.

Sobald die Knaben die Sekunda durchgemacht hatten, bemühte ſich der Senator um einen Platz im Nippoldſchen Kontor für ſeinen Sohn; Herr Nippold aber erinnerte ſich ſeines Verſprechens und lehnte den jungen Dietert zu Gunſten ſeines Paten ab.

So hatten denn Werningens das Ziel ihrer Wünſche erreicht, und vielleicht war es einer der glücklichſten Augenblicke ihres Lebens, als ſie eines Tages Volckardt nachſahen, wie er zum erſtenmal mit anderen jungen Leuten des Kontors zu Nippolds gebeten, in tadelloſem Anzug, mit hellen Handſchuhen und weißer Binde den Weg von der Gärtnerwohnung zum Herrenhauſe zurücklegte.

Leider blieb ihre Freude nicht lange ungetrübt, denn ſchon nach wenigen Monaten liefen Klagen über Volckardt ein. Der alte Kaſſierer, Herr Dammann, beſchwerte ſich über ſeine Zerſtreutheit und Läſſigkeit. „Und er kann doch alles ſehr gut machen, wenn er nur will,“ fügte er hinzu. Melitta fing eine ärgerliche Äußerung des Onkels darüber auf, und obwohl ſie und Volckardt je länger je ſeltener zuſammen waren, wußten ſie ſich doch zu finden, wenn es darauf ankam, und Melitta wiederholte ihm an einer abgelegenen Stelle des Gartens, was ſie den Onkel hatte ſagen hören, und fragte, ob der alte Dammann ihm vielleicht übel wolle?

„Nein, er hat ganz recht,“ ſagte Volckardt.

„Aber warum tuſt Du nicht Deine Pflicht?“ fragte Melitta.

„Ich kann es nicht. Wohl ein paar Stunden lang, dann aber kann ich in der Tretmühle nicht weiter. Im Gymnaſium war das Arbeiten leicht, da hatte ich Intereſſe an den Sachen. Hier aber fehlt es mir; denn ich bin kein Kaufmann, ich bin ein Mechaniker. Als ſolcher könnte ich etwas leiſten; als Kaufmann wird aus mir im Leben nichts.“

„Warum ſagſt Du das nicht, Volckardt?“

„Ich habe es der Mutter geſagt, aber da hätteſt Du ſie ſehen ſollen. Sie ſchrie faſt vor Angſt, weinte und bat, ich ſolle um Gottes willen den Vater nichts merken laſſen. Ich mußte ihr verſprechen, noch zu warten und wenigſtens zu verſuchen, mich in die kaufmänniſche Arbeit hineinzufinden. Das will ich auch, denn wechſeln iſt ſonſt meine Sache nicht.“

„Soll ich nicht mit Tante Lydia ſprechen, damit ſie es dem Onkel zu guter Stunde beibrächte?“

„Wenn Du jemals wiederholſt, was ich Dir im Vertrauen ſage, ſind wir geſchiedene Leute. Auf Dich wenigſtens muß ich mich verlaſſen können; ich habe ja ſonſt niemand.“

„Das kannſt Du auch. Gegen Deinen Willen und ohne Dein Wiſſen ſage ich nichts.“

Melitta ſchied bedrückt von dem Jugendfreunde und konnte den Eindruck tagelang nicht verwinden; bald aber vergaß ſie alles über der Nachricht, daß ihr Vater auf einige Zeit zum Beſuch käme. Ihr Jubel füllte das Haus. Es war unmöglich, ſich nicht an ihr, wenn auch nicht mit ihr zu freuen, und das ſonſt ſo ſcharf beobachtende Kind merkte in dieſem Falle nicht, daß es mit ſeiner Freude ziemlich allein ſtand. Das Verhältnis zwiſchen den Schwägern war mit jedem Zuſammenſein kühler geworden. Herrn Rippold war die etwas laute, joviale Art ſeines Schwagers ebenſo unangenehm, wie Herrn Tſchuſchner deſſen gemeſſenes, allezeit korrektes Weſen. Rippold konnte nicht begreifen, wie man ſein Leben in den verſchiedenſten Weltgegenden mit immer anderen Projekten ausfüllen und darüber zu keiner Seßhaftigkeit gelangen könne, und Tſchuſchner fand, daß es für den guten Franz ein Segen geweſen war, als Chef eines großen Handelshauſes geboren zu werden, denn auf andere Weiſe wäre er nie einer geworden.

Frau Rippold ſtand, wie mit allen Leuten, ſo auch mit dem Schwager gut, in Gegenwart ihres Mannes aber wurde ſie die Mitempfindung ſeines Unbehagens nicht los. Dazu kam bei ihr die Sorge, Tſchuſchner möchte ihnen Melitta nehmen, obwohl ihm Rippold die Gerechtigkeit widerfahren ließ, daß er das dem Kinde nicht antun würde. Der kleine Mittelpunkt dieſer verſchiedenen Intereſſen ſtand mit vollſter Unbefangenheit zwiſchen ihnen. Für Melitta war ſeit der Ankunft des Vaters jeder Tag ein Feſt und der Unterricht nur ein Hindernis, ihn überall hin zu begleiten. Als er ſie eines Tages mit an den Hafen hinunternehmen wollte und die Erzieherin an die Klavierſtunde erinnerte, traten Melitta Tränen in die Augen.

„Ich dächte,“ meinte Herr Rippold und ſah die Erzieherin fragend an, „man könnte doch, während der Papa hier iſt, die Zügel ein wenig locker laſſen.“

„Das iſt auch meine Meinung,“ ſagte Fräulein Ritter gefällig. Sie war Herrn Tſchuſchner ſehr gewogen, denn als er das vorige Mal Abſchied nahm, hatte er ihr ein Etui mit einem koſtbaren Armband überreicht, in deſſen Rund ſich ein feingefalteter Tauſendmarkſchein anmutig ſchmiegte; das mußte ihr denn wohl gefallen.

„Wen haſt Du heute zu Tiſch, Lydia?“ fragte am nächſten Sonntagmorgen Herr Rippold ſeine Frau.

„Volckardt und Brand ſind an der Reihe, und da Brand noch krank iſt, habe ich den jungen Dietert dazu gebeten. — Iſt Dir's nicht recht?“ fragte ſie, als ſie eine Wolke auf ihres Mannes Stirn aufſteigen ſah.

„Heute läßt es ſich nicht mehr ändern,“ erwiderte er, „aber für's erſte möchte ich Volckardt nicht wieder gebeten haben. Dammann klagt fortwährend über ihn, und ich fürchte, die Sache wird nicht gehen, falls er ſich nicht bald zuſammennimmt.“ —

Frau Rippold ſah ſehr betroffen aus; Melitta, die mit einem Buch am Fenſter ſaß, ſtand auf und verließ das Zimmer.

„Du gibſt doch acht, Lydia,“ ſagte der Kaufherr beunruhigt, „daß das nicht etwa weiter geht? Die Intimität zwiſchen den beiden gefällt mir gar nicht mehr.“

„Sie iſt ſchon viel geringer geworden,“ erwiderte Frau Rippold, „und wir tun wohl am beſten, nicht an das Verhältnis zu rühren. Ich glaube, daß wir uns auf den Takt der Eltern verlaſſen können und auf den von Volckardt auch; er hält ſich ſeit einem Jahre ſichtlich zurück.“

„Behalte jedenfalls die Augen offen. Sobald es tunlich iſt, ſchicke ich ihn außer Landes.“

Der junge Dietert war aus einem feinen lebhaften Knaben ein ſehr hübſcher, gewandter junger Mann geworden. Volckardt ſah älter aus und war begreiflicherweiſe heute ſtill und bedrückt.

„Iſt es wahr, Herr Tſchuſchner, daß Sie eine Weile unter den Indianern gelebt haben?“ fragte Dietert. Damit war nun gerade die Art der Unterhaltung eingeleitet, die Rippold beſonders zuwider war. Tſchuſchner aber war bald im beſten Fahrwaſſer, beſchrieb die Indianer und ſein Leben mit ihnen am Colorado, und erzählte, wie er einſt in einem Streite, der zwiſchen ihnen und den weißen Anſiedlern ausgebrochen war, vor ihren Augen die Waffen ablegte und allein zu ihnen ging; ſeitdem war er bei allen ſolchen Zwiſtigkeiten zum Schiedsrichter und Obmann gewählt worden.

„Wie kamſt Du denn aber dorthin, Papa?“

„Mit einem engliſchen Schiffe, Puß, von dem ich ablief. Es war in Frisco. Ich traf dort Pelzhändler, die nach dem Colorado gingen, und ſchloß mich ihnen an.“

„Wie kam es eigentlich, daß Du überhaupt Seemann wurdeſt? Du biſt doch aus Schellſtadt.“

„Ja, das hatte ſeine Gründe, Puſſy. Ich war nicht ſehr glücklich zu Hauſe und hatte ſchon öfter daran gedacht, fortzulaufen. Meine Mutter war geſtorben, und mein Vater hatte eine Schweſter von ihr geheiratet, die ich ſchon als Tante nie hatte leiden können. Der Vater war ſehr heftig und ſehr ſtreng, und dazu hatten wir am Gymnaſium — ich war damals in der Sekunda — einen Direktor, der auch ein ſehr ſtrenger Herr war. Wir nannten ihn Jämmerlich, weil er ſeine Pauken immer mit den Worten anhob: ‚Es iſt doch jämmerlich.‘ Beſonders auf das Rauchen hatte er es abgeſehen, und gerade deshalb waren wir darauf verſeſſen und hatten eine Verbindung geſtiftet; es war die reinſte Dummejungenſpielerei.

Wir tranken schlechtes Bier, rauchten ein schauderhaftes Kraut und trugen dazu weiß und grüne Bänder; das war alles. Der Ort, wo wir unsere Zusammenkünfte hielten —"

„Kommt noch etwas?" fragte der Hausherr ungeduldig. Frau Nippold murmelte mit niedergeschlagenen Augen etwas von Nachtisch, und Herr Tschuschner fuhr unbekümmert fort:

„Also das Lokal hatte uns viel Kopfzerbrechen gemacht, aber schließlich kam uns ein genialer Einfall. Wir versammelten uns nämlich im Oberzimmer eines uralten Turmes, der noch aus der Zeit der Befestigung der Stadt herstammte. Er war früher in die Stadtmauer eingefügt gewesen, von der noch ein Stück stehen geblieben war, und zwar so, daß es den Eingang fast verdeckte. Unten war die sogenannte Wachtstube für die Nachtwächter; sie wurde bei Tage selten benutzt; oben enthielt der Turm aber noch ein Stübchen mit vergittertem Fenster, wo ab und zu ein aufgegriffener Strolch für die Nacht eingesteckt wurde, weshalb dort eine Pritsche mit einer Decke vorhanden war; sonst war außer einem Tisch und ein paar Stühlen nichts darin. Dort also saßen wir an einem schönen Herbstnachmittag in guter Ruh, ohne zu bemerken, daß der Tabakrauch in dicken Wolken durch das geöffnete Fenster zog. Einer von uns sagte noch ganz harmlos: ‚Da kommt der Jämmerlich,' sprang aber plötzlich in die Höhe: ‚Um Gottes willen, was fangen wir an? Er fixiert das Fenster! er kommt!' — Nun war guter Rat teuer, denn einen zweiten Ausgang gab es nicht. Wir hatten zwar die Tür von innen abgeschlossen, aber das war doch nur ein Aufschub; wir saßen wie die Mäuse in der Falle. Da fiel mir die wollene Decke in die Augen. ‚Hört,' sagte ich, ‚Ihr stellt Euch hinter die Tür und nehmt Eure Mützen, damit nichts zurückbleibt, das uns verraten kann. Einer schließt auf, und sobald Jämmerlich eintritt, werfe ich ihm die Decke über den Kopf, und ehe er sich besinnt, sind wir unten.' Währenddessen hörte man schon den Herrn Direktor die Stufen heraufkeuchen und sein ‚es ist doch jämmerlich'. Nun rüttelte er an der Klinke und schlug mit der Faust an die Tür. ‚Aufgemacht!" schrie er, ‚ich bin der Rektor!' Ich hielt die Decke ausgebreitet vor mich, die anderen drückten sich gegen die Wand. ‚Fertig!' sagte ich. Einer schloß auf, und der Rektor trat ein. ‚Es ist doch jämmerlich' — da stülpte ich ihm das Tuch über und wand es ihm um Kopf und Hals und Schultern. Die Jungen stürmten die Treppe hinunter; ich stellte dem Rektor noch ein Bein, daß er hinfiel, und ehe er sich aufrappeln konnte, war ich draußen, schloß ab und um hinunter wie der Blitz. Aber, wie es das Unglück will, eben, da ich aus der Tür trete, geht der Klassenlehrer vorbei und sieht mich. ‚Wo kommen Sie denn her?' fragte er. Ich antwortete: ‚Aus der Wachtstube.' ‚Sie haben da wohl einen eingesperrt?' — Man hörte oben jemanden toben und gegen die Tür donnern und dazu die wohlbekannte Stimme: ‚Hilfe! Aufmachen! jämmerlich! jämmerlich!' — ‚Das klingt ja fast wie der Rektor?' sagte der Lehrer. ‚Mir scheint es auch so; wollen wir nicht hinauf und nachsehen, Herr Doktor?' Er warf mir einen sonderbaren Blick zu, und wir wandten uns beide nach der Treppe. Sobald aber der Doktor hinaufstieg, sprang ich zurück, war mit einem Satz um die Mauer und lief wie gehetzt durch das Stadthölzchen, dann weiter in die Niederung, als wäre

man hinter mir her. Ich wußte augenblicklich, daß ich nicht nach Hauſe zurückkonnte, denn von der Schule wäre ich mit Schimpf und Schande gejagt worden, und meinem Vater hätte ich nicht unter die Augen treten dürfen. Die Dämmerung brach herein, und ich irrte noch immer an der Oder entlang, ohne zu wiſſen, wohin. Da ſtieß ich auf einen alten Kahn, der halb im Schlamm lag; ein Paar Ruder lagen darin. ‚Wenn ich nur über den Fluß könnte,‘ dachte ich und ſchob den Kahn hinunter; aber es war ein morſches Ding und zog gefährlich Waſſer. Indem ich noch unſchlüſſig daſtand, ſah ich einen der großen Oderkähne herankommen, und nun war mein Entſchluß gefaßt. Ich ſtieg in das lecke Ding und gedachte das Fahrzeug zu erreichen; aber das flache Boot lief im Umſehen voll. Ich ſuchte erſt das Waſſer mit meiner Mütze auszuſchöpfen, dann ruderte ich wieder aus Leibeskräften und ſchrie ſo laut ich konnte. Ein alter Mann auf dem Kahn hatte mich bemerkt, hielt auf mich zu und warf mir, ſobald ich in erreichbare Nähe kam, ein Tau zu. Es war die höchſte Zeit, der Kahn ſackte unter mir fort, und ich kletterte naß wie ein Pudel an Bord. ‚Zum Teufel, junger Herr,‘ ſagte der Alte, ‚was fällt denn Ihnen ein? Ihrethalben kann ich nicht anlegen, nun müſſen Sie hier bleiben, bis morgen Mittag.‘ Mir war das nur zu recht. Der alte Mann war allein an Bord mit ſeinem Sohne, einem ſtillen, ordentlichen Menſchen, der mir trockenes Zeug brachte, mir etwas zu eſſen gab und mich in ſeiner Koje ſchlafen ließ. Am nächſten Morgen erzählte ich den beiden, wie es mit mir ſtand. Der Alte lachte: ‚Wenn Sie einen ſchlechten Streich gemacht hätten, ſetzte ich Sie ohne weiteres ab, da es aber nur ein dummer war, will ich Ihnen helfen.‘ Sie hatten den Tag zuvor zwei Leute fortgeſchickt, die ſich an Land betrunken hatten; ſo kam ich ihnen ganz gelegen. Als ich dachte, daß Gras genug über die Geſchichte gewachſen wäre, nahm ich in Stettin eine Heuer auf einem Schiffe, das nach England ging und einem Vetter von meinem Schiffer gehörte. Der gab mir ein gutes Zeugnis. So kam ich nach London. Natürlich wollte ich aber nicht nach Deutſchland zurück. Sobald das Schiff wieder ſegelfertig war und der Schlepper beſtellt, ſagte ich, ich wolle mir noch etwas Tabak aus einem kleinen Laden in der Nähe holen, ging aber nicht hinein, ſondern ſprang auf den erſten beſten Omnibus und fuhr mit, ſo weit er ging. Dann, als ich ſicher war, daß das Schiff fort war, fragte ich mich nach der Themſe durch und wanderte die ganze Nacht am Strande entlang bis nach den Docks. Da ſtand ich nun —“

„Konnten Sie damals ſchon Engliſch?“ fragte Volckardt — es war faſt das einzige, das er an dieſem Mittag ſprach.

„Nein, mein Sohn. Mit Griechiſch und Latein hatte ich mich jahrelang herumgeplagt, aber etwas Nützliches, das einem hätte im Leben vorwärts helfen können, lernte man zu meiner Zeit auf einem preußiſchen Gymnaſium nicht.“

„Ich denke, wir heben die Tafel auf,“ ſagte Herr Rippold zu ſeiner Frau. Sie erhob ſich, und man verfügte ſich zum Kaffee auf die Veranda. Die jungen Leute umgaben Herrn Tſchuſchner, wie Bienen einen Honigtopf, aber der Hausherr zog ſich zu ſeinem Mittagsſchlaf zurück.

„Was machteſt Du denn nun, Papa?“ fragte Melitta.

„Ich sah Arbeiter Bohlen aus einem Schiff laden, stellte mich dazu und trug mit. Zur Essenszeit ging ich mit ihnen in eine Wirtschaft, und weil mich der Omnibus mein letztes Geld gekostet hatte, so nahm ich meine Jacke ab und gab sie der Frau an der Bar zum Pfand; aber sie lachte und gab sie mir wieder. Abends wurde ich mit ausbezahlt und schlief dann auch dort: es war billig und reinlich. Während ich dort arbeitete, redete mich der Steuermann, der deutsch konnte, an, und riet mir, mich auf sein Schiff zu verheuern, das noch Leute brauchte, und mit nach Kapstadt zu gehen. Das tat ich, und nach ein paar Jahren kam ich nach 'Frisco, wo ich wieder ablief, wie ich schon sagte."

Nur zu schnell verging Melitta die Zeit, die ihr Vater für seinen Aufenthalt in Hamburg festgesetzt hatte; er sprach zwar mehrmals davon, ganz dazubleiben, teilte ihr dann aber ziemlich plötzlich seinen Entschluß mit, nach Australien zu gehen, wo er verschiedene Eisen im Feuer hätte, und eines Abends stand sie oben im Garten im Aussichtspavillon und sah in heißen Tränen dem Dampfer nach, der ihr den Vater entführte.

Kurze Zeit danach trat die erwartete Katastrophe für Volckardt ein. Herr Dammann erklärte ihm eines Morgens, daß er genötigt wäre, seinethalben nochmals ernstlich mit Herrn Nippold zu sprechen. Das wartete Volckardt nicht ab, sondern ging selbst in das Sanktum des Chefs. Er sah sehr bleich aus, als er an Herrn Nippolds Pult trat.

„Du kommst, um Deine Entlassung zu nehmen. Du kannst gehen," sagte Herr Nippold hart. „Was willst Du noch?" fragte er dann.

„Ich — ich wollte Ihnen danken —" stotterte der arme Junge.

„Tut nicht nötig." Der Kaufherr zeigte mit der Feder nach der Tür und sah in einen Brief, den er in der Hand hielt. Gesenkten Hauptes ging Volckardt hinaus. War die Entlassung aus dem Geschäft bitter und demütigend gewesen, so war der Empfang, als er zu ungewohnter Stunde nach Hause kam, geradezu schrecklich. Die Mutter jammerte und rang die Hände; hätte man ihr den einzigen Sohn tot ins Haus getragen, sie hätte sich nicht verzweifelter anstellen können. Noch schlimmer war der Vater. Wiederholt ging er mit geballten Fäusten und verzerrtem Gesicht auf den Sohn los, und man sah, wie er gewaltsam an sich hielt, um sich an dem fast Erwachsenen nicht tätlich zu vergreifen, während er mit heiserer Stimme schrie: „Zum Schuster tu ich Dich! Zum Schuster auf die Flickbank gehörst Du! Dafür haben wir Dich aufgezogen wie einen Prinzen und kein Opfer gescheut, daß Du nun Schande über uns bringst! Feines Zeug tragen und hochdeutsch reden, das kannst Du, aber zum Arbeiten ist der junge Herr zu gut! Aber komm Du mir nur! Du hast's nicht gut haben wollen, nun magst Du's fühlen, wenn Dir der Meister den Buckel zerdrischt! Wie lange willst Du Dich noch von uns füttern lassen, Du nutzloser Sack Du?"

„Ich will zum Schlosser in die Lehre," antwortete Volckardt, „ich habe mit Petersen schon gesprochen."

„Meinethalben geh zum Hundefänger! Ich scher mich nicht länger um das, was du tust oder läßt."

In der Tat mußte die Mutter die nötigen Abmachungen vermitteln, denn wochenlang sprach der Vater kein unnützes Wort und ging jedem Mitglied der Familie Rippold scheu aus dem Wege. Auch der Mutter schnitt es ins Herz, wenn sie Volckardt mit berußtem Gesicht und schwarzen Händen nach Hause kommen sah.

Monate waren so vergangen, als Herr Rippold einmal den Gärtner bei einer Arbeit traf, stehen blieb und fragte: „Wie geht es denn jetzt mit Volckardt? Ich höre, Petersen soll sehr zufrieden mit ihm sein."

Da aber verwandelte sich Werningens ganzes Gesicht; er richtete sich straff auf und sagte: „Herr Rippold, davon kann ich nicht sprechen. Sie haben es gut mit uns gemeint, und wir haben Ihnen mit Undank gelohnt."

„Nimm Dir das doch nicht so zu Herzen, Jan!" sagte Herr Rippold gutmütig; aber die Erschütterung des Mannes war so sichtlich und so tief, daß er das Gespräch abbrach.

Der Sturm erneuerte sich, als Volckardt nach einem Jahre das Polytechnikum besuchen wollte. Er bat seinen Meister, darüber mit dem Vater zu sprechen, allein auch dieser richtete bei dem störrischen Manne nichts aus. Er erklärte hartnäckig, mit seinem Willen würde nicht wieder umgesattelt; jetzt wäre der Junge Schlosser, und Schlosser solle er bleiben.

Eines Abends saß Melitta lesend im Zimmer ihrer Tante, ganz vertieft in the Heart of Midlothian. Es war Spätherbst, und das Feuer im Kamin flackerte behaglich. Da klirrte es leise, als ob von außen Sand gegen die Scheiben geworfen würde, das Zeichen, durch das sie Volckardt sonst in den Garten zu rufen pflegte. Seit Jahren war es nicht mehr gegeben worden, und Melitta begriff sogleich, daß es sich um etwas Wichtiges handeln müsse. Sie stand auf, verließ das Zimmer und eilte den Laubengang aufwärts nach dem Pavillon, den sie einst scherzweise ihr geheimes Fleck genannt hatten. Ein dichter Tannengang senkte sich von dort in den unteren Teil des Gartens, und es hatte zu ihren Kinderspielen gehört, sich bei den Händen haltend, mit geschlossenen Augen hinunter zu springen, „ins Nichts zu laufen", wie sie es nannten.

Wie Melitta erwartet hatte, stand Volckardt im Schatten des Pavillons, als sie mit ängstlichem: „was gibt es denn?" oben ankam. Er faßte ihre Hände.

„Ich will Dir Lebewohl sagen," rief er leise; „ich muß fort."

„Um Gottes willen! Du hast doch nichts Unrechtes getan?" fragte Melitta erschrocken.

„Nein," erwiderte er, „wie kannst Du nur so etwas denken?" Er setzte ihr nun auseinander, wie er seinen ganzen Lebensgang ändern müßte, wenn er jetzt noch ein paar Jahre verlöre. „Ich habe entschieden mechanisches Talent," sagte er, „aber es muß ausgebildet werden, wenn ich vorwärts kommen soll. Hier in Deutschland geht alles so langsam nach der Schablone, und ich muß schneller weiter; ich muß selbständig werden. Bei der Mutter finde ich kein Verständnis, und der Vater behandelt mich wie einen Schuft. Ich muß aus diesen Verhältnissen hinaus. Ich will es machen, wie Dein Vater, und mir das Glück auswärts suchen, das sie mir in ihrem Unverstande hier aus der Hand winden."

„Aber warum hat es denn mit Dir solche Eile?“ fragte Melitta.

Ich will offen mit Dir sprechen, Melitta. Du weißt, daß ich auf der Welt keinen anderen Freund habe als Dich. Du bist mein einziges Glück und mein einziger Trost, und“ seine Stimme sank — „meine einzige Hoffnung. Und leider bist Du reich und hübsch, und es wird nicht lange dauern, so werden das andere auch sehen. Da will ich denn, so aussichtslos es auch ist, versuchen, mir eine Stellung zu erwerben, die es mir ermöglicht, Dich zu erringen.“

„O,“ rief Melitta lebhaft, „auf mich kannst Du Dich verlassen! Ich warte schon“ —

„Nein,“ erwiderte Volckardt, „das darf nicht sein, das darfst Du nicht aussprechen. Du bist noch ein Kind und würdest vielleicht in ein paar Jahren über das kindische Versprechen lächeln. Es könnte auch sein, daß es Dich dann beunruhigte. Nein, Du sollst frei bleiben, ganz frei! Ich wollte Dir nur sagen, wie ich denke, damit Du weißt, was mich von hier forttreibt, wenn sie nachher alle über mich herfallen.“

„Und wohin gehst Du?“ fragte Melitta.

„Zunächst nach England. Kraft Heinz geht heute nacht in See und nimmt mich mit hinüber.

„Hast Du denn Geld?“

„Nein, ich hatte eine kleine Summe für alle Fälle zurückgelegt, aber die Mutter hatte ein paar größere Rechnungen, die sie drückten, und bat mich, sie ihr zu leihen. Du weißt ja, wie Vater immer schilt, wenn Mutter Geld von ihm verlangt. Es muß auch so gehen.“

„Warte,“ sagte Melitta, „ich hole Dir, was ich habe.“ Sie sprang davon, und es dauerte kaum zehn Minuten, bis er ihr helles Kleid wieder durch die Büsche schimmern sah und sie ihm atemlos ein Päckchen in die Hand drückte.

„Ich danke Dir,“ sagte Volckardt bewegt, „von Dir nehme ich es gern.“ Da warf sie ihre Arme um seinen Hals, und er fühlte ihre Tränen auf seinen Wangen und ihre weichen Lippen an seinem Munde.

„Melitta! Melitta! wo bist Du?“ hörten sie in diesem Augenblicke die Stimme der Erzieherin vom Hause her.

„Geh nur, geh!“ flüsterte Melitta.

„Sei ruhig; ich verschwinde ins Nichts,“ erwiderte Volckardt und drückte sie noch einmal an sich, ehe er mit leichtem Sprung in dem Tannengange verschwand.

„Hier bin ich! Ich komme ja schon!“ rief Melitta hastig, indem sie der Erzieherin entgegeneilte, um das Geräusch von Volckardts Schritten zu verdecken.

„Du hast geweint, Kind? Was hast Du?“ fragte die Tante, als Melitta ins Zimmer zurückkehrte.

„Fräulein Ritter ist gleich so böse!“ sagte Melitta und brach in heftige Tränen aus.

„Aber liebes Kind, nimm Dir das doch nicht so zu Herzen. Ich mag ja etwas ungeduldig nach Dir gefragt haben. Du weißt, ich bin manchmal etwas nervös, seit Onkel krank ist.“

Als Volckardt am nächſten Morgen nicht zum Frühſtück erſchien und die Mutter ſein Bett unberührt fand, war der Verdruß groß.

„Nun wirft ſich der Bengel noch auf die liederliche Seite," ſchalt der Vater. „Das fehlte gerade noch. Nichts als Schimpf und Schande erlebt man an dem Jungen."

Als Volckardt auch zu Mittag fehlte und die Mutter unvorſichtig bemerkte, er hätte wohl Angſt ſich zu zeigen, entlud ſich der Zorn des Vater über ſie. Es kam aber noch ſchlimmer. Als die arme Frau am Nachmittag einige ausgebeſſerte Wäſcheſtücke in ihres Sohnes Kommode legen wollte und das Schubfach aufzog, war es leer. Mit zitternden Händen öffnete ſie den Kleiderſchrank; auch der gute Anzug und die beſſeren Arbeitskleider des Sohnes fehlten. Nun lief ſie laut ſchreiend in den Garten.

„Um Gottes willen, Mann! Volckardt iſt fort! Er iſt fort! Mein Junge iſt fort! Mein armer Junge!"

„Meinethalben mag er ſein, wo er will," erwiderte ihr Mann mürriſch, ging aber doch in das Haus und unterſuchte ſorgfältig des Sohnes Kammer. Im Pult lagen aber nur Zeichnungen von Maſchinen und eine Abhandlung über den „Vulkan" in Stettin.

„Ja," ſagte die Mutter, ſchon halb getröſtet, „nach Stettin wird er gegangen ſein; davon hat er ſchon oft geſprochen."

Als dieſes Zwiegeſpräch ſtattfand, lag Volckardt an Bord des Kohlendampfers „Geſch-Margret" in ſeiner Koje. Er hatte die Vorhänge zugezogen und fand jetzt die Muße, im Lichte der runden Luke Melittas Päckchen zu öffnen. In eines ihrer kleinen Taſchentücher feſt eingeknotet fand er ihr Portemonnaie mit all ihrem Reichtum, 52 Mark 65 Pfg., daneben in einem Briefumſchlag ein handlanges Stück ihres dicken braunen Zopfes, noch mit der blauen Schleife daran, offenbar in höchſter Eile mit einem Meſſer ſchräg abgeſchnitten. Voll Rührung betrachtete er das kindliche Liebespfand, das ihm ſpäter in mancher Verſuchung zum rettenden Talisman werden ſollte.

Zwei Jahre vergingen, ehe Volckardt wieder von ſich hören ließ. Dann ſchrieb er endlich aus Johannisburg, wo er in der Nähe der Goldfelder eine Werkſtatt zur Reparatur von Maſchinen und einen kleinen Handel mit Werkzeug eingerichtet hatte. Es ginge ihm gut, berichtete er. Sobald er die nötigen Mittel beiſammen hätte, gedächte er nach Chicago zu gehen, wo ein in der Eiſeninduſtrie etablierter Freund lebte, und wo er auch ſeine wiſſenſchaftlichen Kenntniſſe vervollkommnen könne. Er ließ den Vater und Melitta grüßen. Die Mutter zögerte lange mit der Antwort, denn Schreiben war ihre Sache nicht. Der Vater nahm überhaupt keine Notiz von dem Brief, aber Frau Rippold und Melitta ſchickten freundliche Grüße, und Rippold ſagte zu ſeiner Frau: „Den Jungen haben ſie auf dem Gewiſſen. Der würde ſeinen Weg gemacht haben, hätten ſie ihn verſtändig genommen und gewähren laſſen."

2.

„Sie sind vorbei, die Tage solcher Tränen."
Pestalozzi.

Während Volckardt schon im Kampfe des Lebens stand, durchlebte Melitta noch das Freundschaftsstadium der Backfischzeit. Solange sie Volckardts kameradschaftlichen Umgang gehabt hatte, war sie in kein näheres Verhältnis zu einem anderen kleinen Mädchen getreten. Jetzt aber erblühte eine warme Freundschaft zwischen ihr und Fanny Kämpf, aus der sie sich sonst nicht viel gemacht hatte. Es war eigentlich eine Kontrastfreundschaft; sie hatten nicht viel gemeinsame Interessen, ergänzten sich aber in gewisser Weise vortrefflich. Beide waren einzige Kinder und gestanden sich einmal in vertraulicher Stunde, daß es das größte Glück sein müßte, eine Schwester zu haben. Da das nun nicht zu erreichen war, stifteten sie, wie Jonathan und David, einen Bund miteinander, tauschten ihre Broschen aus und erklärten sich für Schwestern. Die beiderseitigen Mütter, denen der nähere Umgang der Kinder sehr erwünscht war, gingen bereitwillig darauf ein, und die neuen Schwestern genossen das Glück, sich gleich kleiden und die meisten ihrer Unterrichtsstunden teilen zu dürfen. Fanny war zwar ein Jahr älter, aber noch besonders kindlich und eine wahre Meisterin im Puppenspielen, woraus sich Melitta nie viel gemacht hatte; jetzt aber holte auch sie, von Fanny angeregt, die längst fortgelegten Puppen nochmals hervor, und der gütige Onkel, der davon hörte, brachte ihr selbst eines Tages noch eine herrliche Wachspuppe, als Braut gekleidet, mit einem feinen Schleier und einem Kranz aus winzigen Orangenblüten. Durch eine jener wunderbaren Fügungen, wie sie auch im Puppenleben vorkommen, paßte sie in der Größe genau zu Fannys geliebtem Matrosenjungen James, und der Gedanke, die beiden zu vermählen, war daher sozusagen von selbst gegeben. Frau Kämpf war etwas betreten, als sie eines Tages in die sogenannte Kinderstube kam und die Vorbereitungen zu einer glänzenden Hochzeitsfeier in vollem Gange fand. „Kinder!" sagte sie, „Das ist kein hübsches Spiel! Das möchte ich lieber nicht!"

„O Mamachen!" rief Fanny, der schon die Tränen in die Augen schossen, „seit zwei Tagen arbeiten wir daran, und eben ist alles fertig! Melitta zieht nur noch Betty und Susanne als Brautjungfern an, beide weiß und rosa, und wir haben so furchtbare Mühe gehabt, genug rote Gänseblumen zu den Kränzen zu finden. Und wir haben einen Toast in Versen, der beim Braten kommen soll, und wir haben einen wirklichen Braten!"

„Einen wirklichen Braten? — Was denn?" fragte die Mutter.

„Trina hat uns eine Leipziger Lerche von Jenckel mitgebracht, die kleinste, die da war, und wir haben sie mit Speckscheiben umwickelt, und sie brät in der kleinen Bratröhre. Wir haben schon dreimal Spiritus aufgegossen. Riechst Du es nicht?"

Die Mutter war zwar so gefällig, die Lerche zu riechen, sagte indessen: „Mit ernsten Dingen, wie kirchliche Handlungen sind, treibt man kein Spiel."

„Das wollen wir ja auch gar nicht!" rief Fanny kläglich. „Es ist ja nur Zivilehe! Da in der Ecke ist das Standesamt!"

„Nun, dann —“ ſagte Frau Kämpf.

„Wir wiſſen nur nicht,“ fuhr Melitta fort, die eben der einen Brautjungfer eine Stecknadel in den Kopf drückte, „wir wiſſen nur nicht, ob man ſeinen eigenen Namen in das Buch ſchreibt, oder den neuen.“

„Den neuen,“ ſagte Frau Kämpf lachend.

Und ſo kam es, daß die Puppe Leokadie ſich gleich als Baronin James von Adlerhorſt-Brandenfels auf der letzten Seite einer alten franzöſiſchen Grammatik eintragen durfte.

Dieſe harmlos glückliche Zeit verging ſchnell, und aus den beiden Kindern entwickelten ſich zwei anmutige junge Mädchen, die man überall zuſammen ſah und von denen es hieß, daß ſie ſich gegenſeitig gut ſtünden, da Fanny eben ſo roſig und blond, wie Melitta dunkel und farblos war.

Für dieſe hatte ſich währenddeſſen das Leben im Hauſe durch die zunehmende Krankheit des Onkels traurig geändert. Jahrelang hatte ſich Frau Nippold darauf gefreut, die Pflegetochter in Geſellſchaft zu führen; nun beanſpruchte die Pflege des Mannes all ihre Zeit und ihre Kräfte. Auch ihre eigene Kränklichkeit nahm zu, und ſo mußte ſie ſich begnügen, Melitta unter Frau Kämpfs Obhut die Vergnügungen mitmachen zu laſſen, zu denen ſie ſelbſt ſie nicht begleiten konnte.

So ſtanden die Sachen, als Herr Tſchuſchner nach Jahren wieder zu längerem Beſuche eintraf. Er hatte ſich im allgemeinen angemeldet, das Schiff, mit dem er kommen würde, indeſſen nicht beſtimmen können; ſo kam er denn eines Abends im Februar bei eiſigem Sturm und dem bekannten Hamburger Wetter, von dem man nicht weiß, ob es Regen, Nebel oder Schnee vorſtellen ſoll, vor dem Nippoldſchen Hauſe an, das anſtatt wie ſonſt eine Reihe heller Fenſter zu zeigen, jetzt wie ausgeſtorben, dunkel und trübe dalag. Niemand empfing ihn als der alte Diener Guſtav.

„Iſt es möglich! Herr Tſchuſchner! Und bei dieſem Wetter! Aber Herrn Tſchuſchners Zimmer ſind bereit; alles warm und friſche Blumen; da hat Fräulein Melitta alle Tage danach geſehen! — Ach, wie finden es Herr Tſchuſchner bei uns verändert; unſer armer Herr!“ ſagte der treue Menſch mit Tränen in den Augen, während er den Gaſt die Treppe hinaufgeleitete.

„Geht es meinem Schwager ſo ſchlecht?“

„O nein, eben geht es eher etwas beſſer, aber da iſt wohl wenig Hoffnung. Die Ärzte ſprechen von Rückenmark, aber der Herr weiß es nicht. Ihm ſagt man, es wären die Nerven, und es würde ſich geben.“

„Und meine Schwägerin?“

„Die können Herr Tſchuſchner heute nicht mehr ſehen; Frau Nippold geht immer ebenſo früh zur Ruhe, wie der Herr, weil er ſo ſchwer einſchläft und leicht aufwacht.“

„Und meine Tochter?“

„Ach, das wiſſen wohl Herr Tſchuſchner nicht? Es iſt ja heute Fräulein Fannys Polterabend! Fräulein Fanny Kämpf heiratet ja Herrn Albert Hahn, den älteſten Sohn von Hahn & Froiſſard; ſie kommt nach Singapore. Das iſt

auch ein rechter Verlust für unser Fräulein. Aber es ist erst acht, da sollten doch Herr Tschuschner noch hingehen. Herr und Frau Kämpf würden sich so freuen und Fräulein Fanny und alle. Um neun fangen erst die Aufführungen an; lebende Bilder und ein kleines Stück; ein Freund vom Bräutigam, der junge Herr Dietert, hat es gemacht. Aber das Schönste kommt zuletzt. Da sind alle jungen Damen Blumen, und unser Fräulein ist die allerschönste. Wirklich, Herr Tschuschner müßten sich das ansehen. Vorgestern war Kostümprobe; da hatten sich's Fräulein Melitta und Fräulein Fanny ausgedacht und die ganze Dienerschaft von den drei Häusern dazu gebeten, weil wir doch sonst nichts davon gesehen hätten. Fräulein Fanny war natürlich nicht dabei, aber als es aus war, bekamen wir Torte und Wein, und die jungen Herrschaften kamen und stießen mit uns an. Die alte Trina, die schon da war, als Fräulein Fanny geboren wurde, weinte die ganze Zeit, und es tut uns auch allen leid, und lange werden wir wohl unser Fräulein auch nicht mehr haben."

„Wieso? — Ist etwas im Werk?" fragte Herr Tschuschner unbedenklich.

„Wir meinen nur so — ein so schönes Fräulein!" erwiderte der alte Diener ausweichend.

„Ach was, sagen Sie es nur gerade heraus," sagte Herr Tschuschner.

„Man sagt nur so," wiederholte Gustav, „es heißt, die Hahns hätten unser Fräulein gern für den zweiten Sohn, Herrn Viktor, und es wäre ja auch hübsch, wenn Fräulein Melitta und Fräulein Fanny Schwägerinnen würden."

„Ist das alles oder kommt noch ein anderer in Frage?"

„Ja," sagte Gustav, „es scheint fast so. Da ist eben noch der Herr Dietert, von Wechsler & Co."

„Der Sohn vom Senator?"

„Ach, Herr Tschuschner erinnern ihn wohl noch? — Er war einmal zu Tisch hier mit dem jungen Werningen."

„Ganz recht — und wo ist der junge Werningen?"

„Verschollen, Herr Tschuschner. Er lief fort — man fragt da nicht gerne. Es ist hart für die Eltern, sie hatten nur den einen. Herr Dietert ist jetzt auf Urlaub hier; er ist sonst in Rangoon. Das ist ein Staatsmensch geworden; Herr Tschuschner wird auch seine Freude an ihm haben."

„Und der, heißt es, bemüht sich um meine Tochter?"

„Das kann ich nicht sagen, aber sie sind viel zusammen gewesen in dieser Zeit. Den ganzen Polterabend haben die beiden fast ganz allein eingerichtet."

Anderthalb Stunden später betrat Tschuschner das helle, blumengeschmückte Treppenhaus bei Kämpfs. Ein Diener eilte dem späten Gast entgegen.

„Die Aufführungen sind schon im Gange, und hinten steht alles dicht gedrängt," sagte er, „aber ich werde die Seitentür öffnen; der Herr Senator wird zwar hinter Topfgewächsen sitzen, kann jedoch von da aus alles übersehen."

Tschuschner ließ sich nieder und betrachtete, wohl verborgen, die glänzende Gesellschaft und das der Bühne gegenübersitzende Brautpaar.

Von dem kleinen Stücke verstand er nicht viel. In dem Hauptspieler erkannte er nach der Beschreibung des alten Gustav unschwer den jungen Dietert.

der einen Krämer vorstellte, bei dem die Einkäufe zum Hochzeitsmahl gemacht wurden. Was er sagte, schien witzige Anspielungen zu enthalten, denn im Saal folgte ein Heiterkeitsausbruch dem anderen.

Als nach dem Schlusse des Stückes der Vorhang sich wieder hob, hing an der Seite der kleinen Bühne eine Tafel mit der Aufschrift: „Ort der Handlung: Fannys Gärtchen." Die Musik spielte das Kinderlied: „Kuckuck! Kuckuck ruft aus dem Wald." Währenddessen kam mit kleinen Schritten und gesenktem Köpfchen ein Veilchen aus der Kulisse, sah sich scheu um und duckte sich unter seine Blätter; gleich darauf noch eins; dann folgten, mit seinen silbernen Glocken läutend, ein Paar Schneeglöckchen, hierauf Flieder und Goldregen Hand in Hand und andere mehr. Kinder kamen als Maßliebchen gesprungen und drehten sich im Ringelreihen. Dann schwieg die Musik, und die Blumen begannen zu klagen, daß sie nun umsonst hier blühen müßten, denn die schönste und liebste der Schwestern zöge fort in ein fremdes Land, und jede Strophe schloß mit dem von allen halb gesungenen, halb gesprochenen Kehrreim:

„Fehlest beim Tanze,
Fehlst beim Gekose,
Ach! aus dem Kranze
Fehlet die Rose!"

und die Augen der jungen Braut standen schon voll Tränen. Da ließ sich von weitem ein fremdartiger Klang hören, und Dietert trat auf als indischer Gaukler, im bunten Sarong, der weißen burmesischen Jacke und dem rosa Kopftuch, auf einer indischen Pfeife spielend. Halb in gebrochenem Deutsch, halb in dem in Indien üblichen Pigeon-Englisch erklärte er, ein Zauberer zu sein, ließ eine unsichtbare Schlange tanzen, von der er versicherte, daß ihr die Giftzähne ausgebrochen seien, machte Münzen unter Tonnäpfchen verschwinden und beteuerte, noch ganz andere Dinge zu können. Die Blumen alle, die hier stünden, so reizend sie auch schienen, wären bleich und matt gegen ihre Schwestern im fernen Osten, und wenn die Herrin erlaubte, so würde er die schönste der dortigen Blumen herzaubern, die heilige Tempelblume, die Pagodaflower. Fanny nickte. Der Gaukler blies nun auf seiner Schalmei und beschrieb beschwörende Kreise in der Luft. — „Jetzt"! sagte er, „jetzt! — Still, sie kommt! — Da ist sie" und aus dem Hintergrund kam langsamen Schrittes, in halbdurchsichtigen gelblichen Gewändern, mit nachschleppendem Schleier, das dunkle Haar gelöst, die fünf zurückgebogenen Zacken einer großen gelbrötlichen Blüte auf dem Haupte, mit geschlossenen Augen wie im Traume, Melitta.

„Wir müssen sie wecken," sagte der Gaukler, zog aus seinem Sack ein glänzendes Banjo und schlug ein paar Töne an. Die Pagodablume öffnete die Augen, die infolge von braunen Strichen unter den Lidern noch größer und dunkler erschienen, und sah sich verständnislos um. Nun pfiff der Gaukler eine spanische Melodie und begleitete sich dazu auf dem Banjo. Die Pagodablume bewegte sich jetzt in der Art, wie Indierinnen tanzen, nur mit dem Oberkörper und den Armen, die Hände auswärts haltend. Der Zauberer berührte sie schließlich mit dem Stabe. „Sprich," sagte er, „begrüße die Memsah!" Da trat sie mit gekreuzten Armen vor und

flüsterte einige Worte auf Hindostanisch. „Deutsch!“ gebot der Gaukler, und mit ruhiger, klangvoller Stimme brachte sie die Grüße der fernen Heimat unter den Palmen und den Blumen, die der Herrin harrten; glänzend wären sie und glühend und leuchtend, aber reizender als alle würde zwischen ihnen die deutsche Rose sein, an Zartheit, Frische und an süßem Duft.

„Herrlich!“ rief der Gaukler, „du hast wahr gesprochen!“

Dabei stimmte er eine lustige Melodie an, die Musik fiel ein, die Blumen tanzten in allerlei Verschlingungen durcheinander, in der Mitte allein die Pagodablume. Tanzend löste sie einen feinen indischen Schleier von der Schulter und warf ihn Fanny zu. Der Gaukler schloß mit einem vollen Akkord, und die Blumen sprangen von der Bühne in den Saal hinab, von allen Seiten umringt und bewundert.

Tschuschner war in einem seltsamen inneren Widerstreit dem Spiele gefolgt. Er hatte Melitta als Kind verlassen und natürlich erwartet, sie erwachsen wieder zu finden, aber er hatte geglaubt, sie würde nun ganz ihrer Mutter gleichen, deren Reiz für ihn in einer eigentümlichen Herbheit, einer Art schüchternen Zartheit bestanden hatte; und nun hatte sie vor ihm gestanden, anmutig zwar in jeder Bewegung, aber so fremdartig, und mit einer solchen Ruhe und Sicherheit, daß ihm war, als befände er sich nicht seinem Kinde, sondern einer jungen Fürstin gegenüber. Und es überkam ihn eine große Enttäuschung, eine heiße Sehnsucht nach dem warmherzigen Backfisch, der beim Abschied in so heißen Tränen an seinem Halse hing; und er wollte sich unbeachtet, wie er gekommen war, wieder entfernen, aber der Saal begann sich zu entleeren und zu den letzten Paaren, die an ihm vorübergingen, gehörten Melitta und Dietert. Beide plauderten angeregt, als Dietert zufällig zur Seite blickte, Herrn Tschuschner voll ins Gesicht sah, stutzte und ausrief: „Fräulein Melitta! Da ist ja Ihr Vater!“

Melitta sah auf und flog mit einem leisen Schrei des Entzückens auf Tschuschner zu. Und als sie nun neben ihm saß und seine Hand streichelte, während ein glückliches Lächeln um ihre Lippen spielte und ihre Augen feucht waren und sie nach den ersten Fragen von des Onkels traurigem Zustand sprach, als von dem, was ihrem Herzen zunächst lag, erfaßte ihn eine große Freude und Rührung.

„Ja, Du bist es! Du bist es noch!“ wiederholte er mehrfach.

„Ich habe mich wohl sehr verändert, Papa? — In dem Alter, weißt Du! — Aber Du wirst mich schon wiederfinden, vielleicht mehr als Dir lieb sein wird.“

Nun aber kamen, von Dietert benachrichtigt, alle in den Saal zurückgeeilt, Herr und Frau Kämpf, Herrn Rippolds Neffe Robert und seine Frau Konstanze, die Hahns, alle die nächsten Freunde, das Brautpaar; man umgab den Heimgekehrten in froher Begrüßung. Fanny hob sich auf die Fußspitzen, bot ihm den Mund und nannte ihn Onkel und Du, als wäre er gestern fortgegangen.

„Das setzt dem ganzen Fest noch die Krone auf! Das ist zu herrlich!“ jubelte sie. „Nicht wahr, Albert?“

„Jawohl,“ sagte Albert gehorsam. „Jawohl,“ klang ein dünnes Echo nach.

„Mein Sohn Viktor,“ beeilte sich Frau Hahn vorzustellen. Herr Tschuschner warf einen prüfenden Blick auf den semmelblonden Menschen mit den zwinkern

den Augen und ſchüttelte ihm kordial die Hand. „Der kommt nicht in Betracht," dachte er beruhigt.

Noch ſaß man beim Abendbrot, als Trompetenſignale die Jugend in den zum Tanzen umgewandelten Saal zurückriefen. Dietert eilte auf Melitta zu: „Darf ich bitten!"

„Wäre es Dir nicht lieber, jetzt nach Hauſe zu fahren, Papa?" fragte Melitta.

„Im Gegenteil, es gefällt mir hier ſehr gut. Weshalb wollteſt Du mich um das Vergnügen bringen, Euch tanzen zu ſehen?"

„Wir werden uns die größte Mühe geben, Sie zufrieden zu ſtellen, Herr Tſchuſchner," verſicherte Dietert.

Der Vater ſuchte ſich nun einen erhöhten Platz in einer Sofaecke aus und ſah befriedigt in das bunte Gewühl. Da kamen ſie; keine Frage, weitaus das ſchönſte Paar; die verkörperte Anmut und Lebensluſt, ſchwebten ſie an ihm vorüber und ihnen folgte das Brautpaar; blond und zufrieden in der Sicherheit erhofften Glückes, tanzten ſie dahin.

„Unſere lieben Kinder ſehen doch vortrefflich miteinander aus, finden Sie nicht auch, mein lieber Herr Tſchuſchner?" flötete eine Dame, die an ſeiner Seite Platz genommen hatte, lang und ſchmal, mit ſcharfen Zügen und etwas gelblicher Farbe. Tſchuſchner beſann ſich. Frau Senator Dietert, natürlich.

„Jawohl, gnädige Frau, Ihr Herr Sohn tanzt vorzüglich."

„Und die liebe Melitta! Sie iſt doch eigentlich die Königin des Feſtes, obwohl man das freilich an einem Polterabend, an dem der Braut die erſte Stelle zukommt, nicht ſagen darf. Ja, um ſo ein Töchterchen kann man Sie beneiden."

„Na, ſie iſt ja ſo ziemlich geraten."

„Und die Pagode, die ſie auf dem Kopfe hat, ſteht ihr bezaubernd. Ich habe ja leider nur die zwei großen Jungen. Der Älteſte iſt ſchon ſeit zwei Jahren bei Reeſe & Mann in Rio. Sie kennen die Firma jedenfalls, Herr Tſchuſchner?"

„Gewiß, gewiß, dem Namen nach wenigſtens," ſagte Tſchuſchner, der ihn nie gehört hatte.

„Mein Ludwig iſt der zweite. Es würde mir ſchwer, zu ertragen, daß er nach Rangoon ging, aber es iſt doch eine Auszeichnung, wie ſie nicht vielen in ſeinem Alter zuteil wird. Und wer einmal bei Wechſler & Co. feſten Fuß gefaßt hat, iſt ein gemachter Mann, heißt es immer. Natürlich, er muß das Seine tun, das verſteht ſich, und das wird ja auch mein Ludwig, mit Gottes gnädiger Hilfe."

Hier gelang es Tſchuſchner, nicht weit von ſich einen alten Bekannten zu erblicken.

„Ja! Da iſt ja auch der alte Hageneſt!" rief er, „Donnerwetter, wie der ſich hält! Sie entſchuldigen, Frau Senator" — und fort war er.

Das Wiederſehen zwiſchen Tſchuſchner und ſeinem Schwager Rippold am nächſten Morgen war für beide Teile ergreifend. Es war Herrn Tſchuſchner beweglich, den Schwager, den er immer aufrecht und ſelbſtbewußt gekannt hatte, nun kraftlos im Lehnſtuhl zu ſehen und das freundliche, behagliche Geſicht der Schwägerin von Sorge gefurcht und gealtert wiederzufinden.

„Ich bin ein gebrochener Mann, Moritz!“ sagte Rippold und streckte ihm seine abgemagerte Hand entgegen.

„Sage das nicht, Franz! Ich habe manchen von weiter her zurückkommen sehen, als Du jetzt bist!“

Das alte brüderliche Verhältnis des ersten Jahres trat wieder zwischen ihnen ein. Tschuschner fuhr den Kranken im Rollstuhl durch den Garten, und es war rührend, wie er die Stimme dämpfte und ihm allerhand von der äußeren Welt zuzutragen und zu erzählen wußte.

Inzwischen gingen die Festlichkeiten der Hochzeit ihren Gang; es waren Gäste von auswärts gekommen, denen Hamburg gezeigt werden mußte, und die befreundeten und nun verschwägerten Familien versammelten abwechselnd den Freundeskreis bei sich. Tschuschner begleitete seine Tochter überall hin, und überall trafen sie Dietert, der bei diesen Gelegenheiten die Seele der Gesellschaft war. Sprudelnd von Lebendigkeit und Lebenslust, machte er aus seiner Bewunderung für Melitta kein Hehl, und daß er auch ihr gefiel, schien zweifellos. Sein Urlaub näherte sich dem Ende, und es war vorauszusehen, daß er nicht abreisen würde, ohne sein Heil bei Melitta versucht zu haben. Sie sah es kommen, so gut wie die anderen, aber so sicher sie sonst in ihren Entschlüssen war, so unsicher fühlte sie sich in diesem Fall.

„Er gefällt mir, ich mag ihn lieber, als die anderen,“ sagte sie zu sich selbst, „aber es ist zu früh, es ist zu rasch, wenn er nur jetzt noch nicht käme!“

Aber er kam. Eines Morgens, als sie nicht weit von Hause in einer kleinen Laube saß, um einen Brief von Fanny zu lesen, die sich noch auf der Hochzeitsreise an der Riviera befand, öffnete sich die Gartenpforte, und Dietert trat ein in einem neuen Hut und lavendelfarbenen Handschuhen. Er sah Melitta und eilte auf sie zu.

„Sie haben sich ja heute wunderschön gemacht“ — konnte sie sich nicht enthalten etwas malitiös zu sagen.

„Ich — ich wollte — zu Ihrem Herrn Vater,“ stotterte der sonst so selbstbewußte Dietert verlegen.

„Papa ist oben,“ sagte Melitta und wurde rot.

Nun fand Dietert seine Sicherheit wieder; er hielt die Hand, die sie ihm gereicht hatte, fest und fragte, ob er sie behalten dürfe, und dann strömte Lebensglück und einzige Hoffnung und was sonst in solchen Augenblicken gesagt wird, ihm in Fülle und in ehrlicher Bewegung über die Lippen. Melitta sah mehr beängstigt als beglückt aus.

„Es kommt mir zu schnell,“ stammelte sie, „ich muß es mir überlegen. Sprechen Sie mit Papa — das wird das beste sein.“ Sie suchte Zeit zu gewinnen, er aber, froh des errungenen Vorteils, eilte ins Haus und klopfte an Herrn Tschuschners Tür.

„Herein!“ Tschuschner musterte den jungen Mann, seinen Hut und seine Handschuhe mit sarkastischen Blicken. „Das sind ja große Vorbereitungen, Herr Dietert! Was bringen Sie denn Gutes?“

„Ich bringe nichts, Herr Tſchuſchner“, ſagte Dietert, dem plötzlich der Atem etwas ſchwer ging.

„Dann wollen Sie wohl etwas?“ fragte Tſchuſchner unbarmherzig.

„Ihr Fräulein Tochter — ich traf ſie — zufällig — in der Laube“ —

„Beruhigen Sie ſich erſt ein wenig; ſtreifen Sie die Dinger da ab, lieber Dietert, und dann wollen wir die Sache bei einer Zigarre freundſchaftlich beſprechen.“

Tſchuſchner öffnete ſeinen Schrank, wählte bedächtig eine Zigarre und ſetzte ſie gelaſſen in Brand. „So,“ ſagte er, „nun wollen wir uns miteinander verſtändigen.“

Dietert hatte ſich inzwiſchen gefaßt; er ſah recht gut, daß ihm ſeine Verlegenheit eher genützt als geſchadet hatte, und brachte nun ſein Anliegen männlich und beſcheiden vor.

„Ich habe das erwartet,“ ſagte Tſchuſchner. „Sie haben meine Tochter zuerſt geſprochen. Wie ſteht ſie zu der Sache?“

„Fräulein Melitta ſagte, ſie wollte es ſich überlegen, und ich ſollte vorerſt mit Ihnen ſprechen.“

„Außerordentlich korrekt. Das erleichtert mir die Sache ungemein. Alſo kurz und gut, ich habe an und für ſich nichts dagegen. Sie gefallen mir, Sie gefallen — worauf es noch mehr ankommt — auch meiner Tochter. Sie ſind aus gutem Hauſe; das iſt erfreulich, wenn auch nicht unbedingt notwendig. Sie haben für Ihre Jahre eine gute Stellung in einer guten Firma. Das iſt für den Augenblick genügend. Ich habe, wie geſagt, prinzipiell nichts dagegen. Aber meine Tochter iſt erſt ſiebzehn Jahre alt; das iſt mir zu jung zum Heiraten, und lange Verlobungen ſind mir ein Greuel. Alſo für den Augenblick kann noch von nichts die Rede ſein. Dazu kommt, daß ich eine Bedingung an meinen Schwiegerſohn ſtelle, die Sie wohl billig finden werden. Meiner Anſicht nach muß der Mann ſo viel haben, daß er die Frau erhalten kann; nachher kann die Frau dazu bringen, ſoviel ſie mag, je mehr, je beſſer. Das verlange ich alſo auch von Ihnen. Sehen Sie zu, daß Sie eine auskömmliche Stellung bekommen, dann kommen Sie wieder. Iſt auch Melitta dann desſelben Sinnes, dann ſollen Sie ſie haben.“

Dietert konnte ſeinen Schrecken nicht verbergen. „Sie haben gewiß alles Recht, Ihre Bedingungen zu ſtellen, Herr Tſchuſchner — aber in meinem Falle — bedenken Sie, ich muß fort.“

„Das iſt mir gerade ſehr angenehm. Solch ein Hin- und Herziehen iſt nichts für die Dauer. Ich hätte ſonſt mit meiner Tochter fortgehen müſſen, und das wäre mir wegen der Verhältniſſe hier im Hauſe ſehr ſchwer geworden.“

„Sie werden uns doch wenigſtens geſtatten, zu korreſpondieren?“

„Schreiben Sie an mich, ſoviel Sie wollen, lieber Dietert,“ ſagte Tſchuſchner artig, „auch an die Tante unten, wenn Sie das erleichtern kann, an meine Tochter aber ſchreiben Sie nicht. Meine Tochter ſoll frei ſein, ganz frei.“

„Das iſt hart, Herr Tſchuſchner. Sie kennen doch die Verhältniſſe. Ich kann nichts tun, um mich vorwärts zu bringen; ich muß warten, bis ich befördert werde; währenddeſſen können andere kommen und mich aus dem Felde ſchlagen.“

„Ich denke, darüber können Sie ruhig sein. Meine Tochter ist in ihren Neigungen beständig. — Sehen Sie, junger Mann, ich habe das Leben mit Nichts angefangen und bin jetzt, selbst für Hamburger Verhältnisse, ein wohlarrangierter Mann. Ich will nicht, daß es von meinem Schwiegersohne heißt, wie von den Männern im Stedinger Land, die die Goldfischchen dort angeln: „Die Fru hat ihn tom Manne makt.“ Wer steht mir dafür, daß solch einem Glücksfischer nicht mein Geld in den Kopf steigt, und er es in dem Zehntel der Zeit wieder los wird, die ich gebraucht habe, um es zusammenzubringen? — Darum will ich für meine Tochter einen Mann, der seine Lehrzeit hinter sich hat; es gewährt auch das keine Sicherheit, ich weiß es wohl, aber eine gewisse Gewähr liegt doch darin. Was sonst an Charakter, Geist und Tüchtigkeit nötig ist, das ist Voraussetzung — ich denke, darin wird meine Tochter nicht fehlgreifen.“

„Aber, Herr Tschuschner, gesetzt auch, ich käme in den nächsten Jahren so weit, so bekomme ich vor vier Jahren keinen neuen Urlaub.“

„Darüber seien Sie ruhig. Wenn es so weit ist und Sie sind beide noch desselben Sinnes, so bringe ich Ihnen Melitta; darauf können Sie sich verlassen. — So, und nun überlegen Sie sich das. Guten Morgen.“

Dietert ging. Melitta saß noch in der Laube, und sie sprachen eine Weile miteinander, als Tschuschner zu ihnen trat.

„Was machen Sie denn hier?“ fragte er.

„Ich teilte Fräulein Melitta Ihre Antwort mit.“

„Das kann ich selbst am besten,“ sagte Tschuschner ganz freundlich.

Dietert küßte Melitta die Hand und schlug etwas zögernd in Herrn Tschuschners dargebotene Rechte.

„Mut, junger Mann! Noch ist Polen nicht verloren,“ sagte Tschuschner und entließ ihn mit einem freundschaftlichen Schlag auf die Schulter. Dann zog er Melittas Hand durch seinen Arm und führte sie in den Garten. „Nun sind wir wohl böse auf den alten Papa?“ fragte er und sah sie prüfend an.

„O nein, Papa! es ist mir ganz recht —“

Tschuschner sprach nun eingehend mit der Tochter, und als das Resultat dann Nippold mitgeteilt wurde, hielten beide mit ihrem Beifall nicht zurück.

„Sehr verständig, sehr verständig! Ich hätte Moritz diese Lösung kaum zugetraut,“ sagte Nippold später zu seiner Frau.

Weniger erbaut war man bei Dieterts, als der Sohn mit finsterem Gesicht nach Hause kam und seinen neuen Hut rücksichtslos auf den Tisch schlenderte.

„Um Gotteswillen! Du hast doch keinen Korb bekommen?“ rief die Mutter.

Dietert erzählte, wie es ihm ergangen war, und nachdem man die Sache reiflich besprochen hatte, kam man zu dem Trost, daß sie nicht gar so schlimm stünde. „Nur behutsam muß man sein,“ hieß es. „Wir müssen verlauten lassen, daß Du die Einwilligung von Vater und Tochter hast und nur Melittas große Jugend das Hindernis ist. Ist das erst bekannt, so ist es fast besser als eine Verlobung, die sie jetzt nicht würden anzeigen wollen. Nun, der Herr, dem wir auch dieses anheim stellen wollen, mag das Beste geben. Es ist weitaus die beste Partie, die

Du machen könnteſt, da können wir es uns ſchon etwas ſauer werden laſſen. Und ich werde ſchon mein Auge auf Melitta haben, während Du fort biſt."

Sehr unglücklich über dieſen Ausgang der Sache war auch Fanny, als ſie und Albert zurückkehrten, um ſich zur Abfahrt nach Singapore zu rüſten.

„Ich dachte ſo beſtimmt, daß Du gleich nachkommen würdeſt," klagte Fanny, „und nun dauert es noch wer weiß wie lange."

„Mir iſt es ſo ganz recht; ich war noch gar nicht ſo weit," erwiderte Melitta.

„Ach, Unſinn! Das hätte ſich ſchnell genug gefunden!" ſagte die junge Frau von der Höhe ihrer Erfahrungen herab. „Drücke nur den Korb da nicht zuſammen! Gib ihn her, er kann mit in den Kleiderkoffer."

„Was iſt denn ſo Koſtbares darin?" fragte Melitta.

„Nun, James und Leokadie", erwiderte Fanny.

„Die nimmſt Du mit?!"

„Natürlich! Wenn ich ſie zurücklaſſe, ſchenkt ſie Mama doch nur armen Kindern zu Weihnachten. Für die ſind neue Puppen gut genug; dazu iſt mir mein James denn doch zu lieb."

Die arme Melitta empfand die Leere nach Fannys und Dieterts Fortgang bitter und ihre Tante und ihr Vater mit ihr. Er ſuchte ſie in dieſer Zeit durch Reiſen zu zerſtreuen; ſie gingen bald nach England, bald nach Frankreich, blieben aber, des Onkels und der Tante wegen, ſelten länger als drei Wochen fort.

Als Melitta eines Tages nach der Rückkehr von einem ſolchen Ausflug durch den Garten ging, trat Frau Werningen in großer Erregung auf ſie zu.

„Ach, Fräulein Melitta!" rief ſie, „ich habe etwas getan! Ach, wenn nur mein Mann das nicht erfährt! Nicht wahr, Sie ſagen es nicht?"

„Nein, nein, Frau Werningen! Beruhigen Sie ſich doch!"

„Ach, Fräulein Melitta, mein Volckardt —"

„Haben Sie ſchlechte Nachricht von Volckardt?" fragte Melitta erſchrocken.

„Nein, Fräulein, ſchlimm iſt es gerade nicht. — Ach, ich weiß gar nicht, wie ich es herausbringen ſoll — erinnern ſich Fräulein Melitta wohl noch an den Tag, wo Herr Dietert Abſchied nahm?"

„Ja," ſagte Melitta errötend.

„Ja, ſehen Sie," fuhr Frau Werningen fort, „gerade an dem Tage ſaß ich oben in Volckardts Stübchen und wollte ihm antworten, denn er hatte geſchrieben, er wolle fort, und wenn ich den Brief gleich abſchickte, erreichte er ihn noch. Und da ſah ich Herrn Dietert kommen, und er ſah ſo fein aus, da dachte ich es mir gleich, und er ging hinauf zu Herrn Tſchuſchner und dann ging er wieder in die Laube und dann kam Herr Tſchuſchner, und er küßte Fräulein Melitta ſo die Hand und Herr Tſchuſchner klopfte ihm noch auf die Schulter. Da dachte ich, nun iſt es in Ordnung und ſchrieb es gleich an Volckardt. Aber weil ich nachher gar nichts hörte, fragte ich Guſtav, und der ſagte, es wäre jetzt noch nichts, Fräulein Melitta wäre noch zu jung."

Melitta konnte ſich eines unbehaglichen Gefühls nicht erwehren, ſagte aber ſo freundlich ſie konnte: „Das iſt doch nicht ſo ſchlimm, Sie können ja an Volckardt ſchreiben und es berichtigen."

„Das ist es ja eben! Wir wissen jetzt gar nicht, wo er ist. Und wenn mein Mann das erfährt, der schon immer sagt, ich soll nicht blasen, was mich nicht brennt —“

„Aber das braucht er ja auch nicht zu erfahren,“ sagte Melitta.

„Ja, da ist doch aber das Päckchen!“

„Was denn für ein Päckchen?“

„Ja, ein Päckchen von Volckardt. Er muß es einem Bekannten oder einem Schiff mitgegeben haben, denn es kam mit der Hamburger Post, wie ein gewöhnlicher Doppelbrief. Hier ist es“ — und Frau Werningen zog aus ihrer Tasche ein dünnes Kästchen, in dem auf weichem Leder ein schmaler offener Goldreif lag. „Er schreibt,“ sagte Frau Werningen, „er hätte es selbst aus dem ersten Golde, das er gefunden hätte, gehämmert, und er bäte Fräulein Melitta, es zum Andenken anzunehmen, mit seinen besten Wünschen für sie und seinen alten Kameraden.“

In Melittas Gesicht stieg eine warme Welle; sie streifte den goldenen Reif über die Hand und drückte ihn um ihren Arm zusammen.

„Solange ich lebe, will ich ihn tragen,“ sagte sie bewegt.

„Wenn nun aber jemand danach fragt?“

„Wer soll danach fragen? Papa kümmert sich nicht um solche Dinge, und wenn Tante Lydia fragen sollte, so erkläre ich ihr, wie ich zu dem Armband kam, und sie wird nichts sagen.“

„Tausend Dank! Ich dachte gleich, daß Fräulein Melittchen mir helfen würde!“ Erleichtert ging Frau Werningen davon.

Melitta betrachtete den Armreif mit Rührung. ‚Das ist ein treues Herz,‘ dachte sie. Er hatte sich schwer durchschlagen müssen und war wohl mehr als einmal in Not gewesen, aber dieses erste Gold hatte er nicht angerührt, das war ihr Eigentum gewesen von Anfang an, und in seinen freien Stunden nach der Tagesarbeit hatte er es gehämmert zu einem einfachen kleinen Schmuckstück für sie. Oft hatte sie an ihn gedacht und über den kleinen Roman, der zwischen ihnen gespielt hatte, als über eine kindische Torheit gelächelt, ihm aber war es Ernst geblieben.

In ihrer Annahme, ihr Vater werde den Reif nicht bemerken, hatte sie sich indessen getäuscht. Der scharfe Blick des alten Goldgräbers entdeckte ihn auf der Stelle.

„Laß einmal sehen,“ sagte er, ihren Arm an sich ziehend, „das ist ja ein specimen! — Gold. — Rein. ‘So pliable from the pure gold — the lovely arm its only mould’, sagt Byron irgendwo. Woher hast Du ihn?“

Melitta erzählte. Tschuschner betrachtete den Ring nachdenklich. „Überaus sorgfältig und gut gehämmert. Schade um den Menschen. Damals, als die beiden Jungen hier waren, er und Dietert, weißt Du noch? — gefiel er mir gut, obgleich er fast nichts sagte.“

Die Zeit verging. Andere Bewerber zeigten sich nicht; denn dafür, daß das Goldhändchen allgemein für versagt galt, sorgte Frau Senator Dietert. Sie wurde auch nicht müde, Melitta Aufmerksamkeiten zu erweisen, und erbot sich unablässig, sie in Konzerte, Ausstellungen und dergl. zu führen, so oft auch die Antwort lautete, daß Herr Tschuschner seine Tochter selbst zu begleiten gedächte.

‚Meine liebe, meine liebe, liebe Melitta,‘ hieß es, so oft sie sich trafen, immer mit dem Zusatz: ‚Ich darf doch das Fräulein weglassen — stehen wir uns doch innerlich so nah!‘ Wenn es sich irgend tun ließ, sah sie Melitta so lange und tief in die Augen, daß diese nicht wußte, wo sie mit den ihren bleiben sollte. Melitta war eine zurückhaltende Natur; schon Fanny pflegte ihr vorzuwerfen: ‚Wenn man Dich küssen will, machst Du dich steif,‘ und dieses Gefühl des Steifmachens überkam sie jedesmal der Senatorin Dietert gegenüber. Es war ihr unbehaglich, wenn die Dame ihr zuflüsterte: ‚Ich habe wieder Nachricht von meinem süßen Ludwig!‘ und ihr Stellen aus seinen Briefen vortrug. Sie hätte sie lieber selbst gelesen und auf die Zwischenbemerkungen der Mutter verzichtet.

‚Die Schwiegermama ist keine angenehme Zugabe,‘ dachte Tschuschner, und er sowohl wie Melitta hofften, die Überschwenglichkeit der Mutter würde sich geben, wenn sie die erwünschte Schwiegertochter erst wirklich sicher hätte.

Der Tod des Onkels Nippold gestaltete das Leben im Hause noch trüber; Tante Lydia schien sich nur aufrecht erhalten zu haben, solange der Kranke ihrer bedurfte; jetzt versagten ihr wie mit einem Schlage die Kräfte, und sie verließ nur selten ihre Zimmer. So kam Melittas neunzehnter Geburtstag heran.

Am Tage vorher klopfte ihr Vater an ihre Tür und reichte ihr einen Brief. „So,“ sagte er, „die Sache ist ja nun von seiner Seite in Ordnung. Es ist schnell gegangen; die Firma wird wohl gewußt haben, worum es sich handelte. Gleichviel, er hat es erreicht, und ich bin der letzte, ihm einen Vorwurf daraus zu machen, daß er alle Minen springen ließ. — Ich bin in meinem Zimmer, wenn Du mich sprechen willst.“

Mit klopfendem Herzen und geröteten Wangen las Melitta den ersehnten Brief. Zum Überlegen hatte sie Zeit genug gehabt; die Lücke, die damals durch Dieterts Fortgehen in ihrem Leben entstanden war, hatte kein anderer ausgefüllt, und das Bild des begabten hübschen Mannes war nicht aus ihrer Phantasie verdrängt worden. Die Besprechung zwischen ihr und dem Vater war kurz.

„Wenn wir gleich schreiben, gehen die Briefe noch mit dem morgenden Dampfer. — Ich werde ihm sagen, daß ich mein Wort halten und dich ihm bringen würde. Es paßt mir sehr gut. Sobald ihr getraut seid, gehe ich weiter nach Shanghai und hinauf zu Mac Hallan. Ich übergebe ihm selbst meinen Anteil des nötigen Kapitals zu seiner elektrischen Bahn und helfe ihm bei der ersten Anlage. Mir wird es auch gut tun, wieder einmal in einer praktischen Arbeit zu stehen. — Gleich morgen früh will ich mit Tante Lydia sprechen.“

„Ach nein, Papa! Nur nicht morgen! Da ist mein Geburtstag, da kann ich ihr das nicht antun! Es ist schon so schlimm, daß sie mich hergeben muß.“

Die Briefe wurden geschrieben. Tschuschner brachte sie selbst zur Post.

Am nächsten Morgen erwachte Melitta mit der Empfindung, eine große Schicksalswendung erlebt zu haben, zu dem Bewußtsein, Braut zu sein. Langsam in einem traumartigen seligen Gefühl ging sie durch den taufrischen Garten, die ferne künftige Heimat in Gedanken. Wie alljährlich nahm sie Werningens Strauß und Glückwunsch entgegen. Der Geburtstagstisch erwartete sie im Zimmer ihrer Tante, und als es Zeit war, kehrte sie ins Haus zurück. Die Jungfer kam ihr

mit ängstlichem Gesicht entgegen, die gnädige Frau hätte noch nicht nach dem heißen Wasser geklingelt, und es wäre so still. Melitta ging in das Schlafzimmer. Die Sonne schien durch die roten Vorhänge und füllte es mit warmem Licht, und dort, auf dem breiten Bette ruhte friedlich Tante Lydia, den Kopf mit dem feinen Nachthäubchen ein wenig nach der Seite geneigt, wo sonst ihr Mann zu ruhen pflegte. Aber so tief, so vollkommen wie dieser war, ist kein irdischer Schlaf.

Melitta hatte die Hände auf dem Bettrand gefaltet, und Träne auf Träne rann über ihre Wangen. Tschuschner, den die erschreckte Jungfer sogleich gerufen hatte, war tief ergriffen; der alte Gustav stand in der Tür mit gefalteten Händen.

„Gönne es ihr," sagte der Vater, „gönne es ihr!"

„Ach, Papa," schluchzte Melitta, „ich weine ja vor Freude und vor Dank!" —

Alle Schwierigkeiten waren nun gelöst, und die Abreise nach Indien sollte so bald als möglich erfolgen. Unter diesen Umständen wurde die Verlobung nicht angezeigt, sondern nur im Freundeskreise mitgeteilt, und mit Triumph tat Frau Senator Dietert das Ihrige, sie nach Möglichkeit zu verbreiten.

Die letzte Zeit im alten Hause wurde Melitta so schwer gemacht, daß sie sich nach dem Abschluß sehnte. Robert Rippold hatte als Chef der Firma und Hauptherbe sofort alles in die Hand genommen, und es verging kaum ein Tag, an dem nicht Konstanze erschien und ihre Befehle gab, ohne im geringsten auf Herrn Tschuschner oder Melitta Rücksicht zu nehmen. Eine von Konstanzens ersten Äußerungen nach dem Tode der Tante war bezeichnenderweise gewesen: „Es versteht sich von selbst, Melitta, daß Ihr bis zu Eurer Abreise ruhig hier bleibt. Es wird ohnehin mit unserer Übersiedelung vor nächstem Herbste nichts werden, denn es wird monatelanger Überlegung und Arbeit bedürfen, bis man Haus und Garten einigermaßen habitabel machen kann. Ich fände es verständiger, ganz neu zu bauen, aber Robert, mit seiner Sentimentalität, will ja durchaus nicht."

Der neue Hafen war noch nicht fertig, und so fuhren Tschuschner und Melitta auf dem Dampfer, der sie hinausbrachte, an dem Platze vorüber, der so lange ihre Heimat gewesen war. Melitta sah das steile, altertümliche Dach zwischen den Bäumen, weiterhin die Spitze des Pavillons, der einst ihr geheimes Fleck gewesen war; jeden Laubengang, jede Baumgruppe suchte sie mit dem Auge. Am Stege unten stand ein dunkles Häufchen: der alte Gustav, Werningens beide, die Dienerschaft war dort vereint und winkte dem Kinde des Hauses den letzten Gruß zu, und Melitta breitete die Arme aus — sie sahen es alle.

Die stille Übergangszeit der Fahrt war eine Wohltat nach der Unruhe der letzten Wochen. Verlobung, Begräbnis, Beileidsbesuche, Trauerkleider, Glückwünsche, Aussteuer und Hochzeitsgeschenke hatten sich in aufreibendem Wirbel abgelöst. Jetzt endlich konnte Melitta zur Ruhe kommen. Sie war sehr ernst und zurückhaltend, während Tschuschner leicht Bekanntschaft machte und sich an Bord eines jeden Fahrzeuges sofort heimisch fühlte. In Malta kaufte er seiner Tochter Spitzen, und Teppiche in Suez. Das Rote Meer zeigte sich ihnen gegenüber besser als sein Ruf, und dann stürmte der Dampfer durch die endlose Bläue des Indischen Ozeans seinem Ziele entgegen. Eines Morgens stand die ganze Schiffsgesellschaft an der Reeling, um die erste Küstenlinie in leichtem Umriß aus den

Wellen ſteigen zu ſehen, das ſteil abfallende Kap von Atchinhead. Dann glitt man zwiſchen den grünen Ufern der Straße von Malacca entlang, und eines Nachmittags ſichtete man Singapore.

3.

Mondbeglänzte Zaubernacht,
Die den Sinn gefangen hält,
Wundervolle Märchenwelt,
Steig auf in der alten Pracht!

Tieck.

Und ſo war denn Indien, das Land der Wunder und der Verheißung, das neue Heimatland, glücklich erreicht.

Melitta ließ den Blick über die Palmenufer zur Rechten, über die felſigen Inſeln zur Linken ſchweifen; drüben lag die Stadt am Fuße ihrer grünen Hügel, und in der Bai, die der Dampfer langſamer durchſchnitt, wiegte ſich eine Unzahl von Schiffen, die löſchten oder ladeten. Schwarze, braune und gelbe Mannſchaft hantierte auf ihnen, und kleine Sampans ſchoſſen zwiſchen ihnen hin und her. Nun lag das Schiff an der Pier, und eine bunte Menge ergoß ſich auf das Deck; Bewillkommnen, Fragen, Suchen überall. Dazwiſchen drängten ſich Chineſen, Malayen und Inder und boten ihre Dienſte an. „Me Sneider! me very good Sneider!“ rief es von einer Seite. „Lookee, Mama!“ von der anderen, und ein Händler begann zu Melittas Füßen zwiſchen Drängen und Stoßen ſeinen Pack aufzumachen. „Melitta! Melitta! Da biſt Du ja! — Na, endlich, endlich!“

Es war Fanny, etwas ſchmäler, etwas weniger roſig, aber ſonſt ganz die alte. Da war auch Albert; Händeſchütteln, die üblichen Fragen, und bald ſaßen ſie alle vier in einem eleganten Wagen und fuhren die Eſplanade entlang. Dann bog der Weg ab und es ging durch die Stadt. Weich und warm war die Luft. Ein Sprengwagen zwang ſie, einen Augenblick zu halten, und Melitta fing mit geübten Augen ein reizvolles Bild auf: hinter der Waſſertonne, die Vorrichtung regulierend, ſchritt eine Idealfigur, ſchlank, ebenmäßig, wie in Bronze gegoſſen, nackt bis auf den aufgerollten Sarong, mit reinem ägyptiſchem Profil; der Eindruck wurde noch verſtärkt durch einen viereckig auf den Kopf gelegten Sack, der hinten geradlinig über den Nacken fiel.

Fanny lachte. „Ja,“ rief ſie, „gerade ſo ging es mir anfangs auch! Ich ſtarrte jeden braunen Kerl an; während ich jetzt kaum noch ſehe, von welcher Farbe die Leute ſind.“

„Den würde ich immer und überall bemerkt haben,“ meinte Melitta.

„An dem iſt doch nichts Beſonderes,“ ſagte Fanny und ſtreifte den Mann mit gleichgültigem Blick.

Wundervoll waren die Bäume an den Straßen, mit glattem, grauem Stamm, hellgefiederten Blättern und flammend roten Blumen.

„The flame of the forest,“*) erklärte Fanny.

*) „Die Flamme des Waldes.“

Nun ging es in die Villenstadt. Hohe Bambushecken umgaben herrliche Gärten, in denen Bungalows standen, hölzerne Wohnhäuser, die mit ihren vorspringenden Dächern und Galerien an Schweizer Bauart erinnern. Auf einem sorgsam gepflegten Rasenplatz lag ein Kinderspielzeug. Der Wagen hielt.

„Hier sind wir!" Fanny eilte mit dem Rufe: „Ayah! Ayah!" dem Hause zu. Aus dem Schatten eines Gebüsches trat eine braune Malaiin, weiß angetan, in der Nase eine goldene Rosette, grüne Steine in der Ohrmuschel, ein dickes blondes Baby im Arm. „Das ist Bertie!" sagte Fanny und stellte mit mütterlichem Stolz den Sohn und Erben vor. Der Kleine wendete sich ab.

„Das ist ja Tante Melitta, Du Dummerchen!"

„Laß nur, wir lernen uns schon noch kennen," rief Melitta. „Es fehlt ihm doch nichts? Er sieht etwas bläßlich aus."

„Bewahre! die europäischen Kinder haben hier alle keine Farbe, die einheimischen haben zu viel davon," lachte Fanny.

„Ich finde die braunen Leute schön," meinte Melitta.

„Warte nur, bis Du ein Jahr im Lande bist, dann ist der Charme vorüber!"

Das Hahnsche Wohnhaus stand, wie alle Bungalows, auf Pfählen, und eine Holztreppe führte von außen auf die Veranda, durch die man den Mittelraum des Hauses, den Salon, betrat. Von dort öffneten sich die Türen in die verschiedenen Zimmer. Sie waren alle offen, aber japanische Schirme wehrten den Einblick.

Fanny geleitete ihre Gäste in die beiden für sie bestimmten Gemächer, von dem jedes ein Bett von sechs Fuß im Geviert enthielt, das mit dem üblichen Moskitonetz bezogen war. „Wie herrlich, so viel Raum zu haben, nach der Enge der Kabine!" rief Melitta.

„Ihr habt Euren eigenen Ausgang." Fanny öffnete die Tür auf eine Treppe, die in den Garten führte. „Auf der anderen Seite liegt das Badezimmer."

Hier war der Boden durchlöchert; in der Ecke stand ein riesiges Tongefäß, das bis an den Rand mit Wasser gefüllt war, und daneben hing eine kupferne Kalebasse, die dazu diente sich zu übergießen. In dieser Form nimmt man in Indien das Morgenbad oder erfrischt sich nach der Hitze des Tages.

„Und nun, darf ich bitten?" sagte Fanny.

Albert reichte Melitta den Arm, Tschuschner folgte ihnen mit Fanny. Der Eßtisch war mit einem Muster aus flachen, rötlichen Blättern zierlich ausgelegt; der chinesische Butler stand, ganz in Weiß gekleidet, mit dem Zeichen seiner Würde, der himmelblauen Knieschleife, am Seitentisch; der aufwartende schwarze Diener ging, ebenfalls blütenweiß gekleidet, mit einem mächtigen Turban, auf nackten Sohlen lautlos hin und her. Fanny strahlte vor Freude, den Freunden ihr behagliches, wohleingerichtetes Hauswesen zeigen zu können.

Nach Tisch begab man sich wieder auf die Veranda. Die Herren setzten sich mit Zeitung und Zigarre an den niedrigen Mitteltisch, Fanny legte sich auf einen der langen Bambusstühle, Melitta lehnte an einem der Pfosten und sah in die Nacht hinaus. Der junge Mond goß sein mildes Licht über den stillen Garten; in der Ferne glänzte die Bucht in zahlreichen Lichtern, ein kühles Lüftchen wehte

vom Meer herüber. Aus dem Garten erklang das ſcharfe Zirpen der Grille, und aus weiter Ferne vernahm man den tiefen Ton der Bullfröſche. Leiſe ſchlug daneben das trockene Rauſchen der Palmen an Melittas Ohr.

„So," ſagt Fanny behaglich, „und nun hört meinen Plan. Ihr ſeid jetzt bei mir, und ich ſehe nicht ein, weshalb ich Euch eher hergeben ſoll, als unbedingt nötig iſt. Ich halte es daher für das einzig Vernünftige, daß die Hochzeit hier gefeiert wird. Ihr reiſt dann von hier ab, wie andere Neuvermählte auch."

„Ich habe auch ſchon daran gedacht," erwiderte Melitta, „aber Dietert kann jetzt nicht abkommen."

„Ach, Unſinn, warum ſoll er nicht kommen können. Du ſollſt ſehen, wie ſchnell er da iſt, wenn Du ihm ſagſt, die Hochzeit wäre hier. Nicht wahr, Onkel?"

„Ich täte es gerne, Fanny, ſchon um Dir zu gehorchen," erwiderte Tſchuſchner, „aber ich habe Dietert verſprochen, ihm Melitta zu bringen, und muß mein Wort halten."

„Du haſt ſie ihm bis hierher gebracht, damit kann er zufrieden ſein. Meinſt Du nicht auch, Albert?"

„Ich meine, Fanny, Du ſollteſt anderen Menſchen ab und zu ihren Willen laſſen, wenigſtens in ihren eigenen Angelegenheiten. Dietert hat, ſollte ich meinen, lange genug gewartet."

So ſchnell ließ Fanny indeſſen ihren Plan nicht fahren und kam immer von neuem, wenn auch erfolglos, auf ihn zurück. Melitta mußte die Kiſte aufſchließen, in der ihr Brautanzug bis auf die kleinſte Kleinigkeit fix und fertig lag, und Fanny war den Tränen nahe, daß dieſe Herrlichkeit nicht zur Geltung kommen ſollte.

„Dort ſieht es ja niemand!" klagte ſie.

„Dietert ſieht es doch," meinte Melitta lächelnd.

„Ach, Dietert!" rief Fanny geringſchätzig. „Der iſt ja doch nur ein Mann! Was verſteht er davon! Der ſieht höchſtens etwas Weißes und ſonſt doch nur Dich, und ob Du ein gewöhnliches Kleid anhaſt oder dieſes, iſt ihm völlig gleichgültig."

Als die beiden Freundinnen am nächſten Morgen durch die weiten Anlagen auf der Höhe des Berges fuhren, und Melitta die entzückten Blicke über das Blau der See und über die üppige Landſchaft gleiten ließ und dann wieder den kleinen Affen nachſah, die ſich von einem Baumwipfel zum anderen ſchwangen, wies Fanny auf einige kleine Bungalows, die zwiſchen dichtem Gebüſch hervorſahen.

„Siehſt Du, hier verleben bei uns die jungen Paare ihre Flitterwochen. Die Einrichtung iſt entzückend und die Bedienung vorzüglich. Das könntet Ihr auch haben, wenn Du verſtändig wäreſt und hier Hochzeit machteſt."

Gegen Abend, nachdem die Hitze des Tages verplaudert, verträumt und verleſen war, fuhr man bis zur einbrechenden Dunkelheit in den botaniſchen Garten, wo ſich die ſchöne Welt zuſammenfindet, und wo Fanny eine Menge Bekannte traf, Herren in Weiß und Damen in ſo eleganten Toiletten, daß ſie trotz der Hitze ſogar die Federboas trugen, die in Europa eben Mode geworden waren. Melitta konnte ſich währenddeſſen an den wundervollen Pflanzen nicht ſatt ſehen und wünſchte ſich nur Dietert herbei, um ihr Entzücken zu teilen.

„Habt Ihr denn auch den Orang-Utan gesehen?“ fragte Albert, als sie sich zur Tafel setzten.

„Einen Orang-Utan? Ist einer da? Und das sagst Du erst jetzt?“ rief Fanny.

„Ja, es soll einer da sein; es wurde im Klub erzählt.“

„O, dann müssen wir nochmals hin, ich habe noch nie einen gesehen,“ rief Melitta lebhaft.

„Ich auch nicht,“ sagte Albert, „und da die Post heute erledigt ist, kann ich Euch morgen begleiten. — Fanny muß ohnehin jeden Tag in den botanischen Garten; sie interessiert sich so sehr für die Blumen, die auf den Hüten der Damen wachsen.“

Der Orang-Utan wurde denn auch am nächsten Tage aufgesucht, und Melitta und Fanny betrachteten das furchtbare Gebiß und die gewaltigen Arme des mächtigen Tieres mit Grauen.

„Und dabei soll er gutartig sein,“ sagte Tschuschner, „und den Menschen nicht anfallen.“

„Ich möchte doch nicht, daß er hier ausbräche,“ meinte Albert.

„Haben Sie nun den Herrn Vetter genug bewundert, so könnten wir weiter zu den Orchideen gehen,“ fuhr er fort.

„Und davon soll man nun abstammen! Das kann mir wirklich niemand zumuten!“ sagte Fanny, die noch in den Orang-Utan vertieft war.

„Sieh doch nur den Hut!“ flüsterte ihr Melitta zu. Fanny sah auf und begann lebhaft zu winken und zu nicken. „Das ist Miß Miller, die Amerikanerin, von der ich Dir schrieb. Sie läßt sich alle ihre Sachen aus Paris kommen und gilt für sehr „chic“; sie macht hier die Mode, sozusagen.“

Miß Miller, eine ältere junge Dame, eilte auf Fanny zu.

„My dear Mrs. Hahn! Sieht man Sie endlich einmal wieder! Ich glaube, ich habe Sie zwei Tage nicht gesehen, es können sogar drei sein!“

„Ich habe lieben Besuch, die Freundin, von der ich Ihnen erzählte, Miß Tschuschner.“

„O gewiß, ich weiß! es ist mir sehr angenehm, Miß Tusch —“, sagte Miß Miller und blieb hilflos stecken.

„Tschuschner,“ half ihr Melitta ein.

„Jawohl, freilich, Miß Zusch — Zuscher —“

„Geben Sie sich keine Mühe, Miß Miller, es lohnt sich nicht mehr! Sie werden meine Freundin häufig genug in Rangoon als Mrs. Dietert wiedersehen und dann ihren Namen leicht aussprechen können.“

„Sie sind ein sehr glückliches Mädchen,“ erwiderte Miß Miller, „Mr. Dietert hat hier eine Unzahl Herzen gebrochen. Das kann ich Ihnen versichern.“

„Hoffentlich ist Ihres nicht darunter,“ scherzte Fanny.

„O nein! Das war schon unter sicherem Verschluß!“

„Leben Sie in Rangoon?“ fragte Melitta, unangenehm berührt.

„Ab und zu. Ich bin öfter zum Besuch bei meiner Freundin Miß Bell und ihrer Schwester, Baroneß Kamp. Sie wissen, Baron Kamp ist der Chef der Firma und deutscher Konsul in Rangoon. Sie sehen, wir verkehren in demselben

kleinen Kreis" — In diesem Augenblicke fuhren Melitta und Fanny mit entsetztem Schrei zurück und gleichzeitig riß Tschuschner Miß Miller an sich. Sie hatte sich unüberlegt auf die Stange gestützt, die das Publikum von dem Käfig des Orang-Utans trennt, und der furchtbare Affe hatte unbemerkt seinen Arm durch die Stäbe gezwängt und mit seiner haarigen Pfote blitzschnell nach ihr gefaßt. Durch Tschuschners schnellen Griff war sie noch eben aus der unmittelbarsten Gefahr gerettet worden, und nur das leichte Gebilde aus abschattiertem lila Mohn blieb zusammengeballt in der Faust des Ungetüms zurück. Albert war kreidebleich geworden, Melitta und Fanny zitterten vor Schreck. „Mein Hut! mein neuer Hut!" schrie Miß Miller. „O, das abscheuliche Tier!"

„Danken Sie Gott, daß es so abgelaufen ist, Miß Miller," sagte Albert. „Eine Sekunde noch, und er hätte Ihre Flechten gefaßt und Ihnen Haut und Haar vom Kopfe gerissen."

Miß Miller schien jedoch unfähig, den Ernst des Vorganges zu begreifen. „Warte, du schändliches Geschöpf," rief sie und drohte dem Affen mit ihrem Spazierstöckchen. Der Orang-Utan stieß ein zorniges Gebrüll aus und rüttelte die Stäbe, daß der ganze Käfig klirrte.

„Komm, Fanny," sagte Albert, „kommen Sie, Melitta." Er nahm den Arm seiner Frau und eilte mit den beiden davon. Tschuschner ergriff ohne Umstände das Handgelenk der nun doch erschrockenen Dame und zog sie ebenfalls mit sich fort.

„Wie konnte sie nur so kindisch und albern sein?" sagte Melitta aufatmend, als sie glücklich wieder im Wagen saßen.

„Das machte der neue Hut," meinte Fanny. „Sie ist sonst nett und verständig, aber wenn sie einen neuen Hut hat, kann sie keinen anderen Gedanken fassen."

Am nächsten Morgen kam das Boot von Java an, das Singapore aus diesem Paradies der Früchte versorgt, und der Butler erschien, als die Familie beim Tiffin (Frühstück) saß, und fragte Fanny, ob das genügen würde; dabei hielt er ihr einen flachen Korb mit den verschiedensten Früchten hin. „Was ist denn das für eine Bescherung?" fragte Albert. „Erwartest Du Gäste?"

„Nein," erwiderte Fanny, „ich habe ihm nur aufgetragen, das beste und das verschiedenste Obst zu bringen, das er bekommen kann, damit Melitta einmal sieht, was es hier alles gibt."

„Da scheint er auch einen alten Käse mit eingehandelt zu haben," bemerkte Melitta.

„Wie kann der Kerl sich unterstehen, die Durian mit in das Zimmer zu bringen!" rief Albert und wandte sich auf Hindostanisch scheltend an den Boy, der den Korb fortstellte und eilig mit einer großen, stachligen Frucht hinauslief.

„Ja, diese Mangoes sehen gut aus," sagte Fanny, „und er hat auch ein paar Stränge Mangosteen mitgebracht, aber lange nicht genug."

„Nein," sagte Albert, „genug bekommt man von denen überhaupt nicht; wenn man die Zeit hätte, könnte man den ganzen Tag sitzen und sie trinken; es ist ja nichts daran, als etwas weinartiger Saft."

„Nachher baden wir den Jungen, und dann wollen wir uns eine Güte tun," sagte Fanny zu Melitta.

„Nur eßt, bitte, die Durian nicht im Schlafzimmer," mahnte Albert.

„O, bis Du wiederkommſt, iſt der Geruch längſt verflogen," verſetzte Fanny gelaſſen.

Als ſie dann beide den Kleinen badeten, ſteckte Albert noch einmal den Kopf ins Zimmer: „Die Freuden, die man übertreibt, verwandeln ſich in Schmerzen; das wollte ich mir nur erlauben, den Damen zu der bevorſtehenden Orgie ins Gedächtnis zurückzurufen."

„Das ſolltet Ihr in goldenen Lettern über Euren Klub ſetzen!" rief Fanny zurück.

„Werde es den Herren mit Deinen Komplimenten beſtellen!" —

„So," ſagte Fanny vergnügt, „nun iſt er fort! Nun machen wir es uns bequem. Zieh Dein Kleid aus, Melitta. Dieſe Früchte machen abſcheuliche Flecke, die Mango gelbe und die Mangoſteen braune, und ſie gehen nie aus. Anfangs haben wir ſie immer gerieben, bis wir anſtatt der Flecke Löcher hatten; jetzt, wenn ein Kleid zu arg zugerichtet iſt, gebe ich es der Ayah oder Chriſtine. Je nachdem ich mit der Einen unzufrieden bin, bekommt es die Andere."

Fanny rückte nun zwei lange Stühle nebeneinander, ſetzte zwiſchen ſie auf einen niedrigen Tiſch eine Waſchſchüſſel mit Waſſer und legte ein paar Handtücher daneben. Dann ergriff ſie den Korb mit den Früchten.

„Ich habe immer gehört, Mangoes würden auseinandergeſchnitten und mit dem Löffel gegeſſen," meinte Melitta.

„So behandelt man die veredelten, die aus Indien herüberkommen; die hieſigen und die aus Java ſind dazu zu faſerig, und das Beſte ſitzt bei ihnen am Kern. Man muß ſie in die Hand nehmen und ordentlich abſaugen, was in anſtändiger Geſellſchaft doch nicht wohl angeht. — So", fuhr ſie nach einer Weile mit einem befriedigten kleinen Seufzer und ausgeſpreizten klebrigen Fingern fort, „das war hübſch. Wenn nun die Hochzeit hier wäre, hätten wir noch acht Tage! Es iſt ſchrecklich, daß Du übermorgen ſchon nicht mehr da ſein wirſt!"

„Nun, wir bleiben doch in erreichbarer Nähe."

„Ich dachte ernſtlich daran, Dich zu begleiten; ich könnte ja, nachdem ich Dich dem Gatten gefreit, mit Onkel Tſchuſchner zurückkommen."

„Das wäre herrlich!" rief Melitta erfreut. „Was ſagt denn Albert dazu?"

„Ach, Albert meint, wenn es durchaus ſein müſſe, ſo könnte ich ſeinethalben gehen."

„Und da kannſt Du natürlich nicht?"

„Nein, ich hätte es natürlich getan, aber Bertie ſteckte geſtern zweimal die ganze kleine Fauſt in den Mund und hatte ein heißes Bäckchen. Ich fürchte, er zahnt, und da kann ich nicht fort."

Der kleine Bertie ahnte nicht, welche Folgen es haben ſollte, daß er die Fauſt in das Mündchen ſteckte und ein heißes Bäckchen bekam.

Schnell und ſtetig durchſchnitt der Dampfer den Meerbuſen von Martaban, ließ China-bakir zur Linken und ging dann hinein in den mächtigen Irawaddi.

Seine Ufer ſind flach; dichte Wälder wechſeln auf ihnen mit niedrigem Buſchwerk; nur hier und da ſieht die Spitze einer kleinen Pagode aus dem Grün hervor. Es war gegen Abend, als die Reiſenden Rangoon erreichten. Wie flüſſiges Gold wogte der weite Strom in der ſinkenden Sonne, große Segelſchiffe wiegten ſich in der einkommenden Flut, und ihr Takelwerk zeichnete ſich ſcharf und fein gegen den flammenden Himmel. Die Gelände ſtrahlten in rötlichem Schein, und hoch über ihrem grünen Hügel funkelte die Krone der höchſten Pagode der Welt. Wie in ein goldenes Märchen glitt Melitta in ihr neues Leben und die neue Heimat hinein. Einen Augenblick überkam ſie eine ſeltſame Angſt, ſie möchte Dietert nicht wiedererkennen; ſie verſuchte umſonſt, ſich ſeine Züge ins Gedächtnis zurückzurufen. Keine Sorge! Dort, die ſchlanke Geſtalt in Weiß, die mit der Hand winkte, das war er! Nun lag das Schiff an der Pier und erzitterte unter dem Niederraſſeln des Ankers. Allen zuvor ſchwang ſich Dietert über die Reeling, ſtattlicher, brauner, männlicher als Melitta ihn im Gedächtnis hatte. Da war ſein feines, kluges Geſicht, ſeine dunkeln Augen. Ihre Blicke begegneten ſich in glücklichſtem Verſtändnis, ihre Hände hatten ſich gefaßt, und ſie fühlte wieder das nervöſe Zucken der heißen trockenen Hand, die die ihrige umſchloß. Dann kam Tſchuſchner und umarmte den Sohn mit Herzlichkeit. „Siehſt Du, min Jung," rief er, „ich habe Wort gehalten und ſie Dir gebracht; da haſt Du ſie."

Die Bewegung der beiden Männer machte ſich in wiederholtem Händeſchütteln Luft. Dietert hatte ein braunes Faktotum mit, dem die Beſorgung des Gepäcks übergeben wurde; er ſelbſt führte ſeinen Schwiegervater und ſeine Braut ſogleich zu einem offenen Wagen und nahm Melitta gegenüber Platz.

„Iſt das Dein Gefährt?" fragte Tſchuſchner.

„O nein, Papa," erwiderte Dietert, einen vergnügten Blick mit Melitta tauſchend, „Wagen und Pferde ſind hier großer Luxus; dazu reicht es noch nicht."

„Nun," meinte Tſchuſchner, „ſchaffe Dir nur einen netten Wagen an und ein Paar flinke Pferdchen; ich bin Dir doch auch ein Hochzeitsgeſchenk ſchuldig."

„O danke, Papa! Das iſt eine große Freude."

„Wie wundervoll!" rief Melitta. Sie fuhren an einer breiten Allee mächtiger Bäume vorüber, die von einer Menge braunen Volks, das Blumenſträuße trug, belebt war. „Dies iſt der Weg zur großen Pagode," erklärte Dietert. „Es iſt morgen das Feſt des Vollmonds; da kommen die Burmeſen in Scharen aus der Umgegend zum Tempel."

„O, können wir hinauf und das ſehen?" fragte Melitta.

„Gewiß; ich habe ſchon angenommen, daß es Dich intereſſieren würde," ſagte Dietert, und Tſchuſchner wunderte ſich im ſtillen, wie flink das Du zwiſchen den jungen Leuten hin und her ging; er bedachte nicht, daß ſie ſich als Kinder gekannt hatten und das „Sie" ihnen ſchwerer gefallen war, als jetzt das „Du".

„Das iſt doch nicht der Weg zu Eversheds?" fragte er nach einer Weile.

„Nein," erwiderte Dietert. „Das Hotel ſchien mir gleich etwas fraglich. Als ich dort war, um mir die Sache anzuſehen, ging gerade einer der Gäſte mit einem zahmen Tiger durch den Eßſaal, und das ſchien mir denn doch kein geeigneter Aufenthalt für Melitta. Ich habe Euch in Kantonnements untergebracht."

„Wo?“ fragte Melitta.

„In einer Art Pension. Die Mahlzeiten werden zwar gemeinsam eingenommen, aber jede Familie hat ihren Tisch und läßt sich von ihrem eigenen Boy bedienen; man hat auch seine abgeschlossene Wohnung mit besonderem Aufgang. Ich gebe Euch einen meiner Boys. Ihr werdet gut aufgehoben sein.“

Das Bungalow lag hübsch, die Wohnung gefiel Melitta und ihrem Vater. Tschuschner machte sich gleich mit den Koffern zu schaffen und ließ das Brautpaar rücksichtsvoll allein. Als Dietert sich später verabschiedete, nachdem noch das Nötigste über die Hochzeit besprochen war, sagte sich Tschuschner befriedigt beim Anblick der beiden erregten jungen Gesichter: „Er ist ein tüchtiger, frischer, junger Kerl, und ehrlich verliebt sind sie beide; da ist ja nun wohl alles in Ordnung.“

Am nächsten Morgen kam Dietert früh und holte sie noch vor seinen Geschäftsstunden zu einer Fahrt nach den lakes ab, künstlichen Teichen zwischen parkähnlichen Anlagen. Melitta belustigte sich sehr an einer chinesischen Familie, die sich neben ihnen niederließ.

„Das sind vornehme Leute,“ sagte Dietert auf deutsch.

„Ich dachte, vornehme Chinesinnen hätten verkrüppelte Füße,“ meinte Melitta.

„Das soll sehr abkommen,“ warf Tschuschner ein.

„Wie gut!“ rief Melitta.

„Ja,“ sagte Dietert, „es ist eine grausame Sitte. Dem Konsulat gegenüber wohnt ein sehr reicher Chinese; als dessen Töchterchen zwei Jahre alt war, wurden ihm die Füße gewickelt, und wir hörten tagelang das Jammergeschrei.“

„Nein, sieh nur den dicken Diamant, den die alte Chinesin am Finger trägt,“ rief Melitta.

„Das ist noch gar nichts,“ sagte Dietert, „Du wirst heute abend beim Feste des Vollmonds noch ganz andere Geschmeide sehen.“

Auf dem Rückweg begegneten sie einem glattrasierten, englisch aussehenden Herrn mit zwei Damen in weißen Topis, dicken Sommerhüten aus Kork. Es waren Herr von Kamp, der hiesige Chef von Wechsler & Co. und zugleich deutscher Konsul, seine junge Frau und eine ältere Schwägerin, Miß Bell. Dietert machte sie mit Braut und Schwiegervater bekannt. Sie begrüßten Melitta mit großer Zuvorkommenheit.

„Wir können uns künftig ganz ungezwungen sehen,“ bemerkte Frau von Kamp, „unsere Gärten stoßen an einer Stelle aneinander.“

„Ist es hier nicht reizend?“ fragte Miß Bell. „Sie müssen den Rasen bewundern, das ist unser Stolz und eine große Seltenheit hierzulande.“

„Und entzückend ist es, wenn hier Feste arrangiert werden,“ sagte Frau von Kamp. „Alles wird mit Lampions dekoriert; in dem Pavillon dort sind die Erfrischungen, in dem kleinen sitzt die Musik, und hier oben wird getanzt.“

„Getanzt?“ sagte Melitta. „In dieser Hitze?“

„Sollen wir etwa nicht tanzen, weil es hier zufällig heiß ist?“ fragte Miß Bell, die eigentlich aussah, als sei sie über das tanzpflichtige Alter längst hinaus. „O, wir wissen uns hier zu amüsieren, das können Sie glauben,“ fuhr sie fort. „Mögen Sie gerne mit dem Bogen schießen?“

„Ich habe es noch nie verſucht.“

„Darin müſſen Sie ſich üben,“ meinte Miß Bell, „ich freue mich darauf, es Ihnen beizubringen. Meine Broſche hier habe ich bei dem letzten Scheibenſchießen als Preis bekommen.“

„Treffen wir uns nicht heute abend wieder hier?“ fragte der Konſul. „Es iſt wunderſchön an den lakes, wenn der Vollmond ſcheint.“

„Dann wollen wir auf die Pagode,“ ſagte Dietert. „Meine Braut freut ſich auf das burmeſiſche Volksfeſt.“

„Im Dunkeln auf die Pagode! Nehmen Sie ſich nur in acht vor den ausgetretenen Stufen.“

„Mir iſt ſolch ein Gewühl nicht angenehm.“ Der Konſul räuſperte ſich. „Man weiß nie, was für Krankheiten herumgehen.“

„Die Leute ſind dann alle friſch gewaſchen und in ihrem beſten Putz,“ meinte Dietert, „und man kann ja die Kleider wechſeln, wenn man zurückkommt.“

Gegen Abend fuhren Tſchuſchner und Melitta in einem Gherry, einer kleinen geſchloſſenen Droſchke, zu Dietert, wo ſie ſpeiſen und Melitta ihr künftiges Haus kennen lernen ſollte. Er empfing ſie an der Gartenpforte.

„Willkommen daheim!“ ſagte er mit beglücktem Blick, als er Melittas Hand in ſeinen Arm legte, um ſie den Gartenweg entlang nach dem Bungalow zu führen.

Was war das für ein Garten! Große Bäume, aus deren Stämmen und Äſten Büſchel roter Blumen hervorbrachen, ein Brotfruchtbaum übervoll von kürbisgroßen Früchten, ſeltſame Koniferen, rieſigen Armleuchtern vergleichbar, ſtarkduftende Blumen. Seitlich vom Hauſe zog ſich ein blauüberblüter Bogengang hin. Melitta pflückte im Vorübergehen eine Ranke; es war eine von Grün zu mattem Blau abſchattierte Riſpe kleiner Blumen. „Was iſt denn das?“ fragte ſie.

„Ja, botaniſche Kenntniſſe darfſt Du von mir nicht erwarten,“ erwiederte Dietert. „Ich fand das alles vor und habe mich nicht ſehr darum gekümmert.“

Einige Stufen führten auf die Veranda, die die Vorderſeite des Hauſes umgab. Sie betraten ein Wohnzimmer, dem allerhand japaniſches und indiſches Gerät etwas Charakter gab; dahinter lag Dieterts kleines Arbeitszimmer, an der anderen Seite der Speiſeſaal mit Möbeln, deren Schnitzwerk Arabesken und Elefanten zeigte. „Das alles iſt leicht erſchwinglich,“ erklärte Dietert, als Melitta ihrer Bewunderung Ausdruck gab, „es iſt Gefängnisarbeit.“

Die Mahlzeit verlief ſehr heiter; die Bedienung war tadellos, der Tiſch mit blaßroten Roſen und Farnkräutern geziert.

Das Feſt des Vollmonds auf der größten Pagode der Welt! Das klang wie ein Märchen und es war auch eins. Schön war ſchon die Fahrt durch die Abendkühle unter dem ſchwarzen Schatten der Alleen, durch das bunte Gewimmel mit den zahlloſen Lichtchen und Papierlaternen.

Nun hielten ſie am Aufſtieg der Pagode; die beiden ſteinernen Ungeheuer an ihrem Fuße waren zwar nur undeutlich ſichtbar, aber die Treppen waren beſtrahlt von Lichtern und belebt von auf- und abſteigenden Gäſten in hellen farbigen Gewändern aus reichen Stoffen. Alle trugen den bunten Sarong, die weiße burmeſiſche Jacke und das roſa oder gelbe Kopftuch; die Frauen trugen das Haar

unbedeckt und mit Blumen geschmückt. An den Seiten der Treppe kauerten Bettler, streckten flehend die mageren Arme aus, und nur wenige gingen vorüber, ohne ihren Anna in die hingehaltene Bettlerschale geworfen zu haben. Ein kleiner brauner Junge sprang auf Melitta zu, reichte ihr eine Rose und lief davon, ohne auf den Dank zu warten.

Die Stufen der Treppe waren in der Tat halsbrechend ausgetreten, denn in Jahrtausenden nützen selbst nackte Sohlen den Marmor ab. Aber jetzt waren sie oben und ergingen sich in der bewegten Menge zwischen offenen Hallen und glänzenden Schreinen, in denen weiße Buddhas in ewiger Beschaulichkeit ihr unverändertes Lächeln zeigten, zwischen Tempeln, deren Altäre im Glanze zahlloser Kerzen strahlten, und vor deren jedem eine dichte Menge auf den Knien lag und ihre Lichtchen darbrachte. Sie traten auf den Mittelplatz, der tageshell im Mondenlicht dalag. Die große Pagode stand im magischen Schein des Mondlichtes vor ihnen, rings um den Sockel hatten Beter ihre Blumen niedergelegt, und ganz oben blitzte die feine Krone, die in der Höhe der Paulskirche die Spitze ziert, und der reiche Schmuck von Diamanten und Edelsteinen, deren Glanz die Erde nicht erreicht, funkelte ungesehen zu den Sternen hinauf. Rings umher spielten die Wipfel der Tamarinden weißlich im Mondlicht und bedeckten den Grund mit schwarzen Schatten; darunter wogte das festliche Getümmel. Hier hatten sich mehrere Familien zu fröhlichem Mahl vereint, dort kauerte ein Bonze am Boden und schlug seinen Gong zum Gebet an; da sang und spielte ein Blinder, und eine lauschende Korona stand um ihn her. Dazwischen spielten Kinder, trugen Mütter ihre braunen Babys rittlings auf der Hüfte oder gaben, vor den Altären kniend, ihren Säuglingen unbefangen die Brust. Und diese ganze große Schar, die nach Tausenden zählte, feierte in harmloser Freude ihr Fest; nirgends ein Mißton, nirgends ein Streit oder auch nur ein lautes Wort. Hier konnte jeder Fremde, jede Dame sich unter die Menge mischen, konnte durch einen Schlag an die große silberne Glocke die Götter des Landes anrufen, und die Umstehenden nahmen es, als eine ihnen erzeigte Ehre, mit Wohlgefallen auf.

Nach einer Weile führte Dietert seine Gäste aus dem Gewühl durch ein Gehölz bis an die Mauer, die oben den Tempelhügel umschließt. Hier war es still, nur von weitem hörte man das Summen der Stimmen und den Klang der Gongs. Im Schatten breiter Tamarinden standen sie, in deren Kronen der Abendwind rauschte, und tief unter ihnen lag in der Helle des Vollmonds die Landschaft.

Da fiel ein Strahl auf eine Steinplatte zu ihren Füßen, und sie sahen, daß sie eine Inschrift trug: „To the memory of James Lytton Gordon, lieutenant, buried where he fell.“*)

„Sind hier Gräber?“ fragte Melitta.

„Ja,“ sagte Dietert, „hier liegen die Engländer, die einst bei der Erstürmung der Pagode fielen. Als unten die Stadt eingenommen war, warfen sich die Burmesen in die Pagode, und es gab noch einen wütenden Kampf und ein entsetzliches Gemetzel, denn die Leute verteidigten ihr Nationalheiligtum mit wildem Fanatis-

*) „Dem Andenken von James Lytton Gordon, Leutnant, begraben wo er fiel.“

mus. Es wurde ihnen bald wieder freigegeben, aber auf dem Hügel nebenan hinter dem Buschwerk stehen ein paar geladene Kanonen, die den Pagodaplatz jederzeit bestreichen können, und ein englischer Posten steht immer daneben, hier rechts, hinter der Mauer."

Er hatte mit ungewöhnlicher Lebhaftigkeit gesprochen.

„Du wärst wohl gern mit dabei gewesen?" fragte Tschuschner lächelnd.

„So etwas ist meine Sache nicht." Dietert stieß mit der Fußspitze gegen den Stein. „Es ist am besten wie es ist. Lassen wir nur die Engländer die Kastanien aus dem Feuer holen, Bahn für uns brechen, Wege bauen, Häfen anlegen, Ordnung schaffen, die Farbigen niederhalten. Dann kommt der deutsche Kaufmann und schert sein Schäfchen in Ruhe. — Weshalb sollen wir unsere Haut zu Markte tragen? — Du glaubst doch nicht an all den Kolonialschwindel? Hand aufs Herz, wäre die Welt so schlimm daran, wenn sie schließlich englisch würde?"

Melitta stieg das Blut ins Gesicht. Sie sagte scharf: „Ich finde es nicht eben schön, andere die Arbeit tun zu lassen und zu ernten, wo man nicht hat säen mögen!"

„Tun wir das nicht alle, Tag für Tag?" erwiderte Dietert. „Seien wir doch wenigstens ehrlich und gestehen es uns ein." Melitta schwieg.

„Nach meiner Erfahrung sind es meistens die Deutschen, die die Kastanien aus dem Feuer holen," sagte Tschuschner. „Ich habe das Land noch nicht gefunden, noch das Unternehmen gesehen, an dem nicht ein Tropfen deutschen Schweißes geklebt hätte. Der Gewinn freilich fließt selten in die richtige Hand, darin hast Du recht. Aber das sind nicht Dinge, die man so zwischen Tür und Angel abtun kann."

‚James Lytton Gordon — buried where he fell,' wiederholte Melitta für sich.

Es war lange her. Der hier Begrabene wäre jetzt ein uralter Mann, wenn er überhaupt noch lebte; die ihn damals mit so heißen Tränen beweinten, schlafen selbst wohl lange den letzten Schlaf, — damals aber war er jung, frisch und kräftig und tat sein Bestes, das wehrlose Volk niederzuschlagen, das den Feinden im heiligsten Kampfe die nackten Leiber entgegenwarf. Sie sah es alles vor sich, und ernster als sie gekommen, schritt sie die Treppe zwischen den Drachen hinab.

Auch das Streiflicht, das durch das angeregte Gespräch auf Dieterts Anschauungsweise gefallen war, gab ihr zu denken. Sie war zu wahrhaftig und zu sehr an folgerichtiges Denken gewöhnt, um sich zu verschleiern, daß es sich hier um einen fundamentalen Gegensatz ihrer Naturen handelte, und zugleich zu jung und zu verliebt, um nicht zu versuchen, diesen Gegensatz in sich auszugleichen und zu überbrücken. In einer ruhigen Stunde gedachte sie nochmals mit Dietert auf die springenden Punkte zurückzukommen; bei ernsterem Eingehen, meinte sie, müßte sich die Verständigung von selbst ergeben.

Allein diese ruhige Stunde fand sich nicht in dieser kurzen unruhigen Brautzeit. Sie waren noch mehrmals auf dem Pagodahügel; Dietert neckte Melitta

damit, daß der Buddha sie bezaubert hätte, doch blieb der erste Eindruck der stärkste und wurde durch kein späteres Bild verwischt.

Der Konsul, seine Frau und seine Schwägerin machten Melitta nach englischer Sitte den ersten Besuch und belustigten sich sehr über ihre Begeisterung.

„Alle diese Dinge verlieren ihren Reiz nur zu bald," sagte Frau von Kamp. „Nach einem Jahr sieht man nicht mehr, ob die Leute braun oder schwarz sind, und man hat so viel Ärger mit der Dienerschaft, daß man Gott dankt, wenn man sie nicht um sich zu haben braucht."

„Ich glaube nicht, daß ich das Interesse für Volkstypen je verlieren könnte," erwiderte Melitta, „jedenfalls behält doch das Landschaftliche immer seinen Reiz."

„O nein," hieß es nun, „keineswegs; der Winter fehlt hier, und das ewige Grün wird einem zuletzt gleichgültig; Sie werden es bald erfahren."

„Gegen die Baumformen wenigstens kann man doch unmöglich gleichgültig werden. Sehen Sie doch hier aus dem Fenster diesen Baum mit dem seltsam geteilten, gewundenen Stamm und der breiten Krone. Oben trägt er eine Palme. Wie dieser Palmenkern dort hingekommen sein kann, das beschäftigt mich, seit ich hier bin."

„O, das ist ein Bannianbaum," sagte Frau von Kamp. „Es ist eigentlich gar kein Baum, sondern eine Schlingpflanze, die den Stamm eines anderen Baumes umzieht und dann eine so starke Krone entwickelt, daß man des eigentlichen Baumes kaum noch gewahr wird. Hier ist die Palme das Mittelstück."

„Solch ein enormer Stamm und solch eine Krone eine Schlingpflanze!"

„Dieser ist noch gar nicht so sehr imposant!" behauptete der Konsul. „Der größte Bannianbaum der Gegend, wenigstens soviel ich weiß, steht im Dschungel, ein paar Meilen den Fluß hinauf."

„In den Dschungel möchte ich auch so gern. Schade, daß man da nicht hin kann."

„Aber nichts ist leichter als das," sagte Frau von Kamp. „Lassen Sie uns doch zusammen hinfahren. Wir nehmen unser kleines Dampfboot. — Wird es morgen gebraucht, Freddy?"

„Ich glaube, ich kann es Euch morgen zur Verfügung stellen und mich dazu."

„Reizend," rief Miß Bell, „wir machen ein Picknick! Wir brechen früh auf, und ehe die Hitze zu arg wird, sind wir wieder zurück!"

Am nächsten Morgen traf sich die Gesellschaft wie verabredet um sechs Uhr an dem Pier; man bestieg den kleinen Dampfer; ein Boy des Konsuls und einer von Dietert hatten allerhand gute Dinge in Körbe gepackt und auf Eis gelegt. Die Fahrt ging an den waldigen Ufern entlang; geschnitzte Reisboote mit hohen, geschwungenen Enden glitten ihnen entgegen; sie dampften an Holzplätzen vorüber, auf denen Elefanten arbeiteten, und legten endlich in einer kleinen Bucht im Schatten wahrer Riesenstämme an, deren einer der berühmte Bannianbaum war. An seinem Fuße wurde ein Tischtuch ausgebreitet und Teller, Gläser und Schüsseln darauf gestellt, während die Gesellschaft sich auf den Baumwurzeln oder auf mitgebrachten Matten niederließ. Dietert führte Melitta etwas weiter in den Dschungel hinein, der hier nicht besonders dicht war. Mit besonderem Interesse betrachtete Melitta einen Baum, der im Umkreis seiner Krone Hunderte von Wurzelstöcken aus der Erde trieb. Eben hatte sie bemerkt, es müsse schrecklich sein, hier laufen, vor etwas

fliehen zu müſſen und zu fallen, als Dietert ihre Hand feſt faßte und in ganz verändertem Tone ſagte: „Sieh Dich nicht um! Komm! Geh ruhig!“

Sie begriff, daß eine Gefahr ihnen drohte; ſie dachte an Schlangen und ſchritt, ſo eilig und ſo vorſichtig ſie konnte, zwiſchen den Pflöcken fort. „Komm! Komm!“ drängte Dietert, ſobald ſie aus dem Bereich des Baumes waren. In dieſem Augenblick ſah Frau von Kamp zufällig nach ihnen hin und ſtieß einen Schrei aus; zugleich ſprangen auch die anderen auf und eilten auf das Dampfboot zu; nur Tſchuſchner ſtürzte ihnen entgegen. Jetzt blickte auch Melitta hinter ſich und ſah ſechs bis acht blaue Büffel langſam und ſtetig herantrotten. Die mächtigen Tiere waren kaum zwanzig bis dreißig Schritt von ihnen entfernt. Tſchuſchner riß ſeiner Tochter den roten Sonnenſchirm aus der Hand und ſchleuderte ihn auf die Büffel zu; dann umfaßte er Melitta, die ſich ſeiner Führung überließ, während Dietert in großen Sätzen voranflog. An der Treppe der Steamlaunch beſann er ſich, blieb ſtehen und half Melitta in das Boot. Frau von Kamp war ganz blaß, Miß Bell weinte, Dieterts Hände zitterten, und alle ſahen nun aus ſicherer Entfernung zu, wie die Büffel geradeswegs über das ausgebreitete Frühſtück hintrabten. Einige prüften mit den Nüſtern die aufgeſtellten Schüſſeln; man hörte das Praſſeln der Gläſer und Teller. Nachdem die Tiere einen Augenblick am Ufer geſtanden und den kleinen Dampfer unſchlüſſig und mißtrauiſch betrachtet hatten, zogen ſie langſam und ſchwerfällig ihres Weges. Man hörte dann einen Pfiff und ſah ſie weiterhin im Walde verſchwinden.

„Schade um all die guten Dinge,“ ſagte der Konſul.

„Sind denn die Büffel ſo gefährlich?“ fragte Melitta.

„O meine Liebe! Es war ſchrecklich, wie ſie auf Sie zukamen,“ ſagte Frau von Kamp. „Hätte ſie der Schirm nicht einen Augenblick beſchäftigt, wer weiß, ob Sie das Boot erreicht hätten.“

„Ob ſie das Tiſchtuch ganz zerriſſen haben?“ fragte Miß Bell.

„Ich will doch nachſehen, ob noch etwas zu retten iſt,“ meinte Dietert.

„Nein! nein! Um Gottes willen nicht!“ rief Miß Bell.

Dietert lachte und ſchwang ſich über die Reeling.

„O Miß Tuſch! laſſen Sie ihn nicht gehen!“ Miß Bell rang die Hände.

„Warum denn nicht? Die Büffel ſind doch fort!“

„Aber ſie können kommen wieder! Ihr müßt nicht laſſen ſein Gelobtes rennen in Gefahr!“ Miß Bell preßte die Angſt deutſche Laute aus.

Melitta lachte. „Ich ſehe keine Gefahr, Miß Bell, und er kann ja gut laufen.“

Dieſe Bemerkung verletzte Dietert, aber er kehrte das Geſicht ab, um ſeinen Unmut zu verbergen, und ſchritt dem Platze der Verwüſtung zu, wo die Boys bereits von dem Gerät aufnahmen, was noch heil geblieben war. Bald entdeckte er, daß die Eiskiſte mit den Reſerven unverſehrt war. Sie wurde an Bord geſchafft, mit Jubel begrüßt und geleert, worüber ſich die verlorene Stimmung wiederfand. Zur feſtgeſetzten Zeit erreichte man den Pier, eben als der fällige Dampfer von Shanghai ankam. „Nun müſſen wir uns tummeln, um im Kontor zu ſein, wenn die Poſt abgegeben wird,“ ſagte der Konſul zu Dietert.

„Ich komme erst nach Tisch!“ rief Dietert seiner Braut zu. „Dann machen wir noch eine Fahrt um die lakes!“

4.

Dasselbe, das wir säen,
Müssen wir schneiden und mähen.
Gottfried v. Straßburg

Früher als sonst ertönten heute die beiden Schüsse, die den Schluß der Post und die Abfahrt des Dampfers verkündeten.

„Ich dächte,“ sagte Tschuschner zu seiner Tochter, „wir führen noch zu Dietert. Es liegt mir daran, das Geschäftliche abzumachen und ihm die Mitgift einzuhändigen. Wer weiß, was morgen dazwischen kommt, und es bis zum Hochzeitstag aufzuschieben, scheint mir nicht passend.“

Nun gehörte es, wie Melitta wußte, zu Dieterts Eigenheiten, von einer einmal gegebenen Bestimmung ungern abzuweichen, zumal, wenn sie von ihm selber getroffen war. Indessen, wenn der Vater seiner Braut ihm ein Vermögen ins Haus brachte, konnte er sich eine solche Abweichung wohl gefallen lassen. Sie fuhren also hin. Der Butler eilte ihnen entgegen. Der Barra-Sab*) wäre eben erst aus dem Kontor zurück, sagte er, und noch in seinem Badezimmer. Der Sab und die Memsab möchten Platz nehmen. Was er ihnen bringen dürfte? Sie nahmen etwas Limonade an und setzten sich. Bald darauf erschien Dietert im häuslichen weißen Flanellanzug. Melitta bemerkte sehr wohl den Schatten, der über sein Gesicht flog, als ihm der Butler die Gäste meldete; doch begrüßte er sie gleich darauf mit froher Herzlichkeit. Tschuschner erklärte ihm den Grund seines Kommens. „Es wird kaum zehn Minuten erfordern,“ sagte er.

„Wir haben noch eine Viertelstunde bis zum Essen,“ erwiderte Dietert, „wenn es Dir jetzt paßt. Kommst Du nicht mit, Melitta?“

„Wenn ich bei Eurer Unterhaltung nicht nötig bin, bleibe ich lieber hier; mir ist heute den ganzen Tag über der Kopf etwas schwer.“

Die Herren gingen in Dieterts kleines Arbeitszimmer; man hörte die Stühle rücken und das Knittern von ausgebreitetem Papier. Melitta schien es unter der Veranda schwüler zu sein als draußen. Sie stand auf, ging die Stufen hinunter und trat in den blaubewachsenen Laubengang. Eine Gattertür führte von ihm aus in den Hofraum. Sie war nur angelehnt, und Melitta schritt hindurch und lächelte darüber, daß sie sich schon so als Herrin fühlte, denn sie befand sich hier zwischen den Wirtschaftsräumen des Bungalows. Der alte Gärtner, der vor der Stalltür Holz spaltete, hielt mit seiner Arbeit inne und machte ehrerbietig Salaam. Gleich linker Hand stand ein Häuschen, das etwas besser war, als es dem Gesinde gewöhnlich angewiesen wurde. Als sie daran vorüberschritt, sah sie auf der unteren Hausstufe eine kleine Ayah stehen, die ein Kind im Arm hielt. Es mochte ein halbes Jahr alt sein und schien krank, denn es hatte den Kopf an die Schulter der Wärterin gelehnt, und der eine Arm hing schlaff herunter. Bei Melittas Nahen drehte es das Köpfchen und sah sie mit den unnatürlich großen, ernsten Augen kranker Kinder an. Melitta war wie vom Blitz getroffen. Das Kind war weiß, und sie kannte

*) Der große Herr, von Sahib, Herr.

den hochmütigen, abweisenden Blick, den es ihr unbewußt zuwarf. Bei einem dicken, gesunden Kinde wäre die Ähnlichkeit vielleicht weniger auffällig gewesen, so aber war das Gesichtchen Dieterts verkleinertes Abbild Zug um Zug; die zu nahstehenden Augen, die feine Nase, die dunklen, ungleichen Augenbrauen, die unregelmäßige Zeichnung des Mundes, die Kopfform, der Haaransatz, sogar die lange schmale Hand war Dieterts. Es war so augenfällig und kam so plötzlich, daß Melitta unwillkürlich stehen blieb und sich nach dem Hause zurückwandte. Dabei traf ihr Blick den Gärtner, der die unausgesprochene Frage sogleich verstand und ihr mit grinsendem Gesicht zurief: Yessee! yessee! littee barra-sab! Pour! (four — vier). Dabei zeigte er die Größen von vier kleinen Orgelpfeifen und wiederholte: „Pour! — littee barra-sab! — littee memsab!" Und die kleine braune Wärterin zeigte auch ihre weißen Zähne und lachte: „Littee barra-sab! yessee! pour!"

Instinktmäßig nahm sich Melitta vor den Augen des Gesindes zusammen und schritt anscheinend ruhig weiter. — War denn das möglich? Es konnte doch nicht sein! Sie hielt an und sah zurück; die kleine Wärterin stand noch da, und die Blicke des Kindes folgten ihr nach. Aber im Schatten hinter der halbgeöffneten Tür sah sie ein dunkles junges Gesicht, verzerrt von Haß, die Lippen von den blanken Zähnen zurückgezogen, die Augen glühend, in wilder Leidenschaft auf sich gerichtet. Sie wußte genug. Ruhig schritt sie weiter bis zu der nächsten Pforte. Sie vermochte sie nicht zu öffnen und winkte einem Arbeiter, der ihr staunend zugesehen hatte und die Tür mit einer Handbewegung aufstieß. Melitta hatte in ihrer Verwirrung nicht bemerkt, daß sie offen war und daß sie sie andrückte, anstatt sie aufzuziehen. Sie befand sich dann wieder in dem blauen Laubengang und ging ins Haus zurück. Nicht zwei Minuten konnte sie fortgewesen sein. Alles schien sich um sie zu drehen, als sie die Stufen hinaufstieg und in das Zimmer trat.

„Ich würde Dir nicht raten, alles ins Geschäft zu geben," sagte eben Tschuschner, „es ist immer gut, eine Summe disponibel . . . Mein Gott, Melitta, was ist Dir?"

„Bist Du krank?" rief Dietert zu gleicher Zeit. „Ist Dein Kopf schlimmer?"

„Mir ist sehr schlecht, Papa," sagte Melitta schwer. „Ich will nach Hause."

„Lege Dich erst ein Weilchen hin, hierher," bat Dietert ängstlich.

„Ich brauche nur Ruhe, Papa. Bringe mich nach Hause."

Eilfertig raffte Tschuschner die Papiere zusammen, schob sie in seine Brusttasche und sagte hastig: „Laß das Gherry rufen, Dietert." Langsam führte er seine Tochter den Gartenweg hinunter, der Pforte zu. Dietert war vorangeeilt und rief den syce, der neben seinem Pferde kauerte und ihm Grasbüschel hinhielt. Melitta stieg ein, der Vater folgte.

„Ich darf Euch doch begleiten?" fragte Dietert. „Boy! Meinen Hut!"

„Nein," sagte Melitta kurz.

„Soll ich nicht Doktor Cherry holen?"

„Nein," wiederholte Melitta scharf, „ich will den Doktor nicht, nur Ruhe."

Das Pferd zog an. Melitta sah an Dietert vorbei noch einmal nach dem Hause zurück, das so friedlich und freundlich inmitten seines schattigen Gartens

dalag. Ihr Kopf schmerzte; sie lehnte sich an die Rückwand des Wagens und schloß die Augen. Zu Hause legte sie sich sogleich nieder. Als ihr Vater später leise in ihre Tür trat, rief sie ihn zu sich und erzählte ihm, was ihr begegnet war. Tschuschner war sehr betroffen. „Das ist ja eine fatale Geschichte. Wie — unvorsichtig!“ wollte er hinzufügen, verbesserte sich aber in „unbegreiflich“.

Weder Vater noch Tochter schliefen in dieser Nacht; erst gegen Morgen sank Melitta in einen schweren Schlaf. Als sie erwachte, hörte sie in ihres Vaters Stube seine und Dieterts Stimmen in ernstem Gespräch. Tschuschner hatte das Frühstück auf sein Zimmer bestellt.

„Dietert war hier,“ sagte er, als Melitta eintrat.

„Leugnet er es etwa noch?“ fragte sie bitter.

„Nein, er suchte mir nur zu erklären, wie alles gekommen wäre.“

„Was ist da zu erklären?“

„Es ist ihm natürlich schrecklich, daß es so gekommen ist. — Daß er gelebt hat, wie die jungen Leute hier eben leben, das — das ist ja nun einmal so — aber er hätte das natürlich ordnen müssen, ehe Du kamst. Er wollte das auch und hat die anderen Kinder zu den Eltern des Mädchens in den Dschungel geschickt. Das Kleinste aber war krank, es hatte Fieber, und der Doktor hatte gesagt, es müsse ruhig gehalten werden und dürfe jetzt die Milch nicht wechseln; das Frauenzimmer aber weigerte sich unter diesen Umständen zu gehen. — Dietert meint, Du vor allen würdest begreifen, daß er das Herz nicht hatte, sie zu zwingen. Gerade heute hatte sie fort sollen.“

„Gut, daß ich noch zur Zeit kam.“

„Er hätte sie reichlich abgefunden, versichert er; Du würdest keine Belästigung von der Sache haben. Er hofft, Du wirst deshalb nicht schlechter von ihm denken.“

„O bewahre — hofft er nicht auch, daß das meine Liebe und Achtung wesentlich erhöht hat? — Bitte, Papa, wir wollen das Thema fallen lassen; nur laß mich ihn nicht wiedersehen.“

Tschuschner schwieg in der Hoffnung, daß sie sich dann am ehesten beruhigen würde. Gegen Abend kam Dietert wieder. Sobald Melitta seinen Schritt hörte, zog sie sich in ihr Zimmer zurück. Nach einer Weile trat ihr Vater bei ihr ein. „Dietert,“ sagte er, „läßt auf das dringendste bitten, Dich sprechen zu dürfen.“

„Ich habe ihm nichts mehr zu sagen und nichts mehr von ihm zu hören,“ erwiderte Melitta hart. „Bitte, Papa, erkläre ihm das ein für allemal.“

„Laß mich Dir nur ein Wort sagen, Melitta!“ rief Dieterts Stimme an der Tür. Melitta ging sofort in ihr Schlafzimmer und schloß hinter sich ab. Sie hörte draußen Dietert heftig sprechen und dazwischen ihres Vaters ruhige Stimme: „Geduld haben — Zeit lassen — tiefverletzt — unschuldiges junges Mädchen —“

In dieser Nacht hörte Tschuschner seine Tochter weinen. Er regte sich nicht, in der Hoffnung, daß Tränen sie erleichtern und vielleicht milder stimmen würden. Doch als sie am Morgen aus ihrem Zimmer kam, sah er keine Weichheit in ihrem Gesicht, und fragte sich unruhig, wie denn das alles enden solle.

Wieder erschien Dietert, und wieder zog sich Melitta zurück.

„Keinen Verbrecher verurteilt man ungehört!“ hörte ſie ihn rufen. „Ich beſtehe darauf, ſie zu ſprechen!“ Und Tſchuſchner redete ihr ſehr ernſt zu.

„Ich halte es für unumgänglich und notwendig, daß Du ihn ſelbſt ſprichſt.“

„Dann kann ich es ja tun,“ ſagte Melitta. Ihr Vater ging hinaus, und Dietert trat ein. Melitta bemerkte ſehr wohl die Veränderung, die Sorge und Angſt in ſeinem Geſicht hervorgebracht hatten; er ſah bleich und übernächtig aus. Mit ausgeſtreckter Hand kam er auf ſie zu. „Melitta,“ ſagte er weich, nur ſchwer ſeiner Erregung Herr werdend, „Du ahnſt nicht, wie mir zumute iſt. Ich bin hart geſtraft, viel härter, als Du denken kannſt. Komm nun, laß dies das erſte ſein, das wir miteinander tragen. For better for worse, you know. — Sieh, nie wieder ſollſt Du ein Wort von dieſer unglücklichen Geſchichte hören —“

„Damit iſt ſie nicht abgetan.“

„Sie iſt abgetan. Das Frauenzimmer iſt abgefunden und fort, die Kinder auch.“

„Die Kinder wußten doch, daß ſie Dein waren? Sie ſind doch ſo gehalten worden, nicht?“ Er ſchwieg. „Das Kleine, das ich ſah, hatte ein geſticktes Kleidchen und ſah aus wie ein Herrenkind, und nun ſchickt man ſie mir nichts, dir nichts in den Dſchungel — entſetzlich!“

„Melitta!“ rief Dietert, dem ein Licht aufzugehen ſchien. „Sollen wir ſie behalten? Willſt Du für ſie ſorgen?“

„Der Mutter auch noch die Kinder nehmen? Nein.“

„Dann wollen wir ſie hier anſtändig unterbringen.“

„Damit Du zwei Wirtſchaften haſt? — Nein.“

„Melitta!“ rief Dietert empört. Er nahm ſich mit Anſtrengung zuſammen. „Wie kannſt Du ſo etwas ſagen? — Trauſt Du mir das wirklich zu — kannſt Du an meiner Ehrenhaftigkeit ſo zweifeln? Du weißt doch, wie lieb Du mir biſt!“ — Er konnte nicht weiter ſprechen und ging in heftiger Bewegung auf und nieder. „Haſt Du denn gar kein Vertrauen mehr zu mir?“

„Nein,“ ſagte Melitta, „gar keins. Wer mich ſo hintergeht, wie ſoll ich dem vertrauen?“

„Hintergeht!“ brauſte er auf. „Glaubſt Du, ich würde Dir's nicht geſagt haben, wenn die Gelegenheit gekommen wäre?“

„Ja, wenn es zu ſpät war,“ ſagte Melitta bitter.

„Und wann hätte ich es tun ſollen? — Ich habe gelebt, wie alle jungen Leute hier leben; das wird nicht als etwas Schlimmes angeſehen. Sollte ich etwa, als ich um Dich anhielt, als Du kaum erwachſen warſt, davon ſprechen? Damals habe ich wahrhaftig mit keinem Gedanken daran gedacht. — Wären wir verlobt geweſen, hätten wir wie andere Brautleute korreſpondieren dürfen, dann hätten wir uns näher treten können. So war ich von Dir abgeſchnitten — und hier — wann und wie und wozu hätte ich davon ſprechen ſollen? — Solche Dinge ſagt man ſeiner Frau, aber nicht ſeiner Braut. Komm doch zu Dir, — Du biſt wie in einem böſen Traum befangen. — Überlaß die Sache mit Vertrauen mir — oder wenn Du Wünſche haſt, ſage ſie. Ich will tun, was ich

irgend kann, um Dich zu beruhigen und zufriedenzustellen. — Gott weiß, Du sollst keinen Anlaß zur Klage wieder über mich haben; was ich Dir an den Augen absehen kann, will ich tun, um Dich das Leid dieser Tage vergessen zu machen! — Was meinst Du, was wünschest Du, liebes Herz?"

„Ich habe keine Wünsche," erwiderte Melitta; „die Sache geht mich nichts mehr an."

„Nichts mehr an? Was soll das heißen?!"

„Du kannst doch unmöglich glauben, daß ich jetzt noch Neigung habe, Deine Frau zu werden?"

Dietert stand wie vom Donner gerührt. „Melitta," sagte er dann drohend, „ich kann Dir vieles zugut halten, aber so lasse ich nicht mit mir spielen. Besinne Dich. Übermorgen ist unsere Hochzeit; wir sind so gut wie verheiratet. — Nimm Dich in acht, zum Narren lasse ich mich nicht halten."

Seine Augen funkelten.

In Melittas Gesicht trat der steinerne Ausdruck, dessen er sich aus ihrer Kindheit erinnerte, der harte Eigensinn, gegen den die Tante und die Erzieherin nichts ausrichten konnten und dem gegenüber auch er sich mit Erbitterung machtlos fühlte. Er hatte ihr Handgelenk gefaßt und drückte ihr achtlos Volckardts Goldreif in den Arm, während er sprach.

„Papa!" rief Melitta. Tschuschner, der an der Türe stand, unschlüssig, ob er dem Gespräch ein Ende machen solle oder nicht, trat ein. „Bleibe hier, Papa, und bitte Herrn Dietert, meinen Arm loszulassen. Er vergißt sich."

„Pardon," sagte Dietert und trat zurück.

„Geh jetzt, Dietert!" Tschuschner führte ihn in das Nebenzimmer. Hier brach der junge Mann los; er zitterte vor Erregung. Tschuschner konnte lange nicht verstehen, was er mit solcher Leidenschaft verlangte; als er es endlich begriff, sagte er mit großem Ernst: „Davon kann keine Rede sein. Ich habe Dir von vornherein gesagt, daß meine Tochter in ihrer Wahl frei sein solle; sie zu einer Heirat zu zwingen, gegen ihren Willen, das fällt mir nicht ein. Du hast Dir durch Deine Unvorsichtigkeit und Schwäche die Sache selbst verpfuscht, nun trage die Folgen in Geduld. Vielleicht besinnt sich Melitta; das sollte mir lieb sein. Aber von Beeinflussen, geschweige denn von Zwingen ist keine Rede."

Melitta sah das von Wut und Haß entstellte Gesicht des in seiner Liebe, in seinem Ehrgeiz, in allen seinen Hoffnungen gekränkten Mannes nicht, aber sie wußte ohnehin, daß er so wenig vergab wie vergaß.

Als Tschuschner zu seiner Tochter zurückkam, fand er sie ganz außer sich; laut schluchzend und händeringend ging sie auf und nieder. „Papa! Papa! Laß uns fortgehen! Nimm mich fort! Nur fort von hier! — Nur fort!"

So hatte er sie noch nie gesehen.

„Sei ruhig," sagte er, „mit dem nächsten Dampfer — übermorgen — gehen wir nach Singapore zurück. Auf der Stelle schicke ich nach Ten Tschaik."

Melitta machte sich sogleich mit fieberhafter Hast daran, die Koffer zu packen, während Tschuschner ein Billett an den Pastor und eins an den Konsul schrieb, um ihnen anzuzeigen, daß die Trauung wegen Erkrankung seiner Tochter

hinausgeſchoben wäre. Durch ein anderes entbot er den Chineſen zu ſich, den er beauftragt hatte, das Gepäck aus den Lagerräumen der Dampfergeſellſchaft, ſowie Melittas Koffer in Dieterts Haus zu ſchaffen. Ten Tſchaik erſchien denn auch alsbald mit einem großen Diamanten am kleinen Finger und einem papiernen Sonnenſchirm unter dem Arm und verſicherte, er habe den Auftrag nicht vergeſſen und würde pünktlich mit ſeinen Leuten erſcheinen, um die Sachen zu Dietert-Sab zu bringen. Es koſtete Mühe, ihm begreiflich zu machen, daß alles bis zum Abgang des Dampfers im Güterſchuppen bleiben ſollte.

„Haben Sie jemand von Ihrer Familie verloren, Mr. Ten Tſchaik?“ fragte Tſchuſchner, um die Aufmerkſamkeit des ſchlauen Chineſen von Melittas verſtörtem Geſicht abzulenken. „Ich ſehe mit Bedauern ein weißes Band in Ihrem Zopf.“

„Son. Makee die. Bought him, pipe years ago in Hongkong, quite littee, littee.“

„Woran ſtarb er denn?“

„Belong sick. Takee too muchee medicine; no good. Me buy other one, next year, all the same Hongkong,“ war die philoſophiſche Antwort.

Pünktlich kam er dann mit ſeinen Satelliten wieder. Es fiel Melitta ein Stein von der Seele, als ſie die Gepäckſtücke fortſchaffen ſah.

„Nicht dieſes hier,“ ſagte ſie, als die Chineſen ſich anſchickten, einen flachen Mahagonikaſten aufzunehmen. „Dieſes bleibt hier.“

„To Diet-Sab?“ fragte einer der Leute.

„Nein!“ Melitta beſann ſich einen Augenblick, ſtrich dann die Adreſſe aus und ſetzte darunter: „To the Misses Cherry“. Die Überraſchung und Freude der fünf erwachſenen Töchter des Doktor Cherry, als ſie die Kiſte öffneten und darin einen Brautanzug fanden, ſo wundervoll, wie ſie noch keinen geſehen hatten!

„Noch dieſen einen Tag!“ dachte Melitta, als ſie am Morgen des Tages erwachte, der ihr Hochzeitstag hatte ſein ſollen. Beim Frühſtück ſuchten ſie ſich durch gleichgültiges Geſpräch über die Zeit hinwegzutäuſchen, als der Boy grinſend den Diener eines mit Dietert befreundeten Herrn einließ, der ein feines Körbchen mit weißen Blumen und die Glückwunſchkarten von Colonel, Mrs. und Miß Green überbrachte.

„Wirf dies fort,“ ſagte Tſchuſchner und hielt dem erſtaunt zögernden Boy das Körbchen hin, indem er zugleich dem fremden Diener nach der Tür winkte.

Der Mann regte ſich nicht.

„Gib ihm ein Trinkgeld, Papa, daß er geht,“ ſagte Melitta ungeduldig.

Tſchuſchner reichte ihm einige Münzen, worauf der Diener umſtändlich Salaam machte und eine nach der anderen klingend in eine Falte ſeines Sarongs gleiten ließ; dann blieb er ſtehen. „Was geht denn der Kerl nicht?“ fragte Tſchuſchner.

„Him belong card,“ erwiderte der Boy.

Melitta ſtand auf, holte aus ihres Vaters Rock ſein Taſchenbuch und entnahm daraus eine Karte. „So, nun ſchreib ums Himmels willen ein paar Worte, damit man ihn nur los wird.“

Tschuschner schrieb ein paar Dankesworte und reichte die Karte dem fremden Boy — der regte sich immer noch nicht und machte wieder ein Zeichen.

„Was will der Mensch denn noch?“ fragte Tschuschner, worauf der Boy erklärte, es müsse noch in einen Umschlag. Da diese Dinge alle eingepackt waren, so fand sich erst nach längerem Suchen ein viel zu großes Kuvert. Die Karte wurde hineingesteckt und dem Boten zugeworfen, der sie um und um drehte und die Bewegung des Schreibens machte. „Um Gottes willen,“ sagte Melitta halb weinend, „was kann er noch wollen!“

„Write: Colonel-Sab, — Memsab, — here“ — zeigte der Boy. Melitta nahm dem Manne das Kuvert unsanft aus der Hand und schrieb die Adresse — da endlich ging er. Gleich darauf erschien Dieterts Butler und überreichte mit tiefem Salaam einen weißen Brautstrauß.

„Clear out!“ donnerte Tschuschner den Unglücklichen an, der vor Schrecken mit offenem Munde und ausgerissenen Augen stehen blieb, aber hastig verschwand, als Tschuschner zornig aufsprang. Draußen hörte man ein langes Geflüster. „Was ist?“ fragte Tschuschner, auf den Treppenabsatz hinaustretend, von dem der Butler sich eiligst davon machte. Der Boy erklärte, der Barra-Sab habe den Strauß für heute bestellt gehabt, aber als man ihn gebracht habe, hätte er den Butler angefahren: „Go debil“, — woraus der Butler geschlossen hätte, der Strauß sollte anstatt dem Barra-Sab der Memsab gebracht werden, und nun wüßte er gar nicht wohin damit.

Das Körbchen aber fand der Boy mit Recht zu gut, um fortgeworfen zu werden; er schenkte es einer farbigen Zofe. Die stellte es in ihr Fenster, wo Melittas Auge darauf fiel, so oft sie die Veranda betrat.

Indessen die Stunde schleicht auch durch den längsten Tag. Endlich kam der Augenblick, wo Melitta und ihr Vater wieder auf dem Dampfer standen, der mit langsamen Stößen seine Fahrt stromabwärts antrat. Die Sonne goß eine Flut von goldenem Licht über die Landschaft, in den Leichtern sangen die Kulis bei der Arbeit ihr eintöniges: „A-la-eia-marì!“ Am Ufer badeten die Elefanten, die Spitze der Pagode blitzte — es war alles so schön, wie am ersten Tag. Aber Melitta sah es nicht mehr. Sie kehrte der leuchtenden Herrlichkeit den Rücken und heftete ihre Blicke auf die flache Dallaseite, wo in dem öden Felde hinter dem Ufersaum schwerfällig ein mit Zebus bespannter Karren fuhr. Bis an ihr Lebensende blieb jede Einzelheit des reizlosen Bildes in ihrer Seele haften, — die aus einem Stück geschnittenen ungefügen Räder, die Form des primitiven Fuhrwerks, der Lenker, auf der Deichsel stehend, die kleine Staubwolke, die bei jedem Ruck des schwerfälligen Gespanns aufwirbelte. Tschuschner lehnte, eine Zigarre rauchend, an der Reeling und starrte trübe vor sich hin. Er rief sich Melittas glückstrahlendes Gesicht bei der Ankunft ins Gedächtnis und wollte Dietert zürnen, aber der arme Junge tat ihm doch auch so unsäglich leid. Unter der Menge an dem Pier glaubte er seine weiße Gestalt zu erkennen, doch war er dessen nicht gewiß.

Fanny stieß einen Freudenschrei aus, als Melitta und ihr Vater die Verandatreppe hinaufstiegen. „O, Ihr goldenen Leute!“ rief sie. „Habe ich es nicht

geſagt, daß man Urlaub bekommt, wenn man ihn nur ernſtlich genug verlangt! Und nun macht Ihr gar eine ordentliche Hochzeitsreiſe. Um Gott, Melitta! was iſt Dir? Biſt Du krank! Wo iſt Dietert?"

„Frage jetzt nicht, Fanny," ſagte Tſchuſchner, „warte, bis Ihr allein ſeid."

Bald gingen Tſchuſchner und Albert in einem abgelegenen Teil des Gartens auf und nieder. Man hörte abgeriſſene Worte wie: „unfaßbaren Leichtſinn" — „geradezu unverſtändlich". Die beiden Freundinnen beſprachen ſich in Fannys Ankleidezimmer.

„Du biſt ſo ſtill, Fanny," ſagte Melitta endlich.

„Ja, weißt Du, es iſt ſchwer, etwas darüber zu ſagen. Du haſt keine Idee, wie ſie hier auf die Farbigen herunterſehen; ſie zählen eigentlich überhaupt nicht mit. Und weißt Du, Männer denken über ſolche Sachen ganz anders als wir; ich glaube, daß viele das gar nicht als genügenden Grund zum Bruche anſehen würden. Und ich meine, Du könnteſt Dich von jetzt an auf Dietert verlaſſen. Wenn alle Frauen das Vorleben ihrer Männer kennten —"

„Fanny," unterbrach Melitta, „darum handelt es ſich nicht. Was früher war, danach zu fragen hat man vielleicht kein Recht — aber er ging fort als mein Verlobter, er betrachtete ſich ſo, und wenn ich auch frei ſein ſollte, ſo wußte er doch ſicher, daß ich ihm gut war; jedenfalls war er gebunden und — und" — hier wurde ſie purpurrot — „das kleine Kind war etwa dreiviertel Jahr — und er ließ mich unter ſein Dach kommen und hatte das Frauenzimmer im Hauſe."

Fanny ſchwieg.

„Sage mir eins," fragte Melitta, „hätteſt Du Albert das verzeihen können?"

Auch über Fannys Geſicht zog eine helle Röte, als ſie zur Antwort gab: „Ich glaube — ja. Natürlich wäre ich erſt furchtbar böſe geweſen und hätte ihm auch geſagt, daß nun alles aus wäre, aber wenn er nun recht gebeten hätte und verſprochen, es ſolle nie wieder vorkommen — ich hätte da doch nicht widerſtehen können und hätte es verziehen."

„Und vergeſſen auch? Fanny, kann man ſo etwas vergeſſen?"

„Ja," ſagte Fanny, „vergeben iſt vergeſſen. Man denkt dann eben nicht mehr daran. Und wir wären dann doch noch glücklich geworden. Aber Ihr — was habt Ihr nun?" Sie weinte bitterlich. Melitta ſtand unruhig auf und ging auf die Veranda. Es war noch derſelbe Mond, der in den Wipfeln der Palmen ſpielte, als ſie zuletzt hier ſtand; die Pagodablume duftete wie damals, die Linie der Bucht hob ſich weiß-glänzend gegen den dunklen Himmel. Aber ſie ſah es nicht. Träne auf Träne rann über ihre Wangen; doch weinte ſie nicht um Dietert, um ihre verlorene Liebe und ihr verſtörtes Glück, — es war Heimweh, das ſie überkam, heiße, ſchmerzliche Sehnſucht nach der guten alten Heimat im fernen Deutſchland, nach der, trotz manchem Schweren, doch ſo glücklichen, wohlbehüteten Jugend, nach der Mutterliebe, die ihr entriſſen war. Tante Lydia hätte ganz anders die ſchwere Zeit mit ihr getragen; ſie hätte ihr nicht zugemutet, einen Mann zu heiraten, dem ſie nicht länger vertrauen konnte, der ſich

um ihre Achtung gebracht hatte. Und noch einer — Volckardt hätte sie verstanden. Sie erinnerte sich, wie er ihr einstmals, nach einem Zerwürfnis mit Dietert, gesagt hatte: „Ich kann es aus der Schwäche und Eigenart seines Charakters verstehen, aber vertrauen wie vordem kann ich ihm nie wieder.“ Wo war Volckardt? In welchem Winkel der Welt schmiedete er sein Leben zurecht?! —

Fanny trat zu Melitta und küßte sie. „Don't lose heart,“ sagte sie leise, „vielleicht wird noch alles gut.“

Indessen empfand Fanny bald, daß Melitta als sorgloses Mädchen und glückliche Braut eine andere gewesen war, als jetzt, wo die erlittene Enttäuschung und die jähe Schicksalswendung sie bedrückten. Es war ihr eine Überwindung mit Menschen zusammenzukommen; um Fanny nicht von dem gewohnten Verkehr zurückzuhalten, unternahm Tschuschner selbst täglich weitere Fahrten mit seiner Tochter. Meistens ging es hinauf an die Wasserwerke, oder sie rollten auf der breiten, glatten Chaussee unter schattenden Bäumen quer über die Insel, bis der Weg sich senkte und sie den Meeresarm vor sich hatten, der die Insel vom Festlande trennt. Zur Zeit beachtete es Melitta nicht, aber wenn sie später an diese Tage zurückdachte, fühlte sie die Sorge und Zartheit, mit der ihr Vater sie damals hegte und pflegte wie ein krankes Kind. Meistens saß er schweigend neben ihr und ließ ihr vollkommene Ruhe, dann wieder, wenn der finstere Ausdruck ihres Gesichts nicht weichen wollte, erzählte er ihr allerhand von seinen früheren Erlebnissen; von ihrer jungen Mutter sprach er, die er sonst nicht zu erwähnen pflegte. Er sagte ihr nicht, wie sehr er sich Jahre hindurch gesehnt hatte, in ihrem Gesicht jenen stillen Ausdruck vollkommenen Glückes wiederzusehen, der ihn noch in der Erinnerung bewegte, — doch teilte er ihr kleine Züge und Eigenheiten seiner Melitta mit, die sonst nie über seine Lippen gekommen wären. So erschloß er ihr in dieser Zeit das Heiligtum seiner Seele, und sie lernte ihn besser kennen und verstehen, als in all den vergangenen Jahren. Sie erinnerte sich später mit Rührung daran, wie er manchmal seine Hand beruhigend und schützend auf die ihre legte, als wollte er sagen: „Laß Dir an meiner Liebe genügen.“

Indessen, solange der Kranke fiebert, hilft kein Zureden und verfängt kein Trost. Erst viel später, vielleicht erst nachdem wir sie längst verloren haben, kommen uns der Reichtum und die Tiefe einer solchen Liebe zum Bewußtsein.

„Eure Wege hier sind vortrefflich,“ sagte Tschuschner eines Abends bei Tisch, „aber Ihr habt doch eigentlich recht wenig Abwechselung.“

„Sie kennen ja den Strand mit dem Kokoswäldchen noch gar nicht, wo die schöne Welt hier in die Sommerfrische geht und in der See badet,“ meinte Albert, „und im Westen liegt ein ganzes Labyrinth von kleinen bewaldeten Inseln und Buchten, zwischen denen man fährt, wie aus einem Landsee in den anderen.“

„Dahin möchte ich,“ sagte Melitta.

„Das läßt sich leicht machen. Sie gehen morgen früh mit unserer Steamlaunch hinaus, — ich werde mit Harries sprechen; er muß Sie bei Pulo Barri absetzen. Dort finden Sie jederzeit einen Sampan, der Sie umherrudern kann. — Du mußt etwas Frühstück zurechtmachen, Fanny. Sie treiben sich dort umher, wie es Ihnen gefällt, und um 10 Uhr etwa holt Sie die Steamlaunch wieder ab.“

Der Vorſchlag wurde angenommen. Es war ein etwas bedeckter Tag; die Glut eines ſolchen gilt in Indien für gefährlicher als die helle Sonne, aber Melitta empfand das etwas verſchleierte Licht wohltuend. Nach dem Geklapper des unruhigen kleinen Dampfers und dem Geruch von Öl und heißem Eiſen war ihr die rhythmiſche Bewegung des Ruderns angenehm. Sie hatten im Schatten eines weitüberhängenden Baumes etwas gefrühſtückt und fuhren eben aus einer ſchmalen Waſſerſtraße in eine breitere, als der Sampanboy bemerkte: „Memsab belong sick," ‚Herrin Sahib krank.' Tſchuſchner, der in Gedanken verſunken geſeſſen hatte, ſah auf und ließ die Zigarre ins Waſſer fallen. Melitta lehnte weiß und regungslos gegen die Rückwand ihres Sitzes. Er rief ſie an, und ſie ſah auf, aber offenbar ohne Verſtändnis. Haſtig tauchte er ihr Taſchentuch ins Waſſer und legte es auf ihre Stirn. Dann blickte er rings an den Ufern entlang; nirgends war eine Anſiedlung zu ſehen; endlich erſpähte er auf einer Anhöhe zwiſchen Baumwipfeln ein Dach. „Was iſt das dort oben?" fragte er.

„Vernon Sab's place," ſagte der Sampanmann. Tſchuſchner zeigte dem Malayen ein Goldſtück. „Das bekommſt Du, wenn Du in fünf Minuten dort drüben biſt und mir hilfſt, die Memſab hinauf zu bringen."

„Yessee! yessee!" grinſte der Mann und holte in langen Stößen aus, ſo daß ſich die Ruder bogen. „Dorthin!" Tſchuſchner zeigte auf einen Steg, der von der Spitze einer kleinen Landzunge ins Waſſer führte. Der Malaye ſchüttelte den Kopf, gab noch einen kräftigen Stoß, zog die Ruder ein, und das leichte Boot glitt im Schwunge vorwärts durch das rauſchende Schilf und fuhr hoch in den Schlick des Ufers hinein. Auf einen Pfiff des Sampanboys kamen zwei Fiſcher gelaufen; der eine hatte noch ein rundes Netz und eine dreizackige Gabel in der Hand. Sie zogen das Boot vollends an Land und halfen Melitta aus dem Sampan heben. Tſchuſchner und der Malaye nahmen ſie auf; unwillkürlich legte ſie den Arm um ihres Vaters Nacken. Die Fiſcher ſchritten voran und bogen Schilf und Zweige auseinander. So ſtiegen ſie aufwärts, bis ſie ſich zwiſchen den Wirtſchaftsgebäuden eines Bungalows befanden, und gingen dann ohne weiteres die Hintertreppe des Wohnhauſes hinauf. Sie betraten das Speiſezimmer, in dem ihnen mit verwundertem Geſicht eine brünette junge Dame in Weiß entgegenkam. Einige Worte genügten, ſie aufzuklären.

„Bringen Sie die Kranke hier herein, es iſt das luftigſte Zimmer." Sie ſchritt voran in eine große, einfache, aber ſehr behagliche Schlafſtube.

„Hier, gleich auf das Bett," befahl ſie, winkte den Leuten, ſich zu entfernen, und gab einer erſtaunt eintretenden Ayah den Auftrag, ſofort Eis zu bringen. Sie ſelbſt half Melitta Kleid, Schuhe und Strümpfe ausziehen, löſte das ſchwere Haar und legte es über die Kopfrolle zurück, dämpfte durch die Stäbe der Rollfenſter das zu grelle Licht, ohne die durchſtreichende erfriſchende Seebriſe auszuſchließen, und erneuerte ſelbſt von Zeit zu Zeit den Eisumſchlag auf Melittas Stirn und Kopf. Bald ſchlief dieſe feſt in der erquickenden Kühle und Dämmerung.

Tſchuſchner erklärte der jungen Dame nun mit leiſer Stimme, wie ſeine Tochter zu dem Sonnenſtich gekommen war. Sobald Mrs. Vernon hörte, daß die Steam-

launch bei Pulo Barri warte, beauftragte sie einen Boy, sie fortzuschicken. „Alles hängt davon ab, daß die Dame ruhig gehalten wird und womöglich schläft. So kommt sie wohl mit dem Schrecken und ohne weitere schlimme Folgen davon."

Tschuschner dankte ihr mit Wärme.

„Ich bedaure nur, daß Mr. Vernon abwesend ist," sagte sie, „und Sie also keine andere Gesellschaft außer der meinen haben werden."

Das konnte er sich jedoch gefallen lassen; sie war eine elegante Erscheinung, hatte feine Züge und dunkle Augen. Etwas Kindliches und Gewinnendes lag in ihrem Ausdruck, obwohl man ihr das Mischblut ansah. Sie aßen allein, und abends geleitete sie den Gast in das Fremdenzimmer gegenüber.

„Ich schlafe neben Ihrer Tochter," sagte sie; „ich denke, sie wird die Nacht durchschlafen. Jedenfalls bin ich zur Hand, wenn sie etwas brauchen sollte."

In der Tat erwachte Melitta am Morgen neugestärkt, nur in den Knien empfand sie noch etwas Schwäche. Sie fand ihren Vater und Mrs. Vernon im Eßzimmer, das der frische Morgenwind durchwehte. Draußen hörte man eine Kinderstimme. „Die Ayah soll ihn hereinbringen," sagte Mrs. Vernon. Gleich darauf erschien die Wärterin mit einem wohlgerundeten Baby, das, nur mit dem Hemdchen bekleidet, jauchzend auf seine Mutter zustrebte, die den Kleinen auf den Arm nahm und mit berechtigtem Stolz zeigte. Wie der Knabe so auf ihrem Arm saß wie auf einem Thron und die Fremden mit ernsten, dunkeln Augen ansah, den Kopf voll brauner Locken, konnte er wohl an den der Sixtina erinnern. Melitta streckte dem Kinde die Arme hin, es langte nach ihr, und Mrs. Vernon gab ihr den Kleinen auf den Schoß. Während sie mit ihm spielten, erklärte Mrs. Vernon, sie habe sie noch in der Morgenkühle in die Stadt bringen lassen wollen, aber der Chemiker des Geschäfts sei ausgefahren und der Wagen könne vor einer Stunde nicht zurück sein. Sie möchten sich so lange an der Nordseite der Veranda aufhalten, wo es jetzt am kühlsten wäre; sie würde ihnen folgen, sobald sie Johnny hingelegt hätte. Tschuschner begab sich auf die Veranda, Melitta verweilte noch etwas im Zimmer des abwesenden Hausherrn, durch das sie zu gehen hatten. Es war einfach und behaglich, und sie musterte eine Weile die Büchergestelle, auf denen neben den einschlägigen Fachwissenschaften und englischen Klassikern eine Anzahl Reisebeschreibungen und andere Werke von allgemeinem Interesse standen. Einige Bände von Goethe und Rückert, Homer und Herodot in deutscher Übersetzung neben Dante zeigten, daß der Besitzer verschiedener Kultursprachen mächtig war, die „Nature" lag auf dem Schreibtisch, — freilich eine andere Bücherei als die von Dietert, vor dessen Schrank sie einmal gestanden und nicht gewagt hatte, unter den Zolas, Gyps, Kocks u. dergl. eine Wahl zu treffen.

„Stehe nicht so lange, Melitta! Komm hierher, es lohnt sich!" rief ihr der Vater zu. Mit einem Laut des Entzückens trat Melitta aus der Tür. Die Bucht breitete sich vor ihnen aus wie ein einsamer Landsee, umsäumt von waldigen Inseln, deren Spitzen in der Morgensonne glänzten. In der Ferne leuchtete das Meer, und am Horizont zog ein Schiff mit rötlich angestrahlten Segeln seine stille Bahn. „Hier möchte ich bleiben, Papa, hier ist es friedlich," sagte Melitta.

„Ganz kann man die Menſchen auf die Dauer doch nicht entbehren," meinte Tſchuſchner.

Nach einer Weile trat Mrs. Vernon zu ihnen mit der Meldung, der Sampan wäre bereit, ſie nach dem Feſtland überzuſetzen; man ſähe den Wagen kommen. Sie geleitete ſie ſelbſt einen ſchattigen Pfad hinab, an geſchwärzten Gebäuden und hohen Schornſteinen vorüber, bis an den Kai, wo, wie ſie erläuterte, die Schiffe das Zinn und den Anthrazit für die Zinnſchmelze löſchten, die ihr Mann leite. „Hier," wandte ſie ſich dann etwas verlegen zu Melitta, „nehmen Sie dieſen blauen Schleier — er iſt leider etwas verbraucht; ich habe ihn öfter über Johnnys Korb gedeckt, aber ich habe keinen anderen, nicht einmal eine dunkle Brille, die ich Ihnen anbieten könnte, und Sie müſſen ſich durchaus vor grellem Sonnenlicht hüten."

„Wenn ich je ein Vorurteil gegen Farbige gehabt hätte, ſo wäre ich jetzt davon geheilt," meinte Melitta, als ſie den Weg von Tanjong Paga nach Singapore zurücklegten und ſie die Wohltat des blauen Schleiers empfand.

„Ich denke, in dieſer Beziehung haſt Du Dir wenig Vorwürfe zu machen."

„Du vielleicht, Papa?"

„Ich ſchon eher. Ich habe zu lange unter farbigem Volk jeder Schattierung gelebt, um das Vorurteil ganz abzuſtreifen."

„Nun, wenn Du ſelbſt zugibſt, daß es ein Vorurteil iſt, mag es hingehen," ſagte Melitta.

5.

Wer iſt's, der dort vom Licht der Sonne
Den unfreiwillig ſchweren Abſchied nimmt?

Shakeſpeare.

Es verſtand ſich von ſelbſt, daß Melitta ihren Vater nach Shanghai begleitete. Zwei Wochen ſpäter gingen ſie an Bord des Star of Birma. Albert hatte ihnen Plätze beſorgt. „Sie werden fahren wie in Abrahams Schoß," hatte er geſagt. „Es iſt vornehme Geſellſchaft an Bord. Es wurde mir erzählt: ein früherer Vizekönig, der in Auſtralien Minen beſitzt, begibt ſich mit ſeiner Familie dorthin, läuft aber erſt in Geſchäften Shanghai an."

Tſchuſchner war aufmerkſam geworden. „Wer iſt es denn?"

„Lord Fanſhaw."

„Den habe ich als jungen Mann in Adelaide gekannt," ſagte Tſchuſchner. „Damals war er Mr. Neville, Gerard Neville, ein allerliebſter Menſch. Ich hörte ſchon, daß er ſpäter Lord Fanſhaw geworden wäre und eine große Karriere gemacht hätte. Ein ſehr angenehmer Geſellſchafter, Du wirſt Dich freuen, ihn kennen zu lernen, Melitta."

„Mich verlangt wenig nach neuen Bekanntſchaften," antwortete Melitta abweiſend. Die Schwäche ihres Vaters für hochgeſtellte Perſönlichkeiten war der ſtolzen kleinen Hamburgerin von jeher peinlich geweſen. Daß die Sache in dieſem Falle etwas anders lag, daß ihr Vater dieſem Mr. Neville ſeinerzeit einen zu bedeutenden Dienſt geleiſtet hatte, als daß es der eine oder der andere hätte vergeſſen können, ahnte ſie nicht. Es berührte ſie daher unangenehm, als ſie

am Morgen nach ihrer Abreise an Deck kam und ihren Vater schon in voller Fahrt mit dem früheren Würdenträger begriffen fand. Sein „your Excellency" und „your Lordship" schallte über das Deck.

Auf der anderen Seite unterhielt sich sehr laut und frei eine englisch-amerikanische Gesellschaft, von der sich plötzlich ein blau- und weißgestreiftes Zebra mit großgewürfeltem Sonnenschirm und blauer Schirmmütze loslöste und auf Melitta zueilte — Miß Miller.

„Ist es möglich, my dear Mrs. Dietert! Sie hier?"

„Ich bin Miß Tschuschner; ich reise mit meinem Vater," sagte Melitta mit Eiseskälte. Sie ging an der völlig außer Fassung gebrachten Dame vorüber, hinter das Kartenhäuschen, wo sie auf einen leerstehenden Stuhl niedersank und den Schrecken zu überwinden suchte. In ihrer Nähe lag nur eine sehr einfach gekleidete, blonde Dame lesend auf einem Deckstuhl; weiterhin spielten ein paar niedliche Kinder. Ein kleines Mädchen fiel dicht neben Melitta über seinen Reifen. Melitta nahm das Kind auf und redete ihm zu.

„O danke," sagte die junge Dame, „komm zu mir, Annie, komm zu Mama."

„Ich wußte nicht, daß es Ihre Kinder sind," erklärte Melitta mit halber Entschuldigung. Die Dame dankte nochmals und legte ihr Buch nieder. Melitta, der in diesem Augenblick jede Ablenkung willkommen war, ließ sich willig in ein Gespräch ziehen. Sie sah sich nicht nach ihrem Vater um, von dem sie wußte, daß er darauf brannte, ihr seinen Lord zuzuführen. In der Tat sah er so unverwandt nach ihr hin, daß die Frage nach dem schönen Mädchen nicht ausbleiben konnte, ebensowenig nach erhaltener Auskunft die Bitte, ihr vorgestellt zu werden. Mit Verdruß sah Melitta die beiden Herren auf sich zukommen. In der strahlenden Miene des Vaters und der abweisenden der Tochter war unschwer zu lesen. Der alte Diplomat mit dem feinen Gesicht und den klugen Augen lächelte ein wenig über die herbe kleine Schönheit.

„Es ist wunderbar, wie man sich im Leben wiederfindet," sagte er. „Ich habe Ihren Vater gekannt, als wir beide noch keine solchen Grauköpfe waren, wie jetzt. Man würde noch ganz anders um seine guten Jahre trauern, wenn man sich nicht an seinen reizenden Töchtern trösten könnte. Sie erlauben mir, Ihnen meine Tochter vorzustellen, Lady Frances Hammond."

Die blonde junge Frau hatte sich erhoben und reichte Melitta die Hand.

„Wir haben bereits Bekanntschaft gemacht," sagte sie artig. Während sich nun die beiden jungen Damen miteinander unterhielten, gingen die Herren rauchend und plaudernd auf und nieder.

„Ja, das Leben spielt seltsam." Nachdenklich wiederholte es Lord Fanshaw. „Wer hätte gedacht, daß wir uns je wieder auf einem Schiffe begegnen würden, unterwegs nach dem alten Ziel?"

Ihre Augen trafen sich; dieser Blick überbrückte die Kluft der dazwischen liegenden Jahre und trug sie zurück in die Zeit, wo sie in heißer Arbeit Schulter an Schulter gestanden hatten.

„Dort unten steht nicht alles, wie es sollte," sagte Tschuschner. „Mich hielten Familienrücksichten, sonst wäre ich schon vor einem Jahre hingegangen."

„Ich habe meinen Sohn hingeſchickt; er ſchreibt beſorgt. Sie haben wieder dreißig Arbeiter entlaſſen; es ſcheint, daß das Kupfer wirklich verſagt. Nun, wir haben unſer Gutes gehabt. — Es war ein Beweis mehr für Ihr ſprichwörtliches Glück, daß ſich wenigſtens Kupfer fand, wo Sie nach Gold ſuchten.“

„Es war beſſer als Gold,“ ſagte Tſchuſchner. „Gold iſt und bleibt eine Lotterie.“

„Überraſchend bleibt es immer. Niemand hätte ſo etwas erwarten können, und wenn Sie damals nicht noch in der Nacht die fünf Stunden geritten wären, um mir die Nachricht zu bringen, ſo hätte ich am Morgen meinen Anteil um einen Pappenſtiel losgeſchlagen. Mein ganzes Leben wäre dann anders geworden. Jedenfalls hätte ich nicht zur gegebenen Zeit nach England zurückkehren können, um meinen Onkel nach Indien zu begleiten; dieſen Weg wenigſtens hätte ich dann nicht gemacht.“

„Es iſt bei alledem ein ſeltenes Mißgeſchick, daß ein Kupferbergwerk ſo plötzlich und ſo gänzlich verſagt,“ bemerkte Tſchuſchner. „Indeſſen — ſolange die Bank ſicher iſt —“

Er fing einen ſchnellen Blick auf, den ihm Lord Fanſhaw von der Seite zuwarf. „Haben Sie etwas Beunruhigendes gehört?“ unterbrach er ſich.

„Ich habe allerdings mancherlei gehört, das mir nicht gefällt. Mein Sohn ſchreibt, man befürchte allgemein, daß die Bank ſich nicht würde halten können, wenn das Bergwerk einginge.“

„Dagegen war Vorſorge getroffen,“ ſagte Tſchuſchner. „Die Statuten beſtimmen ausdrücklich, wie weit die Bank gehen darf —“

„Die Statuten, mein lieber Freund! Wenn ſie ſich nun nicht an die Statuten gekehrt haben, was wollen Sie machen? Ich wurde gleich ſtutzig, als ſie Bowring zum Direktor machten und zugleich Simmermann in den Aufſichtsrat kam; das hieß den Bock zum Gärtner ſetzen. Wir Aktionäre werden tüchtig zuzahlen müſſen, fürchte ich; aber ich hoffe doch, wir werden mit einem blauen Auge davon kommen. Jedenfalls iſt es gut, daß wir nach dem Rechten ſehen.“

Melitta war zu ihnen getreten, und Lord Fanſhaw verabſchiedete ſich. Tſchuſchner drehte ſeine Zigarre zwiſchen den Fingern und blickte nachdenklich über das Waſſer. — „Papa,“ ſagte Melitta beunruhigt, „was machen wir, wenn die Kupferminen verſagen und die Bank verkracht?“

„Dann machen wir eben etwas anderes, Puſſy.“ Tſchuſchner ſah ſie halb beluſtigt und halb bekümmert an. „Ängſtige Dich nicht, es wird ſchon genug da ſein, um Dir Handſchuhe und Schokolade zu kaufen. Du wirſt das Leben vielleicht von einer etwas rauheren Seite zu ſehen bekommen als bisher; aber wie ich Dich kenne, wird Dich das nicht ſchrecken. — ‘Never despair’ iſt mein Wahlſpruch, den mache auch zu deinem.“

Lord Fanſhaw und ſeine Tochter waren ſehr zuvorkommend gegen Melitta; ſie gefiel ihnen, und ihre Bekanntſchaft war für ſpäteren Verkehr belanglos. Die Verſuche ihrer Landsleute, ſich ihnen zu nähern, ließen ſie gelaſſen von ſich abgleiten. Das trug den beiden Deutſchen manchen ſcheelen Blick von der übrigen Geſellſchaft ein. Als Melitta vor dem Tiffin ihre Kabine aufſuchen wollte und

in den Salon hinunterkam, ſtanden einige Damen, darunter eine dicke alte Engländerin, ſo gedrängt in dem Gange vor ihr, daß ſie genötigt war, ſtehen zu bleiben und das Ende einer rückſichtsloſen Unterhaltung anzuhören, deren Gegenſtand, eine brünette Dame in Trauer, ſoeben in der Tür ihrer Kabine verſchwand. Der farbige Steward ſtand mit ſeiner Serviette unter dem Arm vor den erregten Damen.

„Auch neben mich ſetzen Sie ſie auf keinen Fall," ſagte eine junge Frau.

"Very well, M'm," ſagte der Steward.

„Ebenſowenig neben mich," rief eine andere Stimme.

"Very well, M'm."

„Ich habe nichts gegen dieſe half-castes, ſie können nichts dafür," ſagte die dicke Dame, „aber warum kann die Dampferlinie nicht dafür ſorgen, daß ſie an einen beſonderen Tiſch geſetzt werden. Es iſt zu viel verlangt, daß man mit ihnen eſſen ſoll, mir nimmt es den Appetit."

„Steward!" Melitta machte ihr ‚Prinzeſſinnengeſicht'. „Sie können die Dame neben mich ſetzen. — Darf ich bitten?" wandte ſie ſich an die vor ihr Stehenden. Man machte ihr Platz, und ſie hörte noch, indem ſie ihre Tür hinter ſich ſchloß: „Deutſche Sentimentalität!" — „Unverſchämtes Gänschen!" — „Ein paar Monate in Indien ſchleifen das ſchon herunter!"

Der Platz neben ihr blieb übrigens leer, beim Tiffin und auch beim Diner.

Sie hatten bereits die Bankaſtraße hinter ſich und bogen in die Sundaſtraße ein. Tſchuſchner und Lord Fanſhaw ſtanden mit ihren Töchtern und dem Kapitän zuſammen auf Deck und ſprachen über den Ausbruch des Krakatoa, deſſen Rieſenhaupt ſich ſchon voraus zu heben begann. Der Kapitän erzählte, er wäre damals hier als Steuermann gefahren. Es wäre ſchrecklich geweſen, als ſie nach dem Erdbeben ihre regelmäßige Fahrt durch die Sundaſtraße wieder aufnahmen und alles verändert fanden; das Waſſer bedeckt mit Bimsſtein und Trümmern, zwiſchen denen Leichen trieben, der Feuerturm auf „vierte Punt" verſchwunden, die Ufer verſchlammt, kahle Flecke auf den Bergen; altbekannte Landmarken, wie hohe Bäume und Felszacken, ſuchten ſie vergebens; und als ſie in Anjer die Poſt abgeben wollten, fanden ſie die Stadt nicht wieder, denn ſie war gänzlich zerſtört, und am Hügel ſah man, wie unglaublich hoch das Waſſer geſtanden hatte. Unterwegs wäre ein Boot herangekommen, in dem ein paar halbverhungerte Malaien ſaßen. Sie erzählten, wie ſie eine rieſige Welle hätten heranrollen ſehen und wie ſie den Berg hinaufflüchteten, und wie das Waſſer hereinbrach und alles fortwuſch und manchen, der ſich ſchon in Sicherheit glaubte, noch erhaſchte und hinunterriß. Einer der Männer aß und trank mit tieriſcher Gier und ſtarrte dann vor ſich hin; es war kein Wort aus ihm herauszubringen; die anderen erzählten, er hätte ſeine Eltern, alle ſeine Geſchwiſter, ſeine Frau und ſieben Kinder bei der Kataſtrophe verloren; nun ſuchte er ſie immer und wüßte nichts mehr von ſich.

„Schrecklich!" ſagte Lady Frances.

„Erdbeben ſind ſchrecklich," meinte auch Lord Fanſhaw, „ich war in Nizza zur Zeit des Erdbebens an der Riviera. Ein Freund von mir, ein Arzt, wollte ſeine Schweſter wecken, als die erſten Stöße erfolgten, und als er die Tür zum Korridor aufmachte, wäre er faſt in die Tiefe geſtürzt, denn der Korridor und der ganze

Seitenflügel des Hauſes waren fort. Er knüpfte ſein Plaid und ſein Bettuch zuſammen und ließ ſich ſo hinunter. Noch nach Wochen zitterten ihm die Hände, wenn die Rede auf dieſe Erlebniſſe kam."

„Ich war fünf Jahre nach dem Erdbeben in Mendoza," ſagte Tſchuſchner, „es war noch gänzlich zerſtört, — der zuſammengeſchoſſene Stadtteil in Straßburg, im Jahre 1870, erinnerte mich daran."

Lady Frances lenkte ab: „Schade, daß man an all dieſen reizenden kleinen Inſeln ſo ſchnell vorüberfahren muß. Man möchte an einer oder der anderen gerne anhalten und ein wenig auf ihr umherklettern."

„Das geht freilich nicht an," ſagte Tſchuſchner, „aber etwas näher an ſie heranzukommen, das müßte ſich doch machen laſſen. Das Schiff läuft längſt nicht volle Fahrt und ſolch ein kleiner Umweg wäre bald wieder eingebracht. Was ſagen Sie, Kapitän? Für einen jungen flinken Seemann wie Sie, müßten die Wünſche ſchöner Frauen Befehl ſein."

„Sind ſie auch — ſind ſie auch!" Der Kapitän ſchmunzelte. „Von Anlegen iſt natürlich keine Rede, aber etwas darauf zuhalten und langſamer vorübergehen, das will ich wohl riskieren."

Sie hatten die Inſel Dwars-in-den-Weg paſſiert, und der Kapitän ſah ſpähend vorauf, wo am Horizont wieder ein Inſelchen auftauchte. Die Sonne war mittlerweile geſtiegen, und Melitta begab ſich in die Kajüte hinunter. Eben trat die farbige Dame in Trauer aus ihrer Kabine. Beide faßten ſich ins Auge, ſtutzten und eilten dann mit einem Ruf der Überraſchung aufeinander zu.

„Sie, Mrs. Vernon!" rief Melitta. „Und in Trauer —?"

Die Lippen der jungen Frau zitterten. „Johnny," ſagte ſie tonlos.

„Johnny! Dieſes ſchöne kräftige Kind, dieſer reizende kleine Kerl!"

Die junge Mutter weinte ſtill.

„Sonnenſtich," ſagte ſie. „Die Ayah holte ſeine Milch, und währenddem war er aus dem Schatten gekrochen. Der helle Sonnenfleck neben ſeiner Matte hatte ihn angelockt. Ich ſah es von der Veranda aus und lief hinunter, aber es war zu ſpät."

„Und Sie haben ſich jetzt von Ihrem Mann trennen können?"

„Er hat mir ſelbſt zugeredet," erwiderte Mrs. Vernon. „Mein Vater hatte uns geſchrieben, meine Mutter ſehne ſich ſo ſehr nach mir; ſie hat ein qualvolles, unheilbares Leiden, den Krebs, ſcheint es. Mein Mann meinte, wenn Mama ſtürbe, ohne daß ich ihr den letzten Wunſch erfüllt hätte, ſo würde ich es nie verwinden."

„Wie kommt es, daß ich Sie noch gar nicht geſehen habe? Waren Sie krank?"

„Ich aß in meiner Kabine, — ich war nicht wohl, und dann — ich bin ſo wenig gewöhnt, unter Fremden zu ſein. Jetzt, da Sie da ſind, iſt das anders."

Tſchuſchner war nicht erbaut, als er beim Tiffin Mrs. Vernon neben ſeiner Tochter ſah, war aber doch zu ſehr Gentleman, um ſie nicht mit Herzlichkeit zu begrüßen und ihr mit Wärme ſeine Teilnahme auszuſprechen. Mrs. Vernon, die noch bei jeder Anſpielung auf ihren Verluſt nur mit Mühe ihre Faſſung bewahrte, ſaß ſehr ſtill und blaß bei Tiſch. Der Steward kam und fragte, ob ſie Wein wünſche. Sie warf einen Blick auf die Karte und füllte dann die Anweiſung aus, die ihr

der Mann hinſchob. Melittas Blick folgte mechaniſch der ſchreibenden Hand. Plötzlich ſtieg ihr eine Blutwelle vom Herzen bis in die Stirn.

„Iſt das Ihr Name?“ fragte ſie. „Ich glaubte, Sie hießen Vernon!“

„Wir werden immer ſo ausgeſprochen, und ich nenne meinen Mann auch, wie man ihn nannte, als ich ihn kennen lernte. Dieſer lange deutſche Name iſt ſo unbequem, Wer-nin-gen.“

„Und Ihr Mann iſt aus Hamburg, und heißt Volckardt?“

„Ja,“ erwiderte Mrs. Vernon erſtaunt, „kennen Sie ihn?“

„Sehr, ſehr gut,“ ſagte Melitta, brach aber raſch ab, von den auf ſie einſtürmenden Gedanken überwältigt. So nahe war ſie ihm geweſen! Unter ſeinem Dach, auf ſeinem Bett hatte ſie geruht, an ſeinem Tiſch gegeſſen! Es war ſeine Frau, die ſie aufgenommen und wie eine Schweſter gepflegt hatte, ſein Kindchen hatte ſie in den Armen gehabt! An ſeinem Schreibtiſch hatte ſie geſtanden, ſeine Bücher betrachtet!

„Was haſt Du?“ fragte ſie der Vater, der ihren bewegten Ausdruck und die erhöhte Geſichtsfarbe gewahrte.

„O Papa!“ Ihre Augen leuchteten, wie ſeit Wochen nicht mehr. „Denke Dir, Mrs. Vernon iſt Volckardts Frau!“

„Mrs. Vernon Volckardts Frau — wie iſt das möglich?“ fragte Tſchuſchner erſtaunt.

„Sie engliſieren hier die Namen; Werningen iſt ihnen zu unbequem.“

„Und Volckardt hat eine — Farbige“ wäre ihm beinah entſchlüpft, doch hielt er es noch zurück und ſagte: „Frau!“

„Und wo haben Sie denn Ihren Mann kennen gelernt?“ wandte ſich Melitta wieder an Mrs. Vernon. „Sie ſagten mir doch, Sie ſeien aus der Nähe von Melbourne?“

„Mein Vater iſt dort Vormann in einer Maſchinenfabrik, und mein Mann kam dahin als Manager. Er gefiel mir gleich, aber ich dachte nicht, daß er ſich etwas aus mir machte. Als er dann an die Zinnſchmelze nach Pulo Barri gerufen wurde und meinen Eltern ſeine bevorſtehende Abreiſe mitteilte, da — konnte ich die Tränen nicht zurückhalten und eilte aus dem Zimmer. Das rührte ihn, denke ich, und ſo kam es. Das war vor anderthalb Jahren.“

‚Ja, das war vor anderthalb Jahren,‘ dachte Melitta. „Wie viel haben wir uns zu erzählen! Wir müſſen noch einmal ganz von vorn Bekanntſchaft machen,“ ſagte ſie, als man ſich von der Tafel erhob.

Es waren die heißeſten Stunden des Tages, die Melitta mit einem Buche oder Fächer auf dem Bette liegend zu verbringen pflegte. Sie legte auch heute die Oberkleider ab und war im Begriff ſich auszuſtrecken, als ſie, wie ſchon öfter, eine Unebenheit der Matratze ſtörend empfand. Sie hob das Kiſſen auf und ſah darunter den Rettungsgürtel aus Kork, der für den Notfall in jeder Kabine eines Dampfers vorhanden ſein muß. Melitta lächelte, als ſie ihn vorzog, und begann ihn verſuchsweiſe umzulegen. Eben hatte ſie die Bänder befeſtigt, als ein furchtbarer Ruck ſie über das Bett ſchleuderte. Zugleich flog die Tür der Kabine auf, und unter krachendem Schüttern des ganzen Schiffs und dem Getöſe ſtürzenden Gebälks brach ſchreiend eine von Entſetzen gepeitſchte Menge aus den vorderen

und unteren Schiffsräumen, jagte in wilder Flucht durch den Speiſeſaal und drängte die Treppe hinauf. Melitta, die, von derſelben Panik erfaßt, zitternd und bebend aus der Tür eilte, wurde mitgezogen und wäre zu Boden geriſſen worden, wäre es ihr nicht gelungen, das Geländer der Treppe zu erfaſſen. „Kolliſion! — Kolliſion! Das Schiff ſinkt!“ gellte es von allen Seiten. Mit größter Anſtrengung rettete ſich Melitta aus dem furchtbaren Druck, der ihr den Atem benahm, auf einen Poller. Ein anderes Fahrzeug war nicht zu ſehen; das Schüttern und Krachen und ein zitterndes Schurren dauerte fort. Das Schiff ſackte nach hinten, eine Schaumwelle brach über das Vorderteil. Auf der Brücke liefen die Offiziere hin und her; man hörte Kommandorufe. Die Maſchine ſtoppte. „Man the boats!“ — und die entſetzten, heulenden Menſchen drängten nach der Seite, wo das erſte Boot niedergelaſſen wurde. Das Schiff begann zu rollen. Die Maſchine nahm in einzelnen Stößen ihre Arbeit in entgegengeſetzter Richtung auf — ein gurgelndes Ziſchen, und das Schiff ſchrapte zitternd zurück und ſenkte ſich nach vorn.

Jetzt wurde die Menge von Wut und Wahnſinn erfaßt; ſie ſtürzte ſich auf das niederſchwingende Boot. Ein alter gelber Kerl mit nur einem Auge zog den vor ihm Stehenden die Beine fort, während ein brauner Matroſe mit verzerrten Zügen und blutendem Kopf mit einer eiſernen Stange auf die Andrängenden einhieb, die blutend und heulend ſich gegenſeitig über Bord ſtießen. Das überfüllte Boot kenterte, ehe es zu Waſſer kam. Wie raſend ſchlugen die Verzweifelnden um ſich. Melitta mußte ihren Schwimmgürtel gegen eine Fauſt verteidigen, die daran riß.

„Die See kommt! — Die See kommt!“ — Wie ein ſterbendes Ungetüm ſchlug das Schiff mit dem Vorderteil; einen Augenblick ſchien das Waſſer höher zu ſtehen als der Schiffsrand; es brach vornüber; ein langer, grauenhafter Schrei —

Melitta wartete nicht ab, daß die überſtürzende Welle dieſe ganze kämpfende Menſchheit über Bord fegte, ſie ſprang von der Reeling und ſchwamm, von der nachbrechenden Welle getragen, mit Aufbietung all ihrer Kräfte, um aus der todbringenden Nähe des ſinkenden Schiffes zu kommen. So war ſie in der Hamburger Schwimmanſtalt nie geſchwommen, wie jetzt, wo es das Leben galt. — War das Wimmern und Stöhnen, das dumpfe gurgelnde Ziſchen und Ziehen in ihrem Ohr, vor oder hinter ihr?! In Todesangſt ſchüttelte ſie eine Hand ab, die ſich an ſie klammerte; ſie trat einen Kopf zurück, den ſie an ſich fühlte. Gurgelnd kreiſte es plötzlich um ſie her und zog und ſaugte nach unten. Mit aller Kraft ſtrebte ſie fort. Da ſchwoll das Waſſer unter ihr und hob und trug ſie weiter. Nun war alles ſtill; noch ein gellender Schrei hallte über das Waſſer; noch einer und noch einer. Erſchöpft und von Grauen gepackt hielt ſie an und blickte zurück — ſchrecklicher als alles, das ſie hätte ſehen können, war die weite ruhige Öde; von dem ſtattlichen Schiff war nichts mehr zu erblicken; die See lag in ruhiger Bläue, nur hier und da ſchwammen losgeriſſene Trümmer, Tonnen und Balken, an denen dunkle Geſtalten klebten, weiterhin ein dunkler, wechſelnder Fleck, ein unentwirrbarer Knäuel menſchlicher Leiber, die ſich im Todeskampf ineinander verſchränkten und aus dem halberſticktes Schreien und das Angſtgebrüll der Verzweifelnden über das Waſſer erſcholl; es war indeſſen zu weit und Melitta lag zu tief, als daß ſie irgend etwas hätte erkennen können. Sie war allein, ganz allein in dem weiten

Blau, unter der niederprallenden Sonne; unerreichbar fern das rettende Ufer. Sie fühlte die Kräfte schwinden und trieb auf dem Rettungsgürtel. Da bemerkte sie nicht weit von sich einen Gegenstand, ein Stück Lattenverschlag, eine Tür vielleicht; sie schwamm darauf zu, und es gelang ihr, sich hinauf zu ziehen. Sie hatte noch die Geistesgegenwart, ihr dichtes Haar gegen den Sonnenbrand um Kopf und Nacken zu winden, dann vergingen ihr die Sinne.

Das erste, das ihr wieder zum Bewußtsein kam, war das Geschnatter von Malaien; gleich darauf fühlte sie sich am Handgelenk gefaßt, und jemand suchte ihr den Goldreif abzustreifen. Unwillkürlich zog sie den Arm zurück; zugleich ließ sich die scheltende Stimme eines alten Mannes vernehmen, und die fremde Hand gab die ihrige frei. Ihr kleines Floß mußte nun an einem Boote befestigt worden sein, denn es ging schnell durch das Wasser, das bei jedem Ruck der Ruder durch die Latten schäumte und über sie fortspülte. Wieder hörte sie dieselbe befehlende Stimme, und die Fahrt wurde verlangsamt. Melitta wurde dann an das Land getragen, hörte wieder ein Gewirr von Stimmen um sich und wurde wiederholt mit kaltem Wasser begossen. Jemand hob ihren Kopf und hielt eine Schale mit Milch an ihre ausgedörrten Lippen, ein unvergleichliches Labsal. Sie empfand noch, wie sie eine plötzliche Dunkelheit wohltuend umfing, wie sie auf eine Matte niedergelegt wurde, weiter nichts. Von da an erinnerte sie sich nur dumpf, daß ab und zu jemand neben ihr saß und ihr Luft zufächelte, daß man ihr von Zeit zu Zeit zu trinken gab, daß alle Glieder sie schmerzten und die Brandwunden der Sonne an Gesicht und Körper sie quälten, daß das Hämmern und Dröhnen in ihrem Kopfe gar nicht aufhören wollte. Wie im Traume sah sie braune Frauen hin und her gehen und hantieren. Sie wußte nicht, wie lange sie so gelegen hatte, als lebhaftes Sprechen und Laufen und ein schriller Pfiff ihre Aufmerksamkeit erregten. In dem hellen, blau und grünen Ausschnitt der Tür sah sie ein Boot mit weißen Männern vorübergleiten und gewahrte über dem Palmengrund am Ufer den Schornstein eines kleinen Dampfers. Dann knirschte der Sand unter festeren Tritten, als dem geräuschlosen Schreiten nackter Füße, und, von dem alten Malaien geführt, trat ein Europäer in die Tür, nahm seinen Tropenhelm ab und bückte sich, um einzutreten, kam näher und beugte sich über ihr Lager.

Sie hatte ihn beim ersten Blick erkannt. Im Dämmerlicht der Hütte unterschied sie kaum die Züge, aber die Haltung, das hochstehende Haar über der Stirn, die Kopfform, die Stimme ließen bei der Erinnerung, die so kürzlich erst in ihr geweckt worden war, keinen Zweifel. „Volckardt," sagte sie.

Er stutzte, aber das gedämpfte Licht kam auch ihm zustatten. Die eingefallenen Züge, die rotgebrannte, abblätternde Haut sah er nicht, wohl aber erkannte auch er die Stimme und die dunkeln Augen. „Melitta!" rief er erschrocken, „bist Du es? — Weißt Du, was aus meiner Frau geworden ist? Sie war mit auf dem Star of Birma. Hast Du sie gesehen?"

„Ja," sagte Melitta, „aber nicht bei — bei dem — Untergang."

Erschöpft schloß sie die Augen, zu matt, um sich zu wundern, wie er hierherkam und daß sie ihn so wiederfand; doch fühlte sie die Beruhigung durch ihre ganze Seele strömen, in seinem Schutz nun erst wirklich gerettet zu sein.

Volckardt und ein anderer Herr nahmen sie mit Hilfe der Malaien auf und legten sie auf eine mitgebrachte Tragbahre, über der sie ein Dach aus Segeltuch gegen die Sonne befestigten. Währenddessen händigte Volckardt dem alten Malaien einige Goldstücke ein und erklärte ihm, soviel bekäme jeder, der einen der Verunglückten aufgenommen hätte und die Hälfte für Bergung einer Leiche. Im Hintergrunde standen die malaiischen Frauen und beobachteten den Vorgang. Ihrer Pflege verdankte Melitta ihr Leben, und sie besaß nichts, gar nichts, das sie ihnen hätte geben können. Doch — sie hatte den Goldreifen am Arm. Sie winkte ihnen; die eine kam zögernd heran, und Melitta streifte den Ring ab und reichte ihn ihr hin. Man zog nun die Leinewand über ihr zu, hob die Trage auf, und so wurde sie an Bord des kleinen Dampfers gebracht, wo eine Stewardeß sie in Empfang nahm und sie, so gut es bei den offenen Wunden und der großen Schwäche gehen wollte, wusch und bettete. Von dieser Frau erfuhr sie auch, daß die Gesellschaft der Dampferlinie, als die Kunde von dem Unglück Singapore erreichte, einen kleinen Dampfer zur Rettung der etwa noch lebenden Schiffbrüchigen ausgesandt hatte und die Kaufleute der Stadt auf eigene Hand einen anderen. Beide Ufer und die der Unglücksstelle zunächst liegenden Inseln wurden abgesucht, aber von den siebenhundertundzwanzig Seelen des verunglückten Schiffes waren nur siebzehn gerettet, und auch von Leichen wurden nur wenige gefunden. Die meisten mochten mit der Ebbe hinaus ins Meer geführt worden sein.

Der Zustand geistiger und körperlicher Erschöpfung, in dem Melitta sich befand, schloß jedes eingehende Gespräch aus, doch kam Volckardt täglich und teilte ihr in wenigen Worten die Erfolglosigkeit der Nachforschungen mit. Er mußte annehmen, daß Melitta, gleich ihm, den schwersten aller Verluste erlitten habe, und hatte keine Ahnung davon, daß auch ihr Vater an Bord gewesen war, bis Melitta fragte, ob er sich nicht wenigstens unter den geborgenen Toten befände? Da schüttelte er stumm den Kopf. Ein einziges Mal brach ein Strahl der alten Zugehörigkeit bei ihm durch; er hatte sich nach ihrem Befinden erkundigt und ihr Mut zugesprochen und war schon an der Tür, als er sich nochmals zu ihr wandte und schnell und bewegt sagte: „Ich dachte nicht, daß ich Deine Stimme je wieder hören würde!“

Als nach vier Tagen angstvollen Harrens die beiden Dampfer in Singapore binnen kamen, stand auf dem Pier eine dichtgedrängte, beklommen schweigende Menge. Der erste, der an Land gebracht wurde, war der unglückliche Kapitän. Er wäre seines Lebens nicht sicher gewesen, hätte man gewußt, daß er es war, doch niemand erkannte ihn. Er war ein stattlicher Mann mit braunem Haar und Bart, als er hinausging, und er kam zurück mit ergrautem Haupt, ein blutiges Tuch über Stirn und Augen. Dann wurde die dicke Engländerin an Land gebracht, freudeweinend umringt von ihren Kindern und Enkeln. Albert stand mit Fanny in der vordersten Reihe; sie hatte sich nicht zurückhalten lassen selbst zu kommen; indessen ein Tragbett nach dem anderen wurde mit seiner traurigen Last vorübergebracht, ohne daß sie gefunden hätte, was sie suchte. Einer der letzten Krankenkörbe wurde nicht weit von ihr niedergesetzt. Sie streifte mit enttäuschtem Blick das noch junge Frauenzimmer darin und wandte sich an einen der begleitenden

Herren, der ihr bekannt schien: „Können Sie mir nicht vielleicht sagen, ob sich eine Miß Tschuschner unter den Geretteten befindet?“

„Dies ist Mrs. Dietert,“ antwortete er.

„Das ist ein Irrtum,“ sagte Fanny, ohne auf die Bezeichnung zu achten. Sie ließ mit innerem Schauder ihr Auge über die Unglückliche gleiten, die regungslos, in einen alten Sarong gehüllt, vor ihr lag, die scharfen Züge und mageren Arme braunrot mit losen Hautfetzen; das lange Haar, grau und starr von Seewasser, hing in zottigen Strähnen um das bleiche Gesicht. Bei dem Klange von Fannys Stimme jedoch schlug Melitta die Augen auf und sah sie mit einem Blick vollen Bewußtseins an. Fanny stieß einen durchdringenden Schrei aus und rang unter krampfhaftem Schluchzen die Hände; auch Albert fuhr in heftigem Schrecken zusammen. „Wir haben den Wagen mit; wollen Sie uns helfen, die Dame dorthin zu bringen,“ sagte er mit unsicherer Stimme.

„Wohnen Sie sehr weit von hier?“ war die Gegenfrage. „Sonst wäre es besser, die Kranke in Ihre Wohnung zu tragen. Jede Erschütterung muß vermieden werden, und es wäre gut, so schnell wie möglich den Arzt kommen zu lassen.“

„Nimm den Wagen, Fanny, und suche Dr. Bauer gleich mitzubringen. Ich werde Melitta begleiten,“ bestimmte Albert, und noch vor ihnen war Fanny mit dem Doktor zur Stelle. Ehe eine Stunde verging, lag Melitta wieder in ihrem gewohnten Bett im verdunkelten Zimmer, in einem von Fannys feinen Nachthemden, und ein laues Bad hatte die letzten salzigen Spuren des Seewassers fortgespült. Während sie in tiefem, erquickendem Schlummer lag, weinte Fanny im Nebenzimmer heiße Tränen auf Melittas vormals so prachtvolles Haar, das in glanzlosen, zusammengefilzten Massen vor ihr lag; der Arzt hatte es sogleich abgeschnitten, trotz ihrer flehentlichen Bitte, ihr erst einen Versuch zu gestatten, es zu entwirren. Der Doktor hatte dann eindringlich mit ihr gesprochen und ihr vollständige Ruhe für die Kranke zur Pflicht gemacht; sie dürfe durchaus nicht gefragt, es dürfe überhaupt nicht mit ihr gesprochen, jedes Geräusch müsse sorgfältig vermieden werden, denn ihr Nervensystem habe eine schwere Erschütterung erlitten und Schreck oder Erregung könne ein Gehirnleiden zum Ausbruch bringen, dessen Folgen nicht abzusehen wären.

Fanny war für Ruhe und Pflege nicht geschaffen, aber wie viele hatte sie ein Grauen vor Geisteskrankheit, und so wurde die ärztliche Vorschrift auf das peinlichste befolgt. Der kleine Bertie wurde in den entferntesten Teil des Hauses verbannt und kein lautes oder unnötiges Wort in dem Krankenzimmer gesprochen, in dem eine stille katholische Schwester ihres Amtes waltete. Fanny schwebte in beständiger Angst, Melitta möchte nach ihrem Vater fragen, während diese die Wahrheit längst durch Volckardt erfahren hatte, ebenso wie das nähere über die Katastrophe. Als Ursache gab der Kapitän bei der Verklarung an, daß er von seinem Kurs abgewichen und auf einen unter Wasser verborgenen und in den Karten nicht bezeichneten Felsen aufgefahren sei.

Eines Tages überraschte Melitta Fanny durch die Frage, ob Volckardt nicht dagewesen wäre.

„Volckardt?“ fragte Fanny bestürzt. „Wie kommst Du auf Volckardt?“

„Er war ja auf dem Dampfer, er hat mich ja gefunden,“ erwiderte Melitta.

„War das Volckardt? Ja, der Herr, der Dich an Land tragen half, hat sich einige Male nach Dir erkundigt, — er hätte doch auch zu mir kommen können,“ meinte sie gekränkt.

„Er ist wohl nicht in der Stimmung, Besuche zu machen, er hat ja eben seine Frau verloren,“ sagte Melitta. „Mrs. Vernon war seine Frau,“ fügte sie erklärend hinzu.

Fanny erinnerte sich plötzlich, daß Melitta nicht sprechen und sich nicht aufregen sollte und hielt einen Ausruf des Staunens zurück.

Dank der guten Pflege war Melitta nach einiger Zeit imstande, aufzustehen und auf der Veranda zu liegen, und eines Tages erschien sie auch zu den Mahlzeiten. Sie war bleich und stiller, auch das kurze Haar trug zu der Veränderung bei. Da sie von ihren eigenen Sachen nichts mehr besaß, brachte ihr Albert ab und zu etwas mit, ein Nähkästchen, eine Schreibmappe. Fanny besah jedes Stück mit kindlicher Freude und war stolz auf seinen guten Geschmack.

„Hast Du Melitta heute nichts mitgebracht?“ fragte sie ihn eines Tages.

„Doch! Doch!“ erwiderte Albert, an sich herumtastend, und holte dann ein allerliebstes Geldtäschchen aus Schlangenhaut hervor. Melitta öffnete es mit Vergnügen und fand einige Goldstücke darin.

„Sie müssen nun auch wieder Geld haben,“ bemerkte Albert. „Nun, fürs erste müssen Sie mich als Ihren Bankier betrachten.“

Plötzlich stand Melitta auf, legte das Geldtäschchen auf den Tisch und ging mit verstörtem Gesicht und ungleichen Schritten auf und nieder, offenbar ohne zu wissen, was sie tat. Fanny starrte sie mit erschrockenen Augen an. ‚Sie hat den Verstand verloren,‘ dachte sie entsetzt, ‚gottlob, daß Albert da ist!‘

Inzwischen hatte sich Melitta gewaltsam gefaßt und blieb stehen.

„Was ist denn — was hast Du?“ fragte Fanny ängstlich.

„Es ist nur —,“ sagte Melitta, „ich hatte bisher nicht daran gedacht, und es fiel mir plötzlich auf die Seele — Fanny, ich habe ja gar nichts mehr, — gar nichts!“

Fanny sah sie verständnislos an, und Albert fragte: „Was meinen Sie, Melitta?“

„Ich hätte Sie nicht erschrecken sollen —“ Melitta sprach es langsam und schwer — „es überkam mich nur selbst so plötzlich. Papas ganzes Vermögen ist mit ihm untergegangen. Alles, alles was er noch hatte.“

„Melitta!“ rief Albert, hastig aufstehend. „Das Unglück ist groß genug, wie es ist. Erschweren Sie es sich nicht noch durch solche Vorstellungen. Daß Sie einen Teil Ihres Vermögens verloren haben, unterliegt keinem Zweifel; jedenfalls das, was Ihr Vater für Mac Hallans Unternehmen flüssig gemacht hatte, und wahrscheinlich auch das, was er Ihnen zur Aussteuer hat mitgeben wollen, aber das Übrige muß da sein. Weitläufigkeiten werden wir haben, gewiß, aber bekommen werden Sie es sicher. Ich schreibe mit nächster Post an Robert Rippold; er weiß vielleicht etwas darüber oder kann in Hamburg etwas erfahren.“

„Nein," sagte Melitta ruhiger; „es ist alles wertlos, alles hin. Sagten Sie nicht neulich, Wechsler & Co. hätten bei dem Zusammenbruch der Colville-Bank ebenfalls Verluste gehabt? — Ich achtete seinerzeit nicht darauf, aber an der Colville-Bank war Papa beteiligt. Die Kupferminen versagten, und nun hat sich auch die Bank nicht halten können. Es bleibt mir nichts mehr."

„Die Bank ist nicht bankerott; sie hat nur vorläufig ihre Zahlungen eingestellt," erklärte Albert, „sie kann sich sanieren. Die Minen allerdings sind jetzt nicht einmal als Grund und Boden verkäuflich. — Indessen, man muß die Flinte nicht vor der Zeit ins Korn werfen. Ich werde in Colville Erkundigungen einziehen. Und schreiben Sie an Mr. Mac Hallan; er ist Ihres Vaters alter Freund und weiß vielleicht Genaueres über seine Vermögensanlagen. Ein Teil wird sich jedenfalls retten lassen, dessen bin ich sicher."

Albert schrieb an einen ihm bekannten Herrn vom Aufsichtsrat der Bank von Colville, und Melitta an Mr. Mac Hallan; die Antworten bestätigten Melittas schlimmste Befürchtungen. Die Bank hatte ihre Zahlungen eingestellt und die Aktionäre aufgefordert, ihrer statutenmäßigen Verpflichtung nachzukommen und auf ihre Anteile, auf die sie seinerzeit 65 % hatten hinterlegen müssen, die fehlenden 35 % nachzuzahlen, um womöglich den völligen Zusammenbruch zu verhüten. — Wie sich von selbst verstanden habe, hätten sie Herrn Tschuschners persönliche Einlage von 500000 ℳ zur Resteinzahlung auf seine Aktien verwendet, eine Summe, die kaum zur Deckung gereicht habe. Den Anspruch seiner Tochter und einzigen Erbin erkannten sie bereitwilligst an und sie hofften, daß die Bank sich in einigen Jahren erholen werde, usw.

„Die Halunken!" rief Albert, nachdem er den Damen das Schreiben vorgelesen hatte. „Sie durften gar nicht ohne Ermächtigung an die Depots gehen!"

„Aber das kann doch nicht alles sein! Onkel Tschuschner hatte gewiß noch irgendwo etwas," sagte Fanny. Indessen waren alle Erkundigungen, die Albert anstellte, erfolglos. Rippolds schrieben beide, und Robert sprach sich gegen Albert vertraulich darüber aus, daß der alte Tschuschner doch nur ein self-made man, nie ein regelrechter Kaufmann gewesen und stets ein Sonderling geblieben wäre. Konstanze bot Melitta ihr Haus an; ihnen, die jetzt die Firma und die Familie repräsentierten, käme es zu, sie bei sich aufzunehmen; sie wünschten durchaus nicht, diese Pflicht auf andere zu übertragen, und wenn es noch so gute Freunde wären; im Gegenteil, Melitta würde ihr im Hause sehr erwünscht sein.

„Das ist ganz Konstanze!" sagte Fanny entrüstet. „Sie möchte Dich haben; natürlich, es wäre ihr recht bequem, eine Gesellschafterin zu haben, die nach ihrer Pfeife tanzen müßte, und sich dabei noch auf die Großmut und Vortrefflichkeit aufzuspielen. — Nein, Du bleibst bei mir," fügte sie hinzu.

Auch Mr. Mac Hallans Brief ließ nicht auf sich warten; er lautete nicht tröstlicher. Über die leichtsinnige Art, wie die Bank verwaltet worden, seien schon seit Jahren unbestimmte Gerüchte im Umlauf gewesen, die jedoch wieder verstummt wären, bis neuerdings die Wahl von Bowring und Simmermann, zwei Leuten, die für ebenso gewandt wie gewissenlos gälten, die Beteiligten beunruhigt habe. Trotzdem sei die Katastrophe allen überraschend gekommen, und er für seine Person glaube

nicht, daß irgend jemand einen Cent von seinem Gelde wiedersehen würde, auch wenn es gelänge, die beiden Gauner loszuwerden. Er könne Melitta nur raten, sich auch mit dieser Wendung ihres Geschickes abzufinden. Was ihn selbst beträfe, so gestatteten ihm die veränderten Verhältnisse vorderhand nicht, sie zu sich zu bitten oder so für sie zu sorgen, wie er möchte. Er wäre durch den Tod des Freundes und Partners, der ihm das Betriebskapital für die gemeinsame Unternehmung hätte bringen wollen, selbst in Verlegenheit und müsse neuen Anschluß suchen, doch sähe er sie als ein teures Vermächtnis des Verstorbenen an, und da sie wohl eine ihren Fähigkeiten angemessene Tätigkeit im alten Vaterlande leichter finden würde, als in den Kolonien, so legte er ihr das Reisegeld vorläufig bei.

Diese Bemerkung brachte den Entschluß, mit dem Melitta sich trug, zur Reife.

„Eine meinen Fähigkeiten entsprechende Tätigkeit," wiederholte sie halblaut.

„Du — in Stellung!" Fanny sah Melitta so erschrocken an, als hätte ein kleiner Hase davon gesprochen, Kriegsdienste zu nehmen.

„Es wäre doch eine Schande," sagte Melitta, „wenn ich mit der Erziehung, die ich gehabt habe, mir nicht ebensogut mein Brot erwerben könnte, wie tausend andere."

„Aber tausend andere sind dazu erzogen und Du nicht," wandte Fanny ein. „Nein, zurück darfst Du auf keinen Fall! Nicht wahr, Albert?"

„Liebes Kind," sagte Albert, „Hamburg ist nicht aus der Welt, und Melitta kann wiederkommen. Aber nach Deutschland zurück muß sie, das hat mir der Arzt gleich gesagt. Ihre Gesundheit wäre erschüttert, in den Tropen würde sie sich nie ganz erholen; in dem heimatlichen Klima wäre das aber bei ihrer Jugend und guten Konstitution mit Sicherheit zu erwarten."

Da wagte Fanny keine Einwendung mehr. Albert hatte ohne Melittas Wissen wegen des Vermögens an Dietert geschrieben; auch er konnte keine weitere Auskunft geben. In seiner Antwort war jedoch ein Brief an Melitta eingeschlossen, in dem er sie nochmals aufforderte, das Vergangene vergangen sein zu lassen und noch jetzt das einmal gegebene Wort einzulösen.

„Das ist doch eigentlich furchtbar nett von ihm," meinte Fanny.

Melitta schwieg. Sie kannte ihn zu gut, um nicht zu wissen, daß gekränkte Eitelkeit und nicht Neigung ihn zu diesem Schritt veranlaßt hatte. Sie war fertig mit dieser Episode ihres Lebens und hätte sie aus ihrem Gedächtnis löschen mögen; sie schämte sich jetzt ihrer Wahl. Der Zauber, mit dem Idealismus der Jugend, äußere Verhältnisse, seine hübsche Persönlichkeit und glänzenden Eigenschaften ihn umgeben hatten, war gebrochen. Ihr Urteil über ihn war hart bis zur Ungerechtigkeit; es lag noch weniger in seinem Charakter, zu vergeben und zu vergessen, als in dem ihren, sagte sie sich, und der Gedanke, ihm anzugehören, erfüllte sie mit Grauen. Sie antwortete entschieden ablehnend. Kurze Zeit darauf war sie unterwegs nach Deutschland.

Zweiter Teil.

1.

Glücklich auch mit Wenigem, wenn reinlich
Auf dem Tischlein blinket des Vaters Salzfaß.
Horaz.

Ebenso wie auf der Hinreise, hatte sich Melitta während der Rückfahrt mit einer neuen, und diesmal in jeder Beziehung traurigen Lebenswendung abzufinden. Unerträglich war ihr der Gedanke, in Hamburg wieder in den früheren Kreis zu treten, abhängig von Robert und Konstanze Nippold, noch dazu mit dem Bewußtsein, daß ihr so ziemlich alle das schroffe Abbrechen der Verlobung verdachten, die einen in ihrem, die anderen in Dieterts Interesse. Zu niemand wären ihre Beziehungen ganz unverändert geblieben; die Dieterts waren weit verzweigt, befreundet und verschwägert mit den meisten Familien ihres Umgangskreises. Frau Kämpf war Fanny gegenüber sehr offen gewesen, und so war Melitta über die Stimmung gegen sich wohl unterrichtet und lehnte sich mit der vollen Heftigkeit und Bitterkeit der Jugend gegen eine so lieblose und oberflächliche Beurteilung auf.

Sie war entschlossen, sich auf ihre eigenen Füße zu stellen, — aber wie? Konstanze — das wußte sie — würde sich einem solchen Vorhaben mit allen Kräften widersetzen und es als eine Schande für die Familie, wenn nicht als persönliche Beleidigung empfinden. Da fiel ihr eines Tages ein Brief ihrer Tante, der einzigen überlebenden Schwester ihrer Mutter, in die Hand. Sie hatte ihn einst nur flüchtig angesehen und mit anderen Beileidsschreiben weggelegt. Jetzt erinnerte sie sich eines Satzes, der sich ihr damals doch eingeprägt hatte. Sie fand den Brief wieder auf und las: „Wenn Du, mein liebes Kind, Dich jetzt, wo Dir der Aufenthalt in Hamburg betrübt und peinlich sein muß, nach einem stillen Fleckchen sehnst, so vergiß nicht, daß Dich hier die wärmste Teilnahme erwartet und mütterliche Arme Dir jederzeit geöffnet sind."

Das war das einzige wirklich verständnisvolle Wort, das Melitta bisher zugekommen war. Sie wollte daher zunächst zur Tante. In dem einfachen Pfarrhause würde ihr Entschluß, sich ihr Brot selbst zu verdienen, ganz selbstverständlich erscheinen, und der Onkel Pastor würde ihr am besten und am sichersten zu einer Stellung verhelfen.

Hatte sich Melitta schon vor der Ankunft in Hamburg gefürchtet, so erwies sich die Wirklichkeit doch noch um vieles schlimmer, als sie erwartet hatte.

Bei dem ersten Blick auf das alte Haus vermißte sie die dunkle Baumgruppe am Eingang.

„Ihr habt den Taxus fortgenommen?" fragte sie mit zuckenden Lippen, und Konstanze, die sie pflichtschuldigst vom Hafen abgeholt hatte, gab ihr gekniffen zur Antwort: „Der Architekt und der Landschaftsgärtner haben es so bestimmt."

„Sie waren über dreihundert Jahre alt," sagte Melitta.

„Sie ſtanden zu nahe am Hauſe; in der Gartenſtube war der Schwamm," entgegnete Konſtanze.

„Und auch das Gärtnerhaus iſt fort!" ſagte Melitta, ſich umſonſt nach dem eſeuüberſponnenen Häuschen umſehend.

„Es iſt mit den Gewächshäuſern weiter hinunter verlegt. Wir haben auch mit dem Perſonal ändern müſſen. Mit dem alten Werningen war ſeit dem Tode der Frau nicht mehr auszukommen. Er widerſprach jeder Anordnung. Natürlich hat Robert anſtändig für die Leute geſorgt und ihn und den alten Guſtav in die Walterſtiftung eingekauft."

Auch im Hauſe ſelbſt war ſo vieles verändert, daß Melitta ſich in ihm ganz fremd vorkam. Das Schlafzimmer des Onkels und der Tante war jetzt Konſtanzens Wohnzimmer, wo ſie nach der Mahlzeit, nachdem Robert ſich zurückgezogen hatte, am Kamin ſaßen.

„Ich denke, Du wirſt Deine Beſuche ſobald wie möglich machen," hob Konſtanze an. „Geſchehen muß es doch, und je eher man es hinter ſich hat, um ſo beſſer."

„Ich will jetzt noch niemand aufſuchen," erwiderte Melitta.

„Das kannſt Du doch unmöglich durchführen. In ſolchen Dingen tut man am beſten einfach das, was ſich ſchickt," ſagte Konſtanze in der ihr eigenen überlegenen Art.

„Nicht, wenn man in tiefer Trauer iſt und ſchwer krank geweſen iſt."

„Ein paar Beſuche bei den nächſten Freunden werden Dich nicht zu ſehr angreifen; man muß ſich auch etwas überwinden können."

„Ich will auch nicht hier bleiben, ich gedenke mich nach einer Stellung umzuſehen."

„Tu mir die einzige Liebe, Melitta, und laß ſolche Überſpanntheiten beiſeite. Du warſt Onkel Rippolds Nichte und Pflegetochter, und wenn Du damals nicht ſelbſt eine Erbin geweſen wärſt, ſo hätte er Dich jedenfalls ſo geſtellt, wie es ſich für Dich und ihn geziemt hätte. Es fällt uns nicht ein, das anders anzuſehen; das ſind wir uns und unſerer Stellung ſchuldig. Laß das, bitte, nicht Robert hören. Er iſt ſchon empfindlich, daß Du Dir Hahn und Mac Hallan zu Vormündern gewählt haſt —."

„Das war ja nur eine Form; es gibt ja gar nichts zu verwalten."

„Gerade deshalb. Robert gibt ſo furchtbar viel auf die Form. Und er merkt ſchon wieder ſein Podagra, und es würde ihn furchtbar verdrießen, wenn er ein Machtwort ſprechen müßte."

„Ich will ſo bald wie möglich zu meiner Tante Remmert, Tante Lydias Schweſter," entgegnete Melitta.

„In das Paſtorhaus?" ſagte Konſtanze lebhaft. „Das iſt ein ſehr guter Gedanke! Auf das Land zu einem Paſtor! Ja, das iſt unter dieſen Umſtänden ſehr angezeigt, ſehr richtig."

„Wie meinſt Du das, Konſtanze? Unter welchen Umſtänden?"

„Mein Gott, Melitta, Du brauchſt mich nicht mit Deinen Blicken zu durchbohren. Du weißt ſo gut wie ich, wie die Leute reden, wenn eine Verlobung zurückgeht."

„Es kommt doch wohl auf die Gründe an, nicht?"

„Gewiß, aber was fragen die Leute nach den Gründen, außer um zu klatschen. Wenn man sagen kann, sie ist zu ihrem Onkel, dem Pastor Remmert, gegangen, das stopft ihnen immerhin etwas den Mund."

„Ich denke, ich ziehe mich jetzt zurück," meinte Melitta, „ich bin noch nicht recht kräftig —." Sie war in der Tat sehr blaß und noch so leicht erregt, daß sie zitterte und wieder den dumpfen Schmerz im Kopfe fühlte, den sie seit dem Sonnenstich noch nicht ganz los geworden war. Sie stand auf und ging der Tür zu.

„Wohin willst Du?" fragte Konstanze.

„In mein Zimmer."

„Da sind jetzt die Schneiderin und die Jungfer; ich habe oben das Eckstübchen für Dich zurecht machen lassen, das früher die Köchin inne hatte."

Melitta rang, sobald sie allein war, die Hände und weinte bitterlich.

„Nur fort von hier! Nur fort!" dachte sie. Und das kleine Pfarrdorf, in dem die mütterliche Tante sie erwartete, trat ihr als letzte Zuflucht vor die Seele.

Sie hatte bisher wenig Fühlung mit diesen Verwandten gehabt. Ihre Großeltern, die alten Kellers, die zu den reichsten Leuten eines thüringer Landstädtchens zählten, hatten drei bildhübsche Töchter. Die älteste verlobte sich sehr jung mit dem Kandidaten Remmert, der, wie es hieß, schon in der Töchterschule, wo er unterrichtete, seine kleinen grauen Augen auf Alwinens große blaue geworfen und sich den schönen Goldfisch gesichert hatte. Kellers, die trotz ihres stadtbekannten Vermögens einfache Leute geblieben waren, schätzten es sich sehr zur Ehre, einen geistlichen Schwiegersohn zu bekommen, doch hätten sie in Ermangelung eigener Söhne es gern gesehen, wenn eine der jüngeren Töchter ihnen einen Müller oder Ökonomen zugeführt hätte, der das ausgedehnte Getreidegeschäft mit der Zeit hätte übernehmen können. Es kam aber anders. — An dem Tage, an dem Lydia Keller in das Wohnzimmer stürmte: „Mutter! Thea von Schott und Else Rosenstiel kommen noch auf ein Jahr nach Akazienhof zu Fräulein Rüter; darf ich nicht auch dahin?!" hatte sie in der Lotterie des Lebens ein glänzendes Los gezogen.

Amanda Rüters Pensionat war eine sehr geschätzte Anstalt für junge Mädchen, die eben die Schule verlassen hatten und noch etwas Schliff erhalten sollten. Die Schülerinnen „schwärmten" für Tante Amanda, und viele von denen, deren Erziehung sie vollendet hatte, führten ihr bereits wieder ihre Töchter zu. Sie war eine Bremerin aus bestem Hause, hatte ihre erziehende Tätigkeit aus innerem Beruf ergriffen und darin Trost für ein schweres Geschick und Ersatz für verlorenes Herzensglück gesucht und gefunden. Von einem blühenden Familienkreise war sie fast allein übrig geblieben. Sie alle hatten eines Morgens den jüngsten Sohn und Bruder nach Bremerhafen begleitet, selbst Schwager und Schwester waren mit ihrem Töchterchen aus Hamburg gekommen, um ihn vor der Abreise nach New York nochmals zu sehen. Plaudernd standen sie auf dem Kai, das Glockenzeichen erwartend, das die Reisenden an Bord rufen sollte, als zwei Männer ein kurzes, schweres Faß fallen ließen, und jene Explosion erfolgte, die erst auf hoher See das stattliche Schiff hatte vernichten sollen.

Als Amanda wieder zu sich kam, fand sie sich mit zerrissenen Kleidern, sonst aber unversehrt auf einer Böschung liegen.

Lange konnte sie das Entsetzliche nicht fassen. Mutter, Geschwister, der Freund, der ihrem Herzen am nächsten gestanden hatte, die kleine Nichte, die ganze Familie, waren wie fortgemäht; nur der Sohn ihrer Schwester, der in Hamburg das Gymnasium besuchte, war übrig geblieben. Auf diesen letzten übertrug sie nun alle ihre Liebe, die er mit dankbarer Zuneigung erwiderte. Dieser Neffe war Franz Nippold. Er sah bei ihr Lydia Keller und verliebte sich in das anmutige, helläugige Mädchen mit den herrlichen braunen Flechten. Trotz der Abmahnungen seiner früheren Vormünder, die eindringlich der Heirat mit einer vornehmen Hamburgerin das Wort redeten, führte er seine Lydia heim und hielt sich seitdem stets für einen Mann von Charakter und selbständigem Urteil.

In seinem Hause lernte Tschuschner die jüngste und reizendste der Kellerschen Töchter, seine Melitta, kennen.

Die Bestürzung war groß, als er nach kurzer Zeit um sie anhielt und sie ihm ohne einen Augenblick des Besinnens ihr Wort gab. Das war nicht die Wahl, die Nippolds erhofft, nicht die Verschwägerung, die sie gewünscht hätten. Ganz andere Pläne hatten sie für die entzückend aufblühende junge Schwester gehabt. Franz brachte sie sofort den Eltern zurück und sprach sein Mißfallen über die Verlobung unumwunden aus.

„Es liegt nicht gerade etwas gegen ihn vor," sagte er, „Hahn hat ihn in Kalifornien gut gekannt und ihn bei uns eingeführt, — aber er ist eine abenteuerliche Natur und hat sich überall herumgetrieben. Ich vermute, er braucht Geld. Er hat ihr mit seinen albernen Indianergeschichten den Kopf verdreht."

Die erschrockenen Eltern suchten der Tochter Vernunft beizubringen, aber das sonst so schüchterne Kind gab ihnen mit siegesfrohem Lächeln zur Antwort: „Den oder keinen!" und Tschuschner mißfiel ihnen nicht, als er kam und sich vorstellte. Leider wurde die überaus glückliche Ehe bald wieder getrennt; Melitta starb bei der Geburt des Töchterchens, das ihren Namen trug. Es litt nun Tschuschner nicht lange mehr in der einsamen Wohnung, und er verließ Hamburg, nachdem er das verwaiste Kindchen seiner Schwägerin Nippold übergeben hatte.

Natürlich trug Lydia Sorge, die Kleine auch bei den Großeltern heimisch werden zu lassen. Zuerst kam die Bonne mit dem Kinde, aber auf einen solchen Besuch war der Kellersche Haushalt nicht zugeschnitten und Herr Keller verbat sich die fremde Person. Da aber übernahm die kleine Melitta selbst das Amt der Bonne, mit der Kindern eigenen Pedanterie.

„Auf der Straße spielen läßt Tante mich niemals, Großmama, das ist nur für Kinder, die keinen Garten haben," — „Wurst darf ich nicht bekommen, Großmama, das ist nichts für kleine Kinder," — so ging es beständig. Es gelang Lydia nicht lange, dem Kinde diese Besuche als eine große Freude darzustellen, und sie wurden mit der Zeit immer seltener und kürzer. Ganz anders war das Verhältnis der Großeltern zu den Remmertschen Enkeln. Für diese echten Landkinder war der Aufenthalt bei den Großeltern der Inbegriff aller Herrlichkeit. Sie staunten über den Reichtum des Großvaters, der ihnen goldne und silberne Schreibstifte kaufte; sie spielten wundervoll auf den weiten Hausböden mit allerlei Gerümpel und uraltem Spielzeug; mit der dicken Dame im Materialladen schlossen sie

Freundschaft und ließen sich Zuckerfischchen und Schokoladenzigarren schenken, die die verwöhnte kleine Hamburgerin nie über die Lippen gebracht hätte. Beim Abschied trösteten sie die Großeltern durch das Versprechen baldigen Wiederkommens, und die Jungen erklärten, bei dem Großvater in das Geschäft treten zu wollen, entschieden sich jedoch später beide für das geistliche Amt. Da sich dann auch die älteste Enkelin mit einem Kandidaten verlobte, so geriet dieser Zweig der Familie ganz in die „Theologie", wie sie auf gut thüringisch sagten.

Der Lebensabend der alten Kellers gestaltete sich unerwartet trübe; es trat eine wirtschaftliche Krise ein, und obwohl das Bestehen des Geschäfts nicht in Frage kam, so durfte Herr Keller in seinen vorgerückten Jahren doch nicht mehr hoffen, die Verluste, die er erlitten hatte, wieder auszugleichen. In der Tat entsprach schließlich seine Hinterlassenschaft keineswegs den gehegten Erwartungen. Lydia, die sich ja in glänzender Stellung befand, litt darunter nicht, die kleine Melitta war ohnehin eine Erbin, und was Remmerts betraf, so wären sie in ihren bescheidenen Verhältnissen noch immer wohlgestellte Leute geblieben, wenn der Pastor das freundliche Anerbieten seines Schwagers Nippold, ihm das Vermögen zu verwalten, angenommen hätte. Er lehnte es aber in schroffer Weise ab, da er sich selbst für ein Finanzgenie hielt; dabei konnte er der Versuchung nicht widerstehen, sein Geld gegen einen Zinsfuß auszuleihen, der jeden andern stutzig gemacht haben würde. Es bedurfte sehr empfindlicher Verluste, um ihn in dieser Beziehung vorsichtiger zu machen.

Mit ruhigem Gleichmut ertrug seine Frau diese Schädigungen ihres Vermögens; sie hatte einen echt weiblichen unerschütterlichen Glauben an ihren Mann, der sich jeden Fehlgriff dieser Art noch zum Verdienst rechnete. „Borget gern", „Machet euch Freunde mit dem ungerechten Mammon", „Einer diene dem andern", waren Worte, die er bei solchen Gelegenheiten im Munde führte.

So lagen die Dinge, als Melitta eines schönen Sommernachmittags auf der dem Pfarrdorfe zunächst gelegenen Bahnstation ausstieg. Ein Bursche mit einer Peitsche trat auf sie zu und teilte ihr mit, „der Wagen wäre da, es hätte niemand mitgekonnt, weil sonst kein Platz für die Sachen gewesen wäre". Diese Vorsicht erwies sich als gerechtfertigt. Melitta glaubte noch nie ein so vorweltliches Fuhrwerk gesehen zu haben. Ihr Koffer hatte neben dem Kutschersitz keinen Raum und mußte aufrecht neben sie gestellt werden. Die Landstraße führte zwischen Feldern aufwärts. Von der höchsten Stelle des Weges erblickte man einige blaue Berglinien, in der nächsten Senkung ein Streifchen Wald und davor ein Dorf.

„Das ist Klepsch," sagte der Bursche, mit der Peitsche auf das Dorf zeigend. Der alte Gaul setzte sich hier ungeheißen in Trab und hielt von selbst vor einem einfachen, altertümlichen Hause, das neben einem spärlichen Bach auf einer dicken Bruchsteinmauer stand; ein wilder Rosenstrauch ließ eine Fülle blühender Zweige über die Brüstung eines zur Seite liegenden Gartens hängen, und die Spitze eines kurzen Kirchturms sah darüber fort.

‚Also hier!' dachte Melitta etwas beklommen. Der Bursche stieg schwerfällig ab, knöpfte das Schutzleder auf und trug den Koffer durch das Eingangspförtchen, dessen Rundbogen die Jahreszahl 1809 zeigte. Melitta trat in den Hof. Ein

paar Hühner ſcharrten in einer Ecke, man hörte das leiſe Klirren von Kuhketten und behagliches Kauen, ſonſt nichts. Sie ging durch die offene Haustür über einen mit Sand beſtreuten Flur und öffnete die nächſte Tür; es war die Küche, die Melitta, die an die feinen Hamburger Küchen gewöhnt war, ärmlich, klein und düſter erſchien. Melitta öffnete eine andere Tür und befand ſich in der Wohnſtube. An einem der Fenſter bezeichnete ein erhöhter Tritt mit Lehnſtuhl den Sitz der Muttter; dort ſtand ein fein poliertes Spinnrad und auf dem Tiſchchen zur Seite ein gehäufter Flickkorb. Nichts regte ſich hier, aber oben erklangen Schritte. Sie ſtieg die Treppe hinauf und öffnete die gegenüberliegende Tür. Vor ihr lag das Zimmer des Mädchens; alles einfach, rein und hell, auf der Kommode ſogar ein friſcher Strauß. Jetzt hörte ſie nebenan Schritte und eine Stimme. Sie klopfte.

„Ja, meine Geliebten, auch da wird es euch ſchwer werden, wider den Stachel zu löcken — herein, zum Donnerwetter! Wer iſt denn da?“

Der Pfarrherr blieb mitten im Zimmer ſtehen, die Pfeife in der Hand, das Käppchen auf einem Ohr, und blickte mit verſtändnisloſen Augen auf die ſchwarze Erſcheinung an ſeiner Schwelle.

„Ich bin es, Onkel! Melitta!“

„Ach ſo — hm — wo iſt denn Deine Tante? Wo ſind die Mädchen?“ fragte der Paſtor hilflos.

„Es iſt niemand da, aber wenn Du erlaubſt, ſetze ich mich unten in die Wohnſtube; ſie werden gewiß bald kommen.“

„Ja wohl, tu das, mein liebes Kind,“ ſagte der Pfarrer erleichtert, „ſie werden gewiß bald kommen.“ Und als die Tür ſich ſchloß, murmelte er ſchon weiter: „— denn vor ſeinem Willen gibt es kein Ausweichen noch Verbergen —“

Unten ſetzte ſich Melitta in den Lehnſtuhl am Fenſter und muſterte die einfache Einrichtung: den großen runden Eßtiſch vor dem harten Sofa mit ſchwarzem Roßhaarbezug, das altväteriſche Klavier, die wenigen Bücher auf der Hänge darüber. Unter dem ſchmalen Spiegel hing ein ovales Paſtell, ein Jugendbild der Urgroßmutter Keller, mit gepudertem Haar, feinen Zügen, zarter Farbe und wunderſchönen Augen unter geraden dunkeln Brauen, die ein Erbteil der Familie geblieben waren.

Da ließen ſich eilige Schritte vernehmen, und die jüngſte Couſine ſtürmte herein, Roſettchen, ein kräftiger, blühender Backfiſch mit dicken Zöpfen, die ihr, vom ſchnellen Laufe halbaufgelöſt, wie eine Mähne um den Kopf flogen. Sie umarmte und küßte Melitta. Ihr folgte auf dem Fuße die ältere Schweſter, eine zierliche Blondine mit einer Menge krauſer Löckchen über der Stirn. „Hab' ich's nicht geſagt?“ rief Roſettchen, „wenn wir erſt noch zum Weber herangehen, verpaſſen wir den Wagen!“

„Ja,“ fiel Luischen ein, „der Mann iſt auch zu dumm! Wie die Mutter ſagt: ‚Jetzt muß doch der Wagen kommen!‘ antwortet er ſeelenruhig: ‚Der iſt lange durch!‘“

Hier trat die Tante ein und ſchloß Melitta in ihre Arme. Sie war etwas ſtärker und älter geworden, als die Nichte ſie in der Erinnerung hatte, aber ſonſt unverändert.

„Es ist eine wahre Schande, daß wir Dich so empfangen, Du armes Kind —"

„Oder vielmehr, daß wir sie gar nicht empfangen haben!" fiel Rosettchen ein.

„Ja," rief die rotbäckige kleine Magd, die gleichfalls außer Atem ins Zimmer gelaufen war, „sowie ich den Wagen sah, lief ich gleich hinten 'rum und schrie, daß sie da wär'."

„Ein anderes Mal, wenn's wieder so trifft," sagte die Pastorin, „läufst Du aber nicht fort wie eine Wilde, sondern Du bleibst, damit doch eins da ist, und siehst, wo Du was helfen kannst."

„Ist das furchtbar große Ding da draußen Dein Koffer?" fragte Rosettchen.

„Ja," sagte Melitta, „ist er so groß?"

„Na, ich dächte! Ein wahres Haus! Was hast Du da nur alles drin?"

„So ziemlich alles, was ich besitze," erwiderte Melitta trübe.

„Mutter, wie bekommen wir ihn nur die Treppe herauf?" fragte Rosettchen.

„Bitte Senhold, daß er mit anfaßt; es wird schon gehen," erwiderte die Mutter. „Komm, Melitta," fuhr sie fort, „ich will Dir gleich dein Zimmer zeigen." Sie führte nun Melitta in das Stübchen, das diese für die Kammer des Dienstmädchens gehalten hatte.

„Eigentlich wollten Dich Luischen und Rosettchen, bis Alwine zurück ist, gern in ihrer Stube haben, aber ich dachte, Du würdest gern manchmal für Dich sein."

„Danke, Tante; ja, das ist mir das liebste."

Zum Abendbrot gab es Bier, Butterbrot, Käse und Blutwurst. Melitta erschrak. Sie hielt sich an das Butterbrot und heftete die Augen in bitterer Verlegenheit auf ihren Teller.

„Nimmst Du keine Wurst?" fragte Rosettchen.

„Nein, ich danke, ich habe gar keinen Appetit," erwiderte Melitta.

„Aber doch ein bißchen Käse?"

„Verzeih, Rosettchen, ich danke."

„Ißt Du nie Käse?"

„Nein, eigentlich nicht."

„Aber Bier trinkst Du doch?"

„Ich habe gewiß einen sehr schlechten Geschmack, aber die Wahrheit ist, ich trinke keins."

„Aber was trinkst Du denn? Was trankt ihr abends in Hamburg?"

„Immer Tee."

„Mutter," sagte Rosettchen, „Melitta trinkt Tee zum Vergnügen."

„Das tun viele Menschen," meinte die Mutter.

„Wozu trinkst Du denn Tee," fragte Melitta mit einem Versuch zu scherzen.

„Na, doch zum Schwitzen, wenn man's im Halse hat!" sagte Rosettchen.

„Könnte ich nicht ein Glas Milch haben?" fragte Melitta. „Wenn ich Milch habe, brauche ich nichts anderes."

„Na, das ist schnell beschafft," meinte Rosettchen und ging hinaus.

An und für sich wäre der kleine Zwischenfall nicht der Erwähnung wert gewesen, aber Melittas Onkel, der ein dickes Tuch um den Hals gewickelt hatte, saß verdrossen da und murmelte etwas von „Gottesgabe verachten" vor sich hin.

„Biſt du nicht ganz wohl, lieber Onkel?“ fragte Melitta höflich.

„Ich leide am Halſe,“ ſagte der Paſtor kurz und hüſtelnd.

„Das iſt recht ſchnell gekommen,“ meinte Melitta unſchuldig. „Heute nachmittag war deine Stimme noch ganz klar und laut.“

„So etwas kommt und geht,“ ſagte die Paſtorin, „wer einmal anfällig iſt, fühlt's im Zimmer, wenn nur der Wind ſich ändert.“

„Haſt Du an Frühauf geſchickt, daß es nicht wieder Konfuſion gibt und er mich am Sonntag ſitzen läßt?“ fragte der Paſtor heiſer.

„Ja, ich habe es gleich nach Tiſche beſorgt. — Frühauf iſt nämlich der nächſte Amtsbruder, der meinen Mann in ſolchen Fällen vertritt,“ wandte ſie ſich an Melitta.

„Und wer vertritt denn ihn?“ fragte dieſe, um ihr Teil zur Unterhaltung beizutragen.

„O,“ ſagte Roſettchen, „der Herr Kandidat oben im Schloß. Der freut ſich, wenn er ſich auch einmal hören laſſen kann.“

Melitta hatte noch nicht gewußt, wie hart eine gaſtliche Matratze ſein kann, wie ſchwer das beſtgemeinte Federbett. Sie empfand an dieſem Abend beides und wandte ſich in dem ſchmalen, kurzen Thüringer Bett verzweifelnd von einer Seite auf die andere, ſchlief aber nach den erſten Stunden doch feſt und traumlos, bis Roſettchens Stimme ſie am nächſten Morgen weckte: „Na, Melitta, ich dächte, es wäre nun Zeit! es iſt faſt halb neun!“

Luiſchen und Roſettchen hatten am Vormittag in der Wirtſchaft zu tun, und Melitta konnte ungeſtört mit ihrer Tante zuſammenſitzen. Sie waren eben in einer recht vertraulichen Beſprechung, als Roſettchen vom oberen Flur hinunterrief: „Mutter!“

„Ja!“

„Melitta hat ihr Bett nicht gemacht!“

„Dann mache Du es! — Bleib nur ruhig ſitzen, Melitta, das iſt Roſettchen ganz geſund.“

„Mutter!“ ſchallte es bald darauf aus der Küche nebenan.

„Ja!“

„Komm doch einmal her!“ Die Mutter verſchwand. Melitta zog zwiſchen den Büchern eins hervor, das ſie vom Großvater Keller öfters als einen ſeiner literariſchen Jugendgenüſſe hatte rühmen hören. Es hieß Gumal und Lina und war von Loßius. Sie ſetzte ſich in die Sofaecke und begann zu leſen. Darüber beachtete ſie Roſettchen nicht, die ab und zu ging, bis ſie ſie plötzlich wieder rufen hörte: „Mutter!“ —

„Ja.“

„Melitta lieſt.“

„Schön, laß ſie leſen.“

„Aber Mutter, am Vormittag!“

„Laß ſie tun und laſſen, was ſie will.“

„Aber Mutter, am Sonnabende, am Vormittag!!“

„Kehre Du vor Deiner eigenen Tür, Roſettchen! Ich dächte, Du hätteſt es recht nötig, und laß andere Leute in Frieden.“

Als Melitta am folgenden Morgen bald nach dem Frühstück wieder ins Wohnzimmer kam, lagen auf dem Klavier vier Gesangbücher, auf jedem ein Zehnpfennigstück und ein Strauß, einer davon aus weißen Rosen.

„Das ist deiner," sagte Rosettchen. „Luischen dachte, Du würdest nicht gern bunte Blumen mögen."

„Wie rührend lieb von ihr," sagte Melitta.

„So ist Luischen immer," sagte Rosettchen trocken.

Gleich darauf trat Luischen ein, und die Schwestern begannen den eben abgeräumten Frühstückstisch aufs neue zu decken.

„Wozu tut ihr das?" fragte Melitta.

„Frühaufs werden gleich hier sein," hieß es. Luischen setzte hinzu: „Anna Frühauf ist nämlich unsere liebste Freundin, die Tochter vom vorigen Kantor, und Hermännchen ist mein Pate. — Da sind sie! Da sind sie!" Und sie eilten den Gästen entgegen.

Auf einer hohen, gemächlich heranrollenden Halbchaise saß das geistliche Paar, fröhlich winkend, beide etwas unter Mittelgröße und für ihre jungen Jahre schon recht völlig; zwischen ihnen saß ein dicker, bläßlicher, etwa sechsjähriger Junge.

„Nein, aber Luischen!" sagte die junge Frau beim Eintreten mit einem Blick auf den besetzten Tisch, „ich ließ Dir doch noch extra sagen, ihr solltet keine Umstände machen!"

„I, wo sind denn das Umstände!" sagte die alte Pastorin. „Wenn man über Land gefahren ist, hat man Appetit."

„Na, wenn's doch einmal da ist," meinte der junge Pastor, und sie setzten sich alle um den Tisch. Rosettchen ließ es sich zur Gesellschaft nochmals schmecken, und der Kleine tat auch sein Bestes: „Pate, ich will noch Fleisch!" — „Pate, ich will noch Kuchen!"

Nachdem „die Begier nach Trank und Speise gestillt war," hing die junge Frau ihrem Mann den Talar um, den sie nebst dem Barett einer vielgebrauchten runden Schachtel entnahm.

„Jemine! Da hab' ich die Bäffchen vergessen! — Na, es schadet nichts; Luischen, Du gibst mir ein Paar von Deinem Vater!"

„Ach," sagte Luischen erschrocken, „das tut mir aber leid! Gestern hab' ich alle eingeseift."

„Nun, das tut nichts," sagte der Pastor beruhigend, „da schneiden wir welche aus Papier. — Geben Sie mir nur ein Stück Papier und eine Schere, Rosettchen."

„Da ißt ja der Junge schon wieder!" rief die junge Frau plötzlich. „Wer hat ihm nur wieder was gegeben?"

„Es ist nur ein Stückchen Brot mit einem Scheibchen Wurst," entschuldigte sich Luischen. „Er sagte, er hätte noch Hunger."

„Hunger!" rief seine Mutter. „Erst hat er zu Hause gefrühstückt, dann unterwegs alles gegessen, was wir mitgenommen hatten, und hier hat er wieder gestopft. Ich möchte nur wissen, wo er alles hinißt!"

„Ein gesundes Kind hat immer Hunger," sagte die Pastorin. „Mein Richard behauptet auch, er wäre noch nie in seinem Leben wirklich satt gewesen." Alle lachten.

„Dacht ich's doch!“ rief triumphierend Roſettchen. „Er hat die Butter abgeleckt und die Wurſt abgegeſſen! Da liegt das Brot, hier unterm Stuhl!“

Der Herr Paſtor lachte: „Nee, ſo e Ferkel, — ſo e Ferkel!“

„Du ſollteſt Dich ſchämen, Hermännchen!“ ſagte Anna. „Was ſoll die neue Tante dort von Dir denken?!“ Sie winkte Melitta zu. „Nicht wahr, Tante, ſolch einen ſchlimmen Jungen haſt Du noch nie geſehen?“

„Nein,“ ſagte Melitta. Es ſollte ſcherzhaft ſein, aber ihre Empörung über dieſe Art von Erziehung war zu ſtark und klang gegen ihren Willen durch. Alle ſahen recht betroffen drein.

„Siehſt Du,“ ſagte die junge Mutter, „die neue Tante iſt ganz erſchrocken.“

„Das iſt mir egal,“ ſagte Hermännchen.

Zum Glück begann in dieſem Augenblick die Glocke zu läuten, es klopfte beſcheiden, und der Kantor, eine lange hagere Geſtalt, trat ein, um den Paſtor abzuholen. Dann begab man ſich durch den Garten in die Kirche. Der Paſtor hielt eine kurze Predigt über den verlorenen Sohn, die ſo anſchaulich war, wie es ihm Melitta kaum zugetraut hätte. Auf dem Rückweg geſellte ſich die junge Paſtorin, zutraulich plaudernd, zu ihr, offenbar, um ſie nicht glauben zu laſſen, ſie habe ihr die kleine Schroffheit von vorhin übelgenommen. Melitta empfand es mit Beſchämung und erwiderte die freundliche Geſinnung nach Kräften. Da hörte ſie hinter ſich: „Mutter!“

„Ja.“

„Von Krauſens war wieder niemand da.“

„Gar niemand? — Na, da lauf noch die paar Schritte und frage, ob eins krank wär', und wenn etwa die Riekchen wieder liegt, ſtelle gleich etwas Suppe und ein Stück Braten zurecht.“

Roſettchen eilte voran und brachte nach einigen Minuten den Beſcheid, es hätte nichts zu bedeuten, ſie wären nicht fertig geweſen.

„Nicht fertig!“ ſagte die Paſtorin, „und ſie hat doch nur die zwei Kinder!“

„Ja,“ ſagte Roſettchen, „ich hab's ihr auch tüchtig geſagt.“

„Nur nicht zu tüchtig,“ warnte die Mutter, „das tut auch nicht gut.“

„Nein,“ ſagte Roſettchen, „ich habe nur geſagt, da würde der liebe Gott wohl auch einmal keine Zeit haben, wenn ſie was wollten.“

Hier trat der Kantor ein und legte mit Ehrerbietung den Klingelbeutel auf den Tiſch, trank mit Zurückhaltung ein bereitſtehendes Glas Rotwein und empfahl ſich, indem er im voraus eine geſegnete Mahlzeit wünſchte. Sobald er aus der Tür war, eilten Luiſchen, Roſettchen und Anna an den Tiſch; Luiſchen öffnete das Schloß des Klingelbeutels und ſchüttelte den Inhalt aus, der hauptſächlich aus Kupfermünzen beſtand.

„Zwei Mark fünfundvierzig Pfennig,“ ſagte Roſettchen vergnügt. „Das iſt eine Mark zweiundzwanzig und dreiundzwanzig Pfennig auf den Mann; die dreiundzwanzig bekommſt du, Luiſchen; du biſt die älteſte.“

Melitta konnte ihr Erſtaunen nicht verbergen. „Ich dachte, das wäre für die Armen,“ ſagte ſie.

„O nein," erwiderte Anna unbefangen. „Das ist wohl so in großen Städten; hier auf dem Dorfe gehört der Klingelbeutel zum Einkommen des Pastors, wenn nicht Kollekte ist."

„Und das ist unser Taschengeld," sagte Luischen.

„Auch mein's," sagte Anna. „Das hab' ich mir gleich ausgemacht, als wir heirateten, gelt, Paul?"

„Einmal nach einer Konferenz haben wir fünf Mark fünfundsiebzig Pfennig gehabt," sagte Rosettchen, „das war schön!"

Bei Tisch erschien der Onkel wieder mit einem dicken Tuch um den Hals; er sprach nur wenig und mit heiserer Stimme.

„Wie sind Sie denn jetzt mit Ihrer Tracht zufrieden, Herr Pastor?" fragte die Tante, und Melitta musterte verstohlen den anspruchslosen Anzug des Gastes.

„Ich danke, Frau Pastor, ich bin soweit zufrieden," war die Antwort. „Es war schlimm, daß der Klee verregnete, aber die Linde hat es eingebracht."

„Du mußt wissen, Melitta," sagte die Tante, „daß der Herr Pastor ein großer Imker ist; er hat den „Bienenfreund" gegründet und den Imkerverein, der beinahe den ganzen Kreis umfaßt."

„Gründen helfen, Frau Pastor," berichtigte der Pastor mit strenger Wahrheitsliebe. „Man sollte es nicht denken," wandte er sich an Melitta, „was so eine kleine Nebenbeschäftigung abwirft. Meine Gemeinde ist arm, aber sie sträubte sich anfangs gegen den Bien, obgleich ich ihnen half und ihnen meine Sache lieh, und die gnädige Frau mit gutem Beispiel voranging. Schließlich dringt man aber doch durch. Voriges Jahr habe ich allein an 200 Mark eingenommen, und das Dorf, mich eingeschlossen, 749 Mark für Wachs und Honig und Bienen; das will etwas sagen bei Tagelöhnern und kleinen Häuslern."

Melitta sah den dicken kleinen Pastor mit anderen Augen an, als bisher.

„Und Hermännchen ist auch ein geborener Bienenvater," rühmte Luischen.

„Ja," sagte Anna, „er war noch ganz klein, da stellte er sich gerade vor die Bienenstände, und er war gar nicht wieder von ihnen fortzubringen."

„Das tue ich noch," sagte Hermännchen gelassen.

„Dann nimm Dich nur in acht, daß ich nicht dazu komme, sonst gibt's Dudu auf den Auau," sagte sein Vater fein.

„Stechen Dich denn die Bienen nicht?" fragte Melitta.

„Das ist mir egal," erwiderte Hermännchen.

„Voriges Jahr hat er mir einen schönen Schreck eingejagt," erzählte Anna. „Mein Mann war verreist, und der Herr Kandidat kriegte die Influenza und konnte nicht predigen, daher mußte der Herr Kantor eine Predigt vorlesen. Wie er eben anfängt, brüllt es draußen ganz mörderlich. Ich wußte gar nicht, wie ich schnell genug hinauskommen sollte, denn ich hörte gleich, daß es Hermännchen war, und die halbe Gemeinde lief hinter mir her. Und was war's? Draußen, neben der Kirchtür steht ein ganz niedriger Holunderbaum; auf dem sitzt mein Hermännchen und hat einen Korb in der Hand, eine Gießkanne und einen Borstwisch. Damit hatte er einen Schwarm eintun wollen, der oben an den Zweigen hing wie eine Traube. Der ganze Schwarm hatte sich auf seinen Kopf herunter-

gelaſſen — ich war mehr tot als lebendig, wie ich das ſah. Zum Glück war der Schmied Brenneiſen auch mit da. Der rief: ‚Halte ganz ſtill, Hermännchen, daß ich ihn faſſen kann,‘ und kehrte gleich die Bienen vom Kopf in den Korb.“

„War er denn nicht fürchterlich zerſtochen?“ fragte Melitta.

„Freilich, geſtochen war er; er mußte ins Bett —“

„Und als ich nach Hauſe kam,“ fiel der Paſtor ein, „war das Geſicht noch ganz verſchwollen; und er war noch ſo klein, er wußte gar nicht, was eigentlich mit ihm vorgegangen war. ‚Mutter,‘ rief er, ‚ſtecke doch die Lampe an, es iſt ſo dunkel.‘ Jetzt macht er ſich nichts daraus, wenn ihn einmal eine Biene ſticht, und ſie tun ihm auch ſelten was.“

Der Abſchied war ſo herzlich, wie die Ankunft geweſen war. Der Paſtor und ſeine Frau baten Melitta auf das gaſtlichſte, ſie zu beſuchen.

„Ich habe Dzierzonſtöcke, da kann man die Bienen durch eine Glasplatte arbeiten ſehen,“ ſagte der Paſtor. „Das wird Sie intereſſieren.“

„Nimm auch adjeh von der neuen Tante, Hermännchen, und ſage, ſie ſoll bald einmal kommen,“ ermahnte Anna.

„Adjeh, Tante, Du ſollſt bald kommen,“ wiederholte der Kleine gutwillig.

„Das ſind liebe Leute,“ ſagte Melitta, während ſie mit den Couſinen dem Wagen nachſah.

Der nächſte Morgen brachte ihr ein neues Bild aus dem Dorfleben.

„Da iſt Stänzer!“ rief Roſettchen, dem Landbriefboten bis zur Hoftür entgegeneilend. „Bringen Sie endlich einmal etwas?“

„Ja,“ ſagte der alte Briefträger, während er in ſeiner Taſche ſuchte. „Es merkt ſich, wenn die Braut nicht zu Hauſe iſt. — Hier iſt das evangeliſche Kirchenblatt für den Herrn Paſtor und hier das Kreisblatt; hier, — das iſt wohl nur ſo eine Anzeige, — aber hier, das iſt eine Karte von Fräulein Alwinchen; ſie kommt nun auch; es wird auch bald Zeit, ſie war ja faſt vier Wochen bei Suppernbents.“

Melitta mußte bei der Vorſtellung, daß der Briefbote mit der Karte zugleich ihren Inhalt zuſtellte, lächeln.

„Alwine kommt — Alwine kommt!“ jubelten nun die Schweſtern durchs Haus.

„Wann denn, heute?“ rief die Mutter aus dem Keller.

„Hier iſt die Karte. Sie weiß es noch nicht genau. Sobald ſie den Wagen haben können, kommen ſie; Ernſt mit.“

Alwine war während der Ferien ihres Bräutigams zum Beſuch bei ihren Schwiegereltern geweſen, und er wollte ſie nun nach Hauſe begleiten.

Sie ſaßen alle gegen Abend im Garten, als das Pförtchen ging und zwei ſtattliche Geſtalten, die wohl an Hermann und Dorothea erinnern konnten, die Stufen heraufſchritten. Ernſt hatte einen niederhängenden Roſenzweig erhoben, und Alwine ſchritt eben unter ihm fort. Melitta gefielen ſie beim erſten Blick auf die kräftige, wohlgebaute Geſtalt, die Fülle des blonden Haares, das edle Oval des blühenden Geſichts mit den geraden Zügen und dem verſtändigen Ausdruck. Jetzt erſt fühlte ſie ſich in dieſem kleinen Kreiſe wirklich behaglich. Alwine richtete kaum einige Worte an ſie, aber ſie hatte etwas Natürliches, Gewinnendes in

ihrem Blick und Weſen, das Roſettchens Beſchreibung rechtfertigte: „Wenn man ſie anſieht, möchte man ſie küſſen.“ Als man ſich für die Nacht zurückgezogen hatte, klopfte es leiſe an Melittas Tür, und Alwine trat ein.

„Warte nur noch ein wenig,“ ſagte ſie, als hätte ſie in Melittas Seele geleſen, „wenn Ernſt fort iſt, machen wir Freundſchaft!“ Sie nickte Melitta zu und war fort.

Melitta hatte gleich in den erſten Tagen ihre Zukunftspläne mit der Tante beſprochen, und ſie hatten ſich durch Luischens und Roſettchens Eintritt nicht ſtören laſſen.

„Ich meine, Du tuſt am beſten, den Onkel zu Rat zu ziehen,“ hatte die Tante geſagt. „Ein Mann weiß in ſolchen Sachen doch beſſer Beſcheid.“

Das war auch Melittas Anſicht geweſen, aber des Onkels Perſönlichkeit war ihr keineswegs vertrauenerweckend und ſo unſympathiſch, daß es ihr unmöglich ſchien, ihre eigenſten Angelegenheiten gerade mit ihm zu beſprechen. Es war ihr deshalb eine wahre Erleichterung, als Roſettchen unbekümmert herausfuhr:

„Wenn ich Du wäre, Melitta, ich fragte nicht erſt den Vater.“

„Aber Roſettchen!“ riefen Mutter und Schweſter aus einem Munde.

„Ja, ja, ‚aber Roſettchen‘ ändert daran nichts,“ ſagte Roſettchen ruhig. „Wenn man den Vater fragt, ſo nimmt er's übel, wenn man dann nicht genau das tut, was er will. Vielleicht paßt das Melitta gar nicht. Ich früge Ernſt, wenn ich Du wäre. Ernſt hilft einem immer, und man kann doch mit ihm reden.“

Melitta mußte ſich ſagen, daß Roſettchens Rat gar nicht ſo ſchlecht geweſen war, denn Ernſt machte den Eindruck eines ſicheren, verſtändigen Mannes. Er gefiel ihr während der wenigen Tage, die er auf der Pfarre zubrachte, immer beſſer, ohne daß ſie doch bei der ihr eigenen Zurückhaltung den Augenblick zu näherer Beſprechung mit ihm gefunden hätte.

Als ſie ihn aber bei der Abreiſe eine Strecke Wegs die Landſtraße hinauf begleiteten, begann Roſettchen: „Höre, Melitta, wenn Du Ernſt noch um Rat fragen willſt, wird's aber Zeit!“

Melitta wurde rot, ſetzte aber ihre Lage ruhig und überlegt auseinander. Ernſt hörte aufmerkſam zu.

„Und welches ſind denn Ihre Fähigkeiten, Couſine?“ fragte er. „Ein regelrechtes Examen haben Sie doch nicht gemacht?“

„Ich habe eine ſehr ſorgfältige Erziehung genoſſen und würde doch wohl kleinere Kinder unterrichten können.“

„Da werden Sie mit den vielen geprüften Seminariſtinnen ſchwerlich mit Glück konkurrieren. Sollten Sie nicht verſchiedene Sprachen beherrſchen oder ein Talent ausgebildet haben, das Ihnen beſſer forthelfen könnte, als Elementarunterricht?“

„Ich habe engliſche Bonnen gehabt, und meine Schweizer Erzieherin war jahrelang in Paris geweſen; wir haben auch zeitweiſe in England und Frankreich gelebt. Mein italieniſcher Lehrer galt für beſonders tüchtig. Ich habe etwas gezeichnet und aquarelliert, ich ſinge ein wenig.“ Melitta ſagte das alles mit Selbſtüberwindung.

Ernſt ſann eine Weile nach.

„Iſt es Ihnen recht,“ ſagte er, „ſo ſetze ich ein Inſerat in die Leipziger Zeitung und verweiſe wegen der nötigen Referenzen an unſeren Vater. — Es erweckt gleich Vertrauen, wenn man ſich auf einen Paſtor bezieht“, ſchloß er lächelnd. „Nur bitte ich um eins, ſchicken Sie mir die etwa einlaufenden Adreſſen zu und laſſen Sie mich Erkundigungen einziehen, ehe Sie ſich entſcheiden; man kann nicht wiſſen, in was für ein Haus Sie ſonſt geraten.“

Ernſt ſetzte ſeinen Weg fort, und die Mädchen kehrten nach Hauſe zurück. Bald ſaßen ſie in der Wohnſtube um den Tiſch, nur Alwine ſtand am Fenſter und ſah in die Dunkelheit hinaus.

„Alwine,“ ſagte die Mutter, indem ſie einige Docken Flachs auf den Tiſch legte, „komm doch her und mache mir einen neuen Rocken. Es macht ihn mir keiner ſo zu Dank, wie Du.“

Alwine kam ans Licht, das Geſicht naß von Tränen, die ſie umſonſt zurückzuhalten ſuchte. Sie begann die Docken zu löſen, und die Mutter rückte ihr die Lampe näher, deren Schein nun die Arbeit und das geſenkte Antlitz beleuchtete. Nie vergaß Melitta das liebliche Bild, wie das ſchöne Mädchen mit leichten, geübten Fingern den blonden Flachs auseinanderzog, auf den ihre Tränen niederfielen, während die Mutter mit gütigem Geſicht neben ihr ſtand und ihr zuſprach.

„Es iſt immer beſſer, man nimmt etwas in die Hand, dann vergeht die Zeit unbemerkt,“ ſagte ſie. „Und Du weißt ja, in acht Wochen iſt er wieder da. Und wie ſchnell ſind nicht acht Wochen herum! Laß ſehen, es ſind nicht einmal ganze acht Wochen, es fehlen noch vier Tage. Und wie leicht kommt eine Veränderung, eine Probepredigt in der Nachbarſchaft zum Beiſpiel. So etwas kommt manchmal ſchnell. Man wünſcht gewiß niemand etwas Böſes, aber für den alten Paſtor Weißmann wäre es eine Erlöſung. — Und Briefe ſind auch eine ſchöne Sache. Ich habe noch alle meine Brautbriefe und der Vater auch. Ernſt ſchreibt gewiß ſchon heute abend eine Karte!“

So ſprach die gute Mutter, und die jüngeren Töchter hörten mit teilnehmenden Geſichtern zu. Melitta ſtieg es heiß ins Auge. Beglückt iſt, wer noch die Mutter hat. Nicht umſonſt wird uns in der Laſt und Drangſal des Lebens verheißen: Er wird uns tröſten, wie einen ſeine Mutter tröſtet! —

Nach etwa acht Tagen liefen auf Ernſts Anzeige zwei Briefe bei dem Paſtor ein, der ſie, ohne ein Wort zu ſagen, auf ſein Zimmer nahm und beantwortete. Dann erſt legte er ſie Melitta vor. Die Tante und die Mädchen waren ganz erregt. Die eine Zuſchrift war von der Frau eines Arztes auf dem Lande, die eine junge Dame ſuchte, um mit ihren eben eingeſegneten Töchtern, die zu Michael in das Elternhaus zurückkehren würden, Muſik, Zeichnen und Sprachen zu treiben. Das betreffende junge Mädchen ſollte im Hauſe die Stellung einer Tochter haben.

„Das iſt ja etwas ſehr Gutes,“ ſagte die Paſtorin.

„Genau, was Du brauchſt!“ meinte Luischen.

„Nun erſt den anderen leſen!“ rief Roſettchen, und der zweite Brief wurde entfaltet. Er zeigte keine ſehr ausgeſchriebene Hand. Die Baronin von Delmenried auf Klitten ſuchte eine Erzieherin für ihre ſchwächliche, etwas zurückgebliebene

Tochter von acht Jahren; regelrechter Unterricht war weniger vonnöten, als gelegentliche Unterweisung, vorerst etwas Französisch. Wegen Entlassung der bisherigen Gouvernante wäre der Ersatz möglichst bald erwünscht.

„Das klingt nicht sehr verlockend," sagte Luischen.

„Ich weiß nicht," meinte Melitta, „mit einem zurückgebliebenen Kinde getraue ich mich fertig zu werden."

„Ernst sagte, er wolle erst Erkundigungen einziehen, wenn Dir Stellen angeboten würden," bemerkte Alwine.

„Baronin Delmenried auf Klitten — ich dächte, das wäre Gewähr genug," sagte der Pastor, „was verlangt ihr denn noch mehr?!"

„Aber gleich," sagte Rosettchen, „das ist ein bißchen kurz angerannt."

„Ich möchte, Du bliebest noch eine Weile ruhig hier und erholtest Dich noch etwas," bemerkte die Tante.

„Mir scheint dies entschieden das Richtige; ich habe in diesem Sinne geschrieben," sagte der Pastor in einem Tone, der jede Erwiderung abschnitt.

Die Tante und die Cousinen sahen betreten aus, und Melitta errötete. Es war klar, daß der Pastor die Stelle gewählt hatte, die sie am schnellsten aus dem Hause brachte. Sie hätte sich selbstverständlich dem Wunsche ihrer Tante gefügt, da es sich indessen anders entschied, war es ihr eigentlich noch lieber. Sie wußte selbst nicht, wie sehr die Sehnsucht nach einem gepflegteren, wohlhabenderen Hauswesen sie dabei beeinflußte. Wohl verstand sie zu schätzen, was sie an Ruhe, Frieden und Liebe in diesem einfachen Heim gefunden hatte, und sie wußte so gut wie ein anderer, daß das Glück nicht darin besteht, mit einer silbernen Gabel zu essen. In harter Schule war ihr die Erkenntnis aufgegangen, welch ein verwöhntes Kind des Glücks sie bisher gewesen war; sie hatte gelernt, so ziemlich alles, was sie bisher als selbstverständlich hingenommen hatte, für eine Gunst des Schicksals anzusehen und nicht als ein ihr zustehendes Recht. Wenn sie nun doch, vor die Wahl gestellt, den feineren, vornehmeren Haushalt vorzog, so wird man deshalb keinen Stein auf sie werfen. Denn bei der Runde der häuslichen Verrichtungen, an denen sie wacker teilgenommen hatte, war ihr oft genug der Gedanke gekommen, eine wie große Annehmlichkeit eine geschickte Jungfer sein kann, welch ein Schatz eine verläßliche Köchin.

Jedenfalls nahm sie den ungewohnten Kampf ums Dasein mit dem ehrlichen Willen auf, ihr Bestes zu tun.

2.

Ich erbitte mir auf heute
Sonst kein Teil als Brot und Frieden.
Hagedorn.

Und so war denn Melitta abermals unterwegs nach einem neuen Ziel, und dampfte am Ende der Fahrt auf einer kleinen Seitenbahn fast zu ebener Erde mitten in einen Tannenwald hinein. Der Zug hielt. Klitten! — Melitta stieg aus. Es war kein Bahnhof, nur ein Halteplatz mit einem Stationshäuschen zwischen großen Fichten. Sie sah sich auf dem Bahnsteig um, auf dem ihr Koffer

in einsamer Größe ſtand; es war niemand da, außer dem Bahnbeamten mit der roten Mütze.

„Erwarten Sie jemand?“ fragte er höflich, während ihm die Neugier aus den Augen ſah.

„Ich glaubte, einen Wagen vorzufinden — ich will zu der Baronin Delmenried nach Klitten.

„Nach Klitten?! — Zu der Frau Baronin?!“ wiederholte der Mann nach einer Pauſe des Erſtaunens.

„Ja,“ ſagte Melitta, „und ich dachte, einen Wagen zu finden.“

„Die ſchicken wohl erſt nach Feierabend nach dem Koffer,“ war die Antwort.

„Aber wie ſoll ich denn nach Klitten kommen? Sind Wagen hier zu haben?“

„Ein Wagen, um nach Klitten zu fahren?“

„Ja.“

„Sie waren wohl noch nicht da?“

„Nein.“

„Ja, das habe ich mir gleich gedacht. Nämlich, der Fahrweg geht um den Berg, da brauchen Sie gerade noch einmal ſo viel Zeit, als wenn Sie gehen. Nach dem Wagen muß auch erſt geſchickt werden, und da iſt man immer noch nicht ſicher, daß einer kommt, und kommt er, ſo koſtet er ſeine vier, fünf Mark, — darunter tut er's nicht.“

„Aber wie ſoll ich denn hinkommen?“

„Sie gehen gleich hier hinauf, immer den Weg fort; oben haben Sie nur noch ein paar Schritte, und dann liegt gleich unten Klitten.“

„Kann ich meine Taſche hier laſſen?“

„Warum denn nicht? Da nimmt Sie keiner nichts 'raus.“

Melitta ſtieg den ihr gezeigten Weg zwiſchen Kiefern und Wachholder aufwärts. Die Beſchreibung ſtimmte; als ſie oben aus dem Gebüſch trat, ſah ſie zwiſchen bewaldeten Höhen ein weites Tal. Den Blick ſchloß ein entfernterer Bergzug, an dem eben ein kleiner weißer Würfel in der ſinkenden Sonne aufflammte. Zu ihren Füßen lag ein Herrenhaus, weiter unten das Dorf. Sehr ſchloßartig war das Gebäude nicht; es war einſtöckig mit erhöhtem Mittelbau und ſteilem Dach. Dahinter lag der Hof mit den Wirtſchaftsgebäuden; vorn führte eine Veranda in einen parkartigen Garten, der ſich aufſteigend im Walde zu verlieren ſchien. Behaglich und freundlich lag es da, im Halbbogen umfaßt von einer Allee alter Birken. Ein Fußpfad zeigte den Weg, und leichten Schrittes ſtieg Melitta hinunter und ſtand bald an der offenen Tür einer Gartenſtube, worin ein robuſtes Frauenzimmer in einer roſa Kattunjacke mit rundem, rotem Geſicht ſtand und Gurken ſchälte; ſie mochte die Mamſell des Gutes ſein. Bei Melittas Herantreten hob ſie den Kopf und betrachtete ſie mit Staunen und Mißtrauen.

„Wer ſind Sie? Was wollen Sie?“

„Ich wünſche Frau Baronin von Delmenried zu ſprechen.“

„Was wollen Sie von der?“ fragte die Frau in der roſa Jacke.

„Ich will zu der Baronin Delmenried,“ antwortete Melitta ausweichend.

„Und ich frage, was Sie von ihr wollen?“ wiederholte die Mamsell und sah sie mit ihren kleinen, schwarzen Augen stechend an.

„Ich bin Fräulein Tschuschner, die neue Erzieherin; ich glaubte, ich würde erwartet.“

„Sie! — Sie sind die Erzieherin!“ rief die Mamsell offenbar in unangenehmster Überraschung. „Sie sind ja viel zu jung!“

„Ich bin zwanzig Jahre alt, und ich denke, das ist alt genug für die Erzieherin eines Kindes von acht Jahren. Darf ich bitten, mir zu sagen, wo ich die Baronin finden kann?“

„Die Baronin Delmenried bin ich,“ sagte die Dame ärgerlich.

Nun war die Reihe peinlicher Überraschung an Melitta; sie faßte sich aber so gut sie konnte und machte eine Verbeugung. Die Baronin fuhr fort ihre Gurken zu schälen.

„Ich begreife nicht, was das sein soll!“ brach sie wieder los. „Ihr Onkel ist doch der Pastor Remmert in der Leipziger Zeitung?“

Melitta bejahte.

„Er hat mir doch geschrieben, daß Sie schon in England und Frankreich und Indien und ich weiß nicht, wo alles, konditioniert haben; da denkt man doch, man kriegt eine gesetzte Person.“

„Sie müssen meines Onkels Brief mißverstanden haben. Ich bin in Frankreich, England und Birma gewesen, aber ich bin dort gereist. Dies ist meine erste Stellung.“

„Eine schöne Bescherung,“ murmelte die Baronin und ließ ihren Verdruß an den Gurken aus, die sie mit einer Art persönlicher Gehässigkeit behandelte.

„Sie schrieben mir doch, das Kind wäre etwas zurückgeblieben,“ bemerkte Melitta verlegen.

„Das Kind! Das Kind! Was kommt auf das Kind an!“ sagte die Baronin verdrießlich. Da sie sich nicht weiter um sie zu kümmern schien, setzte sich Melitta, und zwar nicht auf den Stuhl an der Tür, sondern auf einen am Tisch. Die Baronin warf ihr einen bösen Blick zu, kehrte sich gegen das Fenster und schrie hinaus: „Marie! Marie!“

„Ja!“ kam es vom Hofe her.

„Weise amal das neue Fräulein nauf!“

„Ich kann jetzt nicht!“ schrie es zurück. „Ich muß bei de Schweine!“

Ärgerlich warf die Baronin Messer und Gurke in die Schüssel, trocknete die kurzen, fleischigen Finger an der Schürze und ging aus der Tür.

Melitta folgte ihr. Sie kamen durch ein großes Zimmer, in dem die Möbel ihre Eleganz unter grauen Kattunüberzügen verbargen, dann durch ein anderes, halb Wohn-, halb Eßraum, in eine Halle. Zwei breite, gewundene Treppen mit schmiedeeisernem Geländer kreuzten sich hier in der Mitte und führten zu beiden Seiten in das obere Stockwerk.

„Wie hübsch könnte das eingerichtet werden!“ dachte Melitta unwillkürlich. Die Baronin ging voran und öffnete oben eine geräumige Stube, der ein Bett

mit geblümten Vorhängen, ein breites Sofa, altertümliche Schränke und eine geschweifte Spiegelkommode ein behagliches Ansehen gaben.

„Hier," sagte sie kurz und wandte sich zum Gehen.

„Und wo ist das Schulzimmer?" fragte Melitta.

„Was?!"

„Das Schulzimmer."

„Die anderen Fräuleins haben immer in ihrem Zimmer unterrichtet, aber wir können ja für Sie noch einen aparten Salon und einen Tanzsaal anbauen, wenn Sie das so gewohnt sind."

„Wenn Sie damit zufrieden sind, daß sich das Kind in meinem Schlafzimmer aufhält, kann es mir recht sein," sagte Melitta hochmütig.

„Sehr gütig; wenigstens fürs erste nehme ich es dankend an," erwiderte die Baronin und verschwand.

„Wie recht hatte Ernst," dachte Melitta schweren Herzens. „Hier wird meines Bleibens nicht sein." — Aber was in aller Welt konnte die Baronin so gegen sie eingenommen haben! Sie blieb lange allein. Dann hörte sie schnellen Hufschlag und sah einen stattlichen Kavalier in das Hoftor traben. Obgleich er lässig im Sattel hing, sah man ihm den eleganten Reiter an. Er hatte ein dunkles Gesicht mit scharfen Zügen und einen schwarzen Kinn- und Schnurrbart. Man hörte ihn an der Haustür halten; gleich darauf die erboste Stimme der Baronin und ein kurzes hartes Auflachen des Mannes. Nach einer Weile nahten sich schwere Schritte, die Tür wurde aufgerissen, und eine dicke ältliche Magd trat herein: „Sie sollen nunter kommen."

„Wieso? Wozu?"

„Zum Essen."

„Warten Sie einen Augenblick," sagte Melitta und zog ihr Geldtäschchen.

„Ein andermal klopfen Sie und machen die Tür nicht auf, bis ich rufe: herein. Verstehen Sie? Sie klopfen, und ich sage herein. Dann erst treten Sie ein."

Die Magd gaffte sie mit offenem Munde an.

„Haben Sie verstanden?"

„Ja."

„Und dann sagen Sie nicht: ‚Sie sollen nunterkommen', sondern: ‚Die Frau Baronin lassen bitten.' Haben Sie verstanden?"

In das grobe Gesicht des Mädchens trat ein trotziger Zug.

„Hier," sagte Melitta und reichte ihr ein Fünfmarkstück.

„Und nun merken Sie sich: die Frau Baronin lassen bitten."

„Ja," sagte das Mädchen und starrte bald das Geldstück, bald die seltsame Erzieherin an, ehe sie langsam aus der Tür ging. Dann begab sich Melitta hinunter. Sie fand die Baronin in etwas anständigerer Kleidung am Eßtisch. Der Herr, den sie hatte in den Hof reiten sehen, trat ihr mit neugierig-forschendem Blick entgegen, reichte ihr die Hand, hieß sie in seinem Hause willkommen und führte sie an ihren Platz. Er war wohl einst ein auffallend schöner Mann gewesen; jetzt aber waren seine Züge schlaff und verlebt und das Auge hart.

„Ihren Zögling haben Sie wohl etwas verwildert gefunden?“ fragte er, nachdem eine Weile gleichgültige Dinge besprochen worden waren.

„Ich habe sie noch nicht zu Gesicht bekommen,“ erwiderte Melitta.

„Noch gar nicht gesehen? Wo steckt sie denn?“

„Geh und hole sie herein,“ sagte die Baronin zu dem Mädchen, das eben eine Schüssel gebratenen Speck mit Kartoffeln auftrug. Bald darauf trat das Kind in die Tür. Es hatte ein gedunsenes, farbloses Gesicht, dunkle scheue Augen, wirres Haar, schmutzige Hände und einen Anzug, dem man die Spuren des Umherlaufens im Hofe ansah.

„Hast Du Dich wieder herumgetrieben? Sagst Du dem Fräulein nicht guten Tag?!“ fuhr der Vater sie an.

„Tag,“ murmelte das Kind mit verkniffenem Gesicht.

Melitta hatte sich halb erhoben und hielt ihm die Hand hin.

„Wie heißt Du denn?“ fragte sie freundlich.

„Sage dem Fräulein, wie Du heißt,“ befahl der Vater.

„Eveline, Freiin von Delmenried,“ war die unerwartete Antwort. Dem Baron stieg das Blut ins Gesicht.

„Wer hat Dir denn den Unsinn wieder eingeredet?“ fragte er.

„Mama!“ sagte das Kind mit offenbarer Schadenfreude.

„Das hätte ich mir denken können,“ meinte der Baron. „Wenn man Dich wieder fragt, wie Du heißt, sagst Du: Line Schmutzfink; das paßt besser.“

„Es ist doch aber wahr,“ murrte die Baronin.

„Und so kommst Du überhaupt nicht an den Tisch; erst läßt Du Dich ordentlich machen, verstehst Du?“ fuhr der Vater ärgerlich fort.

„Dann esse ich in der Leutestube,“ sagte Eveline halblaut, indem sie aus der Tür ging.

„Kannst Du sie denn nicht in Frieden lassen?“ fragte die Baronin.

„Kannst Du denn nicht wenigstens dafür sorgen, daß sie anständig zu Tisch kommt?“

„Ich soll ihr wohl den ganzen Tag durch dick und dünn nachspringen? Ein einziges Kind auf dem Lande läuft eben überall herum.“

„Sie haben hier, wie Sie sehen, ein ergiebiges Feld für Ihre Tätigkeit, mein Fräulein,“ sagte der Baron zu der betreten dasitzenden Melitta. Er bediente sie beim Abendbrot und unterhielt sie um so geflissentlicher, je einsilbiger und verstimmter die Baronin dasaß.

Am nächsten Morgen suchte Melitta nach ihrer Schülerin, konnte ihrer jedoch nicht habhaft werden, obwohl sie sehr gut eine kleine Figur aus einer Tür in die andere schlüpfen sah, die die Leute, die sie fragte, nicht bemerkt haben wollten. Endlich riß ihr die Geduld und sie wandte sich an die Baronin, die im Eßzimmer vor dem geöffneten Wäscheschrank stand. Unmutig warf diese einen Pack Wäsche in das Fach zurück, indem sie etwas über ‚Gouvernante sein wollen und sich nicht zu helfen wissen‘ vor sich hinmurmelte und dann auf den Hof hinausschrie: „Mari—e! Sage Linen, sie soll auf der Stelle kommen, sonst gäb's was hinten drauf!“

Nach wenigen Sekunden kam Eveline widerwillig über den Hof.

„Soll ich Dir Beine machen!“ ſchrie die Baronin. Das Kind ging noch langſamer. Kaum erſchien es im Zimmer, als die Baronin es bei der Schulter nahm und auf Kopf, Geſicht und Arme losſchlug.

„Ich will Dich lehren kommen, wenn Du gerufen wirſt. Und jetzt gehſt Du mit dem Fräulein und gehorchſt, oder Du kriegſt die Reitpeitſche, daß Du dran denken ſollſt.“ Damit ſchob ſie das ſchreiende Kind aus der Tür und ſagte giftig zu Melitta: „So, nun werden Sie ja wohl zufrieden ſein!“

Zu empört, um Worte zu finden, ging Melitta dem Kinde nach.

„Wo iſt denn Dein Zimmer?“

„Hier!“ heulte das Kind.

Melitta ging hinein und ergriff Schwamm und Kamm. „Wo iſt die Bürſte?“

„Ich habe keine!“ ſchluchzte Eveline. Melitta nahm ein Kleid aus dem Schrank.

„Nicht das, das iſt für Sonntags,“ ſtieß Eveline hervor.

Melitta nahm ein anderes und führte das Kind in ihre Stube hinauf. Dort zog ſie ihr das beſchmutzte Kleid und die Schuhe aus, legte ſie auf das Sofa und badete ihr das geſchwollene Geſicht mit friſchem Waſſer; Eveline beruhigte ſich bald und ſchlief ein. Als ſie erwachte, ſah ſie erſtaunt um ſich. „Nun muß ich wohl Stunde haben?“ fragte ſie.

„Nein,“ ſagte Melitta, „heute gibt es noch keine Stunde. Heute ſpielen wir nur. Wir ſpielen franzöſiſch.“

„Das kann ich nicht; das iſt langweilig,“ erwiderte Eveline.

„Das iſt ſehr luſtig, Du ſollſt ſchon ſehen!“ ſagte Melitta. Sie erfand nun ein kleines Spiel: benannte verſchiedene Gegenſtände auf franzöſiſch, und ſie machten ihnen Knickſe mit: „Bonjour, madame la chaise“ und „bon soir, monsieur le parapluie“. Eveline erfaßte ſchnell, und Melitta übte ihr ſogar eine kleine Überraſchung für die Eltern ein. Dann ſchickte ſie ſich an, ihr das Haar zu ordnen.

„Das haben Sie nicht nötig,“ ſagte Eveline altklug. „Das tut irgend eins unten in der Küche.“

„Laß nur, ich will Dein hübſches Haar ſelbſt pflegen.“

„Mein Haar iſt hübſch?“ ſagte Eveline erſtaunt. „Mama ſagt, wenn ſie ärgerlich iſt, ich ſei ein Wechſelbalg!“

„Dein Haar hat eine hübſche Farbe und iſt dicht und wellig. Du wirſt ſehen, wie gut es ausſehen wird, wenn ich es gekämmt und aufgebunden habe. — Wo iſt Dein Haarband?“

„Marie reißt immer einen wollenen Faden von ihrem Strickſtrumpf und bindet es damit; ich verliere doch alles, ſagt Mama.“

Melitta beſann ſich auf ein hellblaues Band von einer Bonbonſchachtel, die ihr Konſtanze für die Reiſe gegeben hatte, und ſuchte es hervor.

„O, was für ein reizender Engel mit einem Bogen und Roſen ringsherum!“ rief Eveline bewundernd.

„Willſt Du die Schachtel mit dem Engel haben?“

„Ich?!“ Eveline wurde rot. „Dieſe wundervolle Schachtel wollen Sie mir geben?!“

Es klopfte. „Herein!“

„Sie sollen — die Frau Baronin lassen bitten,“ sagte die Magd mit einem Gesicht, als hätte sie sich seit gestern noch nicht von ihrem Staunen erholt.

„Schön.“ Melitta trat mit dem Kinde an der Hand in das Speisezimmer.

„Na nu?“ sagte der Baron. „Du siehst ja beinah aus wie ein Kind von anständigen Leuten!“

Jetzt kam die Überraschung. Eveline ging auf ihren Vater zu, machte ihren Knicks und sagte: „Bon jour, mon Papa!“

„Donnerwetter!“ rief der Baron.

„Et vous ne dites rien à votre Maman!“ erinnerte Melitta. Da aber benutzte Eveline die neuerlernte Wissenschaft in unerwarteter Weise; eingedenk der ihr heute früh widerfahrenen Behandlung wandte sie sich zu Melitta und sagte laut und deutlich: „Non, Mademoiselle.“

Das schlug ein wie eine Bombe; es machte wirklich den Eindruck, als finge sie bereits an, französisch zu sprechen. Die Eltern wechselten einen Blick; der Baron zog seine Geldtasche. „Das muß fürstlich belohnt werden!“ Er reichte seinem Töchterchen eine ganze blanke Mark. Selbst die Baronin sah erfreut aus. In bester Stimmung setzte man sich zu Tisch.

„So viel Geld habe ich noch nie gehabt!“ sagte Eveline.

„Was wirst Du Dir denn dafür kaufen?“ fragte der Vater.

„O, Röstwürstchen auf dem Butscher Pferdemarkt, und Johannisbrot und eine Apfelsine von der alten Frau mit dem Korbe,“ sagte Eveline, Freiin von Delmenried, vergnügt.

Am Nachmittag ließ sich Melitta die nähere Umgebung von ihr zeigen, und das Kind plauderte bald zutraulich und unbefangen. Wenn Melitta aber glaubte, gewonnen Spiel zu haben, so irrte sie sich gewaltig. Täglich galt es von neuem, Eveline einzufangen; denn daß Melitta nach dem neulichen Erlebnis sich nicht wieder an die Mutter wenden würde, wußte das Kind recht gut, diese mußte sich daher entschließen, Bonbons und Cakes aus Hamburg kommen zu lassen, um dem Kinde gegenüber doch eine Handhabe zu haben. Zu einem Spaziergang war Eveline dagegen immer bereit.

Einmal stand Melitta, das Kind erwartend, auf der Veranda.

„Wonach sehen Sie denn so eifrig?“ fragte plötzlich des Barons Stimme neben ihr.

„Ich möchte wissen,“ sagte Melitta, „was dieser weiße Würfel dort am Bergessaume sein kann, der bei Sonnenuntergang immer wie in Feuer steht?“

„Das ist Schloß Ried,“ sagte der Baron. „Sie werden auch noch dorthin kommen, denn es gehört meinem Onkel, dem General Delmenried. Meine Cousinen, Emmy und Armgard, sind zwar, was man so ältere junge Mädchen nennt, aber beide sind sehr vorzügliche, angenehme Damen. Meine Tante ist auch eine fein gebildete, vortreffliche Frau. Ich glaube, die Herrschaften werden Ihnen sehr gefallen.“

„Da sind Sie wohl oft dort?“

„Doch nicht. Meine Frau —“

„Was? — Was?“ fragte hier die Baronin, die eilfertig aus dem Hause kam und sich zwischen beide schob.

„O, ich ſagte nur, daß wir uns der Entfernung wegen nicht ſo oft mit Schloß Rieds ſehen, als ich wünſchte. Sonſt harmoniertet ihr vortrefflich.“

„Wie kommt es, das Du heute nicht ausgeritten biſt?“

„Du ſiehſt ja, ich mache dem Fräulein die Cour! — Empfehle mich!“

Der Baron lachte hart und unangenehm auf, faßte an ſeinen Hut und ging. Er war zu Hauſe meiſt verſtimmt; oft genug ſaß er ſchweigend bei den Mahlzeiten und begrüßte Melitta kaum mit leichtem Kopfnicken. Begegnete man ihm aber im Freien, ſo war er wie ausgetauſcht, neckte ſich mit ſeinem Töchterchen, war halb ehrerbietig, halb kameradſchaftlich gegen Melitta und ſetzte ſich plaudernd zu ihnen ins Gras. Bei ſolchen Gelegenheiten zog er Melitta öfters in ein längeres Geſpräch und zeigte ſich gern als wohlunterrichteter Mann, der zu ſeiner Zeit in der Welt gelebt und allerhand geſehen hatte, — das war die einzige Art, wie ſie überhaupt ein paar verſtändige Worte mit jemand wechſeln konnte.

Trotz des geſunden Landlebens war Eveline ein kränkliches Kind; ſie ſah oft ſchlecht aus und war verdroſſen und träge. Als die Baronin einmal darüber klagte, erlaubte ſich Melitta die Bemerkung, daß es wohl richtiger wäre, wenn das Kind regelmäßiger lebte, früher und einfacher zu Abend äße und zu guter Zeit ins Bett käme; denn mit der Abendmahlzeit würde auf den Baron gewartet, und das hungrige Kind holte ſich unterweilen dicke Schmalzbrote und Wurſt aus der Küche.

„Wollen Sie vielleicht den Haushalt in die Hand nehmen?“ fragte die Baronin ſpitz.

„Ich wollte nur vorſchlagen, Frau Baronin, wenn es Ihnen ſonſt paßt, mir und Eveline ein für allemal um halb acht ein paar Gläſer Milch und etwas Abendbrot geben zu laſſen.“

Die Baronin ſah ſie mißtrauiſch an. „Wenn Sie das wirklich wollen — mir kann es recht ſein,“ ſagte ſie dann befriedigt und beinahe ſchadenfroh.

Trotzdem wurde Eveline einige Tage nachher krank, und der Baron fragte ärgerlich bei Tiſch, durch was für einen Unfug ſie ſich denn wieder ihre Geſundheit verdorben hätte.

„Ich begreife es auch nicht,“ ſagte die Baronin, „ſie iſt einmal ſo anfällig.“

„Sie hat geſtern drei Leberklöße vom Leuteabendbrot gegeſſen,“ erklärte Melitta.

„Woher wiſſen Sie das?“ fragte die Baronin mit einem vernichtenden Blick.

„Ich hörte es von Marie.“

„Alſo von den Leuten laſſen Sie ſich zutragen!“ ſagte die Baronin.

„Ich hörte zufällig, wie ſie es Evelinen vorwarf; ſie ſah mich nicht,“ erwiderte Melitta, ſich zuſammennehmend.

„Das iſt denn doch zu arg, Sidonie! Den ganzen Tag läufſt Du hinter jedem Dreck her, kriechſt in alle Ecken und biſt doch nicht imſtande, das Kind zu regieren!“

„Ich möchte wiſſen, wie die Wirtſchaft ginge, wenn ich mich ſo wenig um die Sachen kümmerte, wie Du,“ antwortete die Baronin. „Man ſollte denken, wenn man eine Perſon extra für das Kind hält und bezahlt, die nichts weiter zu tun hat, braucht man nicht ſelber auf Schritt und Tritt hinterher zu ſein.“

„Entschuldigen Sie unseren Mangel an Erziehung, mein Fräulein," sagte der Baron.

„Ich spreche deutsch," sagte die Baronin.

„Es ist ein starkes Stück, Sidonie, das Fräulein entgelten zu lassen, was Du selbst verschuldet hast. Dein kostbares Fräulein Kleiber war zwar dürr wie ein Besenstiel und hatte nur ein Auge, — das ist ja auch sehr verdienstlich, — sonst aber taugte sie in der Wurzel nichts und um Linen hat sie sich blutwenig gekümmert, wie Du nun endlich selbst gemerkt hast."

„Konnte man der alten Person etwa ansehen, daß sie sich an den Verwalter machen würde?"

„Ja, das konnte man, auf hundert Schritt."

„Wäre es nicht gut," bemerkte Melitta, „wenn man Evelinen das Betreten der Leutestube überhaupt untersagte? Ich habe sie heute herausgeholt, als sie einem der Knechte auf den Schoß kletterte."

„Linen die Leutestube verbieten?" sagte die Baronin. „Wo soll sie denn hin, wenn ich zu tun habe und es regnet?"

„Dafür bin ich doch da," sagte Melitta.

„Man sieht, daß Sie keine Erfahrung mit Kindern haben, Fräulein. Wenn ich ihr die Leutestube verbiete, steckt sie erst recht den ganzen Tag darin."

„Nun, so tue ichs! — Ist das eine Wirtschaft hier im Hause!" brauste der Baron auf. Die Baronin zuckte die Achseln und wandte sich an Melitta, sobald die Tür sich hinter ihm geschlossen hatte: „Ein anderes Mal, Fräulein, tragen Sie gefälligst Ihre Wünsche mir vor und stecken sich nicht hinter meinen Mann."

Als Melitta am Nachmittag vorlesend an Evelines Bett saß, trat die Baronin ein: „Ich glaube, Fräulein, Sie regen Line nur auf; Langeweile ist das beste Mittel für solche Kranke. — Jetzt bleibe ich hier."

Melitta schloß Hauffs Märchen und stand auf.

„Wenn Sie mich jetzt nicht brauchen, Frau Baronin, werde ich meinen Besuch bei der Frau Pastor machen."

„Bei der Frau Pastor? Kennen Sie denn die?"

„Nein, es ist aber doch wohl schicklich, mich bei dem Pastor loci vorzustellen?"

„Da irren Sie sich; Pastors heißen Dorndreher. — Na, ich wünsche jedenfalls viel Vergnügen," sagte die Baronin hämisch.

„Ist etwas dagegen zu sagen?" fragte Melitta noch in der Tür.

„Dagegen zu sagen? Bewahre! Im Gegenteil, sie werden Ihnen recht gefallen!"

Mit einem wahren Feriengefühl ging Melitta die Dorfstraße hinunter zu dem Pfarrhaus, das zur Seite des Kirchhofes in einem Garten lag. In einer von Geißblatt übersponnenen Laube saß die noch junge Pastorin vor einem Wäschekorb. Sie sah auf und kam Melitta mit ausgestreckter Hand entgegen.

„Sie sind gewiß das neue Fräulein vom Schloß! Ich dachte schon, Sie kämen gar nicht! Nun, finden Sie es denn einigermaßen erträglich?" Als Melitta betroffen schwieg, fuhr die Pastorin lachend fort: „Hier brauchen Sie sich nicht zu

genieren! Bei uns können Sie von der Leber weg reden! Treten Sie nur erſt ein!"

„Darf ich nicht hier draußen bei Ihnen bleiben?"

„Bewahre; im Gegenteil! ‚Komm' Se 'rein, komm' Se 'rein! Komm' Se 'rein in die gute Stube!', wie der Berliner ſagt. Hier weiß man nie, wer hinter der Wand ſteht!" Die junge Frau mit dem heiteren Blick, den roten Backen und der rundlichen Geſtalt in dem einfachen Kattunkleid gefiel Melitta, trotz des etwas burſchikoſen Tones. Näher betrachtet war ſie freilich ſo jung nicht mehr, als ſie auf den erſten Blick erſchien.

Sie traten ein. Braunrot bezogene Plüſchmöbel, gehäkelte Schoner, ein Glasſchrank mit bunten Taſſen und Porzellanfiguren, ein Strauß Wachsblumen unter einer Glocke und eine große Lithographie, Napoleons Tod, die über dem Sofa hing, kennzeichneten in der Tat die gute Stube.

„Nehmen Sie hier Platz, Fräulein," ſagte die Paſtorin und ſchob ihr einen Lehnſtuhl zu, „da ſitzt ſich's bequem. Und nun wollen wir recht vertraulich plaudern. — Wiſſen Sie denn auch, daß man ſich hier erzählt, Sie wären gar kein Fräulein, ſondern eine verkleidete indiſche Prinzeſſin? — Nicht wahr, das ſetzt Sie in Erſtaunen?"

„Aber weshalb denn?" fragte Melitta.

„Es heißt, Sie hätten lauter ſo wunderſchöne Sachen, alles ſo fein, alle Unterröcke weiß und geſtickt. Die Waſchfrau ſagt, ſolche Unterröcke hätte ſie noch nie unter den Händen gehabt, und Sie ſollen" — hier lachte die junge Frau, „Sie ſollen — da ſehen Sie, wie die Leute gleich übertreiben — Sie ſollen der Magd gleich am erſten Abend ein ganzes Fünfmarkſtück gegeben haben!"

„Das iſt nun wahr."

„Ja, ſo — dann können Sie ſich freilich nicht wundern. Anderen Leuten ſitzen die Fünfmarkſtücke nicht ſo loſe. — Aber nun ſprechen Sie ſich einmal ordentlich aus. Hier in dieſem Stuhl haben ſchon alle ihre Vorgängerinnen geſeſſen und ſich ausgeweint."

„Das werde ich nun ſchwerlich tun, ſo einladend es auch iſt," erwiderte Melitta lächelnd.

„Genieren brauchen Sie ſich vor mir nicht," ermunterte ſie die Paſtorin. „Ich weiß ja alles und habe es ſelbſt mit angeſehen! Ich habe ja noch die Baronin gekannt, als ſie ſchlank und hübſch war und alle Morgen, in ihrem grünen Jagdkleid mit Samtaufſchlägen, auf ihrem Grauſchimmel hier vorüberritt und alle ihre Verehrer hinter ihr her —"

Melitta traute ihren Ohren nicht, — die Baronin hübſch und ſchlank! „Wie iſt das möglich?" ſagte ſie. „Sie ſind ſo viel jünger wie die Baronin —"

Die Paſtorin war ſichtlich geſchmeichelt. „O, das iſt ganz einfach! Ich bin nämlich ſchon hier geboren, dort, gerade, wo die Servante ſteht. Mein Vater war ſchon Paſtor hier und mein Mann heiratete, ſozuſagen, in die Stelle. Da habe ich es ja alles geſehen. Ich erinnere mich noch der Zeit, wo der Herr von Klitten, der erſte Mann von der Baronin, noch Junggeſelle war —"

„So iſt der Baron Delmenried der zweite Mann?" fiel Melitta ein.

„Freilich. Nun, der erſte taugte auch nicht viel. Meinen Sie, daß er einmal in die Kirche gegangen wäre, oder zum heiligen Abendmahl, wenn er hier war? Nicht rühr an. Sonſt brannte ihn das Geld in der Taſche, aber für Kirche und Gemeinde, für die hätte man ihm mit glühenden Zangen nichts abgezwackt. Ein Lebemann war er und leichtſinnig, wir dachten von einem Jahr zum andern, das Gut käme unter den Hammer, aber der Himmel lenkte es anders, wenn auch nicht zum Beſten. Vom Heiraten wollte er nichts wiſſen, aber das Schickſal kriegte ihn doch noch beim Schlafittchen. Er ſtand nämlich bei den Küraſſieren. Einmal lag er bei einem reichen Brauer im Quartier, Pompilchen hieß er. Da ließen ſich's die Herren wohl ſein, denn der Pompilchen wußte zu leben. Und da heißt es nun, der Herr von Klitten hätte nebenbei ſein Glück bei der einzigen Tochter verſucht und nicht umſonſt. Wie nun die Zeit aus war, ritt er vergnügt davon, wie immer in ſolchen Fällen, aber diesmal hatte er die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Mein Pompilchen hinter ihm her wie das Donnerwetter und wandte ſich gleich an den Oberſt, den er eben ſechs Tage lang mit Champagner begoſſen hatte; da mußte nun der Held dran glauben, die Suppe eſſen, die er ſich eingebrockt hatte, und bekam noch obenein den Abſchied. Da wurde er denn freilich ſchnell genug zahm. Drei Jahre lang hat er ſich noch gequält; er ſaß meiſt im Wirtshaus und ſpielte mit den Bauern Wenzel und Schafskopf; dann bekam er etwas im Unterleib, und dann ging es zu Ende."

„Und da heiratete ſie den Baron Delmenried?"

„O bewahre! Du meine Güte, ſo ſchnell ging das nicht. Freilich, ſie hatte wohl gedacht, nun würde das Leben erſt angehen für ſie als reiche junge Witwe, gab immerfort Geſellſchaften und Jagdpartien und ritt immer ſelber mit — ich ſage Ihnen, man ſchämte ſich, es mit anzuſehen. Aber je ärger ſie es trieb, um ſo weniger zwang ſie's; die Herren kamen ſchon, aber die Damen ließen ſie links liegen, und wenn die Herren ausblieben, dann ſaß ſie und tafelte mit dem Verwalter und Förſter. Da war ihr jeder recht, und, — Sie werden es nicht glauben, und ich würde es nicht ſagen, wenn ich es nicht mit meinen eigenen Augen geſehen hätte, — aber wahrhaftig! ſie rauchte!! — An dem Geländer, vorn, wo es in den Garten geht, da habe ich ſie ſelbſt ſtehen ſehen mit einer Zigarette im Munde, und ein paar Herren daneben. Wie ich vorbeiging und traute mir nicht, die Augen aufzuſchlagen, da wollte ſie ſich ausſchütten vor Lachen!"

„Wenn ſie nichts Schlimmeres getan hat!" ſagte Melitta beluſtigt.

„Na, ich dächte, das wäre ſchlimm genug. — Kennen Sie denn ſchon die Herrſchaften von Schloß Ried?"

„Nein," ſagte Melitta. „Es ſollen ſehr angenehme Leute ſein."

„Hat Ihnen das die Baronin geſagt?"

„Nein, der Baron."

„Drum auch!" lachte die Paſtorin. „Die Baronin kann die anderen ſozuſagen nicht riechen. Der General iſt ja eine Seele von Mann, da iſt nichts zu ſagen, aber die Generalin iſt ſchrecklich hochmütig und herablaſſend, und die Emmy iſt gerade ſo; Sie können zehn Jahre mit ihr umgehen und ſind am letzten Tage nicht weiter, wie am erſten. Und die Armgard, — nun die Armgard iſt ein

gutmütiges Blä; es fehlt ihr am Besten —“ hier klopfte sich die Pastorin an die Stirn, — „die ist von einem Kinde ein Backfisch geworden und aus einem Back- ein junges Mädchen und aus einem jungen Mädchen ein altes, alles, ohne es zu merken.“

„Haben die Herrschaften nur die beiden Töchter?“ fragte Melitta.

„Da ist noch ein jüngerer Sohn, Kurt; sie hatten noch einen älteren, Busso, der mit dem Heinrich, unserem hiesigen Baron, wie ein Bruder zusammen war; sie waren auch in gleichem Alter. Und die Emmy und der Heinrich waren so gut wie versprochen, das wußte jeder. Dazumal war auch der Herr Heinrich, wie er genannt wurde, eine brillante Partie, denn sein Onkel Wachtler, ein Bruder seiner Mutter, war ein reicher Fabrikant und hatte ihn nach dem Tode seiner Eltern erzogen. Aber wem's zu wohl ist — der Leichtsinn steckt ihnen wohl im Blut. Der Busso spielte und spielte, obgleich er doch wußte, daß es die Eltern nicht dazu hatten — na, er machte ein Ende; nach einer wilden Nacht ging er nach Hause und schoß sich eine Kugel durch den Kopf. Die armen Eltern waren ganz gebrochen und haben viele Jahre gespart und gespart, um die Schulden von dem Busso zu bezahlen, obgleich sie es gar nicht nötig hatten. Jetzt sind sie ja wohl so weit.“

„Schrecklich!“ sagte Melitta.

„Nicht wahr? Und hätte man nicht denken sollen, der Heinrich würde sich das zur Lehre dienen lassen? Aber keineswegs. Der Onkel drohte, er würde seine Hand von ihm abziehen, und endlich schrieb er dem General, er müßte ihm mitteilen, daß er seinem Neffen sein Wort gegeben hätte, keine Schulden mehr für ihn zu bezahlen, und wenn er noch einmal welche machte, hätte er nicht einen Pfennig von ihm zu erwarten. Aber was half das! — Eines Tages kommt der Heinrich in Schloß Ried an, ganz verstört — er hatte einen Wechsel ausgestellt, und der Onkel hatte seine Briefe nicht beantwortet und ihn selbst abweisen lassen. Nun kam er in seiner Angst zum Onkel nach Ried, damit der sich für ihn verwenden möchte. Aber der General schlug es rund ab. Ein Ehrenmann könne einem anderen nicht zumuten, sein Wort zu brechen. So blieb dem Heinrich nur übrig, seinen Schimpf und seine Schande über das große Wasser zu tragen oder es zu machen wie der Busso, und es heißt, der General hätte selbst seinen Pistolenkasten vorgeholt und aufgeschlossen. Meine Cousine Minchen war dazumal Mamsell in Schloß Ried, die hat es uns nachmals erzählt. Schrecklich wäre der Morgen gewesen. Der General hätte ganz weiß ausgesehen und das ganze Gesicht hätte ihm gezuckt, wie er aus seinem Zimmer kam, und sie hätte deutlich durch die Tür den Pistolenkasten auf dem Schreibtisch gesehen und den Heinrich davor, wie wenn er ein Gespenst vor sich hätte. Aber einen Ausweg gab's noch. Wie Minchen nachher in der Leinenstube steht und einräumt, denn sie hatten große Wäsche gehabt, hört sie nebenan in Fräulein Emmys Stube die Stimme vom Heinrich. Es hätte geklungen, als ob ihm immer der Atem ausginge. Und da hört sie Fräulein Emmy sagen: ‚wenn Du das kannst, so tu's.‘ — „Ja,“ fuhr die Pastorin fort, „wir in Klitten wußten natürlich nichts von dem, was in Ried vorging. Aber ich weiß es noch wie heute; ich hatte mich mit

meiner Arbeit unter den Haselstrauch am Gartenzaun gesetzt, denn es war ein so herrlicher Tag; der ganze Kirchhof duftete von Flieder, und der Goldregen hing über die Mauer. Es läutete, denn es sollte ein Kindchen getauft werden, das wollte ich vorbeitragen sehen. Und eben wie der kleine Taufzug dort drüben die Böschung herunterkommt, da kommt's wie Galopp das Dorf herauf. Ich denke noch, wer hat's denn nur so eilig, da war der Reiter schon vorbei, und erst nachher fällt mir's ein, das war ja der Heinrich Delmenried. Ich hatte ihn gar nicht erkannt. Ich habe einmal ein Bild gesehen, auf dem war ein Reiter, dem war der Tod auf den Fersen, das fiel mir dabei ein. Tags darauf hörten wir von der Verlobung. Es wunderte sich auch niemand, denn jeder konnte sich seinen Vers dazu machen. Man merkte auch bald, daß die Baronin ihre Bedingungen gemacht hatte. Er mußte den Abschied nehmen. Das Geld behielt sie in der Hand und sie hält ihn knapp genug. Ihre Rechnung fand sie freilich auch nicht; der Baron ließ sich auf keine Geselligkeiten ein und stellte sie nirgends vor. Kein Wunder, daß er sich schämte; sie war eine so verlebte Frau und gut acht Jahre älter als er. Nur nach Ried brachte er sie, weil die Generalin darauf bestand. Vergnügen tut er sich außerhalb genug, kein hübsches Gesicht ist vor ihm sicher, und es hilft ihr nicht viel, daß sie jedes fortbeißt, das in ihre Nähe kommt."

„Und Emmy?" fragte Melitta unwillkürlich, ohne den lauernden Ausdruck der Pastorin bei den letzten Worten zu bemerken.

„O, die wurde natürlich gleich zu Verwandten geschickt. Sie blieb ein paar Monate fort, aber zuletzt wächst über alles Gras."

„Ja, ja, der liebe Nächste!" schnarrte eine Stimme so dicht hinter Melitta, daß sie erschreckt zusammenfuhr. Der Pastor war unbemerkt aus der Tür hinter ihr eingetreten, und sie konnte sich des Eindrucks nicht erwehren, daß er erst zum Vorschein gekommen war, nachdem sie gehört hatte, was sie hatte hören sollen.

„Ja, ja!" fuhr er fort, indem er ihr die Hand schüttelte und sie mit einem Auge aufmerksam betrachtete, während das andere sich auf eigene Hand beschäftigte, „wenn so zwei Frauenzimmerchen miteinander wispern, da weiß man schon, über jemanden geht es her."

„Aber, lieber Mann," verteidigte sich die Pastorin, „die Tante von dem Fräulein, die Frau Pastor Remmert, hat sie uns eigens hergeschickt, um sich über die Verhältnisse hier zu orientieren."

„Da haben Sie mich falsch verstanden, Frau Pastor," sagte Melitta. „Meine Tante Remmert weiß von den hiesigen Verhältnissen gar nichts; sie hat mir nur gesagt, es wäre passend, daß ich der Pastorin meinen Besuch machte."

„Sieh! sieh!" sagte der Pfarrer. „Also der Pastor Remmert ist Ihr Onkel?"

„Ja; sollten Sie ihn kennen?"

„Kennen eigentlich nicht; gesehen aber habe ich ihn ab und zu auf Konferenzen. Er sagt nicht viel; er ist wohl kein besonderer Redner, der gute Herr Pastor."

„Für einen Landpastor ist das Reden wohl nicht so wichtig, wie die Seelsorge," entfuhr es Melitta mehr loyal als vorsichtig.

„Jawohl! Sehr recht! Da haben Sie recht, mein verehrtes Fräulein. Die Seelsorge, ja freilich, das ist die Hauptsache, ei jawohl. — Er ist auch ein vor-

trefflicher Seelsorger, sehr beliebt in der Gemeinde, der gute Bruder Remmert. — Nicht?"

„Ja, gewiß," sagte Melitta, konnte jedoch nicht hindern, daß ihr das Blut ins Gesicht stieg, — der Pastor sah aus, als wisse er mehr darüber, als sie selbst, und es fiel ihr plötzlich ein, daß sie wohl über die seelsorgerische Tätigkeit der Tante hätte Auskunft geben können, von der des Onkels aber eigentlich nichts bemerkt hatte. Sie verabschiedete sich; der Pastor und seine Frau brachten sie bis an die Gartenpforte. „Beehren Sie uns bald wieder!" sagten beide.

Melitta ging mit schwerem Herzen. Sie sah wohl ein, daß sie durch ihre eigene und des Onkels Übereilung in überaus peinliche Verhältnisse geraten war, und hätte sich sagen müssen, daß hier ihres Bleibens nicht sein, daß sie sich nicht schnell genug zurückziehen könnte. Indessen widerstrebte es ihr, gleich bei dem ersten Versuch zu scheitern und schon nach so kurzer Zeit in die Pfarre zurückzukehren, wo sie doch dem Hausherrn ein unwillkommener Gast war.

Sie hatte trotz ihrer wechselvollen Schicksale wenig Erfahrung und noch die volle Zuversicht einer wohlbehüteten Jugend, der die Vorstellung, daß auch nur ein zweideutiger Gedanke sich an sie wagen könnte, gar nicht nahe treten kann. Vor unklaren Verhältnissen empfand sie jedoch von jeher eine instinktive Scheu, und die eben vor ihr enthüllten Lebensfäden beunruhigten und beschäftigten noch ihre Phantasie, als sie in einen Hohlweg einbog, der vom Dorfe her in die Birkenallee mündete, und hinter sich einen Reiter kommen hörte, in dem sie zu ihrem Verdruß den Baron erkannte. Er begann eine Unterhaltung, auf die sie kurz und ablehnend antwortete.

„Was ist denn, gnädiges Fräulein? Sind Sie verstimmt?" fragte er.

Melitta, durch das eben Gehörte gereizt und verstört, gab unüberlegt zur Antwort:

„Ich bin nicht gewohnt, mit einem Herrn auf das Pferd hinauf zu sprechen."

„Bitte um Entschuldigung!" Er sprang ab und ging nun mit dem Zügel über dem Arm neben ihr her: „Man verbauert wirklich ganz und gar."

Melitta antwortete nicht, und er sah sie forschend an.

„Mein liebes Fräulein," sagte er nach einer Pause, „denken Sie wirklich, daß ich nicht weiß, was Ihnen im Sinn liegt? Sie sind nicht umsonst bei dem Pastor und seiner Frau gewesen. Das sind die schlimmsten Zungen der ganzen Gegend, und ich kann mir wohl denken, was für eine Zensur sie uns gegeben haben."

„Herr Baron," sagte Melitta, der die Tränen des Unmuts nahe waren, „es wäre ritterlicher, mir das zu ersparen und mich meinen Weg in Frieden gehen zu lassen."

„Bin ich denn so gefährlich? Spielen wir hier Wolf und Rotkäppchen auf dem Wege zur Großmutter?" Er lächelte unwillkürlich über den Vergleich. „Man gönnt doch jedem Angeklagten die Möglichkeit, sich zu verteidigen. Wollen Sie mich ungehört verdammen? — Ich verlange gewiß nicht, daß Sie mich und meine Frau für Tugendspiegel halten sollen; ich weiß wohl, daß wir beide zu Hause nicht die Liebenswürdigsten sind; wir haben eben auch unsere Sorgen und Verdrießlichkeiten.

Man sollte sich zusammennehmen, ja wohl, aber leider, man tut's nicht immer. — Wären Sie," fuhr er fort, „etwas älter, so hätte es Sie schon mit Mißtrauen erfüllt, daß Menschen, die Sie zum erstenmal sehen, Ihnen die intimste Vergangenheit aufdecken von Leuten, in deren Hause Sie leben, — soweit sie sie zu kennen glauben, heißt das."

Melitta errötete und schwieg. Der Baron lächelte trübe.

„Ich bitte Sie nur um eins; halten Sie Ihr eigenes Urteil zurück, bis Sie uns besser kennen. Vielleicht finden Sie uns beide, meine Frau sowohl wie mich, nicht ganz so schlimm, wie man uns geschildert hat. Wollen Sie es nicht wenigstens versuchen?!" Er sah sie treuherzig an und hielt ihr die Hand hin, und Melitta legte etwas zögernd die ihrige hinein, die er ehrerbietig an die Lippen zog. „So," sagte er, „und nun will ich nicht länger beschwerlich fallen." Er führte das Pferd zur Seite, stieg auf und ritt durch eine Senkung des Hohlwegs davon. Melitta machte noch ein paar Schritte und blieb dann stehen. Sie war ganz verwirrt und suchte sich ihrer Eindrücke bewußt zu werden. War es möglich, daß sie dem Baron unrecht tat? — Aber ihre eigenen Wahrnehmungen stimmten mit dem, was man ihr im Pfarrhofe erzählt hatte, obwohl die Leute selbst ihr einen hinterhältigen, bestenfalls einen untergeordneten Eindruck gemacht hatten. Sie sah zurück, friedlich lag das Pastorhaus zwischen den Obstbäumen und sandte ein leichtes Rauchwölkchen in die Abendluft; wie ein Stern glänzte Schloß Ried in der Ferne. Der Baron hatte inzwischen den Feldweg erreicht und ritt in kurzem Trabe seitwärts dem Herrenhause zu. Sie sah den Hohlweg hinunter. Da, wo er sie eingeholt hatte, konnte man es vom Dorfe aus nicht gewahren, und er war abgeritten, wo ihn der Einschnitt vom Schlosse her verbarg — war das Berechnung? — Ihr fiel ein, daß er sie fast täglich auf ihren Spaziergängen getroffen hatte, immer des günstigen Zufalls sich freuend — konnte Eveline im Spiel sein? Sie hatte Näschereien bei ihr gefunden und auf ihre Fragen mit einer schlautrotzigen Miene, die sie sich nicht zu deuten wußte, geantwortet: „Papa hat mir's mitgebracht."

Unruhig sinnend schritt sie weiter. Nun, er wußte, daß sie ihm mißtraute. Wenn sie vorsichtig war, was konnte ihr im Grunde Schlimmes widerfahren?

Im Hofe stand ein abgespannter fremder Wagen. Sie hörte Stimmen im Wohnzimmer. „Die Herrschaften von Schloß Ried sind da," sagte ihr eine der Mägde. Gleich darauf wurde nach ihr geschickt. Melitta hatte die Eigenheit, daß man ihr selten Verlegenheit anmerkte; sie sah in solchen Augenblicken eher selbstbewußt und abweisend aus. Nicht umsonst hatte eine ihrer Hamburger Freundinnen öfter geäußert: „Ich beneide Melitta Tschuschner gewiß um nichts, nur ihr Talent, in einen Salon zu treten, möchte ich haben."

So verfehlte sie auch jetzt nicht ihres Eindrucks. Die Jüngeren der Anwesenden erhoben sich, und die Generalin, eine stattliche Frau mit regelmäßigen Zügen, wandte sich verbindlich an die Baronin: „Willst Du uns mit eurer neuen Hausgenossin bekannt machen, liebe Sidonie?"

Die Baronin, die diese Höflichkeit überhaupt nicht für nötig gehalten hatte, vergaß noch obenein Melittas schwer zu behaltenden Namen und murmelte ungeschickt: „Unser neues Fräulein."

„Erlauben Sie mir, Fräulein Tſchuſchner, Sie mit den Verwandten bekannt zu machen, von denen ich Ihnen ſchon erzählte," fiel der Baron artig ein. „Meine Tante, Frau von Delmenried, mein Onkel, General Delmenried." — Der General, ein großer alter Herr mit vollem weißen Haar und Bart, ausraſiertem Kinn, kurzer Naſe und freundlichen blauen Augen, trat auf ſie zu; er ſchleppte den einen Fuß, ſeitdem ihm eine franzöſiſche Kugel den Knöchel zerſchlagen hatte. Melitta reichte ihm unbefangen die Hand. Dann kamen Emmy und Armgard heran, große wohlgebaute Geſtalten, die von der Schönheit der Eltern nicht viel geerbt hatten, beſonders wurde Armgards Ausſehen durch ſchlechte Hautfarbe beeinträchtigt. Emmy glich der Mutter, doch ohne die Feinheit und Regelmäßigkeit der Züge.

„Und hier," fuhr der Baron fort, „mein Vetter, Leutnant Kurt Delmenried, und hier ein gemeinſamer Vetter, Horſt Delmenried; er iſt noch im Korps und hat das unermeßliche Glück gehabt, mitten im Semeſter die Maſern durchzumachen und Urlaub zu bekommen, um ſich zu erholen, was er eben in Schloß Ried beſtens beſorgt."

„Mein Neffe erzählt mir, daß Sie in Indien geweſen ſind, gnädiges Fräulein," ſagte der General. „Haben Sie denn da auch einen Tiger geſehen?"

„Gewiß," ſagte Melitta.

„War er ſehr nah?" fragte Armgard.

„O ja," ſagte Melitta, „ſo nah wie etwa dieſer Tiſch."

„Wie ſchrecklich," ſagte Armgard. „Was taten Sie denn da?"

„Ich ſah ihn an," erwiderte Melitta.

„Und da ſchlich er davon? Man lieſt öfter, daß er den menſchlichen Blick nicht ertragen kann," ſagte der Leutnant.

„Das konnte er nicht," ſagte Melitta, „er war in einer Kiſte, und ein alter Malaye ſtocherte mit einem Stock, um ihn aufſtehen zu machen."

Alle lachten.

„Wo war denn das?" fragte der General.

„In Singapore."

„Wo liegt das?" erkundigte ſich Armgard.

„Es iſt die Südſpitze von Hinterindien, eine kleine Inſel, die der Halbinſel von Malakka vorgelagert iſt," erklärte Melitta.

„Ich dachte doch, da wäre es wenigſtens noch wild und gäbe noch Tiger," ſagte Horſt enttäuſcht.

„Es gibt ihrer auch noch genug, ſogar in der Nachbarſchaft von Singapore, und ſie ſchwimmen vom Feſtland herüber. Ich kannte eine Dame, die an nervöſen Zufällen litt infolge einer Begegnung mit einem Tiger, und mir wurde ein Haus gezeigt, in deſſen Garten einer erlegt worden war; aber mein Vater ſagte, das wäre ihm ſchon gezeigt worden, als er vor zwanzig Jahren dageweſen wäre."

Nach dem Abendeſſen fuhren die Gäſte davon; der Baron und ſeine Frau begleiteten ſie bis an den Wagen. Melitta blieb etwas zurück und ſtand allein auf der oberen Stufe. Sie grüßten alle freundlich zu ihr hinauf, und über ihr Antlitz glitt zum erſtenmal wieder ſeit jenem unglückſeligen Tage in Rangoon das ihr eigene aufleuchtende Lächeln, das ihr Geſicht mit Lieblichkeit übergoß und in Kinn und Wangen ein ſonſt verborgenes Grübchen zeigte.

„Und wenn ihr kommt, bringt ihr die kleine Indierin mit, hört ihr?!“ rief der General noch aus dem Wagen.

„Gewiß! — Gewiß!“ riefen der Baron und die Baronin zurück.

„Das iſt ein reizendes Geſchöpfchen,“ ſagte der alte Herr, als ſie unterwegs waren.

„Ich habe ſo ein Köpfchen noch nie geſehen, außer auf Bildern von Engeln,“ ſagte Armgard, „ſo über und über mit weichen, dunkeln Locken.“

„Die Augen!“ rief der Leutnant ganz begeiſtert.

„Viel zu gut für Klitten!“ fuhr Horſt heraus.

„Sie wird nicht lange da bleiben,“ ſagte Emmy.

„Sie muß ſehr viel Conduite haben, daß ſie überhaupt noch da iſt,“ meinte die Generalin.

Die Baronin hatte die Gewohnheit, jeden Mittwoch in die nächſte Stadt zu fahren und ihre Einkäufe zu beſorgen. Heute aber blieb ſie im letzten Augenblick zurück und gab nur dem Kutſcher einige Aufträge mit. Eveline hatte Erlaubnis erhalten, das Töchterchen des Lehrers zu beſuchen, das Geburtstag hatte, und Melitta benutzte den ruhigen Nachmittag zu einem Briefe an Fanny. Da klopfte es, und die dicke Marie meldete in ehrerbietiger Beſtürzung: „Da kimmt der Herr Paſter.“

„Die Frau Paſtor meinen Sie wohl?“

„Nee, der Herr Paſtor; er will bei Sie.“

„So bitten Sie den Herrn, unten einzutreten; ich komme gleich.“

„Keine Umſtände, mein liebes Fräulein, keine Umſtände! Hier bin ich ſchon!“ Und keuchend trat der geiſtliche Herr in die Tür.

„Das iſt ja ſehr freundlich von Ihnen, Herr Paſtor. Ihre Frau Gemahlin —“

„Meine Frau — ja, wenn ich ſagte, ſie ließe ſich entſchuldigen, ſo würde ich mich einer jener geſellſchaftlichen Lügen ſchuldig machen, wie ſie in unſerer Zeit nur zu ſehr im Schwange ſind. Nein, ich halte es immer mit der Wahrheit. Ich ging hier nur ſo vorbei und da dachte ich, Du willſt doch einmal nach Deinem neuen Beichtkinde ſehen!“ Damit ſchob er ſich vollends in die Stube.

„Ich bedaure nur, daß ich Sie wieder hinunter bemühen muß, Herr Paſtor; ich habe nur dies eine Zimmer.“

„O, ich ſitze hier ganz gut; machen wir uns doch nicht das Leben ſauer,“ ſagte der Paſtor und ließ ſich in der Sofaecke nieder.

„Nun, ich gehe Ihnen voran,“ ſagte Melitta kühl und ging aus dem Zimmer. Sie wußte ſelbſt nicht, wie ihr die Vorſtellung kam, daß der Paſtor ſeinen Beſuch nicht an die Hausglocke zu hängen wünſchte und ſich ſeine Kenntnis der Lokalitäten zunutze gemacht hatte.

Im Eßzimmer ſaß die Baronin. „Wo würden Sie mir geſtatten, den Herrn Paſtor zu empfangen?“ ſagte Melitta, „er iſt ſo freundlich, mich zu beſuchen.“

Die Baronin ſah einen Augenblick überraſcht aus, dann erfaßte ſie die Sachlage und ſagte mit Schadenfreude in jedem Zuge ihres Geſichts: „O, wo Sie wollen! Hier, wenn ich nicht ſtöre!“

„Wie ſollte es!“ ſagte Melitta. Zugleich hörte man draußen den ſchlürfenden Schritt des Paſtors, dem nichts übrig geblieben war, als herunter zu kommen. Er fuhr beinahe zuſammen, als er die Baronin ſah.

„Das iſt ja ſchön, Herr Paſtor, daß Sie ſich auch einmal bei uns ſehen laſſen! Es gilt ja freilich nicht mir, aber Fräulein iſt ſo gutherzig, daß ſie mich mit an der Freude teilnehmen läßt!“

Der unglückliche Paſtor ſchnappte nach Atem.

„Und wie geht es denn der Frau Paſtor?“ fuhr die Baronin unbarmherzig fort. „Ich habe ſie auch ſo lange nicht geſehen! Hoffentlich beſucht ſie Fräulein auch bald einmal!“

Unterdeſſen hatte ſich der Paſtor gefaßt und machte Unterhaltung, ſo gut es gehen wollte. Melitta ſah ſehr wohl, daß ihm unbehaglich zumute war, ohne recht zu begreifen, was eigentlich vorging. Deſto beſſer begriff die Baronin. Sie hatte zwar durch ihr Bleiben einem anderen Wild nachgeſtellt, freute ſich jedoch auch des Fanges, der ihr ſo unerwartet ins Garn lief, und warf Melitta unwillkürlich Blicke zu, die dieſe nicht verſtand.

Der Paſtor empfahl ſich, ſobald er glaubte, es mit Schicklichkeit zu können, und Melitta kehrte zu ihrem Briefe zurück. Sie verließ das Haus nicht mehr allein, denn der Verdacht, der letzthin in ihr aufſtieg, war ihr faſt zur Gewißheit geworden. Sie hatte die Probe gemacht. Wenn früh feſtgeſtellt wurde, wohin ſie am Nachmittag ihren Spaziergang richten wollten, trafen ſie unfehlbar den Baron; überließ ſie das Ziel angeblich dem Zufall oder änderte ſie es unterwegs, ſo erſchien der Baron nicht und Eveline blieb die ganze Zeit unluſtig und verſtimmt.

Es war ihr eine ganze Weile gelungen, dem Baron auszuweichen. Hätte ſie ihn gekannt, ſo hätte ſie ſeinen unruhigen Augen und ſeinem ungleichen Weſen wohl angemerkt, daß ihm Geduld und Vorſicht bald einmal verſagen würden, aber die Baronin ſah es und wußte ſich's zu deuten.

Eines Tages ging Melitta mit Eveline in dem Wäldchen ſpazieren, das ſich von der Berglehne zu der Birkenallee herunterzog, als der Baron ſie in einem leichten Jagdwagen überholte. „Papa! Papa!“ rief Eveline, „nimm uns mit!“ Der Baron lachte, ließ anhalten, ſprang ab und hob das Kind in den Wagen. „Halt Dich feſt! — Fahr zu!“

Der Kutſcher verſtand, grinſte, die Pferde zogen an, und ehe Melitta recht wußte, wie ihr geſchah, war das Gefährt um die Ecke, und der Baron trat auf ſie zu, ſchlecht verhehlten Triumph und Entſchloſſenheit im Blick. Unwillkürlich wich ſie zurück; ‚das iſt das Ende‘, war ihr erſter Gedanke. Der Ausdruck ſeines Geſichts änderte ſich jedoch, als er ſie näher ins Auge faßte, und er begriff ſofort den begangenen Fehler.

„Aber, mein Fräulein! Nehmen Sie den kleinen Spaß doch nicht ſo tragiſch; wir waren doch ſonſt gute Kameraden! Nein, wirklich, das dürfen Sie nicht; ich habe es gewiß nicht ſchlimm gemeint. — Was iſt denn dabei? So ein alter Familienvater, wie ich bin! — Kommen Sie, machen Sie kein ſo ſteinernes Geſicht! — Iſt es denn ſo ſchlimm, wenn ich auch einmal mit jemand ein vernünftiges Wort ſprechen möchte?“

Sie antwortete nicht und beschleunigte ihren Schritt so sehr sie konnte, aber er blieb ruhig schreitend neben ihr.

„Sie haben doch mit Ihren eigenen Augen gesehen, was mein Leben ist. Es ist kein glückliches, kein gutes. Gift und Galle schlinge ich hinunter, Tag für Tag. — Ich habe um Brot gebeten und einen Stein bekommen. — Sie werden sagen, es wäre meine eigene Schuld. Aber macht das die Last leichter? — Und nun sieht man solch ein süßes junges Ding, das so tapfer seinen Weg geht, so ernst seine Pflicht tut! — Ich bin kein Stein, ich fühle doch auch, was Sie meinem Kinde sind und ihm zugut tun, und ich bin Ihnen dankbar" —

„Herr Baron," unterbrach Melitta ihn mit erstickter Stimme, „wenn Sie die geringste Rücksicht und Ritterlichkeit haben, so lassen Sie mich jetzt in Frieden und gehen einen anderen Weg."

Aber er blieb neben ihr, so dicht, daß er ihren Arm streifte.

„Haben Sie denn gar kein Mitleid mit solch einem armen Kerl, wie ich?"

„Ich habe keine Lust, mit Ihnen darüber zu diskutieren."

„Ich bin in Verzweiflung, daß Sie es so nehmen! — Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, es soll nicht wieder vorkommen. — Ich will gehen, ich will tun, was Sie wollen, nur vergeben Sie mir, sagen Sie mir ein einziges freundliches Wort. — Hier, — ich will gut sein, ich will gehorchen wie ein Lamm, nur geben Sie mir noch einmal Ihre Hand, diese süße kleine Hand, die einmal einem Glücklichen zuteil wird — nicht mir, — Sie ahnen nicht, wie mir ist, Sie hätten dann doch etwas Mitleid mit mir —"

Melitta atmete auf; sie hatten den Eingang der Birkenallee fast erreicht.

„Nur noch ein einziges Mal lassen Sie mich Ihre Hand küssen!" Er faßte nach ihr, und Melitta sah wieder den Ausdruck begehrlicher Entschlossenheit in seinem Auge. „Nur eine einzige Sekunde legen Sie Ihren Arm in meinen, dann, bei Gott, gehe ich —"

„Wenn Sie mich berühren, schreie ich um Hilfe," sagte sie und sah ihn mit einem Blick an, der ihn in seine Schranken weisen sollte, aber nur ihre Angst verriet.

„Geben Sie mir Ihre Hand, und ich gehe augenblicklich, aber das muß ich haben, das muß ich —" er trat ihr in den Weg.

„Schön! Bravo! Vortrefflich!" gellte die Stimme der Baronin dicht neben ihnen. „Das ist ja nett! — Also doch! Das wußte ich doch gleich, was hinter dem scheinheiligen Lärvchen steckte! — Aber fort soll sie, — fort — noch heute —"

„Mach Dich doch nicht lächerlich, Sidonie, — halte wenigstens den Mund, bis wir im Hause sind. Siehst Du nicht, wie das Pack da drüben gafft und grinst?"

„Ich weiß selber, was ich zu tun habe," schrie die Baronin. „Mags hören, wer da will! — Es ist wohl das erste Mal, nicht wahr? — Fort soll die Person, noch heute!"

„Das versteht sich von selbst, Frau Baronin, daß ich nach dem Vorgefallenen nicht eine Nacht länger in Ihrem Hause bleiben kann."

„Natürlich, Sie setzen uns die Schippe vor die Tür, das Spiel kennen wir!"

Sie hatten inzwischen das Haus erreicht. Im Hof stand die Kutsche von Ried, und die Generalin und Emmy waren eben ausgestiegen. „Nun muß der

Teufel auch die noch hierher bringen!“ murmelte der Baron zwiſchen den Zähnen.

„Was habt ihr denn?“ fragte die Generalin, als ſie das finſtere Geſicht ihres Neffen ſah und die Baronin mit violetten Backen und ſprühenden Augen auf ſie zutrat, während Melitta, bleich bis an die Lippen, dahinter ſtand.

„Dieſe freche Perſon —“ ſtieß die Baronin heraus.

„Sidonie iſt wieder einmal nicht bei ſich,“ ſagte der Baron höhniſch.

„Ich dächte, wir warteten, bis wir im Zimmer ſind.“ Die Generalin ging voran. Drinnen ſchloß der Baron die Fenſter, und nun brach die Baronin los: ſie hätte gleich geſehen, daß der Baron hinter dem Fräulein her wäre; ſie hätte ſchon manche Fratze im Hauſe gehabt, der das nur zu recht geweſen wäre; aber ſolch ein kokettes, ſcheinheiliges Geſchöpf wäre ihr doch noch nicht vorgekommen; der Verwalter ſähe ihr nach und auch der alte Fuchs, der Paſtor, der jeder Schürze nachlieſe, hätte ihr nachgeſtellt, aber ſelbſt ſeine Frau, die doch ſonſt nicht penibel wäre, wo es zu klatſchen gäbe, hätte den Fuß nicht zu ihr geſetzt —

Der Baron ſuchte ſie zu unterbrechen, aber wie ein ſchmutziger Strom ergoß es ſich unaufhaltſam weiter: man hätte ja gleich geſehen, was an ihr wäre mit dem Jungenkopf wie ein Titus, der reine Perückenſtock wie beim Friſeur im Schaufenſter —

„Ich habe Ihnen ja ſchon geſagt, das mir das Haar in ſchwerer Krankheit abgeſchnitten iſt,“ unterbrach Melitta empört.

„Das kann jeder ſagen, und dafür gibt's falſche Zöpfe,“ ſchrie die Baronin. Und ſie eiferte fort: ſie hätte lange gewußt, daß ſie ſich träfen, aber bis jetzt wären ſie ihr zu ſchlau geweſen; heute jedoch hätten ſie es zu arg getrieben, hätten ſich im Walde getroffen und den Wagen mit Linen nach Hauſe geſchickt, da wäre ſie ihnen entgegen gegangen und hätte ſie aufs ſchönſte abgefaßt.

„Sidonie iſt in ſolchen Sachen unzurechnungsfähig, wie Du weißt, Tante,“ ſchob der Baron ein. „Ich habe freilich unrecht gehabt; wenn man einen ſolchen Drachen im Hauſe hat, müßte man vorſichtiger ſein. Ich habe nur einen Spaß gemacht, habe Line voranfahren laſſen und bin dann von der Mitteleiche aus mit dem Fräulein nach Haus gegangen. Das iſt alles, und darüber macht ſie nun ſolch ein Hallo. — Oder habe ich Ihnen etwas Schlimmes zugemutet, Fräulein?“

„Das hätte ich Ihnen nicht raten wollen!“ Auf Melittas Wangen brannten jetzt zwei rote Flecke.

„Da ſeht ihr,“ ſagte der Baron ſarkaſtiſch, „das Fräulein bezeugt mir ſelbſt, daß ſie ſich nicht über mich zu beklagen gehabt hat.“

„Das habe ich *nicht* geſagt!“ In Melittas Augen blitzte es nun auch. „Ich habe mich *wohl* über Sie zu beklagen!“

„Und worüber denn, wenn ich bitten darf?“

„Da hört ihr's! Sie ſagt es ja ſelbſt, die freche Perſon!“ rief die Baronin triumphierend.

„Sidonie!“ warnte die Generalin.

„Sie haben mich mit der ſchicklichen Rückſicht und Höflichkeit behandelt, wenn Sie mit mir allein waren,“ ſagte Melitta, „in Gegenwart Ihrer Frau haben Sie

mich kaum beachtet. Ich habe dieſen Unterſchied als eine Beleidigung empfunden und als eine Kränkung. Ich bin Ihnen ausgewichen, wie ich konnte, ich habe Ihnen meine Mißbilligung gezeigt, aber Sie haben nicht verſtehen wollen und haben ſich ſo benommen, daß ich unter Ihrem Dach nicht länger bleiben kann und will."

„Hört ihr's! Hört ihr's!" frohlockte die Baronin. „Ja, fort ſoll ſie, noch heute ſoll ſie ihre Sachen packen, gleich jetzt, auf der Stelle!"

„Mein Gott, Sidonie, nimm doch Vernunft an!" fing der Baron an. „Du hörſt doch ſelbſt —"

„Du haſt hier gar nichts zu melden! Dies Haus iſt mein Haus, und die Perſon ſoll fort!"

„Es verſteht ſich von ſelbſt, daß ich noch heute gehe," ſagte Melitta.

„Aber wo wollen Sie hin?" fragte Emmy. „So ſpät geht kein Zug."

„Ich hatte gedacht, die Paſtorin um Unterkunft für eine Nacht zu bitten, aber nach dem, was ich eben gehört habe, iſt auch das unmöglich. — Ich werde hier ins Wirtshaus gehen."

„Das geht nicht," ſagten Emmy und der Baron aus einem Munde.

„Auf eine Nacht wird es wohl gehen müſſen —"

„Es iſt nicht deshalb —" ſagte Emmy, „aber die Leute würden —" ſie ſtockte.

„Was macht die ſich daraus!" rief die Baronin.

Melitta ſtand wie vom Donner gerührt. Wie wenn der Blitz niederfährt und dem nächtlichen Wanderer den Abgrund zeigt, an dem er ſteht, — war ihr zumut, da ſie plötzlich ihren guten Ruf, ihr letztes unveräußerliches Gut, in Gefahr ſah. In ihr Geſicht trat der geängſtigte Blick eines gehetzten Rehs. Die Generalin, die ſtill beobachtend dageſeſſen hatte, ſah es und verſtand es.

„Liebes Fräulein," ſagte ſie, „Sie hatten uns Ihren Beſuch verſprochen, und wir hatten Sie bitten wollen, nächſten Sonntag bei uns zuzubringen, deshalb kommen wir her. Machen Sie uns jetzt die Freude und kommen Sie zu uns, bis Sie über Ihre nächſte Zukunft entſchieden haben. Mein Mann und meine Kinder werden ſich ſehr freuen."

Melitta war noch wie betäubt, aber ſie griff nach der rettenden Hand.

„Ich komme — ſehr gern," ſprach ſie.

Der Baron trat auf ſeine Tante zu und küßte ihr bewegt die Hand, die ſie ihm entzog.

„Ja, freuen werden ſie ſich," ſagte die Baronin giftig, „beſonders die Herren; für die iſt das ein Pläſier!"

„Gewiß, liebe Sidonie," ſagte die Generalin, „wenn ich einen Gaſt bringe, erwarte ich von allen meinen Kindern, daß er ihnen willkommen iſt."

„Darf ich Ihnen packen helfen?" fragte Emmy beinahe ſchüchtern.

„Ach ja, bitte!" Sie ſtiegen zuſammen in Melittas Zimmer hinauf, und faſt ohne zu ſprechen, wurde der große Koffer abermals gefüllt.

Als ſie zurückkehrten, ſchien die Generalin die Zeit benutzt zu haben, um dem Ehepaar über ihre Meinung keinen Zweifel zu laſſen; beide ſahen ernüchtert und beſchämt aus.

„Kann ich nicht noch Eveline Lebewohl ſagen?“ fragte Melitta, im Begriff, in den Wagen zu ſteigen.

„Wozu? — Beſſer nicht!“ Die Baronin ging ins Haus zurück. In dem Augenblick jedoch, als die Pferde anzogen, hörte man Evelines weinende Stimme, gleich darauf das Klatſchen eines Schlages und heftiges Geſchrei.

Das war der Tropfen, der das Gefäß zum Überlaufen brachte; Melitta ſenkte den Kopf und brach in Tränen aus. Emmy legte ihre Hand teilnehmend auf ihren Arm, und ſo fuhren ſie ſchweigend durch den ſtillen Abend das Tal entlang nach Schloß Ried.

3.

Seele des Menſchen, wie gleichſt du dem Waſſer,
Schickſal des Menſchen, wie gleichſt du dem Wind.
Goethe.

Es war dunkel, als ſie an dem Portal des Schloſſes hielten, wo ihnen die zurückgebliebene Familie entgegeneilte. Bei Melittas Anblick entſtand großer Jubel, doch nahm Emmy ſie gleich mit in ihr Zimmer. Als ſie zurückkamen, ſah Melitta an den ernſten Geſichtern und der teilnehmenden Zuvorkommenheit, mit der ſie behandelt wurde, daß die Generalin allen den nötigen Aufſchluß gegeben hatte.

Als Melitta am nächſten Morgen an das Eckfenſter ihres Zimmers trat, war ſie von dem Blick, der ſich ihr darbot, überwältigt. Der Fels, auf dem das Schloß ſtand, ſchob ſich wie ein Vorgebirge zwiſchen zwei Täler; auf der einen Seite lag die Landſchaft bis nach Klitten hin im Morgenſchein, auf der anderen zweigte ſich ein engeres Tal ab; überall auf den Höhen breitete ſich Tannenwald. Vor dem Schloſſe zog ſich ein gepflaſterter Gang mit einem Steingeländer entlang, und eine breite Treppe führte auf eine tiefer gelegene Terraſſe mit Blumenbeeten, die eine niedrige, mit uraltem Efeu bewachſene Bruſtwehr gegen die Tiefe abſchloß.

Melitta ſtaunte; ſo ſchön hatte ſie ſich die Lage des Hauſes nicht gedacht.

Emmy und Armgard holten ſie zum Frühſtück ab; dann nahm die Generalin ſie in Beſchlag, zeigte ihr die Merkwürdigkeiten des Gebäudes, die älteſten Teile und die neueren Anbauten, führte ſie in ihr eigenes Zimmer und legte ihr in ſchonendſter Form einige Fragen über ihre perſönlichen Verhältniſſe vor, die Melitta ohne Rückhalt beantwortete.

Nach Tiſch wurde der Kaffee auf der Terraſſe getrunken, und der General, der inzwiſchen in einem alten Brockhaus ſeine abgeblaßten Kenntniſſe über Indien etwas aufgefriſcht hatte, ließ ſich allerlei von Melitta erzählen. Sie beſchrieb ihm unter anderem die Bauart einer Pagode, und dabei fiel ihr ein Aquarell ein, das ſie für Fanny von der großen Pagode gemacht und ſich bei ihrer Abreiſe hatte wiedergeben laſſen. Sie holte es aus ihrem Koffer und zeigte es. Das Blatt wurde ſehr bewundert, und man fragte nach dem Urheber.

Als Melitta ſagte, es ſtamme von ihr ſelber, meinte die Generalin, ſie ſei ja eine Künſtlerin.

„Da fehlt noch viel,“ erwiderte Melitta, „aber wir hatten allerdings in Lutteroth einen ausgezeichneten Lehrer.“

„Lutteroth!“ wiederholte die Generalin überrascht.

„Kinder, davon solltet ihr profitieren!“ rief Kurt seinen Schwestern zu, und Emmy begann: „Wenn Sie sich unserer etwas annehmen wollten —“

„Wir könnten ja zusammen skizzieren,“ meinte Melitta. „Dabei fällt mir dies und jenes wieder ein, das wir uns zunutz machen können.“

„Da nehmt ihr aber die Mama mit,“ sagte der General, „Sie müssen wissen, liebes Fräulein, daß meine Frau allerliebst zeichnet.“

„Aber Hans!“ rief die alte Dame und errötete wie ein junges Mädchen.

„Nein, nein! Geh nur gleich und hole Deine Hefte; das Fräulein soll selbst urteilen.“

Die Generalin brachte ihr Skizzenbuch und legte es vor Melitta hin, die die Zeichnungen als sehr korrekt und sorgfältig bewunderte. Als sie wieder ein Blatt umwandte, stieß sie einen Ruf der Überraschung aus: „Das ist ja unser Garten!“

„O nein! Es ist eine der Sehenswürdigkeiten Hamburgs,“ sagte die Generalin, „der berühmte alte Rippold'sche Garten. Wir fuhren nach Kuxhaven, und der Dampfer wartete eine Stunde an dieser Stelle. Da zeichnete ich diese Ansicht von der Wasserseite.“

„Es ist unser Garten,“ wiederholte Melitta. „Der verstorbene Franz Rippold war mein Onkel, der Mann meiner Tante, und ich bin von ihnen erzogen. In diesem Garten bin ich aufgewachsen. Das Kind dort am Wasserfall bin ich, und der Knabe, der das Schiffchen hält, ist ein Jugendgespiele von mir, Volckardt Werningen.“

„Ist es möglich! — Wie wunderbar!“ hieß es von allen Seiten.

„Wie sind Sie denn aber so heruntergekommen?“ fragte der Kadett.

„Bravo, Horst! Das war echt!“ rief der General, und alle lachten.

„Ich meine es ja gar nicht so!“ Der arme Junge war blutrot geworden. „Nicht wahr, gnädiges Fräulein, Sie denken nicht, daß ich es so gemeint habe?“

„Nein, nein!“ Melitta lachte. „Seien Sie unbesorgt; ich weiß, wie Sie es gemeint haben!“

„Und nun, Fräulein Tschuschner,“ sagte der General, „holen Sie uns noch mehr von Ihren Kunstwerken. Sie müssen ja Schätze auf Ihren Reisen gesammelt haben.“

„Ich habe nur dies eine Blatt,“ erwiderte Melitta trübe. „Meine Skizzenbücher liegen mit all meiner übrigen Habe im Eingang der Sundastraße auf dem Grunde der See.“

Ein Augenblick des Staunens, dann Frage auf Frage, und ehe Melitta selbst wußte, wie es geschah, beschrieb sie zum erstenmal zwar nicht das schlimmste, wohl aber das furchtbarste ihrer Erlebnisse. Ob sie, wie es zurückhaltenden Menschen geht, das Bedürfnis nach Mitteilung plötzlich überkam, oder das Gefühl, diesen Leuten, die ihr so viel Vertrauen bewiesen, ein gleiches schuldig zu sein — gleichviel: was sie selbst Volckardt nur in abgerissenen Worten gesagt, was sie sogar Fanny gegenüber nicht über die Lippen gebracht hatte, das gab sie nun preis, wie bezwungen und fortgelockt von all den ernsten Augen, die mit solcher Teilnahme und so atemlosem Interesse auf ihr ruhten.

Am nächsten Vormittag saßen Melitta und Emmy plaudernd auf der Terrasse, als Armgard ihre Schwester abrief.

„Was werden Sie während meiner Abwesenheit tun?“ fragte Emmy noch im Fortgehen.

„O, ich schreibe oder betrachte mir die Umgegend,“ antwortete Melitta. Sie sah den beiden hohen, kräftigen Gestalten nach, wie sie mit gleichem festen Tritt den gepflasterten Gang entlangschritten. Man meinte diesen Steinen noch anzusehen, daß sie einst unter den Schritten ihrer Vorväter in Harnisch und Schuppenhemd geklungen hatten.

Melitta zog die Schreibmappe näher und spielte mit ihrer Füllfeder. Es war ein köstlicher Morgen. Monatsrosen, Verbenen und Reseda dufteten um sie her; überlaut summten die Bienen in den Efeudolden; der leichte Wind trug ihr den Harzgeruch des Waldes herüber. Und der Wald war so nahe. Bis an das Portal der Brücke, die noch den Schloßgraben überspannte, standen die großen, dunkeln Fichten. Sie setzte ihr Hütchen auf, ging aus dem Tor und schlug den nächsten Weg ein. Zwischen Fichtenabhängen, Tannenschonungen und kleinen Halden, auf denen Grummet gewendet wurde, ging es bergan. Ein Pfad lockte hier zur Seite; Felsen traten zutage, Zacken, die wie Inseln zwischen Moos und Heidekraut aufragten, efeubewachsene Kuppen, Abhänge mit abgeblühtem Ginster und welkem Fingerhut. Ein paar Stufen abwärts, und sie stand auf einer natürlichen Kanzel; wie schwebend sah sie auf Tannenwipfel hinunter, die einen Talkessel füllten, rings eingefaßt von Bergabhängen in dem gleichen dunkeln Grün; zur Seite zeigte sich in hellerer Färbung eine Halde mit einem Stück alten Gemäuers, — ein Ort von entzückender Waldstille.

„Der Pan schläft und alle Natur hält den Atem an,“ war in die geglättete Rückwand gemeißelt. In der Tat hörte man nichts als das Plätschern und Murmeln eines Baches tief im Grunde, das Rauschen der Tannen und ab und zu den heiseren Schrei eines Falkenpaares, das hoch über ihr in der Luft seine Kreise zog. Eine Weile lauschte Melitta den Waldesstimmen, dann stieg sie zwischen den Felsblöcken höher. In der Richtung der Halde gewahrte sie nun die Spitze eines Turmes und ein Stück Schieferdach mit einem Erker. Ein rotbraunes Tier lief vorüber und sah sie mit klugen Augen an, ein Fuchs! Ohne Besinnen eilte ihm Melitta in das Dickicht nach; sie sah noch einmal etwas Rotes dahingleiten, dann war er verschwunden. Dafür nickten blaue und weiße Glockenblumen aus einem Gewirr von Adlerfarnen. Sie konnte nicht widerstehen und pflückte, soviel ihre Hand fassen konnte. Der Weg schlang sich nun weiter unten um eine Anhöhe, von der das Wasser einer Quelle in einen Steintrog sprudelte. Melitta hätte sich gerne noch weiter locken lassen, fürchtete aber zu lange auszubleiben, und machte sich deshalb mit ihrem Strauß in der Hand auf den Rückweg.

Seit lange hatte sie kein solches Gefühl von Freiheit, wiedergekehrter Jugendkraft und Sorglosigkeit gehabt. Die Erinnerung an die schlimmen Erfahrungen der letzten Wochen trat zurück. Das Leben war doch wohl noch des Lebens wert, die Zukunft lag nicht mehr so verheißungslos vor ihr. Im tiefsten Herzen lebte die Hoffnung wieder auf, wie eine ausgetretene Flamme, von der doch noch ein kleiner Funke unbemerkt unter der Asche geglimmt hat. Würde Volckardt sie ver-

gessen, nun er sie wiedergefunden hatte? — Eben da sie dies dachte, erblickte sie inmitten roter Heide ein Büschchen mit weißen Blüten. Mit einem Freudenruf eilte sie hinauf, brach es als gutes Vorzeichen, und begann leise vor sich hinzusummen; sie lächelte, als sie der Melodie inne wurde. Volckardt hatte sie als Knabe von einem amerikanischen Schiffe gebracht, und sie hatten sie unzähligemal im Garten miteinander angestimmt. Unwillkürlich schritt sie im Takt und sang dazu mit heller Stimme das alte Negerlied in den wundervollen Morgen hinein:

„Hang John Brown on a sour appletree!
Hang John Brown on a sour appletree!
Hang John Brown on a sour appletree,
While we are marching along!
Glory! glory! hallelujah!
Glory! glory —"

Bestürzt hielt sie inne. Der Weg machte eine Biegung, und ein breiter Holzschlag lag vor Melitta, gegenüber senkte sich der Bergrücken, und wie erstarrte Wellen sahen bläuliche Hügel über ihn her.

Bei dem ersten Blick auf sie hatte Melitta das Gefühl der Richtung verloren, das sie bis jetzt begleitet und ihr die Nähe des Schlosses vorgespiegelt hatte — sie war ganz und gar verirrt. Kein Haus war zu sehen, kein Holzschläger zu hören, kein Hund bellte; sie war ganz allein und sah erschrocken und hilflos um sich. Was nun? — Umkehren? — Weitergehen? — Eins schien so hoffnungslos wie das andere. Es überkam sie in ihrer Einsamkeit eine unbestimmte Furcht, eine Art Grauen. Und ganz plötzlich sah sie in ein Paar Augen. Sie zuckte zusammen; sie hatte sich aber in der nächsten Sekunde gefaßt; es war ein Jäger oder Förster mit der Flinte über dem Rücken, der, halb hinter einem Busch verborgen, sie ruhig beobachtete. Er schien schon eine Weile dort gestanden zu haben, und neben ihm saß, still abwartend wie sein Herr, der Hund.

Als er sich bemerkt sah, faßte der Jäger grüßend an den Hut, kam näher und fragte im Thüringer Tonfall: „Sie haben sich wohl verlaufen?"

Melitta nickte; sie traute ihrer Stimme noch nicht.

„Wo wollen Sie denn hin?"

„Nach Schloß Ried."

„Nach Schloß Ried?!" Der Jäger sagte es mit sichtlichem Erstaunen.

„Ja. Wie weit ist es wohl von hier?"

„Anderthalb Stunden etwa, — aber die hat nicht der Fuchs g'messen und den Schwanz dazug'gä'm."

„Wollen Sie mir wohl sagen, welchen Weg ich nehmen muß?"

„Das nutzt nichts. Die Wege gehen so ineinander, da kennt man sich nicht so leicht aus."

„Ich muß aber doch nach Hause!"

„Ich bringe Sie schon hin," erwiderte der Jäger. „Ich nehme die Richtwege; in dreiviertel Stunden sind wir da."

Er schritt voran. Von Zeit zu Zeit drehte der Hund den Kopf, als wollte er sich überzeugen, daß sie auch wirklich käme; der Mann aber vermied es

ſichtlich, Melitta anzuſehen. Nur einmal blieb er ſtehen, um ihr über einen Graben fortzuhelfen, und ein paarmal bog er die Büſche auseinander oder hielt einen Zweig zurück, um ihr den Weg frei zu machen.

„So," ſagte er endlich. „Nun gehen Sie immer auf dieſem Rain weiter, dann ſind Sie in zehn Minuten in Schloß Ried. — Ihr Diener." Er faßte an den Hut, pfiff dem Hund und war zwiſchen den Stämmen verſchwunden, ehe Melitta ein Wort des Dankes ſagen konnte.

Nach wenigen Minuten lichtete ſich in der Tat der Wald, und das Schloß lag vor ihr.

Als ſie bei Tiſch ihr Abenteuer erzählte, war die Beſtürzung allgemein. „Sie dürfen nie wieder ſo allein und auf das Geratewohl in den Wald gehen," ſagte die Generalin ſehr beſtimmt. Kurt erklärte: „In unſern Wäldern kann ein Menſch verloren gehen, wie eine Nadel in einem Fuder Heu." Und der Hausherr erzählte:

„Ich bin einmal abends im Schneetreiben ſtundenlang im Kreis gegangen; ich wäre elend verkommen in meinem eigenen Forſt, keine zwanzig Minuten von meinem Hauſe, hätte ſich nicht der Förſter aufgemacht und mich mit Fackeln und Hunden geſucht. Und meine Frau war noch dazu krank, denn unſer älteſtes Kind war an dem Morgen geboren."

„Gut nur, daß Sie den Jäger trafen," ſagte Armgard.

„Wie ſah er denn aus?"

„Er hatte ein ganz gewöhnliches ſonnverbranntes Geſicht, wie es eben Jäger und Landwirte haben, und einen braunen Schnurrbart."

„Hatte der Hund ein weißes Dreieck auf dem Rücken?" fragte Horſt.

„Das habe ich nicht bemerkt." Melitta lächelte: „Den Mann kann ich erſt recht nicht beſchreiben, denn er kehrte mir faſt die ganze Zeit über den Rücken zu und hat gar nicht geſprochen."

„Es war Ralph! Es war natürlich Ralph!" hieß es nun von allen Seiten.

„Wer iſt denn Ralph?" fragte Melitta.

„Ein Jugendfreund von uns," erwiderte Armgard, und Horſt rief: „Ein ganz famoſer Kerl! Der beſte Reiter und der beſte Schütze in der ganzen Gegend!" Der General endlich erklärte: „Unſer nächſter Nachbar, ein ſehr tüchtiger junger Landwirt."

„Sein Treff iſt der klügſte Jagdhund, den ich kenne," rühmte Horſt. „Seine Teckel ſind geradezu berühmt," ſchob Kurt ein. Und Emmy ergänzte: „Er hat eine reizende alte Mama mit weißem Haar und dunkeln Augen und einem feinen blaſſen Geſicht."

„Ralph iſt ein Herr von Wärtens; er lebt ganz nah von hier auf der Pochernburg," ſagte die Generalin. „Sie müſſen den Turm von dem Steinkegel aus geſehen haben."

„Wärtens!" ſagte Melitta, „der Name klingt mir ſo bekannt."

„Sie haben ihn hundertmal gehört; der berühmte Berliner Chirurg."

„Freilich. Sind ſie verwandt?"

„Sehr nah sogar. Ralph ist sein Sohn. Der Vater zog sich, nachdem er, wie es hieß, ein fürstliches Vermögen erworben hatte, hierher zurück und baute —"

„Es war eine ganz romantische Geschichte," fiel Emmy ein. „Die Pochernburg war eine Ruine —"

„Kaum das," unterbrach Kurt. „Es waren nur noch die Grundmauern da und ein halber Turm —"

„Eine Ruine", — Emmy ließ sich den Faden des Gesprächs nicht so leicht entreißen — „eine Ruine, die von Turnvereinen und Studenten aus Jena ab und zu besucht wurde. Wärtens machte als junger Fuchs auch eine solche Spritzfahrt mit und soll, als sie auf der Burghalde lagerten, gesagt haben: ‚wenn ich ein berühmter Mann geworden bin, kaufe ich mir die Pochernburg, baue sie wieder auf und verbringe hier meinen Lebensabend.' Später kam er nochmals dorthin, und die Stelle gefiel ihm wieder so gut, daß er seinen Jugendplan ausführte."

„Das ist ja allerliebst," meinte Melitta.

Der Hausherr nickte. „Ja, aber leider verlief nicht alles so hübsch. Der Geheimrat baute sehr teuer und wollte sich überdies einen zusammenhängenden Landbesitz schaffen. Obgleich er von der Landwirtschaft so gut wie nichts verstand, hatte er den Ehrgeiz, den Grundbesitzer zu spielen; da kann man schon ein Vermögen verbuttern. Zuletzt hatten die Leute Mühe sich zu halten. Sie hätten ihren Besitz gern verkauft, wenn sich nur ein sicherer Käufer gefunden haben würde. Nach dem Tode des Vaters hörten die Mißgriffe auf; die Witwe stellte einen ordentlichen Verwalter an, und Ralph nahm sich die Zeit, seine Sache gründlich zu lernen. Er übernahm erst mit siebenundzwanzig Jahren das Gut. Jetzt sind sie wohl über die schlimmsten Sorgen hinaus, aber sie haben es sich sauer werden lassen, und Ralph hat so eingezogen und solid gelebt, wie wenig junge Leute, die so früh selbständig werden."

„Wir müssen Fräulein Tschuschner recht bald zu Tante Wärtens bringen, Mama," meinte Armgard.

„Das versteht sich."

Frau von Wärtens war nicht die einzige, deren Bekanntschaft Melitta machen sollte. Am Sonntag fuhr die Familie in die Kirche hinunter nach Dorf Ried. Kurt und Horst, die sich bei Ablauf ihres Urlaubs von den Pastorsleuten verabschieden sollten, trabten auf Ackerpferden nebenher. Die Generalin hatte Melitta eigens gebeten, mitzukommen. „Der Pastor und seine Frau sind alte Freunde von uns, vortreffliche Leute. Sie haben sonst wenig Umgang, und wir bringen ihnen immer unsere Gäste."

Unter Glockenläuten fuhren sie durch das Tal, hielten vor der kleinen Kirche und betraten durch einen Seiteneingang das herrschaftliche Gestühl.

Es war eine kleine bäuerliche Gemeinde; Melitta sah hier noch die alte Thüringer Tracht. Die Frauen trugen die Kappe mit der breiten Schleife über der Stirn, mit dem goldgestickten Spiegel und den langen schwarzseidenen Bändern. Jede hielt ein weißes gefaltetes Taschentuch und ein paar Blumen mit dem Gesangbuch in den Händen. Gerade gegenüber saß ihnen eine Bäuerin mit schlohweißem Haar und scharfen, unbeweglichen Zügen. Nach dem Vorspiel der Orgel, die ihre

Töne immer erſt widerwillig, dann aber ſchrill und raſſelnd zutage förderte, ſollte der Choral einſetzen; ehe jedoch der Küſter die erſte Strophe anfangen konnte, ſtimmte die alte Bäuerin mit ſo kreiſchender Stimme das Lied an, daß Melitta heftig zuſammenfuhr. Niemand ſonſt ſchien indeſſen etwas Auffallendes darin zu finden; alle Geſichter trugen einen ſchlichten kirchlichen Ausdruck.

Nach beendetem Gottesdienſt kam eine einfache ältere Dame, deren gutes friſches Geſicht vor Freude ſtrahlte, auf ſie zu. Es war die Paſtorin, die die Delmenrieds auf das herzlichſte bewillkommte, wobei ſie einen ſanft gurrenden Ton ausſtieß.

Beim Eintritt ins Pfarrhaus wandte ſich die Paſtorin an ihre Gäſte: „Seien Sie willkommen!“ Dann hörte Melitta ſie halblaut zu Armgard ſagen: „Nicht wahr, Armgardchen, Sie machen mir die Grießklößchen in die Suppe? Es ſteht alles da, aber ich habe es nicht mehr im Griff, ſeit es die ſelige Maria immer machte.“

„Gehen Sie ruhig hinein, Frau Paſtor, ich ſehe ſchon nach allem,“ war die Antwort.

Während man nun plaudernd in der Wohnſtube ſaß, — der General war zum Paſtor hinausgegangen, — rief Emmy mit einem Blick durchs Fenſter: „Da kommt Ralph.“

„Ich dachte es mir,“ ſagte die Paſtorin. „Er will über die neue Verordnung ſprechen. Heute hat er nun den Herrn General und meinen Mann gleich beiſammen.“

Die Tür wurde geöffnet, und der Jäger von neulich trat ein. Die Paſtorin begrüßte ihn mütterlich, er ſie herzlich. Er küßte der Generalin die Hand, ſchüttelte ſie Emmy und den jungen Männern kameradſchaftlich und beſtellte Grüße von ſeiner Mutter.

„Sie bleiben doch zum Eſſen, Herr von Wärtens?“ hieß es. „Nach Tiſch ſprechen dann die Herren über ihre Geſchäfte.“

„Wenn Sie mich behalten wollen, Frau Paſtor! Offen geſagt, habe ich im ſtillen darauf gerechnet.“

Melitta hatte in einer Ecke des Zimmers geſtanden und ein Richterſches Vaterunſer betrachtet, das eingerahmt an der Wand hing; jetzt näherte ſie ſich, und die Generalin ſagte: „Erlauben Sie mir, Ralph, daß ich Sie unſerem lieben Gaſt vorſtelle, Fräulein Tſchuſchner. Sie haben ja wohl ſchon ihre Bekanntſchaft gemacht.“

Melitta trat mit ausgeſtreckter Hand auf ihn zu. „Ich freue mich —“ begann ſie. Zu ihrem Schrecken ſtotterte Herr von Wärtens aber einiges Unzuſammenhängende, wandte ſich dann ab und flüchtete aus dem Zimmer. Kurt entſchuldigte ſofort: „So iſt er, das darf man ihm nicht übelnehmen.“

„Das iſt ſein Unglück,“ ſagte die Generalin, „daß er dieſe unglückliche Blödigkeit nicht überwinden kann. Manchmal geht es ganz gut, dann aber überkommt es ihn plötzlich.“ Auch die Paſtorin entſchuldigte den jungen Mann: „Das iſt nur zuerſt ſo; wenn er jemand genauer kennt, verliert es ſich.“

„Er ſtotterte als Kind, das hat ihn ſo verſchüchtert,“ meinte Emmy.

Bei Tiſch ſetzte ſich Ralph zwiſchen Armgard und Kurt und ſprach kein Wort.

„Wo ſind Sie denn zu Hauſe, liebes Fräulein?“ fragte der greiſe Paſtor in einer Pauſe des Geſprächs.

„Ich bin Hamburgerin, Herr Pastor."

„Aber die junge Dame ist schon weit herumgekommen —". Der General begann nun zu Melittas Bestürzung frischweg die ganze Geschichte vom Schiffbruch mit allen Einzelheiten zu erzählen, die Melitta schwerlich ein zweites Mal wiederholt haben würde. Die Generalin und Emmy blickten unbehaglich auf ihre Teller, der Pastor und seine Frau sahen Melitta mit überraschten und erschreckten Augen voll Teilnahme an.

„Ja," sagte der Pastor, als der General geendet hatte, „da lernt man seinen Gott erkennen, wenn er so wie der gute Hirte mit starker Hand in die Dornen greift und das geängstete Herz emporzieht. Ist es nicht so, mein liebes Fräulein? Nicht wahr, da haben Sie gebetet, wie noch nie in Ihrem Leben?"

Melitta war bald rot, bald blaß geworden; nichts war ihr peinlicher, als ihre innerste Eigenart preisgeben zu sollen, und doch — wie hätte sie diesen ehrlichen, vertrauenden Augen gegenüber die Wahrheit verschleiern können!

„Nein," kam es leise von ihren Lippen.

Alles blickte betroffen auf sie.

„Nein?" sagte der Pastor befremdet, „der Gedanke an Gott, an diesen einzigen Retter, wäre Ihnen nicht gekommen?"

Melitta hatte sich gefaßt. „Der Gedanke lag zu nah, um ihn auszuschließen, und ich hörte überdies nichts um mich her als Beten und Fluchen in allen Sprachen. Aber mit mir waren siebenhundertundzwanzig Menschen in gleicher Not, und jede Hilfe war ausgeschlossen. — Wer war denn ich, daß ich für mich ein Wunder hätte verlangen dürfen? Die junge Frau, die neben mir versank, ihr Baby im Arm, mit dem andern ihren kleinen Knaben an sich drückend, hätte wohl eher Anspruch auf Rettung gehabt, als ich. Ich hätte sterbend keine Lücke gelassen. — Hunderte von Schiffen gehen alle Jahr zugrunde mit junger kräftiger Mannschaft, mit Frauen und Kindern. Sie alle schreien zu Gott, aber es geschieht, was geschehen muß."

Alle schwiegen, der Pastor sah sinnend vor sich nieder. Da hob Armgard an mit einem dankbaren Blick auf den alten Freund: „Der Herr Pastor hat uns in der Kinderlehre gesagt: ‚beten ist nicht immer bitten. Beten ist das Herz zu Gott erheben, beten heißt auch manchmal sich stille schicken; auch eine gute Tat kann ein Gebet sein.' — Hier hat Gott wohl die Ergebung in seinen heiligen Willen für das Gebet genommen, das sich nicht über die Lippen wagte, und es dennoch erhört und sie gerettet."

Auf das unschöne Gesicht mit dem reinen, kindlichen Ausdruck richteten sich bewegte Blicke. Dem General stiegen Tränen in die Augen, die Pastorin gurrte leise. „Unser Armgardchen findet immer das rechte Wort."

„Wollte Gott, jeder beherzigte so seine Kinderlehre," sagte der alte Pastor.

Vielleicht hatte das Vorhergehende am tiefsten den schweigsamen Ralph ergriffen; er trat nach Tische auf Melitta zu, verneigte sich ehrerbietig, grüßte die übrige Gesellschaft und ging schweigend hinaus. Man kannte seine Eigenart und ließ ihn gewähren. —

Am folgenden Morgen bat die Generalin Melitta in ihr Zimmer.

„Ich möchte Ihnen eine Frage vorlegen," begann sie. „Wir leben hier, wie Sie sehen, sehr einsam. Unsere Töchter sind über die Jugend fort und sind auch nicht für Geselligkeit angelegt. Mein Mann und ich haben oft bedauert, daß wir ihnen das Leben nicht etwas erfreulicher und anregender gestalten konnten. Nun haben wir bemerkt, wieviel Freude unsere Töchter an dem Umgang mit Ihnen haben, und möchten ihnen das gern etwas länger gönnen. So bitten wir Sie, bei uns zu bleiben, bis Sie etwas finden, das Ihnen besser zusagt. Was meinen Sie dazu, Fräulein Tschuschner?"

„Ich? — Ich will sehr gerne bei Ihnen bleiben," erwiderte Melitta, der Überraschung und Freude fast den Atem benahmen.

„Das ist mir lieb, besonders für Emmy, die sich sonst so schwer anschließt. Armgard hat eine glückliche Natur, sie entbehrt nichts; aber Emmy, das arme Kind, hat keine frohe Jugend gehabt. — Das Gehalt, — denn es ist besser, gleich auch das Geschäftliche zu ordnen, — würde dasselbe sein wie bei meinem Neffen in Klitten. Wir wissen natürlich sehr gut, daß Sie mit Ihren Talenten ganz andere Ansprüche machen könnten, ich sage Ihnen aber offen, daß unsere Verhältnisse uns nicht gestatten, Ihnen mehr zu bieten."

„Darf ich nicht wie bisher nur Ihr Gast sein?"

„Sie können doch unmöglich fürchten, daß Sie bei uns sonst künftig eine andere Stellung haben würden?"

„O nein, nein! Gewiß nicht! Aber Sie können sich nicht vorstellen, wie glücklich ich war, als ich zu Ihnen kommen durfte, und war nur Gast."

„Aber, mein liebes Kind, Sie haben doch Ausgaben, wenn auch nicht viele, und man muß doch auch an die Zukunft denken."

„O, für den Augenblick habe ich genug! Ein alter Freund von Papa, Mr. Mac Hallan, hat mir erst kürzlich einen Check über 500 Rupien geschickt. Ich kann das Geld gern annehmen, denn wenn er gestorben wäre und hätte eine mittellose Tochter hinterlassen, so hätte Papa ebenso für sie gesorgt. Ich will auch an die Zukunft denken, — nur nicht jetzt, — nur noch nicht jetzt. Bitte, bitte, lassen Sie mich noch eine Weile so bleiben —" Melittas Stimme zitterte. „Ich sehe es ja ein, mein Wunsch ist unvernünftig, aber es war bisher alles so anders."

Die Generalin war eine zu einsichtige und zu gütige Frau, um nicht zu begreifen, daß es sich hier um den natürlichen Rückschlag von Sorge und Seelenkämpfen handelte, und sie wußte auch, daß Wohltaten von sehr verschiedener Art sein können.

„Ich liebe klare Verhältnisse," sagte sie, „und hätte die Sache gern gleich geordnet, wie es für alle Teile schicklich wäre. Der Arbeiter ist seines Lohnes wert. Da Sie es aber so ernstlich wünschen, will ich die Klügere sein und nachgeben. Bleiben Sie also bis Ostern bei uns als unser lieber Gast; nachher können wir ja weiter sehen." Melittas aufleuchtendes Lächeln belohnte ihren Herzenstakt, und sie fügte hinzu: „Lassen Sie es mich Ihnen einmal aussprechen, daß alles, was wir von Ihnen gesehen und gehört haben, Ihnen unsere volle Hochachtung erworben hat."

Das war zu viel nach den vorausgegangenen Demütigungen; Melitta hielt mit Mühe die Tränen zurück.

Als die Familie sich zu Tisch versammelt hatte und die Mutter den Töchtern die getroffene Einrichtung mitteilte, war es rührend, wie sie beide auf die Eltern zueilten, ihnen dankten und dann wieder Melitta umarmten und küßten.

„Ihre Stellung im Hause wird die einer Tochter sein," sagte die Generalin scherzend, mit Beziehung auf die Stelle in der Familie des Arztes, von der Melitta gesprochen hatte.

„Dann müssen wir uns aber auch Du nennen!" rief Armgard. Emmy und Melitta sahen sich an und lächelten unwillkürlich.

An demselben Nachmittag machten sie den so lange geplanten Besuch bei Frau von Wärtens. In einer halben Stunde konnte man die Pochernburg erreichen, wenn man den Waldweg nahm, der an der Felsenkanzel vorüberführte. Aber die Generalin meinte: sie wäre keine Gemse mehr. So fuhren sie die Fahrstraße um den Berg herum und sahen die Mauern der Burg erst, als sie schon dicht vor der Einfahrt waren.

„Pochernburg, — woher mag der Name kommen?" fragte Melitta.

Emmy wollte zu erklären beginnen, aber Armgard fiel ihr ins Wort: „Sag's nicht! Sag's nicht!"

Indes hielt der Wagen, und ein Diener half ihnen aussteigen. „Die gnädige Frau werden sich aber freuen," sagte der Mann treuherzig, „sie hat's wieder recht im Knie; schon die ganze Woche."

Sie traten in eine gewölbte, durch bunte gotische Fenster etwas verdunkelte Halle; Geweihe und mittelalterliche Waffen zierten die Wände, Bänke zogen sich an den Seiten hin, am Eingang stand eine stählerne Rüstung. Sie stiegen dann eine mehrfach gewundene steinerne Treppe hinauf und gelangten durch einen Raum mit gotischem Erker in ein helles behagliches Gemach, das mit Bildern, Teppichen und Blumen geschmückt war. In einem bequemen Polsterstuhl saß eine ältliche Dame mit feinem blassen Gesicht und klugen braunen Augen. Nach der ersten Begrüßung wurde Melitta vorgestellt; Frau von Wärtens sah sie offenbar mit besonderem Interesse und dann mit Wohlgefallen an.

„Mein Sohn hat mir schon von Ihnen erzählt," sagte sie, und lenkte dann das Gespräch auf das ergiebige Thema von Verirren in Wäldern über. Sie sprach leise und dialektfrei mit der Einfachheit und Sorgfalt bester Erziehung; an dem Gaumen-R merkte man die Berlinerin.

Nach kurzer Zeit kamen kräftige Tritte über den Vorsaal, und Ralph trat ein. Hier im eigenen Hause, seine Mutter zur Seite, war er seiner Blödigkeit Herr, und wenn er auch Melitta nur kurz begrüßte, sah die Generalin doch den triumphierend fragenden Blick und das freundlich bejahende Nicken, das Sohn und Mutter austauschten. Ralph setzte sich zu ihnen, unterhielt sich artig mit der Generalin und neckte sich mit Armgard; sie waren Gespielen aus der Kinderzeit und hatten das trauliche Du beibehalten.

Unterdessen hatte Melitta Muße, sich umzusehen. Das Zimmer heimelte sie an und erinnerte sie an Tante Lydias Stube. Die Revue des deux mondes

und ein Band Sainte-Beuve lagen neben dem Strickkörbchen auf einem runden Tischchen; auf dem Schreibtisch mit den tausend eleganten kleinen Dingen stand eine hohe Vase mit zwei wundervollen Rosen, darüber hing eine vortreffliche Kopie der Jardinière von Raphael, an den anderen Wänden einige gute alte Porträts und eine Brachtische Landschaft.

Sie trat ans Fenster. Der Blick über die grüne Matte in den Tannengrund war entzückend; zur Seite öffnete sich zwischen Hügeln ein fernes Tal, darüber hob der Inselsberg seine Kuppe.

„Ralph," sagte Armgard, „Melitta fragte vorhin, woher der Name der Pochernburg käme — wir haben es ihr aber nicht gesagt."

„Nun, dann wollen wir es ihr zeigen. Darf ich Ihnen meinen Arm bieten, gnädiges Fräulein? — Kommst Du, Armgard? — Kommen Sie mit, Emmy? — Darf ich Dein Tuch nehmen, Mama?" — Die Mutter reichte ihm ein weißes Orenburger Tuch, das neben ihr lag, und er legte es, ohne zu fragen, um Melittas Schulter.

Sie gingen in das untere Stockwerk zurück, wo Ralph den Diener nach einer Laterne voranschickte, und stiegen von da durch eine Wendeltreppe an der Küche und allerhand Wirtschaftsräumen vorbei, in einen gewölbten Gang, der abwärts führte.

„Dies sind noch Teile der wirklichen Burg," sagte Ralph. „Die Fundamente sind die alten."

Sie gingen weiter.

„Was ist denn das? Was klopft denn so?" fragte Melitta aufhorchend.

„Das sind die Geister der Burg," erwiderte Ralph. „Hören Sie nicht, wie sie pochen und das Erz anschlagen?" Das Klopfen wurde bald dumpfer, bald lauter, dazwischen gab es schwingende, klingende Töne. „Folgen Sie mir etwas weiter in den Berg hinein, hier zur Seite. Vorsichtig, bitte, die Stufen sind ungleich."

Aus der Tiefe tönte es anschwellend, dann wieder abnehmend, wie ferner langgezogener Gesang. „Das ist unser Geisterchor," sagte Ralph.

Dazwischen kam es wie Meeresbrausen, dann wieder wie helle Knabenstimmen oder dumpfes Murmeln.

„Aber was ist es denn, was kann es denn sein?" fragte Melitta.

„Ich will es Ihnen zeigen."

Sie gingen einige Schritte weiter und betraten einen anderen Gang. Ein donnerndes Rauschen scholl ihnen entgegen.

„Erschrecken Sie nicht," sagte Ralph und schlug eine Tür, die das Gewölbe abschloß, zurück — ein eiskalter pfeifender Luftzug — und dicht vor ihnen stürzte schäumend und tosend eine Wassermasse in die Tiefe, blitzend und funkelnd im Scheine der Blendlaterne; kalter Nebel sprühte ihnen entgegen. Melitta trat näher und beugte sich über den Rand; ein Arm legte sich schützend um sie. Sie blickte in den brausenden Trichter hinunter. Der Sturz trat zehn bis zwölf Fuß tiefer zutage und suchte sich zwischen Fels und Steingeröll den Weg zu Tal. Das Tageslicht brach von unten durch das strömende Wasser und zeigte die glatte niederschießende Wölbung. Melitta richtete sich auf, und Ralph schloß die Tür.

„Wie wunderbar! Wie merkwürdig!“ sagte Melitta einmal über das andere.

„Es ist die Pocher, der Bach, der unten die Massenmühle treibt. Hier entspringt er,“ erklärte Emmy.

„Die Massenmühle?“

„Es sind hier in der Gegend Porzellanfabriken; die Masse, die sie verarbeiten, wird aus einer bestimmten Steinart gemahlen,“ sagte Ralph.

„Aber hier im Hause — in der Burg, wird der Fall nicht benutzt?“

„Nein. Nur ein Wasserfädchen ist durch die Küche geleitet, das ist alles.“

„Aber warum nützen Sie es denn nicht aus? Elektrisches Licht müßte doch eine Ersparnis sein, wenn einem eine solche Kraft zu Gebote steht. Wenn ich Herr der Burg wäre, ich würde keine Fleischhacke, keine Schneeschlage, keine Säge in Bewegung setzen, ohne meine Wasserkraft zu brauchen.“

„Ich habe es für später ins Auge gefaßt, jetzt kann ich mir solche Ersparnisse noch nicht leisten,“ antwortete Ralph bedrückt.

Melitta bereute ihr unüberlegtes Wort, aber es gehörte zu denen, die man wohl zurücknehmen, deren Eindruck man aber nicht so schnell verwischen kann.

Auf Schloß Ried war nun ein frohes Zusammensein. Melitta überkam ein Heimatsgefühl, wie sie es nicht für möglich gehalten hätte. Es tat ihr wohl, wenn die ältliche Wirtschafterin, Mamsell Malchen, sie zu sich winkte und sie bat, ihr bei dieser und jener Verrichtung zu helfen, wie sie es mit Emmy und Armgard zu tun pflegte.

Der Verkehr mit der Pochernburg war lebhaft; Armgard, Emmy und Melitta statteten Frau von Wärtens wöchentlich wenigstens einen Besuch ab, und Melitta fühlte sich mehr und mehr zu ihr hingezogen. Auch Ralph ließ sich öfter als sonst in Schloß Ried sehen; seine Schüchternheit verschwand bei näherer Bekanntschaft, und wenn er sich auch meistens mit dem General unterhielt und das Wort nur selten an Melitta richtete, so war es doch für niemand ein Geheimnis, daß seine Besuche hauptsächlich ihr galten. Auch das Entgegenkommen seiner Mutter ließ an seinen Wünschen kaum einen Zweifel.

4.

Wie willst du dich mir offenbaren,
Wie ungewohnt, geliebtes Tal!
Uhland.

Es gab „weiße Weihnachten“. Der Schnee fiel tagelang mit wenig Unterbrechung, doch konnten die Damen noch vor dem Fest ihren gewohnten Besuch in der Pochernburg machen.

„Eigentlich dachte ich gar nicht, daß der General Sie kommen lassen würde,“ sagte Frau von Wärtens. „Ralph sagt, sobald sich der Wind erhebt, sind die Wege unpassierbar.“

„Es regt sich kein Lüftchen,“ entgegnete die Generalin, „und der Weg durch den beschneiten Wald war herrlich.“

„Und wie sind denn die Stollen geraten, Tante Wärtens?“ fragte Emmy. „Daß ihr schon gebacken habt, riecht man gleich beim Eintreten.“ Und Armgard

meinte: „Ich habe sie mir schon angesehen. Unsere sind, wie immer, besser aufgegangen. Ihr nehmt viel zu viel Zutat; das macht sie schwer."

Frau von Wärtens lächelte. „Das hilft nun nichts. Wenn ich sie nach eurem Rezept mache, brummt Ralph. ‚Wenn schon — denn schon' ist sein Motto, und das gilt ihm auch für Zucker, Rosinen und Mandelkern. — Für Sie sind alle diese Zurüstungen wohl etwas ganz Neues, Fräulein Melitta?"

„Doch nicht," sagte Melitta. „Freilich, solche Haufen von Rosinen und Mandeln, Zucker und Zimt und Zitronat habe ich noch nicht zurechtmachen helfen, aber fremd ist es mir nicht. Meine Tante war aus Thüringen und hat mir oft erzählt, daß nichts sie je so festlich gestimmt hätte, wie der Duft von Stollen und Tannen, wenn er so vor dem Fest das ganze Städtchen erfüllte."

Ralph trat ein. Er begrüßte sie alle mit besonderer Herzlichkeit, begann jedoch unruhig zu werden, als die Sonne sich neigte und die frühe Dämmerung sich einstellte. Schließlich erklärte er: „Ich glaube, Sie tun besser, jetzt aufzubrechen. Ehe Sie heimkommen, ist es Nacht." —

„Warum nehmen Sie nicht den unteren Fahrweg, Friedrich?" fragte Emmy, als sie wieder im Schlitten saßen, den Kutscher.

„Der junge Herr hat mich's so geheißen. Ich soll oben durch den Forst fahren, es wäre geschützter, und es ist auch Bahn gemacht."

Noch war es schneehell, die Fahrt köstlich. Sie saßen schweigend, bis Emmy, die neben ihrer Mutter saß, fragte: „Was ist denn das für ein Schein, da vorn?"

„Das sieht bald wie Feuer!" sagte Friedrich.

„Der Wald kann doch nicht brennen?" Armgard war ängstlich geworden.

„Bei dem Schnee?!" riefen die anderen zugleich.

„Der junge Herr hat gesagt, wenn ich was sehe, soll ich die Pferde führen," sagte Friedrich und stieg ab. Im Schritt kamen sie näher. Neben dem Grenzstein zwischen der Pochernburger Flur und der von Schloß Ried stand inmitten eines freien Platzes eine schöne Fichte, deren untere Äste auf dem Boden ruhten. Es hatte aufgehört zu schneien, doch flimmerte die Luft von winzigen Kristallen; die Tannen ringsum neigten die Zweige unter ihrer weißen Last, die Fichte aber war grün und von oben bis unten besteckt mit Kerzen, die in der stillen Luft brannten wie im Zimmer; hier und da stäubte eine leichte Wolke von den Tannenspitzen. Keiner sprach ein Wort, in den überraschenden Anblick versunken. Und sieh! — Ein kleines Reh trat zwischen den Bäumen vor und äugte zu den Lichtern hinüber.

„Weihnacht im Walde!" Armgard faltete die Hände unter ihrer Decke.

Da schüttelte eins der Pferde seine Schellen, das Rehchen floh in leichten Sätzen, ein Windstoß schüttelte die Äste, daß der Schnee umherstob, und zugleich erloschen die Lichter. Die Pferde zogen an; Friedrich hatte kaum Zeit, sich auf seinen Sitz zu schwingen, denn nun rasten die erschreckten Tiere auf dem bekannten Wege dahin, als würden sie gehetzt; der Schlitten flog wie geschleudert und kam noch eben an dem Prellstein vorbei, schurrte am Torflügel entlang, und die Brücke donnerte unter den aufschlagenden Hufen. Ein Knecht, der mit der Laterne aus der Stalltür trat, sprang herzu und faßte das Sattelpferd am Kopf. Auch der General war herbeigeeilt, trat in die Tür und schalt, indem er den erschrockenen

Damen aussteigen half: „Was fällt denn Dir ein, Friedrich, daß du fährst, wie besessen?“

„Der junge Herr von unten hat einen Christbaum im Walde gemacht, da haben sich die Pferde erschreckt.“

„Ich werde den jungen Herrn lehren, solche Faxen machen,“ rief der General ärgerlich.

„O, Papa! Es war wunderschön!“ sagte Armgard. „Ein Reh kam —“

„Er ist doch kein Kind mehr!“ Der General schalt unbeirrt weiter. „Ihr hättet können Arme und Beine brechen und das Genick noch dazu! Macht, daß ihr hereinkommt! Du zitterst noch, Henriette. Wie kommt er nur auf solche Albernheiten —“

„Ich glaube,“ meinte Armgard naiv, „es war für Melitta. Sie fragte neulich, ob wir einen Christbaum hätten, und Ralph sagte, einen sollte sie jedenfalls zu sehen bekommen.“

„Das kann der Monsieur mit seinen eigenen Pferden tun, aber nicht mit meinen,“ unterbrach sie der alte Herr verdrießlich.

Das Abendessen war anfangs ziemlich schweigsam, bis Armgard von neuem von dem Reh begann. Emmy, die fühlte, wie peinlich die Sache für Melitta war, sah ihre Schwester warnend an. Der Vater bemerkte es. Für ihn war Armgard immer noch die Kleine, die verzogen werden durfte, und so meinte er auch jetzt gutmütig: „So, nun erzähle einmal die Geschichte mit dem Rehchen.“ Als Armgard geendet hatte, streichelte er ihre Hand: „Es soll mich nicht wundern, wenn am Weihnachtsabend ein Gedicht auf meinem Platze liegt: ‚Weihnacht im Walde‘.“

„Das könnte wohl sein,“ sagte Armgard. Der Vater küßte ihre Hand, bevor er sie freigab.

„Du küßt Dich ja selbst!“ sagte sie, und beide lachten. Es war ein stehender Scherz zwischen ihnen, daß Armgard ihre einzige Schönheit, die Hand, von ihm habe.

Die Generalin sah die gute Laune wiederhergestellt, und da das Eisen so hübsch zu glühen schien, versuchte sie ein wenig zu schmieden. „Dieser Schnee ist wirklich recht unangenehm, schon wegen Malchens —“

„Wieso? Was hat die Mamsell mit dem Schnee zu tun?“ fragte der Hausherr.

„Du weißt doch, daß sie diesen Sommer ihre Mutter verlor.“

„Ich weiß,“ sagte der General, „daß sie den ganzen Sommer eine schwarze Fladrusche trug, obwohl ich nicht habe begreifen können, was die Mutter davon haben konnte, daß Malchen nach ihrem Tode als Schleiereule einherging.“

„Ja und die alte Dame hat ein Häuschen hinterlassen, und die Geschwister, die alle zerstreut sind, wollen jetzt zusammenkommen, um die Sache zu ordnen.“

„Warum taten sie denn das nicht im Sommer?“

„Sie wollten es auch, aber da meldeten sich Pritwitzens, Malchen wollte uns nicht im Stich lassen, und ich versprach ihr, daß sie zu Weihnachten gehen könnte. Deshalb ist mir der Schnee so ungelegen.“

„Ja, gewiß, das ist sehr unangenehm. — Gute Nacht!“ Der General stand auf und ging aus der Tür.

Die Zurückgebliebenen sahen sich schweigend an, bis Armgard meinte: „Ich glaube, Papa hat gar nicht verstanden, daß Malchen nach Zoppeln *muß*.“ Und die Schwester fügte hinzu: „Ich glaube, er hat nicht verstehen *wollen*.“

„So kam es mir auch vor,“ sagte Melitta.

Am nächsten Morgen erschienen alle zu spät zum Frühstück, und jeder erzählte, wie er erwacht sei und geglaubt habe, es wäre noch Nacht, weil die unteren Scheiben zugeschneit waren und das Zimmer verdunkelten.

„Und daß dieser Schnee eben jetzt kommt, wo Malchen hinunter *muß*!“ sagte die Generalin resolut.

„Was hilft das, sie *kann* eben nicht,“ erklärte der General kurz.

„Aber, Hans, sie *muß*, — sie *muß* nach Zoppeln und also nach Bodenstein hinunter an die Bahn!“

„Mein Gott, Frau, Du siehst doch selbst, daß es nicht geht. Du würdest doch nicht so unverständig sein, sie fahren zu lassen, wenn sie auch so verrückt wäre, es zu verlangen.“

„Mein lieber Mann, durch das bißchen Schnee werden die Pferde doch noch durch können.“

„Das ist kein bißchen Schnee, das ist ein Schneefall, wie ich ihn noch nicht erlebt habe. Ich werde doch nicht die Pferde riskieren, um die Mamsell auf die Bahn zu fahren!“

„Die Mamsell,“ entgegnete die Hausfrau scharf, „ist seit sechs Jahren nicht vom Gut gekommen —“

„Habe ich sie vielleicht gehindert?“

„Und den Pferden, die der Hafer sticht,“ fuhr die Generalin fort, „wird es wahrhaftig nicht schaden, wenn sie sich auch einmal anstrengen; Menschen müssen es doch auch.“

„Nein, diese Unvernunft der Frauenzimmer geht doch über alles Maß! Selbst bei den Besten richtet man mit Gründen nichts aus!“

„Und der Eigensinn der Männer ist wenigstens ebensogroß. — Kurz und gut, Hans, ich habe es ihr versprochen, fest versprochen —“

„Das ist eben force majeure —“

„Und ihre Schwester kommt aus Berlin und ihr Bruder aus Chemnitz —“

„Und wenn ihr Onkel aus Buxtehude käme und ihre Tante aus Tripstrill —“

„So ist es aber immer,“ ließ sich die Generalin fortreißen, „am liebsten setztet ihr die Pferde in die Kutsche und zöget sie selbst. Das ganze Jahr über fressen sie den teuren Hafer, und wenn sie einmal etwas tun sollen, sind sie nicht zu haben.“

„So!? — Schön, Henriette, nun *soll* sie fahren, verlaß Dich darauf!“

Den ganzen Tag über schneite es unentwegt weiter. Als es am nächsten Morgen tagte, versammelte sich die Familie im Eßzimmer, und Malchen trat ein, um Abschied zu nehmen. Sie hatte einen Handkorb am Arm und konnte sich kaum regen unter all den Kleidungsstücken, die sie übereinander gezogen hatte.

Digitized by Google

„Ordentlich warm gemacht, Mamsell?“ klang es kurz vom Fenster her.

„Jawohl, Herr General. Die Frau General hat mir noch ihre alte Pelzkontusche gegeben, und ich habe meine wattierte Kapuze und mein Umschlagetuch noch oben drüber.“

„Und unten herum?“

„Ich danke, Herr General; ich habe ein wollenes Tuch um den Leib, denn wie ich bei Trilpitzens war, lag das Hausmädchen einmal vierzehn Tage — —“

„Hat Friedrich die Wärmsteine im Schlitten, wie ich ihm gesagt habe?“

„Jawohl, Herr General; zwei und eine Kruke —“

„Hier ist meine Feldflasche mit altem Kognak für den Notfall, Mamsell, verstehen Sie?“

„Ach, du lieber Gott, Herr General, das kann ich gar nicht verlangen.“ Dabei nahm sie das Fläschchen, und Armgard steckte es ihr in den Korb. Der General machte das Fenster auf: „Fertig?“

„Fertig!“ antwortete Friedrich vom Hofe aus.

„Nun, dann vorwärts!“

Aber nicht Friedrich erschien mit dem Schlitten, sondern der Knecht Weber auf einem Ackergaul mit einem zweiten am Halfter.

„Was ist denn das?“ fragte Armgard erschrocken. „Malchen soll doch nicht etwa —“

„Nein, Mamsell Naseweis, reiten soll sie nicht, die Pferde treten Weg. — Vorwärts!“ Da kam der Knecht Kürbitz auf einem breiten Lastschlitten mit vier Pferden bespannt.

„Darauf soll Malchen fahren?!“ Armgard schien heut unverbesserlich.

„Die machen Bahn,“ sagte der Hausherr mit grimmigem Behagen. „Habt ihr Hacken und Schaufeln?“

„Zu Befehl, Herr General.“

„Auch die Leinen und die zwei Leitern?“

„Zu Befehl, Herr General.“

Langsam zog das Gefährt zum Tore hinaus. Nun endlich kam Friedrich mit dem herrschaftlichen Schlitten. Von der ganzen Familie geleitet, trat Malchen aus der Tür und versuchte in den Schlitten zu steigen, was ihr aber mit all ihren Umhüllungen nicht möglich war.

„Na, da faßt einmal an,“ rief der General. Und von kräftigen Fäusten gehoben, glitt Malchen in den Sitz.

„Nein!“ schrie sie im gleichen Augenblick. „Dem Herrn General sein eigener Jagdfußsack, der bis oben geht — das tue ich nicht“ — aber schon hatten ihr die Männer lachend den Pelzsack übergezogen, die Röcke hineingestopft, und die Decke zugeknöpft, und der Schlitten fuhr unter lustigem Geläut davon.

Die Stimmung im Hause war etwas gedrückt, hob sich aber, als bald nach Mittag der Knecht mit den ledigen Pferden zurückkam. Sie hatten an einer Stelle wirklich Schaufeln und Hacke brauchen müssen, aber weiter unten schien es besser zu werden. Die Mamsell ließe noch vielmals danken, und Fräulein Emmychen sollte ja nicht vergessen, den Rest Preißelbeeren zu verbrauchen, der in der Speisekammer rechts auf dem Regal stünde.

Um vier Uhr kam Kürbitz mit den vier Pferden, aber ohne Schlitten.

„Seid ihr ſtecken geblieben?“

„Nein, Herr General, aber ich habe den Schlitten in Meyers Hof abgeſtellt; weshalb ſollen ihn die Gäule jetzt den Berg heraufziehen; ich kann ihn holen, wenn Bahn iſt.“

Es war längſt dunkel, als man endlich das Klingeln des rückkehrenden Schlittens hörte. Aber was war das? Auf dem Schlitten erhob ſich etwas Schwarzes, Spitzes. Der General war hinausgegangen, und man hörte ſein dröhnendes Lachen, dann ein Hin und Her von Schritten und Stimmen, als ob eine Laſt abgehoben und ins Haus gebracht würde. Die Tür ging auf und herein kam — Mamſell Malchen!

„Malchen! — Um Himmels willen, was iſt denn? — Was iſt paſſiert? — Sind Sie krank? — Fehlt Dir etwas? — Sprich doch!“

Der General ſtellte ſich an den Ofen und rieb ſich die Hände vor Vergnügen; Armgard und Melitta ſchälten Malchen ängſtlich aus ihren äußeren Hüllen. „Ach,“ ſagte die weinend, „der Schnee!“

„Seid ihr nicht durchgekommen?“

„Laß ſie doch erzählen!“ rief der Hausherr. „Erzählen Sie, Mamſell! Aber hübſch der Reihe nach!“

„Ach,“ ſagte Malchen, „es ging ja ſo weit ganz gut, nur daß es langſam ging, und einmal mußten ſie uns herausſchaufeln; es war gut, daß wir das Zeug alles mithatten, aber ſchrecklich war's. Unten, wo die Schlucht iſt, war wie ein Berg. Und es war alles ſo anders. Die Brücke war ganz fort, aber oben das Schwedenkreuz, da hatte der Wind den Schnee abgefegt, das ſtand frei. Und ich ſage nur immer zu Friedrich: Friedrich, ſage ich, ich brauche nicht in die Schweiz; an Schneebergen habe ich für mein ganzes Leben genug; ſchlimmer kann es da auch nicht ſein. Wie wir an die Chauſſee kamen, da war es beſſer. Und die Meyern kam aus ihrer Tür und ſagte: ‚Ei du meine Güte, wo wollen Sie denn hin!‘ und geſtern Abend noch um achte, wie ſie ſchon ſchliefen, da hatte es gepocht, und ein Mann war da, mit einer Laterne und ſie ſollten kommen, ſie ſteckten im Schnee; da war's der junge Steiger aus Kreuz und der alte Steiger und der Schwiegerſohn ſaßen im Schlitten und konnten nicht vor- und nicht rückwärts. Dem Schwiegerſohn ſeine Frau erwartete was Kleines, darum hatte er partout herunter gewollt. Da weckten ſie den Knecht und gruben ſie aus, und wie ſie weiter wollen, da iſt dem jungen Steiger immer, wie wenn da was wär', und da leuchten ſie hin und da iſt es ein Menſch. Und wie ſie ihn umdrehen, da iſt es der Knappe aus der Windmühle oben, der war unten in der Herberge geweſen, da dient eine aus Lammersdorf, mit der er geht, und er hatte gerufen und gerufen und zuletzt konnte er nicht mehr und war ſchon ganz ſteif. Der Knecht ritt nach dem Doktor. Der kam auch gleich nach drei Stunden, da hatten ſie ihn aber ſchon aufgetaut, — aber wie der ſchrie, und der Doktor ſagte, er müßte ins Krankenhaus, und ob ſie ihm die Beine abnehmen täten, das wüßte er noch nicht.“

„Schrecklich! der arme, arme Menſch!“ riefen die Damen ganz ergriffen. „Und da ſeid ihr umgekehrt? Da kamt ihr wohl zu ſpät?“

„So laß sie doch erzählen, zum Kuckuck!“ sagte der General.

„Nein“ — Malchen schüttelte den Kopf — „zu spät kamen wir nicht. Um halb zwei waren wir auf der Bahn, und Friedrich setzte meine Kiste in die Halle und fuhr ab, und ich dachte, du trinkst noch eine warme Tasse, und ging in die Restauration. Da war es kalt, und da, wo das Büfett ist, saß eine Dame und hatte den ganzen Kopf eingemummt, und ich fragte, was sie hätte und ob ich Kaffee haben könnte? Und sie sagte ja, und sie hätte es so im Halse. Und nach einer Weile brachte sie den Kaffee, der war nicht sonderlich, und ich aß dazu aus meinem Korbe, denn die Butterfemmeln dort sahen alt aus, und ich dachte, für die gibst du dein gutes Geld nicht aus, und wer die Butter gemacht hat, weiß man auch nicht. Und da war es dreiviertel. Ich dachte, du nimmst derweile das Billett, ehe so ein Gedrang ist, aber ich mußte vielmal klopfen, bis daß der junge Mensch durch das Fenster guckte. Er sah mich schon so recht fiensch an und sagte: ‚Nun, meine Gute, was wollen Sie denn hier?‘ Ich wollte immer sagen: ‚Deine Gute bin ich noch lange nicht,‘ — aber ich dachte, dann wird er vielleicht grob. Ich sage also ganz höflich: ‚Ich wollte mir nur gütigst erlau'm, ein Billett nach Zoppeln, dritte Klasse.‘ Da sagt er: ‚Sie wollen also nach Zoppeln?‘ ‚Ja,‘ sage ich, ‚wieviel macht's denn?‘ ‚Kosten tut es zwei Mark fünfzig,‘ sagt er, ‚aber das hilft Sie nichts.‘ ‚Warum denn nicht?‘ sage ich. ‚Weil die Züge nicht gehen‘ —“

„Keine Züge?!“ riefen die Damen im Chor. Der General lachte.

„Ja,“ sagte Malchen schluchzend, „und da grinst er mich noch so recht an, und ich frage: ‚Warum denn nur nicht?‘ ‚Wegen den Schnee, meine Gute,‘ sagt er. ‚Und,‘ sagt er, ‚das ist, was man eine öffentliche Kamalität nennt. Überall,‘ sagte er, ‚stecken die Züge fest. Zwischen Hamburg und Berlin einer, und zwischen Leipzig und Plauen einer, und bei Jüterbog und bei Halle, und sie haben schon zwei Regimenter von den Pienieren hingeschickt, die haben an langen Stangen den Leuten müssen Schinken und Würste und Brot reichen und Braunbier und Wärmflaschen, denn sie steckten schon vierundzwanzig Stunden im Schnee.‘“ Wie ich das hörte, wurde mir schon ganz schlecht, aber als ich an Friedrich dachte und ob der schon fort wäre und ich säße nun da und könnte nicht wieder nach Hause, da ging mir's den Rücken herunter wie ein kalter Eimer, und ich wußte ja nun nicht, wo Friedrich eingestellt hatte. Da fiel mir der Brief ein, den er hatte an die Frau Präsident bringen sollen, und ich sagte: ‚Ach, mein lieber guter junger Herr, wissen Sie vielleicht, wo die Frau Präsident wohnt.‘ — ‚Jawohl,‘ sagt er, ‚das kann ich Sie ganz genau sagen, gleich rechts von der Apotheke.‘ Da stellte ich meinen Korb neben die Dame, die es im Hals hatte, und bat sie, daß sie möchte ein bißchen acht geben. Ach aber —“

„Was war denn?“ fragten die Damen ängstlich.

„Der Schnee!“ schluchzte Malchen. „In der Straße ging es, da hatten sie mit dem Schneepflug Bahn gemacht, aber in den Gärten lag er bis an die Fenster, jeder Pfahl dickvoll, und auf den Dächern hing er über, wie wenn sie Kappen aufhätten, und wie das wird, wenn das alles 'runterkommt —“

„Na ja, aber wie ging's denn weiter?“

„Ach, ich konnte ja gar nicht vorwärts und wußte nicht, warum, da besann ich mich, daß ich das Tuch um den Leib gebunden hatte, das war gerutscht, und ich hatte die dicken Filzbabuschen an von meinem seligen Vater."

„Ach, Du armes, armes Malchen!" sagte Armgard mitleidig, während sich Melitta abwandte, um ein Lächeln zu verbergen.

„Und wie ich an das Haus kam, da klingelte ich in der Angst ganz unverschämt, und gleich hörte ich Charlotten entlang schuffeln. ‚Herrjeh! Malchen!' sagt sie. ‚Ach, Charlotte!' sage ich, ‚sagen Sie mir nur erst, ob unser Friedrich dagewesen ist!' ‚Nein,' sagt sie und lacht, ‚hiergewesen ist er nicht, aber gehen Sie nur in die Küche und sehen Sie zu, wer da sitzt und ißt Erbsensuppe mit Schweineohren, vielleicht kennen Sie den!' Da war ich aber froh. Nun kam die Frau Präsident heraus und fragte gleich nach allem, und, sagt die Frau Präsident, von der Suppe wäre nichts mehr da, aber Charlotte sollte mir gleich einen Speckeierkuchen machen. Ich sagte nein, das könnte ich nicht annehmen, denn ich wüßte von Trilpitzens her, was eine Stadtwirtschaft wär, wo man jedes Ei und jedes Stück Butter erst kaufen muß, und da wüßte man auch noch nicht, was man hätte —"

„Sagen Sie mal, Mamsell," unterbrach der General, „wie ist es denn mit meiner Feldflasche geworden?"

„Meinen der Herr General Ihre Kognakflasche?"

„Die meine ich allerdings. Die ist so ziemlich leer, scheint mir."

„Viel ist nicht mehr darin —" Malchen war sichtlich verlegen. „Ich hätte sie ja nicht angerührt, aber weil mir's doch der Herr General so auf die Seele gebunden hatte, und dann wäre es auch unchristlich gewesen, Friedrich nahm doch auch manchmal einen Schluck bei der Strapazie."

„Na, dann denke ich, Sie gehen so schnell wie möglich ins Nest und schlafen die Strapazie gründlich aus."

„Ja, heute schlafe ich ungewiegt," sagte Malchen, nahm ihre Sachen über den Arm und verschwand.

„Ich bin nur froh, daß es gut abgelaufen ist." Die Generalin hatte Tränen in den Augen. „Ich habe mich so geängstigt."

„Weiß ich, Schatz, weiß ich," sagte der General. „Es war der reine Unverstand, und, ehrlich gestanden, ich tat es auch nur aus Trotz — da sehen Sie, Fräulein Melitta, wie es auch in der besten Ehe zugehen kann."

Der General küßte seine Frau auf die Stirn, nickte den Töchtern zu und zog sich zurück, prallte aber in der Tür fast mit Malchen zusammen, die nochmals zurückkam, ein unansehnliches Papier in der Hand. „Das hätte ich bald vergessen. Das fanden sie in der Tasche von dem, der im Schnee lag. Der Briefbote unten hatte es ihm mitgegeben, weil er doch hinausging. Die Meyern wollte es schon wegschmeißen, weil es doch nichts mehr taugte, aber ich sagte: den Brief nehme ich mit; meine Herrschaft bringt schon heraus, für wen er soll."

Der beschmutzte, zerknitterte Brief ging von Hand zu Hand. Die Tasche, in der er gesteckt hatte, mochte abgefärbt haben, denn das Papier, das durchnäßt gewesen war, wies braunrote Flecke auf, die Schrift war verwischt, die Marken

hatten sich abgelöst. Melitta drehte es ebenfalls hin und her. „Das Format ist wie Hahns Briefe," sagte sie, „und es scheint auch überseeisches Papier."

Emmy hatte ein Vergrößerungsglas geholt und betrachtete den Poststempel. „Es sieht aus, als endigte es auf ore, und dieser Buchstabe könnte ein S sein."

„Öffnen wir ihn daraufhin," entschied der General. „Haben wir uns geirrt, so wird es der Adressat unter diesen Umständen wohl entschuldigen."

Er öffnete behutsam den Umschlag und entnahm ihm einen Bogen, auf dem Melitta beim ersten Blick Alberts Schrift erkannte; zwei Blätter aus dünnerem Papier lagen darin, von dem ersten umschlossen und wohl erhalten; auch der äußere, obwohl etwas verklebt und verwischt, ließ sich lesen. Von Fanny kein Wort; was konnte ihr Albert zu sagen haben? — Und der Inhalt war überraschend genug. Es war eine Zuschrift der Herren Simmermann & Bowring von der Colville Bank, die, in Unkenntnis von Melittas Aufenthalt, Albert baten, ihr die Zeilen mit seiner Fürsprache zuzustellen. Sie hätten, schrieben sie, von einem New Yorker Großindustriellen den Auftrag erhalten, den Ankauf eines Teils der früheren Bergwerke zu vermitteln, und in dem Wunsche, ihr die gehabten Verluste in etwas zu ersetzen, die Tschuschnersche Besitzung vorgeschlagen. Dreißigtausend Mark etwa würden aus der sonst wertlosen Parzelle auf diese Art herauszuschlagen sein, und da es in Melittas Interesse läge, sich die gute Konjunktur zunutze zu machen, so hätten sie ihre Einwilligung, wie beifolge, formuliert. Sie bäten, ihnen diese mit ihrer, Melittas, beglaubigter Unterschrift womöglich umgehend zu schicken. Albert gab seinen Rat ebenfalls dahin ab, eine so unerwartet günstige Gelegenheit nicht aus der Hand zu lassen.

„Das ist ein Christgeschenk, das man sich gefallen lassen kann!" rief der General, und Armgard hatte schon eine Feder zur Hand: „Hier! Unterschreib! Versäume keinen Augenblick!" Melitta rückte lächelnd das Papier zurecht und tauchte die Feder ein; jedoch im Begriff zu schreiben hielt sie inne. „Papa pflegte zu sagen, abends beim Wein schlösse er nie einen Kauf, sondern warte stets den Morgen ab."

„Ihr Herr Vater war ein kluger Geschäftsmann, gewiß; aber was gibt es hier zu bedenken?" sagte der General. „Etwas ist doch besser als nichts."

„Es will immerhin bedacht sein," sagte Melitta. Der General verließ kopfschüttelnd das Zimmer.

Der Schlaf wollte Melitta in dieser Nacht lange nicht kommen, und als sie am nächsten Morgen wieder vor dem Briefe saß, war sie unentschlossen wie zuvor. Immer klang ihr das Gespräch ihres Vaters mit Lord Fanshawe im Ohr und die Namen Simmermann & Bowring als zweier Gauner, die an dem Zusammenbruch der Bank die Hauptschuld getragen hatten. Hätte sie nur Mac Hallans Meinung einholen können! Alberts Urteil war ihr nicht maßgebend, ebensowenig das der Delmenrieds, denen alle diese Verhältnisse fremd waren. Was hätte Volckardt wohl gesagt?! Der Gedanke, ihm zu schreiben, schoß ihr durch den Kopf, aber sie wies ihn ebenso schnell von sich. Mit bewölktem Gesicht kam sie zum Frühstück. Einer nach dem anderen fragte befremdet, was für Gründe sie

haben könnte, ein so vorteilhaftes Anerbieten zurückzuweisen. Doch in Melitta lebte etwas von ihres Vaters kaufmännischem Instinkt.

„Es kommt mir alles so verdächtig vor," erklärte sie. „Warum haben sie es so eilig damit, als wäre Gefahr im Verzuge? Ist das Land wirklich wertlos, warum bieten sie so viel dafür? — Sie nennen weder den Käufer noch das Unternehmen, das gegründet werden soll. Die Namen aber kenne ich, — Gauner und Galgenvögel habe ich sie nennen hören. Sie hatten selbst claims dort; sie müssen gute Gründe haben, ihre eigenen nicht herzugeben. — Ich möchte nichts mit ihnen zu tun haben. — Und schließlich ändern diese dreißigtausend Mark meine Lebenslage nicht so wesentlich; davon leben könnte ich doch nicht."

Armgard machte ein verdutztes Gesicht: „Dreißigtausend Mark ist doch furchtbar viel!" Und der Vater meinte ernst: „Ich möchte, ich könnte jedem meiner Kinder so viel hinterlassen."

Aber Melitta schüttelte den Kopf: „Ich will doch erst an Mr. Mac Hallan schreiben." Sie zog sich bald in ihr Zimmer zurück. Wieder legte sie die Papiere vor sich hin. Es war ihr schmerzlich, geldgierig und eigenwillig zu erscheinen und den wohlgemeinten Ratschlägen nicht zu folgen. Sie tauchte die Feder ein, aber wieder zog sie die Hand zurück. Schließlich schrieb sie an Albert und Mac Hallan und setzte ihnen ihre Bedenken auseinander; allein bei der Zeit, die bis zu ihrer Antwort verstreichen mußte, kam das einer Ablehnung gleich. —

Weihnachten ist ein trauriges Fest für ein bekümmertes Gemüt, doppelt schwer für den, der nirgends mehr daheim ist. Auch Melitta gedachte lebhafter als sonst der alten Zeit und der vorigen Jahre, wo sie und Volckardt oft so glückselig unter dem Lichterbaume gestanden hatten. Wie gütig war der Onkel immer gewesen, wie verklärte sich Tante Lydias liebes Gesicht in dem Bewußtsein, Freude um sich her zu verbreiten! Und voriges Jahr lag sie, Melitta, noch zerschlagen und gebunden an Leib und Seele in ihrem Zimmer in Singapore, und die Tage glitten unbeachtet an ihr vorüber.

Auch jetzt streiften ihre Gedanken Dietert nur widerwillig, wenn sie sich der Zeit erinnerte, wo sie sich darauf freute, in ihrem eigenen Hause im fernen Indien ein deutsches Weihnachtsfest zu feiern. Damals war ihr nur leid, daß ihr Vater dann wieder einsam in der weiten Welt sein würde, — und nun war sie selbst ein losgerissenes Blatt. Der Vater aber ruhte längst auf dem stillen Grunde der See, die ihm, wie manchem andern guten Seemann, das Schlummerlied sang. An das alles dachte Melitta. Und tapfer kämpfte sie gegen sich an, um niemandes Freude zu stören, nur nachts gönnte sie sich die erleichternden Tränen. —

Der Schnee schmolz im Tal, und wenn er auch auf den Höhen liegen blieb, waren doch die Wege wieder gangbar. Manches verspätete Weihnachtspaket, mancher Brief fand noch seinen Weg. So erhielt auch Melitta Nachrichten von Alwine und der Tante, und ein Schächtelchen Honigkuchen nach einem alten Rezept, das noch von der Großmutter mit den schönen Augen herstammte; auch von Konstanze kam eine Sendung mit elegantem Pelzwerk. Melitta mußte lächeln, als ihr Emmy und Armgard das Jäckchen anprobierten und ihr das Robbenmützchen aufsetzten. Das war so ganz Konstanze — in der Pfarre bei Remmerts wäre

das Geschenk wohl anders ausgefallen, aber nach Schloß Ried zu Generals, da mußte imponiert werden! Indessen sie hatte doch ausgesucht, wovon sie glaubte, daß es Melitta angenehm und nützlich sein könnte, hatte Braunkuchen und Lübecker Marzipan dazugelegt und es mit freundlichen Worten geschickt. Und Melitta hatte auch inzwischen einiges erfahren und kennen gelernt; sie hätte jetzt nicht mehr gesagt, sie wolle alles eher, als Konstanzens Haus wieder betreten; sie wußte nun, wieviel unter Umständen solch eine Zuflucht wert sein kann. So schrieb sie ihr eingehend und dankbar.

Für Melitta konnte es nichts Heilsameres geben, als dieses regelmäßige, ruhige Leben mit den täglichen Gängen in der reinen, frischen Höhenluft. Das Gefühl der Kraft und Gesundheit war ihr zurückgekehrt; ihre Züge rundeten sich, die Augen hatten aufs neue den ihnen eigenen Glanz, und die Wangen begannen sich zu röten.

Der Winter war vergangen und der Frühling bereits im Anzug, als eines Morgens ein junger Bauer vom Dorfe auf den Hof geritten kam und zum Fenster hinein seine Bestellung machte: „Viele Empfehle von der Frau Pastern, und der Herr Paster hätte heute nacht den Schlag gekriegt und würde wohl nicht wieder werden."

Auf das äußerste bestürzt ließ der General sogleich anspannen und fuhr mit seiner Frau zu den alten Freunden hinunter.

Sehr ergriffen kamen sie zurück. Der Vater ging schweigend in seine Stube, die Mutter berichtete den Töchtern. Der Zustand des Kranken war nach dem Ausspruche des Arztes hoffnungslos, doch wäre er bei Besinnung, denn als sie an das Bett getreten wären, hätte er nach oben geblickt, als ob er sie auf das Wiedersehen jenseits hätte vertrösten wollen; die Kanzel aber würde er nie wieder besteigen.

Traurig saß die Familie abends um den Tisch.

„Nun wird wohl bald ein neuer Pastor kommen," sagte Armgard mit Tränen in den Augen.

„Fürs erste vertreten ihn die benachbarten Amtsbrüder," meinte die Mutter, „aber bald wird die Stelle wohl ausgeschrieben werden müssen."

Melitta sah lebhaft auf, wurde rot und schwieg.

„Haben Sie vielleicht einen Kandidaten in petto, Fräulein Melitta?" Der General sprach es mit einem schwachen Versuch zu scherzen.

„Ich dachte nur unwillkürlich an den Bräutigam meiner Cousine, Dr. Ernst, der jetzt an einem Gymnasium angestellt ist; er hat mir so sehr gefallen."

„Ernst?" fragte die Generalin. „So hieß ja der Pastor, den wir damals so gern wollten, als die Gemeinde unseren guten Sauertopf vorzog. Erinnerst Du Dich, Hans?"

„Der ist jetzt Superintendent in Hallwinkel, soviel ich weiß."

„Das ist der Vater von meinem Vetter," erklärte Melitta. „Als ich ankam, war meine Cousine eben in Hallwinkel bei den Schwiegereltern."

„Das wäre doch ein merkwürdiges Zusammentreffen," sagte die Generalin. Ihr Mann bat: „Erzählen Sie uns doch näheres von dem Bräutigam Ihrer Cousine." Aufmerksam hörte er zu, während Melitta den Vetter zu beschreiben

verſuchte. „Ich bin aber parteiiſch," ſchloß ſie, „ſie ſind mir ſo ſehr lieb, und ich gönnte es ihnen ſo, und ich glaube, ſie würden vorzüglich hierher paſſen."

Der General überlegte ein Weilchen. Dann ſagte er: „Schreiben Sie doch an Ihren Vetter und fordern Sie ihn auf, einmal hier vorzuſprechen. Über die Probepredigt kann man ja verhandeln, wenn die Zeit kommt." Melittas Geſicht ſtrahlte.

„Gleicht Dir Deine Couſine?" — „Iſt ſie ein bißchen wie Du?" forſchten Emmy und Armgard.

„O nein, nein! — Sie iſt blond und ſtattlich und viel netter!" —

5.

So fand er ſein altes Herze wieder.
Gottfried von Straßburg.

Emmy, Melitta und Armgard ſaßen beieinander und beſſerten die Gardinen nach der Frühjahrswäſche aus, als der General ins Zimmer trat und rief: „Bei dieſem Sonnenſchein hockt ihr in der Stube, Mädchen? Hinaus mit euch! ‚naus! 'naus! Immer 'naus!' wie unſer alter Doktor ſagt."

„Mich lockt's ſchon lange, Papa!" Armgard legte ſofort ihre Arbeit nieder. „Folgt mir, Kameraden! Ich gehe alleweile in den Wald!"

Melitta ſah zögernd auf Emmy. „Geht nur," erklärte dieſe. „Ich mache nur noch ein paar Stiche; ich hole euch ſchon ein."

Langſam gingen Armgard und Melitta voraus. Als ſie den Fahrweg überſchreiten wollten, wurden ſie durch einen mächtigen Buchenſtamm aufgehalten, der auf drei Räderpaaren von einer Reihe Ochſen zu Tal gezogen wurde.

„Sieh doch, welch ein rieſiger Baum!" ſagte Melitta. Armgard hörte ſie nicht. Ihr Blick haftete an einer Stelle, die verjährte Einſchnitte aufwies; die hochgewölbten, zerriſſenen Narben zeigten, daß es lange her ſein mußte, ſeit die Rinde geritzt wurde, aber noch war ein Herz zu erkennen, und darin verſchlungen ein H. und E. Armgard ſah bewegt aus.

„Bitte, Melitta, laß uns einen anderen Weg nehmen. Und nicht wahr, Du ſagſt hiervon nichts? — Zu niemand? — Es könnte ihnen vielleicht weh tun."

„Darüber ſei ganz ruhig." Melitta rührte die Zartheit, mit der Armgard, ahnungslos, daß ſie ſich die Zeichen zu deuten wußte, vermied, Emmy zu nennen.

Nach einer Weile kam Emmy ihnen nach, ſie gingen zuſammen bis an die „Weihnachtsfichte". Dort trafen ſie Ralph. Es ſchien faſt, als habe er ſie erwartet; er hielt ein winziges Sträußchen in der Hand, Kellerhals, ein paar Leberblumen und Anemonen und etwas Efeu.

„Hier —" wandte er ſich an Melitta, „der Pochernwald ſendet Ihnen den erſten Frühlingsgruß!"

Melitta nahm die Blumen mit freundlichem Dank.

„Kommſt Du nicht mit, Ralph?" fragte Armgard. „Wir müſſen jetzt wohl umkehren."

Er begleitete ſie und war beſonders aufgeräumt und geſprächig. Zu Hauſe trat Armgard, gefällig wie immer, mit einer kleinen Vaſe zu Melitta. „Hier,

ſtecke Dein Sträußchen gleich ins Waſſer," ſagte ſie liebenswürdig. Dann, als Melitta zögerte: „Wo haſt Du es denn?"

„Ich — ich habe es verloren —." Melitta war ſichtlich verlegen.

Ralph verabſchiedete ſich nach einer Weile; niemand verſuchte ihn zurückzuhalten.

Abends, als Melitta im Begriff war, ſich auszukleiden, fand ſie auf ihrem Spiegeltiſch ein zuſammengefaltetes Blatt mit der Aufſchrift: „Für Dich allein" in Armgards Handſchrift. Sie ſchlug es auseinander und las:

Da fällt der ſäulengleiche Baum
Schnell unter mächt'gem Beileshiebe,
Damit auch nicht ein Schattentraum,
Auch nicht ein Waldeszeichen bliebe.

Denn lange, lange Zeit mag's ſein,
Da ſchnitten zwei in ſeine Rinden
Zuſammen ihre Namen ein.
O ſel'ger Tag in Waldesgründen!

Sie liebten ſich, ſie trennten ſich
Und fanden beide nie ſich wieder.
Und durch das Waldesrauſchen ſchlich
Kein Echo ihrer Jugendlieder.*)

Da öffnete ſich leiſe die Tür; Melitta hatte nur eben Zeit, das Blatt in ein Buch zu ſchieben, ehe Emmy eintrat.

„Ach, Melitta," ſagte ſie, „war denn das nötig? Mußteſt Du das Sträußchen verlieren?!"

„Ja," gab Melitta leiſe zurück. Emmy ging auf und nieder; ſie konnte Melittas Geſicht nicht ſehen, denn dieſe bürſtete mit geſenktem Kopfe ihr Haar.

„Iſt es denn gar nicht möglich," begann ſie endlich wieder, „daß einer ſich die Erlebniſſe des anderen zunutze macht? Muß denn jeder ſeine eigenen Erfahrungen machen? Kann man nicht wenigſtens das von einem verunglückten Leben haben, daß man jemand, den man liebt, vor dem gleichen Schickſal bewahren kann? — Meinſt Du, Melitta, ich wüßte nicht, was all dieſem zugrunde liegt? — Als ob ich nicht geſehen hätte, wie Du unruhig wirſt, wenn die indiſche Poſt fällig iſt, wie Du aufglänzeſt, wenn Du einen Brief von Fanny haſt, wie Du dann die Enttäuſchung nicht verbergen kannſt und tagelang bedrückt biſt, weil er nicht enthält, was Du erwarteſt. Und worauf warteſt Du? Der Mann kann ſelbſt mit Feder und Tinte umgehen, und wenn er nicht ſchreiben will, er hätte längſt einen Gruß ſenden können. Du warteſt auf etwas, das niemals kommen wird. Du verlangſt nach dem Mond und greifſt nach den Sternen, und das Gute, das vor Deinen Füßen liegt, ſiehſt Du nicht. Kannſt Du denn keinen Strich machen und ein neues Leben anfangen? — Die Menſchen nennen das Treue, wir halten es ſelbſt dafür, und es iſt doch oft nichts als Schwerfälligkeit und Eigenſinn. Wie

*) Von Helene Reil.

ein unartiges Kind sagt man zum Schicksal: ‚wenn ich das nicht haben soll, will ich gar nichts‘. — Und Ralph ist wohl des Opfers wert. Sieh, ich will ganz aufrichtig mit Dir sprechen. Sein Vater war hier wenig beliebt. Wäre er hierher gekommen, hätte sich ein hübsches Haus gebaut und schlecht und recht unter uns gelebt, man hätte ihn gefeiert als den ausgezeichneten und hochverdienten Mann, der er war. Aber er baute sich eine Burg, wie sie in unsere Zeit nicht mehr paßt; man erzählte sich, wie er sich den Adel verschafft habe; er liebte nicht, auf seine Berühmtheit angeredet zu werden, und die umwohnenden Familien hielten sich zurück. Mit dem Sohn ist das anders. Er ist seinen Weg ernst und streng gegangen. Der Vater ließ ihn beständig fühlen, daß er nicht gleich ihm begabt war, aber Mutter und Sohn hingen mit Zärtlichkeit aneinander. Ralph trägt sie auf Händen, wie Du selbst gesehen hast. Er hat sich seine Stellung gemacht. Es müßte ihm wünschenswert sein, in eine der angesessenen Familien zu heiraten, und er wäre überall willkommen, und er wählt Dich, die Du fremd bist und bürgerlich; etwas Vermögen muß ihm erwünscht sein, und er wirbt um Dich, die Du keins hast. Eine so reine, uneigennützige Liebe ist wohl etwas Seltenes heutzutage und etwas sehr Köstliches; es ist doch wenigstens der Überlegung wert. Und nun zu sehen, wie ein anderer solch ein Juwel, solch ein seltenes Glück achtlos von sich stößt —“

„Nicht achtlos,“ schaltete Melitta ein. Aber Emmy fuhr fort:

„Sieh, wie gut es der liebe Gott mit mir meinte. Er nahm mir ein Glück, das keins war, denn ich wäre ja verkommen an Leib und Seele mit einem Charakter, wie der von Heinrich sich gezeigt hatte. Ein Jahr nachher verlor mein Vetter Wedel seine Frau, und nun kam er und bat mich, bat mich wiederholt auf das herzlichste und zarteste, seinen Kindern eine Mutter zu sein, und die Eltern wünschten es auch so sehr, und ich konnte mich nicht entschließen. Einmal hatte ich geliebt, einmal und nicht wieder, sagte ich mir. — Und nun heiratete er eine Witwe aus der Nachbarschaft, eine vornehme Erscheinung. Sie meinte es vielleicht nicht so schlimm, aber sie hat wohl überhaupt nicht viel Herz und etwas Sarkastisches und Kaltes in ihrer Art, wie es Kinder nicht ertragen können, denn Kinder brauchen Liebe und Güte. Der Sohn verließ das Vaterhaus, um es nie wieder zu betreten, und die Tochter wollte auch fort, um jeden Preis. Sie verlobte sich gegen den Willen des Vaters mit einem Manne, der trank und als brutal bekannt war. Sie sah dann freilich ihren Irrtum ein und wollte noch kurz vor der Hochzeit zurücktreten, aber das gab Wedel nicht zu. Eine Tochter von ihm bräche ihr Wort nicht. Sie ist dann nach langen bösen Jahren geschieden worden, aber der Sohn ward ihm zugesprochen. Sie vertritt jetzt die Stelle der Hausfrau in einer reichen Familie in Kassel. Alle Jahre, wenn der Mann in Karlsbad ist, besucht sie ihren Walter. Der arme Junge ist dem Vater ein Dorn im Auge; er wurde während der Scheidung geboren, war immer welk und ist jetzt ganz verkümmert. Wenn sie fortgeht, klammert er sich an sie und bittet verzweifelt, sie möchte ihn mitnehmen. In diesem Sommer war sie bei uns, weinte so herzbrechend und sagte mir mit der Rücksichtslosigkeit des Unglücks: ‚Hättest Du damals Papa geheiratet, es wäre alles, alles anders.‘ — O,“ fuhr Emmy fort und schlug die Hände vor das Gesicht, „wenn wir einst Rechenschaft geben sollen von jedem

unnützen Wort, wie soll ich dieses Nein vertreten!" Ohne sich umzusehen, verließ sie das Zimmer.

Am nächsten Morgen begegnete ihr Melitta, die fertig zum Ausgehen in die Tür trat. „Soll ich Dich begleiten?" fragte sie.

Aber Melitta lehnte dankend ab: „Ich möchte eben jetzt lieber allein sein." Sie ging in ernsten Gedanken den Waldweg hinauf. Emmys gestriger Ausbruch hatte sie erschüttert; sie fühlte tief, wie Menschen tun, die sich nicht leicht äußern können. Hatte Emmy nicht vielleicht recht? Faßte sie wirklich nach den Sternen und ging achtlos an dem vorüber, was ihr zum Glück werden konnte? Sie versuchte sich vorzustellen, wie es sein würde, wenn sie, wie Emmy sich ausdrückte, einen Strich machte und ein neues Leben anfinge. Und wie am ersten Tage führten sie ihre Schritte unbewußt auf die Felsenkanzel, und sie sah hinüber, wo das alte Gemäuer der Pochernburg sich zeigte.

Dort also, in diesem abgeschiedenen Fleckchen Erde würde sich ihr Dasein abspinnen. Den Freunden auf Schloß Ried würde sie nahe sein, mit Emmy und Armgard schwesterlichen Verkehr haben. Behütet und geliebt würden ihre Tage hinfließen; der Freundeskreis in Hamburg, Fanny vor allen, würde sich mit Recht über eine solche Heirat freuen. Ralph war ein goldener Charakter und ein intelligenter Mensch, wenn auch kein bedeutender; im Zusammenleben mit ihr würde er das Verständnis ihres früheren Lebens wohl gewinnen, soweit das möglich war. Die Mutter, diese liebe mütterliche Mutter, würde sie an ihr Herz nehmen, ihre Stütze und ihr Trost sein — Trost?! Heiratet man einen Mann, um Trost bei seiner Mutter zu suchen? — Und was ist das für eine Seelengemeinschaft, die man sich erst erwerben muß! — Diese Leute alle, so gütig, so vortrefflich, so wohlunterrichtet sie waren, gehörten nicht zu ihrer Welt; es gab ein Interessengebiet, in das sie ihnen nicht folgen, ein anderes, in dem sie heimisch war, das sie ihnen nicht erschließen konnte. Emmy stand an echter Bildung und innerer Reife weit über Fanny, und doch war sie sich Emmy gegenüber in tiefster Seele einer trennenden Schranke bewußt, die sie bei Fanny trotz eigener geistiger Überlegenheit nie empfunden hatte, so viel tat die Gemeinsamkeit der gewohnten Anschauungen, der anerzogenen Begriffe. Ralph würde sie lieben und bewundern wie einen seltenen, eigenartigen Schatz, aber manches Mal würde sie im Vaterland wie in der Fremde sein, wie Melusine würde sie in ihres Mannes Hause leben. In den Augen ihrer jetzigen Umgebung war der Kaufmann nicht, wie er ihr erschien, der Träger der Kultur, der Vorkämpfer im großen Wettbewerb der Völker, — ihnen war er doch im Grunde der Krämer, der um eigenen Gewinnes halber sich um Geld und Gut abmüht. Sie wußten über Schiffe und Schiffahrt, was gebildete Leute heutzutage darüber wissen, aber das ganze Getriebe, die Welt der Arbeit, die selbstverständliche Tapferkeit des Berufs, die Kette der Kräfte, die den Erdball umspannen und sich die goldenen Eimer reichen, — das alles waren für sie erworbene Begriffe, und ihr war es Leben, wirkliches, frisches, gewaltig pulsierendes Leben. Unwillkürlich richtete sie sich auf, als ob sie eine Last abwürfe. Nein, nein! und abermals nein! Hierher gehörte sie nicht!

Viel weltentlegener als dieſe Heimatſtätten liegt das Bungalow auf der Spitze vor Pulo Barri; auch dort rauſcht es in den Wipfeln und ſchäumt es in der Tiefe, aber hinter den leichtgefiederten Palmen hebt ſich ein dunkelblauer Streif gegen den Himmel ab. Das iſt die große Heerſtraße der See; da ziehen ſie entlang, die fernen Dampfer, wie mattgraue Striche mit feiner Rauchfahne, und die mächtigen Segler ſchweben am Horizont wie leichte Sommerwölkchen. Melittas Herz weitet ſich bei dem Gedanken.

Greift ſie wirklich nach den Sternen? — Weshalb läßt er ſie Monat um Monat ohne Gruß, ohne Nachricht? Vergeſſen hat er ſie nicht; wie ſollte Volckardt ſie vergeſſen! Er, der mit ihr ſprach, da er ſie wiederfand, als hätte er ſie geſtern verlaſſen. Ein Grund lag allerdings nahe. Volckardt liebt ſchlanke, bräunliche Frauen mit zarten Farben und Formen. So verſprach ſie einſt zu werden, ſo war die Frau, die er verloren hatte. Sie glichen ſich in ihrem äußeren Typus, ſie hatte es wohl bemerkt. Und als er ſie wiederfand, das Haar glanzlos und verfilzt, Geſicht und Arme bis zur Unkenntlichkeit von offenen Wunden und Hautlappen entſtellt! — Mann bleibt Mann, — auch wenn der friſche, ſchreckliche Verluſt der Frau ſolche Gedanken damals hätte aufkommen laſſen, war es nicht übergenug, um jeden abzuſchrecken? — Gewiß jeden, aber nicht Volckardt. Nein — Volckardt nicht. An ſich hätte ſie zweifeln können, aber nicht an ihm. Und wenn er nun kam, und ſie hätte den Strich gemacht gegen ihr Gewiſſen, gegen ihr innerſtes Gefühl? — Nein, nein, und abermals nein! — Auch wenn er niemals käme. „Bleib nur Dir ſelber treu," hätte er geſagt, wenn ſie ihn hätte fragen können. Sie warf noch einen Blick hinüber auf die Pochernburg. Ruhig und einig mit ſich, wandte ſie ſich dann zum Gehen.

Als ſie durch den Wald ſchritt, ſah ſie Ralph kommen. Sie gingen beide gleichmäßig weiter; als ſie ſich erreichten, blieb Ralph ſtehen. Er behielt den Hut in der Hand und ſah ſehr ernſt aus; offenbar wollte er ihr Gelegenheit geben, ihn anzureden, im Falle ſie die geſtrige Zurückweiſung wieder gut machen wollte. Aber ſie ſenkte nur grüßend den Kopf und ging vorüber. Sie fühlte, wie er ihr nachſah, und empfand die Bitterkeit, die in ihm aufſtieg: ‚Ich hatte kein leichtes Leben; jederzeit habe ich mein Beſtes getan, und weiter habe ich nichts gehabt, und nun — noch das!'

Als ſie zurückkehrte, rief ihr Armgard entgegen:

„Dein Vetter Ernſt iſt da! Ich wollte ihn zu Papa führen, aber er wollte zuerſt Dich ſprechen. Mama ſagte, das wäre ganz richtig, und ich habe ihn in den blauen Salon ‚gelaſſen', wie Malchen ſagt."

Beſchleunigten Schrittes trat Melitta in das bezeichnete Zimmer. Der Gaſt ſtand am Fenſter und kehrte ſich bei ihrem Eintritt zu ihr. Das war nicht Ernſt. Ernſt war größer; er hatte nicht ſo breite Schultern; er war nicht ſo ſonnenverbrannt, ſo hell von Haar; es ſtrebte ihm nicht über der Stirn in die Höhe. Nein — das war nicht Ernſt . . . .

Langſam trat Volckardt auf ſie zu und breitete ihr die Arme entgegen, und aufatmend ſchritt ſie vorwärts. Was nun geſchah, ob ſie ſprachen, was ſie ſagten, das wußten ſpäter beide nicht mehr. Aber nun ſaß ſie neben ihm, den Kopf an

seiner Schulter, in seinen Arm geschmiegt, Tränen der tiefsten Erschütterung, der seligsten Freude in den Augen.

Ja, da war es, das Glück, das echte, rechte, das wahre, das einzig mögliche Glück, von dem es auch heißen kann: ein Tag in seinen Vorhöfen ist besser, denn sonst tausend.

Hier war kein Schwanken und Überlegen. Sie kam zu ihm, wie der verwehte Vogel zum Neste kehrt, und als er sie an seine Brust nahm und sie seine Stimme wieder hörte, hatte sie alles wieder, was sie je verlor. Vater- und Mutterliebe, die alte Heimat, ihre Jugend, ihre Kindheit, alles lebte ihr in ihm wieder auf.

Nun waren die Dinge bald erklärt; er hatte nicht schreiben wollen, ehe das Trauerjahr um war. „Das war ich meiner armen Annie und ihren Eltern schuldig," — aber er war wiederholt bei Fanny gewesen, hatte sich nach Melitta erkundigt, sie grüßen lassen, und Fanny, die ihr jede Kleinigkeit ihres Haushalts, jedes Vorkommnis in ihrer Kinderstube mitteilte, hatte hiervon nichts gesagt. Melitta begriff wohl weshalb. Sie hatte ihr die Pocherinburg beschrieben, und Fanny hatte schneller als sie selbst die Neigung des jungen Burgherrn herausgefühlt und den Gang der Ereignisse nicht durch Erinnerungen an den Jugendfreund beeinflussen wollen. Die kleine Patrizierin mochte auch in Volckardt den Gärtnerssohn nicht ganz vergessen können.

Plaudernd hielt Volckardt Melittas Handgelenk umfaßt.

„Ja," sagte sie, seinem Blicke folgend, „der Reif hat mir täglich gefehlt."

Volckardt zog ihn hervor und streifte ihn über ihren Arm. „Ich hoffe, von diesem brauchst Du Dich nicht wieder zu trennen."

„O, wie hast Du ihn wiederbekommen?" rief sie erfreut.

„Es ist derselbe nicht; ich habe Dir einen anderen gehämmert. Aber noch etwas bringe ich Dir, das Du nicht erwartest." Er entnahm seiner Brieftasche ein engbedrucktes überseeisches Zeitungsblatt. „Das hat mir Hahn noch im letzten Augenblick an Bord gebracht. Er hat Dir nicht voreilig die betreffenden Depeschen mitteilen wollen und will nicht schreiben, bis er seiner oder vielmehr deiner Sache gewisser ist. Mit nächster Post erwartete er die Bestätigungen aus Colville. Unterdessen ist hier wenigstens die Taube mit dem Ölblatt. — Hier, der rote Strich."

Es war ein Exemplar des Colville Messenger, der unter der fettgedruckten Spitzmarke: Gold!! seinen Lesern einen jener Glücksfälle mitzuteilen die Freude hatte, wie sie in diesen scheinbar unerschöpflichen Minendistrikten sich nicht allzu selten zu ereignen pflegen. Der unvorhergesehene Sturz der Talantas Kupferwerke, die bis dahin so reichen Gewinn abgeworfen hätten, wäre noch in aller Gedächtnis, besonders durch die infolge davon eingestellten Zahlungen der Colville Bank, die so viele in Wohlstand und Überfluß Lebende in bittere Not und Bedrängnis gebracht hätte. Wie schon manchmal, hätte sich auch hier gezeigt, daß gerade die Größe des Unglücks zur Rettung geworden wäre, denn von dem Verkauf der Minen habe bei dieser vollständigen Entwertung nicht die Rede sein können, und sie seien auf diese Art den Besitzern größtenteils erhalten geblieben. Um wenigstens etwas Nutzen aus dem Inventar zu ziehen, hätte man die zum Betrieb nötigen

Einbauten und maschinellen Einrichtungen verkaufen wollen und wäre bei den Abräumungsarbeiten am Abhange der Südostmine auf einen mächtigen Quarzgang mit reichlich eingesprengtem Gold gestoßen. Diese für den ganzen Bezirk so bedeutsame Entdeckung sei besonders dadurch merkwürdig, daß der leider inzwischen verstorbene Mr. M. Tschuschner seinerzeit an demselben Orte nach Gold gesucht, also damals schon auf der richtigen Fährte gewesen sei, ein Beweis mehr für die Findigkeit dieses um die Stadt so hochverdienten Mannes — usw.

Melitta ließ die Hand mit dem Blatte sinken. „Wie wunderbar!“ sagte sie. Und dann, nach einer Weile näherer Besprechung, schloß sie: „Und nun müssen wir hinüber. Ich muß Dich vorstellen und ihnen alles erzählen.“

„Alles?!“

„Alles!“ wiederholte Melitta, und beide lächelten.

Die Überraschung der Familie war groß, als sich anstatt des erwarteten Kandidaten ein indischer Bräutigam entpuppte. Er gefiel ihnen durchaus in seiner schlichten, sicheren Art. Das Gespräch bei Tisch war lebhaft und angeregt, immer aber wandten sich die Blicke auf Melitta zurück. So hatten sie sie noch nie gesehen, das Antlitz durchleuchtet von der Freude Licht. Nun lag in ihren Augen jener ruhige Schimmer vollkommenen Glücks, den in ihnen zu erblicken die Lebenssehnsucht ihres armen Vaters gewesen war.

Nach Tische setzte Volckardt seine Pläne für die Zeit auseinander, die er in Europa zuzubringen gedachte.

„Gehst Du denn nun fort?!“ sagte Armgard bestürzt zu Melitta.

„Wir beabsichtigen, morgen zu Pastor Remmerts zu fahren,“ erklärte Volckardt. „Wir müssen dorthin, als zu Melittas nächsten Verwandten, und der Onkel kann uns trauen. Er wird uns auch angeben können, wie man sich einen Dispens verschafft, um die Trauung möglichst zu beschleunigen.“

„Hierin wenigstens können wir Ihnen behilflich sein,“ erklärte der General. „Der Vetter meiner Frau ist der dortige Staatsminister. Ich kann ihm noch heute schreiben, und Sie können den Dispens morgen, spätestens übermorgen, telegraphisch haben. — Aber warum bleiben Sie nicht bei uns? Sie können ja den Verwandten später Ihren Besuch machen. Wir telegraphieren an Ihren Vetter, den Kandidaten Ernst, der kann herkommen und Sie trauen und damit zugleich seine Probepredigt ablegen. Was meinst Du, Frau?“

„Ich habe auch schon daran gedacht —“

„Ich möchte es wohl gerne,“ sagte Melitta zögernd, der eine Traurede des Onkels und ein Aufenthalt im Pfarrhause mit Volckardt keine angenehme Vorstellung war. Und Armgard fiel lebhaft ein: „Das wäre herrlich! Du würdest in der Hauskapelle getraut und Ralph käme als Standesbeamter herauf wie bei fürstlichen Personen.“

„Es wäre mir bei weitem das liebste,“ sagte Melitta, die nun plötzlich Emmys betretenen Gesichtsausdruck verstand, „aber der Onkel möchte es doch schmerzlich empfinden, wenn man ihn überginge. Sie haben mich so gütig aufgenommen, ich möchte sie um alles in der Welt nicht kränken.“

Dann holte ſie das auſtraliſche Zeitungsblatt und überſetzte ihnen leſend den Artikel, der ihr ſo goldene Ausſichten für die Zukunft eröffnete. Den Zuhörern war es, als ſpiele ſich vor ihren Augen ein Märchen ab.

Am nächſten Morgen ſaßen ſie zum letztenmal beiſammen; man verſuchte, Unterhaltung zu machen, aber es wollte nicht gehen. Der Wagen kam; man erhob ſich, und Volckardt trat auf die Generalin zu. Er berührte ihre Hände ehrfurchtsvoll mit ſeinen Lippen und ſagte mit bewegter Stimme, es ſei ihm nicht gegeben, auszuſprechen, was er tief empfände, aber er bäte ſie zu glauben, daß weder er noch Melitta jemals vergeſſen könnten, wieviel ſie ihnen zu danken hätten, und wie ſie Melitta zu der Zeit, wo ſie ganz verlaſſen geweſen wäre, zu ſich genommen, ihr eine Heimat gegeben hätten, wo ſie geſunden und ſich nach all ihrem Leid hätte wiederfinden können. — Es wäre ja unwahrſcheinlich, aber bei den jetzigen Verkehrsverhältniſſen doch immerhin möglich, daß einmal jemand, an dem ſie Anteil nähmen, nach Singapore käme; dann möchten ſie nicht vergeſſen, daß ſie dort Freunde hätten, auf die ſie ſich jederzeit verlaſſen könnten.

Keiner vermochte ein Wort zu ſprechen; Armgard ſchluchzte. Die Generalin ſchloß Melitta mütterlich in die Arme und küßte ſie mit leiſen, warmen Worten. Dem General waren die Augen feucht; er legte Melittas Hand in ſeinen Arm und führte ſie ſo über die Schwelle ſeines Hauſes an den Wagen. Im Hintergrunde ſtand das Geſinde und ſah dem Vorgang mit Teilnahme zu, und noch lange erhielt ſich im Schloſſe die Erinnerung an den goldenen Regen, der ſich an jenem Morgen über ſie ergoſſen hatte. Ein letztes Winken und Grüßen, und der Wagen rollte über die Brücke in den Wald hinein.

An einer Biegung des Fahrwegs, wo man durch eine Lichtung noch einmal Schloß Ried liegen ſah, bog ſich Melitta vor und ſah zurück. Da ſtanden auf der Terraſſe noch immer die vier Geſtalten und blickten dem ſchönen Sterne nach, der ſo unerwartet in ihr Leben getreten war und nun ebenſo plötzlich daraus wieder verſchwand.

Druck von Velhagen & Klaſing in Bielefeld.

„Miß Hillerns, wo Sie ſich auf unſerm Schiffe auch nur zeigen, da hellt gleich das griesgrämigſte Geſicht ſich auf.“

„In der That? Und weshalb denn wohl?“

„Weil Sie für jeden einen ſonnigen Blick, ein freundliches Lächeln, ein liebenswürdiges Wort haben.“

„Aha! Und Sie glauben, aus allgemeiner Menſchenliebe hätte ich das? Weit gefehlt! Ich kann eben die griesgrämigen Geſichter durchaus nicht leiden. Mich freut's, wenn die Leute ſich freuen. Bloß um mir die eigne Stimmung zu erhöhen, ſuche ich ſie aufzuheitern.“

Aber er ſchüttelte den Kopf, der wunderliche kleine Mann, und blieb feſt bei ſeiner Meinung, daß es mir um das Glück all dieſer wildfremden Menſchen ernſtlich zu thun ſei.

Bald darauf ſtießen die andern zu uns, und wir ſchlugen den Weg nach der Opéra comique ein. Der kleine Reverend ging mit, er iſt zu aufgeklärt, um in dem Theater des Teufels Haus zu ſehen.

„Don Pasquale“ wurde gegeben. Und wie?

Hier haſt du Herrn von Sendens Kritik: „Koloſſaler Reinfall. Sämtliche Darſteller, den Tenor ausgenommen, was Spiel und Geſang betrifft, unter allem Karnickel!“ Etwas muskulös ausgedrückt, Leni, aber ein durchaus gerechtes Urteil. Über das Orcheſter iſt auch nichts Lobenswertes zu ſagen. Der Kapellmeiſter, ein gebeugter Greis, ſtand nicht, wie anderwärts üblich, hinter dem Souffleurkaſten — dieſen Platz nahmen zwei Brummbäſſe ein —, ſondern dirigierte ſchwächlich aus dem Hintergrunde. Das Zuſammenſpiel war ſehr oft keines, und ein Trompetenſolo wird mir durch die Virtuoſität, mit welcher der nebenbei zahnloſe Bläſer ſeinem Inſtrument die falſcheſten Töne entlockte, ewig unvergeßlich bleiben.

Erſt um 10 Uhr 45 Minuten ſchloß die Vorſtellung, und es gab einen förmlichen Wettlauf nach dem Hafen zurück, bei dem die arme Mrs. Macdonald ganz außer Atem kam.

„Einmal und nicht wieder!“ ſtöhnte ſie, indem ſie von Mr. Stephenſon geſtützt in das Boot wankte.

„Nach Malta in die Oper,“ vollendete Ada lachend, „Mama, das ſage ich mit.“

Um 11 Uhr 10 Minuten ſetzte die ‚Poonah‘ ihre Reiſe fort.

Den 14. September.

Wetter ſtürmiſch. Zwei Drittel der Paſſagiere unſichtbar. Wegen des Hin- und Hertaumelns des Schiffes Schreiben eine Unmöglichkeit. Adieu, Kleine! Ich ſteige auf das Verdeck.

Abends 7 Uhr.

Nun geht es wieder. Das Meer hat ſich wie ein artiges Kind um 6 Uhr ſchlafen gelegt, gleichzeitig ſind ſämtliche fehlende Paſſagiere aus ihren Kabinen auferſtanden. Viel Lärm und Geſchwätz jetzt auf dem Verdeck. Heute morgen, als ich oben erſchien, hatte nur der Sturm das Wort. Ich ſetzte mich in einen geſchützten Winkel und zog die Kapuze über den Kopf. Der Kapitän breitete mir zum Schutz gegen den ſprühenden Giſcht ſeine Theerjacke über die Kniee. Dann ſchloß ich die

Augen, und das Sauſen und Brauſen in Luft und Waſſer, das Knarren und Pfeifen im Tauwerk hatten mich ſehr bald ſacht eingelullt.

Als ich aufwachte, ſtand Pops vor mir.

„Guten Morgen, Miß Hillerns," ſagte er.

Ich erwiderte die Begrüßung und erkundigte mich in trockenem Ton, warum wir denn geſtern das Vergnügen ſeiner Geſellſchaft nicht gehabt hätten. „Die Fahrt nach La Valetta ward mir verleidet," erklärte er, finſter vor ſich niederblickend.

„Hm!" machte ich ironiſch. „Wohl durch den Gedanken an irgend einen von der ſogenannten ‚Howardſippe', der dort in Garniſon liegt?"

„Nein," antwortete er ſcharf, „durch eine ſchmerzliche Nachricht, die ich am Morgen erhalten hatte."

„Ah ſo! Bedauere!"

Sekundenlanges Schweigen, dann ſtieß er grollend heraus:

„Sie ſind verlobt, wie ich höre!"

„Ja," nickte ich, „wenn Sie nichts dagegen haben."

„Das weiß Gott," erwiderte er mit einem harten Auflachen, „daß ich etwas dagegen habe."

„In der That? Und weshalb?"

„Als ob das einer Frage bedürfte! Als ob Sie nicht noch von Sydney her wiſſen müßten, wie wahnſinnig ich Sie liebe!"

„Von Sydney her?" wiederholte ich nachdenklich. „Richtig — ich erinnere mich — Sie erboten ſich eines ſchönen Tages, mir Ihre Liebe zu beweiſen, indem Sie vor meinen Augen vom Dach unſres Hauſes auf das Straßenpflaſter ſprängen. Daß in dem Vorſchlag etwas wie Wahnſinn war, kann ich nicht leugnen, denn unſer Haus hatte außer dem Erdgeſchoß noch zwei Stockwerke. Glücklicherweiſe entſagten Sie Ihrer gräßlichen Abſicht und kehrten zur Vernunft zurück, als ich Sie auslachte."

„Jawohl," knirſchte er, „im Auslachen haben Sie immer etwas geleiſtet."

„Mr. Howard,", ſagte ich, jetzt ärgerlich werdend, „ſo reden Sie doch nicht ſolch ungereimtes Zeug. Hätten Sie wirklich eine ernſte Liebe zu mir gehegt, ſo wären Sie nicht ſo federleichten Herzens von Sydney abgereiſt. Ich ſehe Sie noch vom Schiff aus Ihren Abſchiedsgruß winken. Ihr Geſicht ſtrahlte."

„Dann log mein Geſicht. Ich war tief unglücklich, als ich Auſtralien verließ, und mein erſter Freudentag in England war der, an dem Ihr erſter Brief anlangte. Was mir dieſe Korreſpondenz geweſen iſt, das ahnen Sie nicht, aber ein kurzes Jahr, da war's auch hiermit aus. Weshalb?" Er ſah mich eine Erklärung heiſchend an. Als ich ſchwieg, ſchloß er ſarkaſtiſch: „Weil die Sache angefangen hatte, Sie zu langweilen."

„Nicht doch," fühlte ich mich jetzt verpflichtet, zu entgegnen. „Ich wüßte in der That nichts, das mich je beſſer unterhalten hätte, als Ihre Briefe. Der Vater war's, der den Wunſch äußerte, unſre Korreſpondenz abgebrochen zu ſehen."

„Ihr Vater?" ſtieß er überraſcht hervor. „Und warum?"

„Wenn Sie denn durchaus den Grund haben müſſen, weil er nicht die allerbeſte Meinung von Ihrem — Charakter hegte."

Früher wäre er über eine derartige Mitteilung mit einem selbstgefälligen Lachen hinweggekommen, jetzt schoß ihm jäh das Blut in die Stirn. Im nächsten Moment stand er leichenblaß. So that er mir leid.

„Pah! Nehmen Sie sich's nicht zu Herzen," sagte ich, „auch den Klügsten läßt seine Menschenkenntnis mitunter im Stich." Und als dieser Trost nicht verfangen zu wollen schien, fügte ich in dem Bemühen, ihn auf andre Gedanken zu bringen, hinzu: „Wie wär's, wenn Sie sich auf das maître de plaisir-Amt besännen, das Sie in Sydney so sehr zur allgemeinen Zufriedenheit ausübten? Wir sind gegen die einfachen Freuden, die uns das Schiffsleben bietet, schon alle ein wenig abgestumpft, wünschen Neues, wären dankbar für einen lustigen Vorschlag."

„Werde nicht verfehlen," murmelte er finster, den Blick am Boden. Dann, als er Herrn von Senden herantreten sah, empfahl er sich hastig und ging.

Den 15. September.

Weißt du, was das Neueste ist? Ein Kostümball, der am Vorabend unsrer Ankunft in Port Said, also übermorgen, stattfinden wird. Die Idee ist natürlich von Pops. Er hat sich als maître de plaisir glänzend bewährt und ist bei den Damen nun Hahn im Korbe, was den Herren zu mißfallen scheint, speciell Dr. Harris und Herrn von Senden.

Ersterer ging freilich unglücklicherweise gerade vorüber, als die begeisterte Miß May mir zujubelte: „Nein, dieser Mr. Howard ist doch ein ganz süßer Mensch!"

Warum aber auch Senden scheel auf Pops blickt, kann ich wirklich nicht ergründen.

Den 16. September, 9 Uhr p. m.

Heute ist Sonntag. Dreimal war Gottesdienst angesetzt — dreimal! Hast du von solcher Frömmigkeit einen Begriff? Herr von Senden rettete sich durch zeitiges Verschwinden in seine Kajüte, ich habe tapfer mitgemacht. Und weißt du, was ich in der Zwischenzeit getrieben habe? Sag's ja nicht wieder, die fünf Reverends kündigen mir sonst die Freundschaft, und zur Zeit sind sie so sehr gut auf mich zu sprechen. In meiner Kabine habe ich, oder besser haben wir — denn Flora, Ada und May waren meiner Sünde teilhaftig — gesessen und unsre Kostüme für morgen zusammengestichelt.

Es war ja gräßlich, und unser gut anglikanisch geschultes Gewissen verklagte uns hörbar, doch es half ihm nichts, wir schneiderten dagegen an, denn fertig mußten wir werden. Übrigens, wenn ich sage „wir schneiderten", so nehme ich Miß May aus, die mit ihren Fingern durchaus nur Klavier trommeln kann. Sie las uns vor, den „Robert Elsmere", der ja am Ende eine Art Sonntagsbuch ist, und wir verfertigten ihr tant bien que mal einen Peplos, aus einem Stück Kaschmir, den ich bei mir führte. Du kennst ihn, Leni, er ist elfenbeinfarbig und köstlich fein. Das Herz blutete mir eigentlich, ihn herleihen zu müssen, aber es ließ sich doch nicht gut vermeiden. Sie ist mir zwar schrecklich unsympathisch, aber sie nennt mich beständig ihre Freundin, lächelt mich holdselig an und — na, du verstehst! Sie wird uns übrigens Ehre machen als Griechin, die losen Draperien verhüllen ihre Magerkeit. Aus Ada wird die entzückendste kleine normannische Fischersfrau, mit rotgestreiftem

Röckchen und hoher weißer Flügelhaube, aus Flora eine zierliche Carmen. Was wir insgesamt an Schmuck besitzen, hängen wir ihr um. Und ich? Ich muß aus mir eine Sonnenblume machen und machen lassen, da nützt kein Widerstreben. Die sei für mich denn doch gar zu charakteristisch, behaupteten alle.

„Charakteristisch oder nicht," wandte ich ihnen seufzend ein, „sie wird mir nicht stehen, und das geht mir nahe."

Herrlich werde sie mir stehen, lautete die enthusiastische Versicherung. Dann brachte die eine von irgendwoher orangegelben Kattun, die andre braunen Sammet, und das Zusammensetzen der Blütenkelche begann, ohne daß von meinen Seufzern weiter Notiz genommen worden wäre. Das grüne Kleid soll ich dazu tragen, das weichfallende, „ästhetische" weißt du, nach Burne Jonesscher Manier. Die Blumen werden daran befestigt, und einen Riesenkelch bekomme ich als Kopfputz. Gelbe Blütenblätter und gelbe Haare — ich schaudere, wenn ich an die Zusammenstellung denke. Aber hoffen wir das beste!

Noch begieriger wie auf mein eignes Kostüm bin ich auf die der Herren. Einen Schneider haben wir nicht an Bord, außer Mr. Jones, der selbstverständlich auf seinen Beruf nicht einmal angeredet werden darf.

Im Hafen von Port Said, den 19. September.

Nun ist alles vorüber, die Freude und auch der Schmerz, denn nach dem Ball kam das Abschiednehmen — gestern sind die Macdonalds nach Kairo weitergereist. Es flossen heiße Thränen beim Lebewohl, Ada besonders schluchzte herzbrechend. Aber ich fange da wieder einmal mit dem Ende an. Du bist natürlich begierig auf den Ball.

Es war hübsch, Leni — ja, das läßt sich nicht leugnen. Ein mit Fahnen und Fähnchen festlich geschmücktes und nebenbei noch strahlend erleuchtetes Verdeck stelle dir vor. Wir hatten neben dem guten Mond am Himmel noch buntfarbige chinesische Papierlaternen, die in Festons an den Eisenstäben befestigt waren, welche bei Tage das Sonnenzelt tragen.

Dann die Kostüme! Einige waren ja sehr grotesk. Die lange Mrs. Merryweather z. B. hatte sich (Gott weiß, wo sie ihn hergenommen) einen Pfauenbalg über den Kopf gezogen und einen Pfauenschwanz an den Saum ihres ganz gewöhnlichen Gesellschaftskleides geheftet. Dieser Vogel war ein Anblick für Götter. Schade nur, daß er kein Rad schlagen konnte, sein langer Schweif war den Tanzenden überall im Wege.

Die Herren, abgesehen von den fünf Reverends, die übereingekommen waren, daß sie es der Würde ihres Standes schuldig seien, im Frack zu erscheinen, hatten mit beschränkten Mitteln Hübsches geleistet. Sie stellten aus dem guten Grunde, daß Lumpen leichter zu beschaffen sind, als seidene Gewänder, vorzugsweise Individuen aus der niederen Volksklasse dar, als da sind: Neapolitanische Fischer, Mausefallenhändler, reisende Handwerksburschen und Musikanten. Wir hatten auch einen gehörnten und geschwänzten Teufel von grausiger Naturwahrheit.

Entschieden der Löwe des Abends aber war Mynheer van Ravenstein, der, wie verlautete, bloß in seinen Koffer hatte zu greifen brauchen, um das Kostüm eines

chineſiſchen Hohenprieſters herauszuziehen! Leni, ich mußte doch lachen. Kein Mandarin alſo, ſondern ein Hoherprieſter, im übrigen alles echt an dem Mongolen, die hervorſtehenden Backenknochen, die feiſten Wangen, die Schlitzäuglein, die Glatze. Und zu dieſer wundervollen Maske nun noch der rotſeidene, golddurchwirkte Mantel, deſſen Rückſeite in unnachahmlicher Stickerei die graphiſche Darſtellung der Schöpfung und die acht chineſiſchen Symbole zeigte! Miß May war förmlich „weg“ in den bezaubernden Anblick, und daß Dr. Harris als ganz gemeiner Mauſefallenhändler für den Abend keine Chancen hatte, iſt nur zu begreiflich.

Auch Herr von Senden hatte nur in ſeinen Koffer gegriffen, „aus gänzlichem Mangel an Phantaſie,“ wie er ſagte. Er trug, was er zweifellos auf Sumatra alle Tage trägt, den weißen Pflanzeranzug mit Helmhut, aber er hätte ſich gar nicht vorteilhafter kleiden können. Pops ſah ebenfalls hübſch aus, oder wohl richtiger ſchön. Selbſt Ada, die ſonſt am wenigſten lobend auf ihn zu ſprechen iſt, gab dies bewundernd zu. Er ſtellte etwas zwiſchen einem Tiroler und einem Räuberhauptmann vor, d. h. von letzterem wollte er ſelbſt durchaus nichts wiſſen. Als jemand, ich glaube es war der kleine Downing, ihn ſcherzweiſe Fra Diavolo anredete, that er förmlich beleidigt. Liebenswürdig war er überhaupt nicht, mich hat er in einer Weiſe geärgert — doch ich rede lieber nicht davon.

Unter den Damen gefiel mir am beſten Mrs. Macdonald als ſtattlich ſchöne Römerin — Mr. Stephenſon, der einen alten Seebären mit Theerjacke und Südweſter aus ſich gemacht hatte, ſchien meinen Geſchmack zu teilen. Flora, Ada, May habe ich dir bereits vorgeführt. Die übrigen Herrſchaften kennſt du nicht, ihre Masken intereſſieren dich daher auch nicht. Du biſt nur neugierig auf die Sonnenblume, ich merke es ſchon.

Du kannſt dich beruhigen, Kleine, ſie fiel beſſer aus, als ich gefürchtet hatte. Ich weiß nicht, ob dem Mond, oder den Papierlaternen das Verdienſt gebührt, gütigſt verhindert zu haben, daß das Gelb auf dem Gelb abſcheulich wirkte, Thatſache iſt jedenfalls, daß alle Welt ſich entzückt über meine Erſcheinung äußerte, und daß ſogar ziemlich laut geflüſtert wurde, ich ſei — doch das iſt Unſinn, braucht alſo auch nicht wiederholt zu werden.

Ob es ein luſtiger Ball war? Zu Anfang, ja. Eine aus den Stewards — die auf dieſen Dampfern alle ein bißchen muſikaliſch ſein müſſen — zuſammengeſetzte Kapelle ſpielte gar nicht übel auf, und da das Meer ſich artig verhielt, ging das Tanzen flott von ſtatten. Bald nach Mitternacht jedoch ſtellte ſich bei dieſem und jenem der Katzenjammer bereits ein, der doch gemeinhin das Ende des Feſtes abzuwarten pflegt.

Zuerſt meldete er ſich bei Herrn von Senden. Wir hatten ſoeben zuſammen gewalzt und ruhten nun aus auf einer Bank neben der Baluſtrade. Der Mond ſtand gerade über uns im dunkeln Ätherblau und ſchnitt ein ſpöttiſches Geſicht. Mir ſchien's ſo wenigſtens, und ich ſprach es aus.

„Spöttiſch? Weshalb denn nur?“ erkundigte ſich mein Partner.

„O! Er mokiert ſich eben über unſern Mummenſchanz,“ antwortete ich lächelnd. „Die eine und die andre Maske für ſich betrachtet, läßt er ja gelten, aber in der Zuſammenſtellung mit einer zweiten wirkt ſie ſofort grotesk und verletzt ſein äſthetiſches

Gefühl. ‚Die zierliche Carmen neben dem grinſenden Neger,‘ denkt er, ‚die ſchöne Römerin Arm in Arm mit dem Mauſefallenhändler, die antike Griechin, die ſich mit dem mittelalterlichen Teufel im Kreiſe dreht‘ — Ungereimtheiten und Anachronismen, wohin man nur ſieht!“

„Meinen gnädiges Fräulein wirklich, daß der alte Knabe ſo peinlich iſt, was den Schönheitsſinn betrifft?“ fragte Herr von Senden mit mehr Ernſt, als der Gegenſtand eigentlich verdiente.

„Ja, das meine ich,“ erwiderte ich kopfnickend, „und es iſt ja auch nur natürlich, ſolch ein Künſtler ohnegleichen, wie er iſt. Seitdem ſie den Pinſel führen, ſuchen es ihm die Herren Maler nachzuthun, doch bis heute iſt's noch keinem gelungen, mit ſo wenigen Farben ſolch unvergleichliche Wirkung zu erzielen.“

„Aber Humor ſoll er doch auch haben, und lachen thut er gern, wie man verſichert. Warum dann nicht lieber heute den Kunſtkritiker einſtecken und eine luſtige Reiſeerinnerung mitnehmen für ſpäteren Gebrauch — in den Urwäldern von Sumatra z. B.? Da langweilt er ſich nämlich ſträflich, ich habe ihm das manch liebe Nacht angemerkt und es ſehr begreiflich gefunden.“

„Ei, ei, Herr von Senden! Begreiflich gefunden? Wer ſchwärmte denn neulich von dem herrlichen Urwald, der ſein Heim umrauſchte?“

„Das that vielleicht ich, aber —“

„Wer fand in der Arbeit ſeine höchſte Freude, hatte niemals Zeit, Langeweile zu fühlen, konnte ſich überhaupt kein idealeres Leben denken, als das des Pflanzers auf Sumatra?“

„Freilich iſt's ideal und freilich macht die Arbeit Freude, aber, gnädiges Fräulein, wir ſprachen doch vom Mond, nicht wahr? Wenn der am Himmel ſteht, dann pflegt die Arbeit zu ruhen, und wenn die Arbeit ruht, dann gäbe man die Geſellſchaft von hunderttauſend ſtillen Bäumen gern hin für die eines einzigen lieben, fröhlichen Menſchen.“

„Ah! So war's gemeint? Sie Ärmſter, ja, das kann ich Ihnen nachempfinden; aber gegen dieſes Übel gibt's wohl leider kein Heilmittel?“

„Ich — wüßte ſchon eines,“ preßte er etwas beklommen hervor.

„Nun?“

„Wenn ich mich — verheiratete.“

„Um Gotteswillen!“ rief ich außer mir vor Entſetzen. „Sie werden doch in ſolch eine fürchterliche Einöde eine Frau nicht hineinſchleppen wollen? Herr von Senden, das wäre ja grauſam — herzlos!“

Das Blut ſchoß ihm in die Wangen, ich ſah es deutlich ſelbſt in dem fahlen Licht.

„Wenn mir perſönlich vor etwas graut,“ ſetzte ich, mich ſchüttelnd hinzu, „ſo iſt's vor dem Gedanken an ein Dahinvegetieren in völliger Einſamkeit.“

Er rückte ein paarmal unruhig auf ſeinem Sitz hin und her. „Sie hätte doch am Ende — mich,“ gab er mir dann ſchüchtern zu bedenken.

„Sie?“ entgegnete ich, jetzt förmlich empört. „Aber Sie ſind ja, nach dem, das Sie mir neulich ſagten, den ganzen Tag auf Ihrer Plantage beſchäftigt, die von

Ihrer Wohnung beträchtlich weit abliegt. Die arme Frau wäre also die endlos langen Stunden auf sich ganz allein angewiesen!"

„Das ist wahr," nickte er, seufzte schwer auf und sah vor sich nieder mit der Miene eines Menschen, dem seine schönsten Hoffnungen zerstört worden sind.

Nun fing ich an, mir ein wenig unfreundlich gegen ihn vorzukommen. „Herr von Senden," beeilte ich mich deshalb in einiger Erregung zu versichern, „ich wünsche Ihnen ja alles Glück, aber ich konnte wirklich nicht gut umhin, auszusprechen, was ich dachte."

„Natürlich nicht," erwiderte er dumpf, „und um Ihre ehrliche Meinung war mir's zu thun."

„Sie dürfen es nur nicht dabei bewenden lassen," fuhr ich durch die Verzweiflung in seinem Ton peinlich berührt, fort, „Sie müssen über den Punkt auch noch andre Ansichten einholen!"

„Die Ihre wird wohl die allgemeine sein."

„Und wenn auch! Die einzige ist's doch vielleicht nicht. Alle Mädchen sind nicht wie ich. Es gibt welche, die aus purer Liebhaberei ins Kloster gehen, und — wenn ich's recht bedenke — ja, wahrhaftig, wenn ich's recht bedenke, ich kenne sogar selber eine kleine Person, die einem Manne, immer vorausgesetzt, daß sie ihn liebte —" hier mußte ich unversehens lachen — „ohne langes Zögern in die wüsteste Wildnis folgen würde."

Du merkst, auf wen ich anspielte, Leni, er merkte es natürlich nicht, aber wie ein jäher Freudenstrahl brach es aus seinem Auge, und atemlos stammelte er hervor:

„Wer — wo ist sie?"

„Diese kleine Ausnahme von der Regel wohnt in Bremen."

Alles Licht erlosch in seinem Blick. Nimm's ihm nicht übel, Leni, er kennt dich ja nicht! So bitter enttäuscht sah er mich an, daß ich ein wenig ironisch sagte:

„Sie glaubten wohl gar, ich hätte sie hier gleich zur Hand? Bedaure, Herr von Senden! Hier auf dem Schiff gibt's bekanntlich außer meiner Wenigkeit nur drei unverheiratete Damen, und daß eine von den dreien für den Urwald zu haben wäre, das bezweifle ich denn doch sehr. Da ist z. B. Miß May Burnand. Die würde, so wie ich sie kenne, bei dem bloßen Vorschlag schon Zeter und Mordio schreien. Dann zweitens Miß Flora Macdonald, die passionierte Porträt- und Genremalerin. Der dürften im Urwald bald die Sujets ausgehen. Und drittens Miß Ada, der fröhliche Schmetterling, der in München von Vergnügen zu Vergnügen, vom Ball ins Konzert, vom Konzert in das Theater geflattert ist. Mir dieses Weltkind par excellence auch nur in Gedanken in die Gesellschaft von hunderttausend stillen Bäumen zu versetzen, das bringe ich nicht fertig — nein, so hartherzig ist meine Phantasie nicht!"

Ich hatte mit einem leisen Auflachen geschlossen, allein jetzt, wie ich das Auge zu ihm hob, durchfuhr mich der Schreck. Wie mit einem Schlage ward mir alles an seinem Gesichtsausdruck klar — —

„Herr von Senden!" rief ich außer mir.

„Um Gotteswillen, nicht so laut!" beschwor er mich mit aufgehobener Hand.

„Wie — war's denn nur möglich?"

„Weiß ich's?"

„Ada — gerade Ada, die für das rauſchende Leben und nur dafür geſchaffen iſt?!"

„Meinen Sie, ich hätte mir das nicht ſelber hundertmal wiederholt?" preßte er heraus. „Aber was kann der Menſch gegen die Liebe — die Liebe?"

Du mußt mich nicht für hart halten, Leni, er that mir ja im Grunde leid, aber: „Was kann der Menſch gegen die Liebe?" Das klang mir denn doch gar zu kläglich, es funkelte dabei auch etwas in ſeinem Auge, das merkwürdig nach einer Thräne ausſah. Ein Mann — und weinen?

Eine Minute ſpäter gefiel er mir ſchon beſſer. Da hatte er ſich erhoben und ſtand vor mir, zwar noch immer mit tiefniedergeſchlagener Miene, allein männlich, entſchloſſen.

„Es war eine Thorheit," ſagte er dumpf, „ich muß, ich will ſie mir aus dem Sinn ſchlagen. Sie werden mir mein Geheimnis wahren, Miß Hillerns?"

Ich verſprach es, ihm die Hand reichend, die er an ſeine Lippen führte. Dann ging er, die Kajütentreppe hinabzuſteigen. Sein Schritt war etwas ſchwer und ſchleppend, doch den Kopf trug er hoch. Es hat keine Gefahr, Leni. Er wird ſich von der dummen Liebe nicht unterkriegen laſſen.

Ich hatte nun von dem Thema eigentlich übergenug, aber eine Viertelſtunde ſpäter fuhr der böſe Geiſt in Pops und veranlaßte ihn, mir ſeine Liebeslitanei von neulich zu wiederholen und ihr einige ſo impertinente Betrachtungen folgen zu laſſen, daß ich, ihm den Rücken kehrend, erklärte, ich verzichtete auf jedes Privatgeſpräch mit ihm für den Reſt der Reiſe.

Wieder ein Weilchen ſpäter, als ich im Begriff war, mich in meine Kabine zurückzuziehen, und den Fuß ſchon auf der oberſten Treppenſtufe hatte, erwiſchte mich Ada beim Ärmel.

„Auf einen Moment, Ruth, liebſte Ruth," bat ſie mit zitterndem Stimmchen, „ich habe Ihnen etwas zu ſagen."

Reſigniert ließ ich mich von ihr nach einer Bank in einem ſtillen Winkel ziehen. „Nun?" forſchte ich, als wir ſaßen.

Sie ſah mich an, öffnete die Lippen, ſchloß ſie wieder, ſchlug die Hände vor das Geſicht und brach in Thränen aus.

„Ada!" rief ich beſtürzt.

„Ruth," ſchluchzte ſie, „ich bin das unglücklichſte Geſchöpf unter der Sonne!"

„Beſte Ada, was iſt denn nur ſo plötzlich geſchehen?!"

„Plötzlich nichts — es war ja am Ende — vorauszuſehen, man — man iſt nur immer ſo vertrauensſelig — aber daß zu all dem Elend nun auch noch dieſes kommen mußte!"

„Was denn nur?"

„Er hat ſich in Mama verliebt, der greuliche Menſch!"

„Aha! Mr. Stephenſon? Das wußten Sie nicht?"

„Hatte keine Ahnung bis vor etwa zehn Minuten. Da flüſtert mir Flora plötzlich ins Ohr: ‚Du! ſchau dir doch mal den alten Stephenſon an!' — ‚Fühle keine Verſuchung,' entgegne ich, ohne den Kopf zu wenden, ‚er ſieht aus wie der gemeinſte Matroſe in der ſcheußlichen Theerjacke.' — ‚Ach! wenn's weiter nichts

wäre,' seufzt sie, ‚aber er stapft beständig hinter Mama drein, verschlingt sie mit den Augen, grinst von Ohr zu Ohr, so oft sie das Wort an ihn richtet!' — Wie ich das höre, Ruth, da ist's doch gerade, als ob der Blitz vor mir einschlägt!"

„Bah! Regen Sie sich nicht unnötig auf, Ada. Sie macht sich gar nichts aus ihm."

„Das ist durchaus nicht gesagt, sie flirtete vorhin entschieden ein bißchen mit ihm, und zu verdenken wäre es ihr auch nicht einmal, wenn sie ihn nähme. Sie ist noch jung, sehr hübsch, und hat's gar nicht besonders gut auf der Welt."

„Ich denke, sie besitzt alles, was ihr Herz begehrt: Geld, Gesundheit, zwei liebenswürdige Töchter —".

„Die sind's eben, die ihr zu schaffen machen."

„Wieso denn?"

„Ja, sehen Sie, Ruth, sie ist für die Gemütlichkeit, und wir lassen ihr so recht keine Ruhe. Engelsgut wie sie ist, kann sie niemand ‚Nein' sagen, und am wenigsten uns. So haben wir sie denn unser Leben lang tyrannisiert und um den Finger gewickelt. Geklagt hat sie ja nie, aber wundern sollte es mich nicht im geringsten, wenn sie jetzt dächte, daß sie es bei diesem Stephenson vielleicht besser haben würde, als bei uns."

Ist's nicht köstlich, Leni, wie in der Familie Macdonald zwischen Mutter und Kindern die Rollen vertauscht sind? Ich mußte zu dem letzten Stoßseufzer wohl oder übel lachen; als jedoch die Kleine wieder bitterlich zu weinen anhub, beeilte ich mich, mit Entschiedenheit zu versichern: „Sie denkt nichts Derartiges, Ada, davon bin ich überzeugt. Aber selbst wenn auch, sie brauchte bloß von Ihrem Kummer etwas zu merken —"

„Das soll und das wird sie eben nicht," fiel sie mir heftig in das Wort. „Wir sind ihr in Nebendingen oft genug entgegen gewesen, in einer Sache, von der ihr ganzes Wohl und Wehe abhängt, dürfen wir sie nicht beeinflussen. Darin ist Flora ganz meiner Meinung — freilich" — dies mit einem trostlosen Kopfschütteln — „Flora verliert nicht, was ich verliere! Ihr bleibt ihre Kunst, ich habe nur Mama!"

„Und Sie werden sie behalten."

„Ich hoffe nichts mehr — gar nichts! Ich bin zum Unglück ausersehen —."

„Thorheit, Ada!"

„Alles — alles schlägt mir fehl! Wie hatte ich zum Beispiel gewünscht, Sie, Ruth, würden uns nach Kairo begleiten!"

„Und wie gern käme ich Ihrem Wunsche nach, trotzdem ich schon einmal dort war, aber es ist ja keine der Damen zu bewegen, den Abstecher mitzumachen. So wäre ich also für die Rückfahrt einzig auf Herrengesellschaft angewiesen."

„Ich weiß," nickte sie, „ach Gott! ich weiß es ja. Es ist schrecklich hart. Wir hatten uns so innig aneinander geschlossen, und nun — morgen schon ein Lebewohl auf ewig!" Sie preßte ihr Taschentuch an die Augen. Dann nach einer Pause in leisem, bebendem Ton: „Wer sind die Herren, die mit uns fahren?"

„Der kleine Downing und noch ein paar von den Reverends, Mr. Manning und Dr. Harris."

„Sonſt — niemand?“

„Nein.“

„Ich dachte mir's,“ flüſterte ſie, erhob ſich haſtig und reichte mir abgewandten Geſichtes die Hand. „Gute Nacht, Ruth — ſüße, liebe Ruth,“ ſagte ſie in von Thränen halberſticktem Ton.

„Gute Nacht, liebe Ada! Soll ich Sie hinunter begleiten?“

„Dank!“ murmelte ſie kopfſchüttelnd und entfernte ſich raſch.

Bis die zierliche Geſtalt in der Kajütenöffnung verſchwunden war, wartete ich, dann ſtieg auch ich hinunter, mich in meine Koje zu legen. Daß ich nicht zur Ruhe kam, dafür ſorgte anfangs Miß May, die mir von den Schmeicheleien, die man ihr im Laufe des Abends geſagt hatte, leider keine einzige vorenthielt, ſpäterhin allerlei unangenehmer Gedankenkram, den ich aus dem Kopf nicht los ward. Die Sonne ſtand bereits hoch am Himmel, als mir endlich die Augen zufielen.

Den ganzen geſtrigen Tag verbrachte ich in der Geſellſchaft der Macdonalds. Die Mutter war ſo ſchön und ſo ernſtfreundlich, wie ſie immer iſt. Flora ließ ſich von ihrem Kummer nichts anmerken, Ada war und blieb ſtill und in ſich gekehrt. Um zwölf Uhr nachts fuhren ſie mit dem winzigen ägyptiſchen Poſtdampfer nach Ismailia ab. Als ſie eben im Begriff waren, die ‚Poonah‘ zu verlaſſen, kehrte Herr von Senden, der ſich ſeit dem Ball nicht hatte blicken laſſen, aus der Stadt zurück. Sehr blaß, aber völlig ſelbſtbeherrſcht, reichte er Ada zum Abſchied einen Blumenſtrauß. Während beide ſo einen Moment lang nebeneinander ſtanden, dachte ich bedauernd bei mir:

„Warum muß er auch gerade in der Wildnis leben? Sie hätten ein ſo hübſches Paar gegeben!“

Elftes Kapitel.

Im Hafen von Port Said, den 20. September.

Die Macdonalds haben meine ganze frohe Laune mit fortgenommen. Ich entbehre ſie in einer Weiſe, daß ich es kaum begreifen kann. Das klettenhaft Anhängliche liegt doch ſonſt nicht in meiner Natur.

Freilich, ſie waren liebenswürdig — beſonders Ada — und unterhaltend. Ja, unterhaltend, dahinter wird's wohl ſtecken. Ich langweile mich zu abſcheulich. Herr von Senden iſt ſehr einſilbig geworden, kann ſtundenlang daſitzen, ohne den Mund aufzuthun, und immer im Geiſte mit dem kleinen Downing die Chineſen zu bekehren, dazu habe ich keine Luſt.

In Port Said war ich heute morgen mit Miß May — kurzweg May muß ich ſie übrigens jetzt nennen, ſie hat ſich's ausgebeten in der überſchwenglichen Dankbarkeit dafür, daß ich ſie für den Ball ſo ſchön gemacht — mit May alſo und einigen der Herren. Die Stadt hatte ich noch von der letzten Reiſe her als abſcheulich in der Erinnerung, zu ihrem Vorteil verändert hat ſie ſich ſeitdem nicht. Das europäiſche Viertel beſteht aus wenigen, ſich am Meere hinziehenden Straßen,

die Einwohnerschaft aus europäischen Beamten, einer ägyptischen Wache, Obst-, Gemüsehändlern und Bettlern.

O diese Bettler, Leni! Mir schaudert noch die Haut, wenn ich an sie denke. Schmutzstarrend, in scheußlichste Lumpen gehüllt, fast ausnahmslos mit den fürchterlichsten Gebrechen behaftet, die sie uns so augenfällig wie nur möglich zu machen suchten, folgten sie uns „Backschisch!“ schreiend und murmelnd auf Schritt und Tritt. Dazu kam die Glut der Atmosphäre und die Fliegen, die sich in Schwärmen auf uns stürzten. Es ward bald unerträglich. Vor dem großen Sandplatz, der das europäische von dem arabischen Viertel trennt, machten wir Kehrt und eilten, immer verfolgt von dem grausigen Menschenschwarm, zum Hafen zurück. Da war ein Unglücklicher, der Elephantiasis an der rechten Hand hatte, und einen Zeigefinger von zwölf bis fünfzehn Zoll Länge und entsprechender Dicke emporhielt. Ich warf ihm abgewandten Gesichtes alles Geld zu, das ich bei mir hatte, und lief dann, was ich laufen konnte. Die Zähne klapperten mir jetzt trotz der Hitze. Gott, daß es solche Häßlichkeit auf der Welt geben darf!

Sues, den 22. September.

Durch den trostlos langweiligen Kanal wären wir glücklich hindurch. Heute abend kehren die Ausflügler von Kairo zurück, morgen früh fahren wir in das Rote Meer hinein. Ob es nun wieder lustiger wird?

Den 23. September.

Sues ist längst außer Sicht. Rechts und links ragen öde, graue Felsen, völlig tier- und pflanzenlos. Und die Hitze, Leni, die Hitze!

Als ich noch in eurem kühlen Norden war, da pflegte ich zu sagen, ich könne gar nicht Sonne genug bekommen. Jetzt, wenn ich mir vorstelle, daß mein zukünftiges Heim auf einer Insel liegt, auf welche das ganze Jahr lang die Sonne ihre Strahlen vertikal hinabsendet, so —.

Aber ich tröste mich mit der Hoffnung, daß über Java doch wohl mitunter kühlende Winde hinwehen werden. In diesem Höllenschlund hier regt sich kein Lüftchen. Wie eine starre Kuppel von glühendem Metall wölbt sich der Himmel über uns, das Meer da unten ist wie dickflüssiges, geschmolzenes Glas, und von Meer und Himmel geht ein Gleißen, ein immerwährendes unerbittliches Flammen und Leuchten aus, das die Augen foltert und entzündet.

Den 24. September.

Fern am Horizont verschwimmt der Höhenzug des Sinai. Wir atmen Feuer nach wie vor. Die Gesellschaft ist merkwürdig still. Auf Bänken und Stühlen lang ausgestreckt liegen die Reisegenossen herum, lassen schlaff die Arme hängen, halten die Augen, die trotz des doppelten Zeltdaches das Übermaß von Licht blendet, geschlossen. Verschönernd wirkt sie nicht, diese gräßliche Hitze, die sich weich, feucht und schwer um die Glieder legt, und den Körper auflösen zu wollen scheint. Wohin man blickt, hartrote, schweißüberströmte Gesichter, vertrocknet schmachtende Lippen, feuchtklebende Haare.

In dieser heißen Wasserwüste liegen Inseln, Leni — wir passierten vorhin

wieder eine — nackte, kahle, grauenhafte Inseln, die den ganzen Tag im Sonnenfeuer stehen. Keine Pflanze kann darauf gedeihen, aber — Menschen leben dort, die Wärter der Leuchttürme. Nicht einmal in Gedanken mag ich mir die Existenz dieser Ärmsten malen. Möge ihnen ihr Allah das kühle, grüne Paradies gewähren, von dem sie ohne Zweifel träumen.

Herrn von Senden habe ich vorhin mit dem Mark Twain beglückt, den mir Ada vermacht hatte. Ich war mit der Lektüre zu Ende und hatte den Band neben mich hingelegt, da sah ich, wie mein Pflanzerfreund ihn mit hungrigen Augen verschlang.

„Hier," sagte ich, ihm das Buch hinreichend, „ich habe keine weitere Verwendung dafür. Lesen Sie und erweitern Sie Ihre Sprachkenntnisse."

Er ward rot, während er mir seinen Dank stammelte. Nun sitzt er mit den „Innocents Abroad" vor der Nase, aber da er zu dem spaßhaften Inhalt keine Miene verzieht, so wird er wohl so wenig davon verstehen, wie ich von dem Rig-Veda. Was für Narren sie doch aus vernünftigen Menschen macht, deine berühmte „große Liebe!"

Den 25. September.

Die Hitze nimmt eher zu, als ab. Um Mitternacht hatten wir noch neunundreißig Grad — davon mache dir einen Begriff, wenn du kannst.

Wir schlafen natürlich auf dem Verdeck, wenn man schlafen nennen darf, was eigentlich nur ein halbbewußtes Vorsichhindämmern ist. Das Zeltdach ist nachts fort. Man hat über und um sich das Gewirr und Gewimmel der Sterne. Das ist ein Flammen von oben her, ein Flimmern und Leuchten aus dem Meer herauf — prächtig zwar, aber beunruhigend. Selbst wenn ich die Augen schließe, völlig dunkel wird's nicht vor meinem Blick — daher der Halbschlaf, die schreckhaften Träume.

Von euren Sternen in Bremen pflegte ich mißbilligend zu sagen, daß sie ihre Pflicht nicht thäten. Darnach wirst du mir's kaum glauben, daß ich eurem großen Bären gestern einen Seufzer nachgeschickt habe, Thatsache ist's jedoch. Nacht für Nacht war er ein Stückchen weiter am Horizont hinabgestiegen, gestern winkte er mir mit der linken Hintertatze — oder war's die rechte Vordertatze? — Ade und verschwand. Da seufzte ich denn und dachte: „Es ist doch zu traurig, daß du so weit fortziehst von deiner kleinen Leni. Wärst du nun als Gouvernante nach England gegangen, so hättest du nur den Katzensprung über die Nordsee bis zu ihr." Und dann stellte ich mir den reichen Lord vor, den ich vielleicht geheiratet hätte, und das Schloß, dessen Herrin ich geworden wäre — — Pfui!

Den 26. September.

Pfui?

Ja, das galt mir. Mein Leben lang war ich gegen mich und andre aufrichtig gewesen, gestern auf einmal ertappte ich mich beim Heucheln. Meine Gefühle wollten mir nicht mehr so recht präsentabel erscheinen, da begann ich ganz sachte, sie für Leni ein wenig zurechtzustutzen. Doch das darf nicht sein. Vor mir selbst darf und will ich mich nicht erniedrigen.

Du magst es mir nun übel nehmen, oder nicht, meine Kleine, der letzte

Bruchteil meines Tagebuchs, den du je von mir erhalten wirst, ist von Port Said an dich abgegangen. —

Um nun der Wahrheit die Ehre zu geben, wo begann die Heuchelei? Bei dem Seufzen nach Leni. Ich habe es ja lieb, das Cousinchen, soweit ich jemand lieb haben kann, aber geseufzt habe ich nach ihm nur am allerersten Reisetage. Da kam Ada, kamen die übrigen als angenehmer Ersatz. Alles bewegte, ja drehte sich um mich. Ich, die ich in Bremen, dank der Xanthippe von einer Tante, so manche böse Stunde durchlebt hatte, sah mich als der bewunderte, verhätschelte Liebling der ganzen Gesellschaft. Eine Närrin wäre ich ja gewesen, wenn ich noch nach irgend jemand hätte seufzen wollen. Ich dachte auch gar nicht daran, ich war die lustigste der Lustigen, freute mich der Reiseeindrücke, freute mich der Zukunft, freute mich meines Daseins überhaupt.

Da erschien Pops, das heißt sein bloßes Erscheinen verdarb noch nichts, auch sein ererbter Reichtum that es nicht, und nur ganz wenig sein Schloß in Schottland. „Was er hat, das werde auch ich haben," sagte ich mir, „und wenn mein Schloß, statt in Schottland, in Java steht — was liegt daran?"

Ja, ich war mit Herrn Bardewiek und meinem Los noch wohl zufrieden bis zu der letzten Unterredung, die ich mit Frank Pospischill hatte — in der Ballnacht.

Mitten in seiner Liebes-Jeremiade hielt er nämlich plötzlich inne und verlangte zu wissen, wo ich meinen Verlobten kennen gelernt hätte. Als ich der Wahrheit gemäß erklärte, daß er mir persönlich noch fremd sei, und sich die ganze Sache brieflich arrangiert habe, entsetzte er sich, schrie Ach! und Weh!, konnte nicht fassen, nicht begreifen, wie ich, Ruth Hillerns, die Schönste, die Herrlichste, die zu erlangen ein andrer zu Fuß um die Erde gepilgert wäre, sich jeder Mühsal unterzogen hätte, für einen Mann zu haben sein könne, der mich einer Reise nach Europa nicht einmal wert halte, der mich zu sich bescheide, gemächlich, ohne sich vom Platz zu rühren, mit einem Handwink, wie ein Sultan eine neue Sklavin, oder richtiger mit ein paar Federstrichen, wie ein Kaufmann seine Warenballen u. s. w.

Die Worte trafen mich wie Peitschenhiebe, mein Stolz bäumte und krümmte sich darunter. Ich gebot dem Unverschämten zwar Schweigen und drehte ihm den Rücken, aber die abscheuliche Rede hatte sich mir in die Seele gebrannt, und mehr und mehr, wie ich so darüber nachdachte und mich damit quälte, verwandelte sich vor meinem Geiste der gute, edle, großmütige Mann, der dem armen Mädchen seine Hand und seinen Reichtum bot, in den Sultan, der sich eine Sklavin herbeiwinkte, in den Kaufmann, der sich eine Ware verschrieb.

Daß ich nicht von Port Said aus geradeswegs nach Deutschland zurückkehrte? Daran hinderte mich die Furcht, mich lächerlich zu machen, hier vor den Reisegefährten, dort vor den Verwandten — und dann vor allen Dingen mein verpfändetes Wort.

Kapitän Bardewiek, der gute Alte, hat mein Wort ohne Arg von mir gefordert, und ich habe es ihm ohne Arg gegeben. Meine Arglosigkeit war meine Dummheit, die muß ich nun büßen. Ein Versprechen ist heilig. Aber ich mag mich jetzt noch so krampfhaft bemühen, meine Verlobung im alten Licht zu sehen, es gelingt mir

nicht. Ich haſſe den Mann auf Java, ich haſſe Java, mir graut vor der Ankunft dort.

Ich denke auch, wie ſchön, wie wunderſchön alles hätte werden können, wenn mir nicht das Schickſal dieſen böſen Streich geſpielt, und dann, ſo wie geſtern Nacht, ſteigt jenes Schloß vor mir auf, das nicht, wie ich log, in England liegt, ſondern in Schottland und auch keinem Lord gehört, ſondern Frank Pospiſchill. Für die engliſchen, die ſchottiſchen Schlöſſer habe ich von jeher geſchwärmt, und Großbritannien ſelber — wir thun ja mitunter recht ſtolz und erhaben, wir Auſtralier, wenn wir davon ſprechen — aber unſer Mutterland iſt's doch, und wir mögen es uns eingeſtehen oder nicht, das Land unſrer ſtillen Sehnſucht iſt's auch.

Ja, ich kann mir's nicht leugnen, um die Herrin ſeines Schloſſes zu werden, hätte ich Pops mit in den Kauf genommen, obgleich er mir jetzt, nun er reich iſt, perſönlich weit weniger gefällt, als damals, da er gar nichts hatte. Der Frohſinn, der lachende Übermut, der ihn zum angenehmſten Kameraden machte, iſt einer finſteren Verſchloſſenheit gewichen, ſein offener Blick iſt ſcheu geworden. Ich weiß ja, daß dieſe Scheu durch die Angſt, in der er ſchwebt, ſein Erbe einzubüßen, verurſacht wird, aber alle Angſt iſt häßlich, und gerade Pops, den früher ein wahrer Löwenmut auszeichnete, ſteht die Feigheit ganz beſonders ſchlecht.

In der äußeren Erſcheinung hat er ſich freilich nicht verändert, und neulich, als wir vor Port Said ankerten, und ich den ganzen Tag das Grauen vor dem Unglücklichen mit der mißbildeten Hand nicht los ward, da flüchteten meine Augen unwillkürlich immer wieder zu Pops, um ſich für die Qual, die ſie durchgemacht, an ſeiner Schönheit zu entſchädigen. Natürlich ertappte er mich ſchließlich auf ſolch einem Blick, und ſofort zog er ſeinen Vorteil daraus. Ich hatte ihm auf dem Ball das Wort verboten, nun knüpfte er wieder an mit Bitten um Verzeihung und Beſſerungsgelöbniſſen. Seither läßt er mir keine Ruhe. Vorhin ſagte er mit ſeiner düſterſten Miene, ohne mich habe das Leben für ihn nicht den geringſten Wert, ich ſolle mir's reiflich überlegen, ob ich ſeinen Tod auf mein Gewiſſen nehmen wolle.

„Das bedarf gar keiner Überlegung," entgegnete ich gelaſſen. „Nur friſch drauf los! Ich bin zu allem bereit."

Frank Pospiſchill aus Liebesgram einen Selbſtmord begehen! Ich glaube gar!

Den 27. September.

Ich muß meiner Sache doch wohl nicht ſo ganz ſicher geweſen ſein, als ich den Schlußſatz geſtern hinſchrieb, ſonſt wäre ich vorige Nacht nicht ſo dumm in die Falle gegangen.

Es ſchlief ſchon alles auf dem Verdeck — ich ausgenommen. Da kam die Kajütentreppe herauf ein Schritt, den ich kannte, und nach dem ich mich aus irgend einem Grunde veranlaßt fühlte, hinzuhorchen. Es war ein ungleicher, jetzt zögernder, jetzt raſch ausholender Schritt, der bald aus dieſer, bald aus jener Deckgegend hörbar wurde, und der mich bereits in nervöſe Erregtheit verſetzt hatte, als er auf einmal dicht vor mir ſtockte. Nun wußte ich, daß Frank Pospiſchills Augen an meinem Geſicht haſteten, und dies trieb mir das zornige Blut in die Wangen. Den Gefallen, die Lider zu ihm aufzuſchlagen, that ich ihm nicht, aber eine ungeduldige Bewegung

machte ich. Als er daraufhin seine Wanderung fortsetzte, war aus meiner Unruhe Angst geworden. Ich mußte ihm jetzt mit den Blicken folgen, ich mochte wollen oder nicht. Wenn er irgendwo in den Schatten tauchte, so setzte mein Herz seine Schläge aus, wenn er wieder sichtbar wurde, so war es ein ohrbetäubendes Hämmern in meiner Brust, und als er plötzlich, wie von einem verzweifelten Entschluß vorwärts getrieben, auf das Geländer zueilte, da stieß ich einen Schrei aus, daß alle Schläfer ringsumher erwachten. Es gab eine ganz alberne Scene, während welcher der Pseudoselbstmörder sich hastig in der Richtung der Kajütentreppe entfernte. Alle Welt wollte wissen, was mir geschehen sei, und als ich in meiner Beschämung und meinem Verdruß gar keine Worte fand, riet die gute Mrs. Merryweather, die neben mir kampiert, auf einen Albdruck, den mir die Hitze verursacht haben müsse, welche Erklärung der Gesellschaft einzuleuchten schien.

Zwölftes Kapitel.

Den 28. September.

Um Mitternacht präcise rasselten die Ankerketten ins Wasser — wir waren vor Aden angelangt. Um vier Uhr begann die ‚Poonah' unter entsetzlichem Gepolter Kohlen zu laden. Alsbald wurden sämtliche Fenster, Luken und Luftlöcher geschlossen, und in meiner Kabine entwickelte sich eine backofenartige Hitze — ich hatte mich nämlich, weil die Temperatur am Abend vorher etwas kühler geworden, in meiner Koje zum Schlafen ausgestreckt. Jetzt hieß es blitzschnell in die Kleider fahren und auf das Verdeck stürzen.

Hier war die Hitze nicht so groß, allein es regnete Kohlenstaub. Eine dicke, schwarze Schicht lag bereits auf den Schiffsplanken, auf den Sesseln und auf dem Gesicht Mynheers van Ravenstein, der das Doppelkinn auf die Brust gesenkt, eine breite Faust gegen jedes Knie gestemmt, unbeirrt von Lärm und Schmutz, den Schlaf des Gerechten schnarchte, was ganz besonders May Burnand ergötzte.

Ich hüllte mich in meinen Gummimantel und zog die Kapuze bis an die Nasenspitze. Bald gab es auch etwas zu sehen.

Der Osten färbte sich mit einem matten Rosa, das überraschend schnell die Runde des Horizonts machte. Ein Sonnenaufgang von wunderbarer Pracht folgte. Dann lag das Ufer da, genau so wie ich es von der letzten Reise noch in der Erinnerung hatte. Eine sonngedörrte Landschaft, kein Baum, kein Strauch, wohin man auch blickte. Drüben die blendende Wüste im Dunst der Ferne verschwimmend, geradeaus schwarze vulkanische Felsen hart auf den hartblauen Himmel gezeichnet, und von diesen Felsen, auf deren einem die englische Garnison sich schmoren läßt, eingeschlossen, wie in einem Höllenkessel liegend, die Stadt. Mir fiel ein, daß Java dem Äquator doch noch mindestens um ein halbes Dutzend Grade näher sei, als selbst diese glutatmende Erde von Aden, und ich legte schaudernd die Hand über die Augen, um dann den Blick in das Wasser zu senken, das durch den Kontrast frischer, flüssiger geworden zu sein schien. Auch hier war nichts Neues zu schauen, aber doch etwas,

das erheiternd wirkte. Gerade wie im vorigen Jahre umschwammen auf allen Seiten Negerjungen das Schiff, mit beredten Augen Geld verlangend. Warf man eine kleine Münze, dann war's ein Tauchen danach um die Wette, ein froschartiges Hinunterzappeln und blitzartiges Wiedererscheinen unter Gekreisch und Gelächter. Die meisten Gestalten waren hübsch und selbst einige der Gesichter. Eines glaubte ich wieder zu erkennen. Ich winkte, schleuderte meinen Obolus. Im Nu war das Bürschchen verschwunden, und im nächsten Moment wieder da. Seinen Fund schob es lachend in den Mund, der bei allen die mangelnde Geldbörse ersetzt. So ging das lustig eine ganze Weile — die Herren waren mit kleiner Münze wohlversehen — bis plötzlich ein Goldstück an mir vorüberflog.

Entsetzt drehte ich mich um. Wie ich mir's gedacht, der Werfer war Pops. Gestern den ganzen Tag hatte ich Lust gesehen, wo er war, jetzt fuhr es mir zornig heraus: „Abscheulich! Aus der neidlosen Fröhlichkeit wird nun natürlich eine häßliche Balgerei!"

Er murmelte etwas von „sich vergriffen haben", aber ich weiß es besser, bloß um meine Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, hat er die Narrheit begangen. Das ganze Schauspiel war mir dadurch verleidet, ich kehrte ihm den Rücken und ward von einem der schmierigen Händler attackiert, die jetzt das Verdeck unsicher machten. Durchaus und durchaus sollte ich ein Paar Antilopenhörner von zweiundeinhalb Fuß Länge kaufen. Mr. Manning befreite mich von dem Lästigen.

„Hierher, Isaak — oder Jakob!" befahl er, und als sich der Mann mit hündischer Unterwürfigkeit zu ihm hinwand: „Was kostet der Krempel?"

„Sechzehn Schilling," ward ihm bedeutet.

Mr. Manning legte verächtlich lächelnd fünf Schilling auf seine flache Hand und hielt sie dem Händler hin. Der wehrte sich ein Weilchen mit Verzweiflungsgebärden gegen den Schleuderpreis, steckte ihn jedoch endlich schmunzelnd ein.

Auch der Käufer schmunzelte. „Sehen Sie wohl, so muß man's machen, Miß Hillerns," belehrte er mich selbstgefällig. „Hauen einen sonst übers Ohr — die Kerls. Ein Paar Prachthörner übrigens."

Den 2. Oktober.

Zahllose Schwärme von fliegenden Fischen, in allen Regenbogenfarben schillernd, begleiten uns. Im übrigen geht ein Tag hin wie der andre. Das Wetter ist immer gleichmäßig schön, und — mir graut immer gleichmäßig vor Java.

Den 3. Oktober.

Rein zufällig geriet ich heute morgen in den Salon, der jetzt fast immer verödet liegt. Für den Moment befand sich ein Pärchen darin, bei dessen Anblick ich schleunigst Kehrt machte und mich in meine Kajüte zurückzog.

Hier auf dem winzigen Kanapee saß ich, noch ganz verdutzt von dem eben Geschauten, da trat May ein, kichernd, aber bemüht, die Unbefangene zu spielen.

„Beste Ruth," rief sie aus, „warum liefen Sie denn nur gleich wieder fort? Wir hatten — hihihi — ja keine Geheimnisse — Dr. Harris und ich."

„Das konnte ich eben nicht wissen," entgegnete ich trocken.

„Durchaus keine Geheimniſſe," verſicherte ſie mit der treuherzigſten Miene, die ihr zu Gebote ſtand. „Er erzählte gerade von Afrika, Sie hätten gern bleiben dürfen."

„Beſten Dank, ich intereſſiere mich nicht beſonders für Afrika."

„Aber die Löwenjagden, Ruth, die ſind doch angenehm gruſelig anzuhören."

„So? Hat der Herr Doktor eine Löwenjagd mitgemacht?" erkundigte ich mich in ſkeptiſchem Ton.

„Eine? Ich bitte Sie, wenigſtens ein Dutzend!"

„Die Löwen werden dort zu Lande umherlaufen wie bei uns in Auſtralien die Kaninchen."

„Nun," meinte ſie etwas zweifelhaft, „ſo maſſenhaft vielleicht nicht, aber es iſt doch nicht geraten, ſich ohne Flinte in den Wald zu wagen, wie es ſcheint."

„Dr. Harris wird immer bis an die Zähne bewaffnet gegangen ſein."

„Sie ſagen das in ſo — einem Tone, Ruth, Sie mögen ihn am Ende nicht gern?"

„Weder gern, noch ungern," antwortete ich ſtirnrunzelnd. „Aber wenn ich an Ihrer Stelle wäre, würde ich ihm nicht geſtatten, den Arm um mich zu legen."

„Nun, natürlich nicht!" rief ſie keck weiter heuchelnd, „das ſollte er bloß einmal wagen."

„Als ich vor fünf Minuten in den Salon trat, wagte er es."

„Unmöglich!" proteſtierte ſie. „Liebſte Ruth, das hätte ich doch merken müſſen!"

„Sie waren eben zu ſehr in die Löwenjagd vertieft, die er Ihnen ſchilderte."

Sie warf mir einen blinzelnden Seitenblick zu, wollte die Unterlippe zwiſchen die Zähne klemmen, brach aber plötzlich in Gekicher aus.

„Hihihi," lachte ſie, „Ihnen ſtreut ſo leicht niemand Sand in die Augen. „Übrigens, Ruth" — dies mit kindlichſter Naivetät — „ſo — furchtbar ſchlimm war's doch am Ende nicht?"

„Daß Sie ſich von einem wildfremden Manne umarmen ließen?"

„Wildfremd? Himmel! Ruth, ich kenne ihn ja nun ſchon über drei Wochen, und er iſt ſo nett gegen mich."

„Das heißt, er füttert Sie den ganzen Tag mit Schmeichelreden."

„O! Er hat mir auch aus Kairo etwas mitgebracht."

Ich fiel beinahe von der Bank vor Überraſchung, ſie aber, das unglaubliche Geſchöpf, griff ſeelenvergnügt in ihren Koffer und warf mir eine Handvoll Raritäten in den Schoß. Da waren einige von den Dingelchen, die in Birmingham fabriziert werden, und die man in dem guten Glauben, daß ſie den Mumiengräbern entſtammen, auf der Pyramidenſpitze kauft, da war eine ſchreiend bunte türkiſche Geldbörſe, da war ein Fläſchchen Roſenöl und last not least ein Armband, nicht ſehr koſtbar vielleicht, aber von Gold.

„Nicht ſüß?" fragten die Märchenaugen.

„May," ſtieß ich außer mir hervor, „wie konnten Sie ſich von dieſem Dr. Harris beſchenken laſſen?"

„Ja, lieber Himmel," gab ſie mir unſchuldsvoll zu bedenken, „er hatte die Sachen nun einmal für mich gekauft, da durfte ich ſie doch nicht zurückweiſen."

„Sie durften es nicht nur, Sie mußten es ſogar!"

„Aber Ruth! Eine ſolche Unhöflichkeit!" Sie ſah mich ordentlich indigniert an.

„So denken Sie doch einmal ein bißchen vernünftig nach, May," forderte ich peremptoriſch von ihr. „Geſchenke verpflichten, nicht wahr? Nun alſo, was haben Sie für die Scharteken da dem Herrn Doktor zu bieten?"

„Er wird doch nicht gleich etwas wieder haben wollen?" ſtieß ſie verblüfft hervor.

„Natürlich will er etwas wieder, da er bis über die Ohren in Sie verliebt iſt Er iſt ja auch ſchon dabei, ſich bezahlt zu machen. Heute nahm er die Umarmung, morgen fordert er Ihre Hand."

„Na, die bekommt er natürlich nicht," erwiderte ſie mit einem Lachen, für das ich ſie hätte ohrfeigen mögen. „Ich bitte Sie, er hat ja weder Vermögen noch Praxis."

„Aber wenn er auch mittellos iſt, Sie entblöden ſich nicht, Geſchenke von ihm anzunehmen," rief ich aufſpringend, um das Zimmer zu verlaſſen. „O, es iſt ſchändlich!"

„Ruth — Ruth, ſeien Sie doch nicht ſo furchtbar böſe," jammerte ſie mir nach. „Was ſoll ich denn nur thun?"

„Sich nicht weiter in Vertraulichkeiten mit ihm einlaſſen," befahl ich zornig von der Schwelle her, „und ihm den Plunder, den er die Impertinenz gehabt hat, Ihnen anzubieten, vor die Füße werfen!"

„Lieber Himmel," ſtammelte ſie. „Das — wäre ja entſetzlich —"

„Unhöflich!" vollendete ich und warf die Thür hinter mir in das Schloß.

Hat man eine Ahnung von ſolch niedriger Geſinnung?

Den 4. Oktober.

Uns fehlt jetzt ein Mittelpunkt für die Geſelligkeit. Mrs. Macdonald verſtand es, die Leute um ſich zu ſammeln. Wo ſie ſaß auf dem Verdeck, da war der Salon, in dem ihre Liebenswürdigkeit jeden willkommen hieß. Dafür, daß ſich auch jeder angenehm unterhielt, ſorgte dann der Geiſt und die frohe Laune der Töchter.

Die gute Merryweather beſitzt nicht dies Talent. Sie iſt ſo langweilig wie ſie lang iſt. Die übrigen an Bord anweſenden „Damen" gehören in die Schneider Jonesſche Sphäre. Bliebe alſo für mich nur die Unterhaltung der Herren, oder die Einſamkeit. Allein die Geſpräche der fünf Reverends ſagen mir nicht ſonderlich zu. Wir mögen ſtarten von welchem Punkt wir wollen, wir geraten ſchließlich immer in das Klerikale hinein: High Church, Low Church, Ritualism u. ſ. w. Auch der dicke Mr. Manning hat nur ein Thema, das fatale gaſtronomiſche, Herr von Senden dagegen, der Ärmſte, hat gar keines mehr, ſo hat ihn die „große Liebe" auf den Mund geſchlagen. Und die Einſamkeit? Die gönnt mir Frank Pospiſchill nicht; ich mag mich wenden, wohin ich will, gleich iſt er mir auf den Ferſen. Um vor dieſer Beläſtigung ſicher zu ſein, vertrauere ich nun den größten Teil meiner Tage unter dem Flügel der Mrs. Merryweather. Erſt wenn ich es hier gar nicht mehr aushalte, gehe ich wohl hin und laſſe mir von Herrn von Senden den Mark Twain

vorleſen. Es gewährt ihm ein melancholiſches Vergnügen, und ich brauche es ja mit dem Korrigieren ſeiner Ausſprache nicht ſo grimmig ernſt zu nehmen. Ich thue es wenigſtens nicht, ich ſtarre die meiſte Zeit in das Waſſer und denke meinen Teil. Gewöhnlich ſind's ſchlechte Gedanken, denn das Meer hat es jetzt einmal ſo an ſich, daß es mir nichts Gutes eingibt.

Vorhin, als ich die Wellen ſo heranrollen ſah, da dachte ich:

„So wie ſie heute kommen, ſo kamen ſie, bevor du warſt, ſo werden ſie noch kommen, wenn du längſt geweſen biſt. Was iſt dein kurzer Tag gegen dieſe Ewigkeit, was dein winziges Ich gegen dieſe Unermeßlichkeit? Glaube mir's doch, auf die Null im Weltall, die du biſt, hat niemand acht, und wenn du jetzt hingehſt und den kurzen Tag dieſer Null ſo glücklich machſt, wie du ihn nur machen kannſt, ſo wird dir's niemand verargen."

Darauf malte ich mir Ravensbrooke Caſtle am Fuße ſeiner Berge, inmitten ſeiner Parks und Seeen, und als mir hierbei Pops einfiel, da ſagte ich mir voll Zuverſicht: „Ich würde ihn ſchon kurieren von ſeiner Feigheit und von ſeiner mürriſchen Laune. Ich habe ihn immer gelenkt, immer beherrſcht, und mein gehorſamer Diener würde er auch ferner ſein. Wenn ich kaufen wollte, da müßte er kaufen, wollte ich reiſen, ſo müßte er reiſen, und keine Saiſon in London wollte ich ihm ſchenken, kein Theater, keinen Ball, keine Geſellſchaft —"

So hätte ich wohl noch eine Weile weiter phantaſiert, wenn hier nicht gerade Herr von Senden in ſeinem Radebrechen an ein Wort gelangt wäre, über das er ſtolperte — es war das ominöſe Wort conscience — Gewiſſen. Ich ſetzte ihn im bildlichen Sinne auf die Füße und gewann zugleich mein eignes moraliſches Gleichgewicht wieder.

Gewiſſen! Ja, da hapert es. Was die Unermeßlichkeit da unten nicht hat, das hat das winzige Ich, die Null hier oben, nämlich die Stimme Gottes in ihrer Bruſt. Wollte ich dieſer Stimme zum Trotz mein Wort brechen, ich gelangte nun und nimmer zum Glück, ich kenne mich ja. Verliere ich einmal meine Selbſtachtung, ſo würde aus jeder Freude, die in der Zukunft zu winken ſcheint, für mich ein Fluch.

Den 5. Oktober.

Ich zittere noch an allen Gliedern, die Feder bebt mir in der Hand. O dieſer furchtbare Moment!

Es war vor etwa einer Stunde. Mitten in ſeinem Vorleſen unterbrach ſich Herr von Senden. „Da iſt ein Haifiſch," ſagte er. Ich folgte mit den Blicken der Richtung, die ſein deutender Finger mir gab, und erkannte das Ungetüm. In einiger Entfernung lag es auf der Oberfläche des Waſſers. Erſt die ſtärkere Wellenbewegung, die unſer Schiff verurſachte, ſtörte es in ſeinem Schlummer oder ſeinen Betrachtungen. Es hob den häßlichen Kopf hoch, tauchte unter und verſchwand.

Im ſelben Augenblick faſt erſcholl der gräßliche Ruf: „Mann über Bord!"

Ein Tumult ſondergleichen folgte. Das Verdeck war ſofort ſchwarz von Menſchen, aus allen Kajüten liefen ſie zuſammen. Ich ſtürzte blindlings vorwärts nach dem Geländer hin, that einen Blick in das Waſſer, ſah nichts im erſten Moment, ſah dann ihn mit den Wellen ringen — ihn, Frank Pospiſchill! Ich hatte ihm am

Morgen bittere Dinge geſagt. „Mörderin!“ ſchrie es nun in mir, und alles drehte ſich mit mir im Kreiſe. Ich krampfte meine Finger um die Baluſtrade und wäre doch hingeſunken, wenn mich der kleine Downing nicht geſtützt hätte.

„Mut!“ redete er mir zu, „Mut, Miß Hillerns! Es iſt ſo arg nicht. Der Mann wird gerettet werden — iſt es im Grunde ſchon — er hat ihn ja bereits gefaßt.“

„Wer?“ fragte Herr von Senden.

„Mr. Howard. Ich ſah's von weitem. So wie der Menſch — es iſt einer von den indiſchen Matroſen — über Bord ſprang, war er ihm nach. Eine kühne — edle That.“

„Das weiß Gott!“

„Ein famoſer Schwimmer nebenbei, der Herr. Welche Kraft und Gewandtheit! Er hat beides nötig. Dem Mann iſt's grimmig ernſt mit ſeinem Selbſtmordverſuch, wie es ſcheint. Er wehrt ſich noch immer gegen die rettende Hand. Doch jetzt kommt Hilfe, das Boot ſtößt ab. Sehen Sie's, Miß Hillerns? Gleich werden ſie auf dem Trockenen ſein.“

Es gehörte Zeit dazu, bis in das Chaos meiner Gedanken auch nur einiges Licht kam. Dann aber, als ich den Sinn deſſen erfaßte, das um mich herum geſprochen wurde, da ſchlug meine Angſt in Begeiſterung um. Wie ein Rauſch ſtieg es mir zu Kopf. Ich bahnte mir einen Weg durch die Menge, die ſich nach der Schiffsleiter hingedrängt hatte, und als dem Geretteten, der heraufgetragen werden mußte, der Retter folgte, da war unter den Dutzend Händen, die ſich ihm entgegenſtreckten, auch die meine, und ich glaube faſt, daß er nur meine ſah.

„Das war ſchön — das war herrlich!“ ſtieß ich hervor, und ich fühlte es, wie mir die Thränen in die Augen ſprangen.

In ſein blaſſes Geſicht — er war totenblaß, aber mit den wirr in die Stirn hängenden feuchten Haaren ſchön wie nie zuvor — ſchoß eine tiefe Röte.

„Sie beſchämen mich, Miß Hillerns,“ ſagte er. „Hatten Sie denn vergeſſen, daß ich ſchwimmen kann?“

„Schwimmen?“ wiederholte ich entrüſtet. „Als ob es darauf allein angekommen wäre! Es befanden ſich Haifiſche in der Nähe.“

„Brrr!“ machte er, ſich lachend ſchüttelnd. „Ein Glück, daß ich's nicht ahnte, ſonſt hätte ich mich vielleicht beſonnen.“

Ich glaube es ihm nicht, es glaubt ihm überhaupt niemand. Er, der bisher von vielen — aus dem einen und dem andern Grunde — ſcheel angeſehen wurde, hat jetzt nur enthuſiaſtiſche Lobſprecher.

Mir ſelber wird's nun hinterher freilich ein bißchen bänglich, ich meine, ich hätte mit meinen Beifallsbezeugungen zurückhaltender ſein ſollen. Aber mein Herz wollte ſich Luft machen, ich konnte nichts dagegen. Nach der ausgeſtandenen Angſt war die Freude ſo überwältigend groß.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

(Hier am Abend vor der Ankunft in Point de Galle endet Ruths Tagebuch.)

Dreizehntes Kapitel.

„Ceylon!“ ſagte, nach dem Horizont hindeutend, der Kapitän der ‚Poonah‘.

„Schon?“ murmelte Ruth, die Treppe zur Kommandobrücke hinanſteigend.

„Jawohl! Nun naht die Trennungsſtunde.“

„Unfreundlich genug von Ihnen,“ meinte ſie lächelnd, „daß Sie Ihre beſten Paſſagiere in Point de Galle auf den ‚Nizam‘ abſetzen. Wenn man Sie nun recht artig bäte, würden Sie uns dann nicht noch ein Streckchen weiterführen — ſo etwa bis nach Singapore hin?“

„Geht nicht! Muß nach Kalkutta!“ Der Kapitän that, als zerdrücke er eine Thräne im Auge.

„Ob Ihr Schmerz wohl ſo recht glaubhaft iſt?“ Sie blinzelte ihn ſchalkhaft von der Seite an. „Am Ende iſt doch für den Kapitän eines P. & O.-Dampfers Scheiden und Meiden das tägliche Brot.“

„Gewiß, aber man ſcheidet nicht täglich von einer Miß Hillerns.“

Sie lachte, nahm ihm ſein Fernrohr aus der Hand und ſetzte es an das Auge. „Ach! Ich hab's!“ rief ſie, als ſie nach einigem Suchen etwas wie einen Nebelſtreifen am Horizont gewahrte. „Alſo das iſt Ceylon — übrigens noch recht fern?“

„In einer Stunde werden wir angelangt ſein,“ verſicherte er in einem drolligen Grabestone. Dann nach einer Pauſe, ernſter und etwas zögernd: „Ich ſah da vorhin in einem Kreiſe von Bewunderern eine kleine Photographie die Runde machen — auf ſolch ein Erinnerungskärtchen darf ich wohl keinen Anſpruch erheben?“

„Sie nicht, der Mann, der uns an hunderttauſend Klippen und Sandbänken glücklich vorübergeſteuert hat? Ich glaube gar!“ rief ſie in liebenswürdiger Entrüſtung und lief, das Gewünſchte herbeizuholen.

Daß ſie, um ihm zu willfahren, einen bereits zugeſchnallten Koffer zu öffnen, zu entleeren und von Grund aus noch einmal zu packen und bei der Beſchäftigung ein bißchen gemurrt und auf ihn geſcholten hatte, verriet ſie ihm nicht, als ſie nach einer ziemlichen Weile wieder oben erſchien.

Jetzt war die Küſte ſchon bedeutend näher gekommen. Was vorhin am Horizont nur wie ein Nebelſtreifen geweſen, wuchs nun unter dem wolkenſchweren Abendhimmel empor wie ein Wald von Kokospalmen, von hohen, ſteifen, ſchlanken Stämmen, die ihre Federkronen ſtolz im Äther wiegten. Kein Stückchen kahlen Felſens, nackten Erdreichs ward ſichtbar, nur üppig dunkles Grün, ſo weit der Blick reichte, die kraft- und ſaftvolle, alles überwuchernde Vegetation der Tropen.

Rote Sonnenuntergangsreflexe flimmerten über das Meer, verfärbten ſich und wurden zu einem glänzenden Violett. Am Himmel oben war's ein Chaos von Licht und Farbe, im Oſten, unter und zwiſchen den phantaſtiſchen Wolkengebilden, ein Durcheinanderſpielen von Violett, Grün, Orange, im Weſten ein mattes Roſa. Auf einmal war alles verblaßt, erſtorben. Nur noch von den Wellen ſchien ein geiſterhaftes Licht auszugehen, und bei dieſem Licht ſah man es auf dem Waſſer plötzlich lebendig werden. Ein Heranwimmeln war es von Menſchen in wunderlich geſtalteten

Booten, ein Näherkommen unter betäubendem Geschrei, ein Erklettern der Schiffsseiten — dann, wie mit einem Schlage, war alles in Dunkelheit gehüllt.

Da die ‚Poonah' erst am Mittag des nächsten Tages weiter zu dampfen beabsichtigte, ließen sich die meisten Passagiere an das Land rudern, um dort eine Nacht im bequemen Hotelbett zuzubringen. Die Damen Ruth und May, die Herren von Senden, Howard, Downing, Harris, van Ravenstein, deren nächstes Reiseziel Singapore war, wurden gleich vom Schiff aus mit ihrem Gepäck nach dem in der Nähe ankernden ‚Nizam' befördert. Da sich's aber herausstellte, daß auch dieser erst am folgenden Mittag Point de Galle den Rücken zu kehren gedachte, so stand seitens dieser Herrschaften nun ebenfalls einem Andaslandfahren nichts im Wege. Man ließ sich also rasch eine Kabine anweisen, raffte einige Toilettenutensilien zusammen und schickte sich dann an, in die etwas ängstlich schmalen Boote hinabzusteigen, welche die Eingeborenen bereit hielten.

„Wissen Sie was," flüsterte Ruth, auf das Verdeck gelangt, May zu, „mit Ihnen allein wage ich mich in solch ein Ding nicht hinein. Ich nehme mir Herrn von Senden zum Begleiter, Sie sich den kleinen Downing!"

„Warum denn gerade den?" fragte May lachend.

Ruth entgegnete nichts. Sie sah Mr. Howard auf sich zukommen und hatte nur eben noch Zeit, den neben ihr stehenden Herrn von Senden auf ihr hastig hervorgestoßenes: „Nicht wahr, Sie nehmen mich unter Ihre Flügel?" ein einfaches „Selbstverständlich, gnädiges Fräulein," erwidern zu hören, da war auch der andre schon zur Stelle.

„Ein Rudel aufdringlicher Bettler erwartet uns am Ufer," sagte er, „ich weiß das noch von früher. Wollen Sie sich meinem Schutz anvertrauen, Miß Hillerns?"

„Besten Dank," antwortete sie auf ihren Nachbar deutend, „ich werde bereits beschützt, wie Sie sehen."

Eine Wolke auf der Stirn wich er zur Seite, mit wild pochendem Herzen stieg sie die Schiffsleiter hinunter. Der Sitzplatz in dem Boot, das ihrer harrte, war so schmal, daß sie, trotz ihrer Schlankheit, ein Knie vor das andre schieben mußte.

„Daß eines dieser singhalesischen Fahrzeuge umschlägt, kommt nicht vor," beeilte sich Herr von Senden, indem er ihr gegenüber Platz nahm, beruhigend zu versichern.

Sie nickte nur stumm. Als hinter ihr ein Ruderschlag in das Wasser fiel, schrak sie zusammen und wandte den scheuen Blick über die Schulter. Beim Schein der Laterne, die an der Schiffsseite herabhing, erkannte sie May Burnand, die sich zu ihrem Ritter den Dr. Harris gewählt hatte.

„Das Mädchen thut ihr Möglichstes, um sich zu kompromittieren," fuhr es Ruth durch den Sinn. Gleich darauf war sie schon wieder anderwärts mit ihren Gedanken. Schweigend in den Wald von Masten starrend, durch den das Boot sich hinwand, saß sie da. Erst als man dem Ufer schon ziemlich nahe war, preßte sie plötzlich etwas verlegen hervor:

„Nicht wahr, ich darf doch auf Sie als Tischnachbar rechnen beim Diner, Herr von Senden?"

„Gnädiges Fräulein kommen mir immer zuvor!" rief er ärgerlich lachend. „Ich war eben im Begriff, um die Ehre zu bitten."

„Dank," murmelte ſie, „es iſt mir nur wegen der vielen Fremden, die vorausſichtlich im Hotel anweſend ſein werden —"

In dieſem Moment legte das Boot an, und kaum, daß man den Fuß auf das Trockene geſetzt hatte, ſah man ſich umringt von nackten Singhaleſen, die ſich als Führer anboten und nebenbei noch allerlei unnützen Kram an den Mann zu bringen trachteten. Herr von Senden hatte gut wiederholen, daß er weder für Baſtkörbe noch für Zahnſtocher Verwendung habe und den Weg nach dem Oriental-Hotel ſo gut kenne, wie nur irgend einer, erſt als er den Spazierſtock drohend hob, ſtob die Bande heulend auseinander.

Die Schwüle war faſt unerträglich, die Luft berauſchend voll von Blütenduft, die Dunkelheit ward nur hin und wieder von Gaslaternen erhellt, bei deren Licht man die barfüßigen Eingeborenen lautlos an ſich vorüberhuſchen ſah.

Das Hotel war bald erreicht. Ruth ließ ſich ſofort ein Zimmer anweiſen. Der lange Korridor, durch den ſie ſchritt, wimmelte von indiſchen und ſinghaleſiſchen Dienern. Das Schlafgemach war groß, weißgetüncht und enthielt in ſeiner luftigen Kahlheit neben zwei Eiſenbettſtellen hinter Moskitonetzen nur noch das nötige Waſchgerät und einige Rohrſeſſel.

Ruth ſtreifte das blaßblaue Foulardkleid ab, das ſie trug, und ging, ſich vor dem Spiegel das Haar zu kämmen und ordnen. Sie war mit dieſem anmutigen Geſchäft gerade fertig, als May eintrat, atemlos, erhitzt und kichernd.

„Hihihi," lachte ſie, „hihihi! Was habe ich nicht alles erlebt!"

„Ein Glück, daß Sie überhaupt noch am Leben ſind," bemerkte Ruth ſarkaſtiſch über die Schulter, „ich fürchtete ſchon, Sie wären ertrunken."

„Hihihi! Nein, nur verirrt hatten wir uns. Erſt war's ein Spaß, aber als wir nicht mehr aus noch ein wußten zwiſchen den Laubgängen, da kriegte ich eine gräßliche Angſt, und Mr. Harris tröſtete mich und ſagte, wir würden das Hotel ſchon finden, und beſchützen wollte er mich auch ſchon, und er liebte mich ja mehr wie ſein Leben, und er würde — hihihi! — auch nie eine andre heiraten, und — ob ich — hihihi! — nicht endlich verſprechen wollte, ſeine Frau zu werden."

Ruth hatte ſich langſam umgedreht. „Nun?" fragte ſie, die Sprecherin mit großen, ernſten Blicken betrachtend. „Und was haben Sie ihm geantwortet?"

„Ich habe mir — hihihi! — vierzehn Tage Bedenkzeit ausgebeten."

„Schändlich!"

Dieſer empörte Ausruf bewirkte, daß May zu kichern aufhörte und ſich ein wenig erſchrocken erkundigte:

„Wieſo denn — ſchändlich?"

„Weil Sie einen Mann, der es ehrlich mit Ihnen meint, zum Narren halten, denn heiraten werden Sie dieſen Dr. Harris nie!"

„Oho! Das iſt noch gar nicht geſagt! Er iſt ſehr nett, und ich mag ihn gern, und er hat die weißeſten Zähne, die mir je vorgekommen ſind."

„Von dem Anblick ſeiner Zähne können Sie doch nicht leben?"

„Nein — hihihi! — das kann ich nicht, aber das thut auch gar nicht nötig. In Manila läßt ſich in kurzer Zeit eine Maſſe Geld verdienen."

„Das denkt er ſich?"

„Das weiß er ganz beſtimmt.“

Mit einem Achſelzucken und einem verächtlichen Kräuſeln der Lippen wandte Ruth ſich ab.

Während ſie das Kleid, das ſie vorhin ausgezogen hatte, wieder anlegte, dachte ſie: „Vierzehn Tage Bedenkzeit? Beim Abſchied in Singapore alſo erhält er ſeinen endgültigen, natürlich abſchlägigen Beſcheid. Bis dahin kann ſie ſeine Schmeichelreden und — wer weiß? — vielleicht auch ſeine Umarmungen nicht gut miſſen.“

Die Geringſchätzung, die ihr die Reiſegefährtin von Anfang an eingeflößt hatte, war für den Moment in entſchiedenen Widerwillen verwandelt. Aber als dieſe plötzlich vor ſie hintrat und mit weinerlicher Stimme bettelte: „Ach! liebſte, beſte Ruth, bitte, bitte, zupfen Sie mich ein wenig zurecht! Ich komme mir ſo ſchauderhaft unelegant vor,“ da gehorchte ſie ohne Zögern, zupfte aber nicht nur, ſondern ſteckte, hakte und gab ſich alle erdenkliche Mühe, aus einer unordentlichen eine augenerfreuende Erſcheinung zu machen.

Als jedoch die andre dankbar murmelte: „Sie ſind ein Engel, Ruth!“ da blickte ſie förmlich beleidigt und entgegnete in ihrem ſchroffſten Ton: „Was fällt Ihnen ein? Ich thue es mir zu Liebe. Alles Häßliche, Geſchmackloſe iſt mir ein Greuel, ja, mich empört's ſchon, Sie mit Ihrem blaſſen Geſicht in dem kalkweißen Kleid hier zu ſehen. Haben Sie gar nichts Farbiges — kein Band — keine Schleife?“

„N—ein,“ ſtotterte May, „hier nicht.“

Ruth ſah ſich ratlos im Zimmer um und gewahrte auf einem Tiſch einen Blütenzweig, den ihr, des herrlichen Duftes wegen, Herr von Senden vorhin im Dunkeln von einer Hecke gebrochen hatte.

„Die Blumen ſind zufällig roſa,“ nickte ſie befriedigt, „das trifft ſich gut.“

Und mit den roſa Blumenkelchen begann ſie der andern Haar und Bruſt zu ſchmücken. Als ſie fertig war, lächelte ſie — in reiner Künſtlerfreude über das hübſche Bild, das ſie geſchaffen hatte, May aber fiel ihr mit einem jubelnden „Und Sie ſind doch ein Engel!“ ſtürmiſch um den Hals.

Der Hafen draußen war voll von Schiffen aller Nationen, der große Speiſeſaal des Oriental-Hotels faßte deshalb kaum die Zahl der Gäſte. Man ſah Spanier, Holländer, Franzoſen, korpulente Inder von geſchmeidigem Weſen, in europäiſcher Tracht, und natürlich Engländer, in tadelloſem Geſellſchaftsanzug, ruhig in der Sprache, korrekt in den Manieren, ſelbſtbeherrſcht, aber auch nicht wenig ſelbſtbewußt. Die großen, roten Punkahs bewegten ſich luftfächelnd zwiſchen den weißen Wänden. Maſſen leuchtender Blumen ſchmückten die Tiſche, und um die Tiſche herum und zwiſchen ihnen durch ſchlüpften und huſchten, lautlos auf nackten Sohlen, die dienſteifrigen Singhaleſen in enger, weißer Kleidung, den Schildpattkamm im Chignon.

Der Eintritt der beiden Mädchen erregte Aufſehen. Die hin- und herſchwirrende Unterhaltung geriet faſt überall ins Stocken. Ruth, die in dem lichtblauen Kleide, deſſen weiche Falten um die Taille herum ein breiter Gürtel zuſammenhielt, beſonders reizend war, blieb auf der Schwelle ein wenig zaghaft ſtehen, nicht weil die vielen bewundernden Blicke ſie beirrten, ſondern weil ſie fürchtete, in der großen Menſchenmenge Herrn von Senden nicht zu entdecken. Doch er hatte ſie bereits geſehen. Faſt im ſelben Moment, als neben May Dr. Harris auftauchte, ſtand er vor ihr.

„Dank, daß Sie gekommen ſind," flüſterte ſie, ſeinen Arm nehmend.

„Sie dachten wohl gar, ich würde Sie im Stich laſſen," lächelte er.

„Nein, ich fürchtete nur, daß Sie mich vielleicht in dem übervollen Raum nicht finden würden. Welch ein Gewimmel! Sind noch Plätze zu haben?"

„Ich habe zwei belegt, zwei vortreffliche, von denen aus wir den ganzen Saal —"

Er brach verwundert ab beim Anblick der Mrs. Merryweather, die in einem Kleid von feuerroter Seide auf die beiden zugeſegelt kam.

„Ach! Herr von Senden, liebſter Herr von Senden," rief ſie flehend ſchon von weitem, „nicht wahr, Sie thun mir einen Gefallen?"

„Sofern dies in meiner Macht ſteht, gnädige Frau," antwortete der Angeredete höflich.

„In Ihrer Macht ſteht's ſchon. Sie brauchen nur ein bißchen ſelbſtlos zu verzichten auf die Geſellſchaft unſrer einzigen Miß Ruth hier. Wir haben ihr nämlich an unſerm Tiſch dort drüben ein Plätzchen reſerviert. An Sie, beſter Herr von Senden, dachten wir leider nicht, ſonſt — doch, nicht wahr, Sie verzeihen — und entſagen? Es iſt ja nur für dieſen einen Abend! Sie reiſen mit dem lieben Kind noch weiter in die Welt hinein, während wir — ich mag gar nicht daran denken, uns morgen früh, vielleicht auf Nimmerwiederſehen, von ihm trennen."

Der alſo Beſtürmte blickte fragend auf Ruth, die mit einem bittenden: „Sie entſchuldigen?" ihren Arm aus dem ſeinen zog. Für die Liebenswürdigkeit, mit der er dann ſofort beiſeite trat, erhielt er von Mrs. Merryweather einen dankbaren, echtengliſchen Händedruck.

„Ein netter, junger Menſch," raunte die Befriedigte im Davongehen unſrer Freundin in das Ohr, „ein wirklicher Gentleman. Von allen Deutſchen, die einem auf Reiſen begegnen, kann man das nicht ſagen."

„O, was das betrifft," entgegnete Ruth heiter, „von allen Engländern auch nicht."

„Natürlich nicht, das iſt auch wahr," gab die gute Dame lachend zu, „daran denkt man eben nicht. — Aber hier wären wir angelangt! Lauter alte Bekannte von der ‚Poonah' wie Sie ſehen, Liebling, Mrs. Manning ausgenommen, die ihrem Gemahl bis Point de Galle entgegengereiſt iſt. Mrs. Manning — Miß Hillerns."

Ruth verneigte ſich gegen eine in keuſches Weiß gekleidete Vierzigerin mit rotblonden Haaren und nahm dann mit heftigem innerem Widerſtreben das ihr reſervierte Plätzchen ein. Es war nämlich das allerletzte im Saale, das ſie ſelber ſich gewählt hätte, denn es gab ihr zum Tiſchnachbarn — Mr. Howard. Sie war ſo entſetzt und ſo verwirrt von ſeinem unerwarteten Anblick, daß ſie den Anfang einer kleinen Rede, die von ihrem Tiſchende her Mrs. Manning an ſie richtete, vollſtändig überhörte. Erſt auf einen verſtohlenen Wink der Mrs. Merryweather begann ſie erſchrocken aufzuhorchen.

Es erhellte aus den freundlichen Worten, daß Mr. Manning ſeiner Frau Ruths Lob geſungen habe, daß jene ſehr geſpannt auf die Bekanntſchaft des jungen Mädchens geweſen ſei und nun nur bedauern werde, wenn dieſe Bekanntſchaft gleich mit dem heutigen Abend wieder enden ſollte. Ob ſich nicht Ruth für alle Fälle die Adreſſe: Fairy Cottage, Nuwara Eliya, merken wolle. In dieſem 2000 Meter über dem Meere

gelegenen entzückenden Ort sei nämlich das Manningsche Ehepaar daheim, und hier würde man den schönen, liebenswürdigen Gast jederzeit mit offenen Armen empfangen.

Ruth bedankte sich errötend und zog ihr Büchelchen aus der Tasche, um sich die Adresse aufzuschreiben. Der kleine Downing, der sie im Laufe des Tages wiederholt Notizen dieser Art hatte machen sehen, erkundigte sich lächelnd: „Einladung Nr., wieviel ist dies nun, Miß Hillerns?"

„Die fünfte," antwortete Ruth und hielt ihre schlanke Rechte empor, „an jedem meiner Finger hängt eine."

Ihr Ton war scherzhaft, allein ihre Stimme bebte. Sehr zufrieden war sie's, daß jetzt die Speisen kamen, und daß während der Tafel die Damen sich's angelegen sein ließen, sie zu unterhalten.

„Stellen Sie sich vor, Liebling, daß Mrs. Manning und ich Pensionsgefährtinnen waren," begann Mrs. Merryweather.

„In der That?"

„Ja, ich hatte keine Ahnung, was aus der kleinen Mary Clarke geworden sei, da treffe ich sie hier in diesem Saal als Mrs. Manning wieder."

„Die Welt ist eben nur klein," lächelte die Genannte.

„Und die Entfernung von London bis Point de Galle doch groß genug," erwiderte die andre. „In London war es nämlich, wo wir auf derselben Schulbank saßen, oder richtiger in Streatham. Kennen Sie Streatham, Miß Hillerns?"

Ruth verneinte.

„Ein weitläufiges Villenquartier am Südende der Metropole, das noch einen großen Common, eine Gemeindeweide, einschließt. Hierher wurden wir täglich spazieren geführt."

„Wie die Schafe," schaltete Mr. Merryweather trocken ein.

„John, werde nicht impertinent," mahnte ihn die Gattin, während Mrs. Manning lachend erklärte: „Nein, nein, die Schafe lustwandeln lange nicht so manierlich, wie wir es notgedrungen thaten, immer zwei und zwei hintereinander und um Himmelswillen nicht aus der geraden Linie gewichen, sonst gab's hernach zu Haus ein Strafpensum —"

„Ein Stück Fénelon auswendig zu lernen," vollendete Mrs. Merryweather. „Ja, sie war furchtbar streng, die gute Smith und sehr fromm dabei — doch nicht ohne eine gewisse Eitelkeit —"

„Eine gewisse? Beste Susy, die Eitelkeit war groß genug. Denken Sie doch nur an die Hobelspanlocken, die sie sich drehte, und an die Moiré antique Kleider mit zwei Meter langen Schleppen, in denen sie uns Stunde gab. Auch prahlte sie ja beständig mit ihren vornehmen Bekanntschaften."

„Hm! Das ist wahr. Sie führte immerfort Lords und Ladies im Munde und stammte dabei aus einem einfachen Kramladen — die Schwester hat später einen kleinen Droguisten geheiratet."

„Was? Miß Lizzy, die gutmütige, die uns Kuchen und Süßigkeiten zusteckte, wo sie nur konnte?"

„Ja. Der kleine Droguist aber — Webster hieß er, wenn ich nicht irre —

war nicht auf den Kopf gefallen, wie es ſcheint. Er erfand irgend ein Medikament, das ſein und ihr Glück machte."

„Webſters berühmte Gichtpille am Ende gar?" erkundigte ſich der kleine Downing.

Ruth, die nach dem durchaus nicht allgemein intereſſanten Geſpräch ein wenig gelangweilt hingehört hatte, ward hier durch ein klirrendes Geräuſch veranlaßt, den Kopf nach ihrem Nachbar rechts zu wenden.

„Pardon — meine Gabel!" murmelte Mr. Howard, ſich unter den Tiſch bückend, um mit dunkelrotem Geſicht wieder aufzutauchen.

„Er iſt außer ſich," dachte Ruth, „weil ihm nicht Gelegenheit wird, auch nur ein Wort mit mir zu reden."

Drüben entgegnete indes Mrs. Merryweather nachdenklich:

„Hm! Die Gichtpille, die in allen Blättern ausposaunt wird — die habe ich allerdings mit Miß Lizzys Gatten nie in Verbindung gebracht, aber warum ſollte ſie im Grunde nicht von ihm herrühren?"

„Ich halte dies ſogar für ſehr wahrſcheinlich," miſchte ſich hier ein dritter der Reverends, der hagere, kragenloſe Mr. Blackwell, deſſen Karikatur Flora einmal gezeichnet hatte, in die Unterhaltung. „Der Gichtpillen-Webſter, deſſen Schächtelchen, nebenbei bemerkt, bis nach Island und Sibirien gedrungen ſein ſollen, ſtammte aus Streatham. Ich kannte ihn perſönlich. Er iſt vor etwa zwei Jahren geſtorben und hat ſeiner Gattin das nette Sümmchen von zwanzig Millionen Pfund Sterling hinterlaſſen, von ſeinen rieſigen Vermächtniſſen an Hoſpitäler und fromme Stiftungen gar nicht einmal zu reden. Er gehörte übrigens nicht zu den Leuten, die ſich erſt im Sterben auf ihre lieben Nächſten beſinnen, hatte immer eine Hundertpfundnote bereit, wenn man für einen guten Zweck zu betteln kam, der ehrliche Sir James."

„Sir James?" wiederholte verwundert Mrs. Manning.

„Er war von der Königin geadelt worden eben ſeiner großartigen Wohlthätigkeit wegen."

„Hahaha! Da möchte ich doch wiſſen, wie der kleinen, runden Miß Lizzy die Mylady zu Geſichte ſteht?"

„Nun, ſehr glaubwürdig nicht," antwortete lächelnd Mr. Blackwell, „aber dafür, daß ſie den Titel zu würdigen weiß, bürgt eine koſtbare kleine Anekdote, die in Umlauf iſt. Sie ſoll nämlich gleich nach der Rangerhöhung ihren Bedienten zu ſich gerufen und ihm geſagt haben: ‚William, damit Sie's nur wiſſen, je öfter Sie mich vor den Leuten Mylady anreden, deſto beträchtlicher wird das Legat, das ich Ihnen ausſetzen werde.'"

„Alte ehrliche Haut! Auf ihr Wohl!" rief Mr. Manning. Man that ihm lachend Beſcheid in Champagner, den man aus Waſſergläſern trank. Dann ſchien ſeiner Gattin plötzlich eine Erinnerung zu kommen.

„Wie iſt mir denn?" murmelte ſie, grübelnd die Hand an die Stirn legend. „Von einer Lady Webſter habe ich doch heute irgend etwas in der Zeitung geleſen — oder gehört? Nein, gehört," beſann ſie ſich. „Der alte Mr. Samuelſon erzählte mir's im Eiſenbahncoupé auf dem Wege hierher. Er hatte es aus einem Briefe ſeiner Tochter, daß eine Lady Webſter von — von Maida Hill —?"

„Das ſtimmt," nickte Mr. Blackwell.

„. . . . arg beſtohlen worden ſei."

„Der Palaſt reizt die Einbrecher."

„Nein, nein, nicht durch Einbruch. Durch Veruntreuung, das iſt eben das Empörende an der Sache. Sie hatte — wie ich es mir von unſrer warmherzigen Miß Lizzy nur zu gut denken kann — aus reiner Barmherzigkeit den mittelloſen Sohn einer Jugendfreundin zu ſich ins Haus genommen, ihn zum Sekretär oder Hausverwalter gemacht und ihm, durch ſeine glatte Außenſeite beſtochen, ſchrankenloſes Vertrauen geſchenkt. Der junge Menſch aber hat, wie es ſcheint, im ſtillen allerlei noblen Paſſionen gehuldigt, iſt in Schulden geraten und hat, um dieſe zu decken, in die Kaſſe ſeiner Wohlthäterin gegriffen. Na — und wie das dann ſo geht: Was zum erſtenmale gelingt, pflegt auch zum zweiten und drittenmale noch zu glücken, endlich aber kommt die Entdeckung. In dieſem Falle nun hat der Spitzbube das Nahen der Nemeſis leider ſo früh gewittert, daß ihm vor dem Verduſten noch Zeit genug geblieben iſt, ſich die Taſchen bis zum Berſten mit Banknoten und Wertpapieren zu füllen. Es handelt ſich, wenn ich nicht irre, um ein Defizit von fünfzigtauſend Pfund Sterling."

„Schändlich! Iſt man dem Dieb wenigſtens auf der Spur?"

„Er ſoll nach Amerika fort ſein, oder nach Auſtralien. Mr. Samuelſon meinte, letzteres ſei kaum anzunehmen."

„Natürlich nicht," brummte Mr. Manning, „der Kerl müßte ja ein Dummkopf erſter Klaſſe ſein, wenn er ſich auf britiſchen Boden wagte. Wie heißt er gleich?"

„Ja, wie heißt er?" grübelte ſeine Gemahlin. „P — Ponſonby — Porringer — Pondicherry? Ich weiß es nicht, Fred, es war ein wunderlich klingender Name, ich hatte ihn nie vorher gehört, und er iſt mir im Gedächtnis nicht haften geblieben."

Man ſprach noch eine Weile hin und her über das Thema, dann ward die Tafel aufgehoben. Mr. Merryweather ſchlug einen Spaziergang durch die nächtlichen Straßen vor, und da hiergegen niemand etwas einzuwenden hatte, ſo ſchritt die Geſellſchaft lebhaft plaudernd der Thür des Saales zu.

Mr. Howard und der kleine Downing bildeten den Nachtrab. Letzterem fiel ſo im Gehen die ungewöhnliche Bläſſe ſeines Begleiters auf.

„Sie ſind doch nicht krank, Mr. Howard?" erkundigte er ſich gutherzig.

„Krank? Wieſo?" ſtotterte der Angeredete heraus.

„Nun, Sie kommen mir ein wenig bleich vor — hatten ja auch ſchlechten Appetit, wie ich merkte."

„Das — macht die ſchwüle Luft, der — der Blütenduft, der noch durch die geſchloſſenen Jalouſien berauſchend hereindringt."

„Ja, ja, ſie ſteigen dem Neuling zu Kopf — unſre balſamiſchen Düfte," ſagte Mrs. Manning, welche die Bemerkung überhört hatte, ſich lächelnd zurückwendend. „Iſt Ihnen mit etwas Riechſalz gedient, Mr. Howard?"

Er nahm das Fläſchchen, das ſie ihm bot, hielt es gegen die feine Naſe und erſtattete es mit gemurmeltem Dank der Eigentümerin zurück. Die Herrſchaften möchten ihn entſchuldigen, bat er dann, er könne ſich an dem Spaziergang nicht gut beteiligen, habe vor dem Schlafengehen noch einen Brief zu ſchreiben.

Mrs. Manning folgte ihm mit bewundernden Augen, während er sich in der Richtung seines Zimmers entfernte.

„Ein bildschöner Mensch, Miß Hillerns," flüsterte sie, ihren Arm in den des jungen Mädchens schiebend.

Ruth errötete heftig.

Vierzehntes Kapitel.

Es war eine Nacht von wunderbarer Schönheit. Die Wolken, die sich vorhin getürmt, hatten sich längst entladen, am Himmel leuchteten die Millionen Sterne des Äquators in unbeschreiblicher Pracht. Die Luft war schwer von Wohlgerüchen, feucht und sehr warm. Die Straßen, durch die man schritt, schienen Laubgänge eines nächtlichen Gartens, hinter dem undurchdringlichen Schirm der gewaltigen Vegetation schlummerten die Menschenwohnungen verborgen. Rechts und links, wohin man sah, ragten wie Riesenphantome die Bäume, die Farne. Leuchtkäfer flirrten durch die Luft.

„Wenn nur die Gesellschaft ein kleines Weilchen den Mund halten wollte," dachte Ruth ungeduldig bei sich. „Es ist eine Nacht, schöner wie der schönste Traum. Die Seele ahnt die Nähe des Göttlichen, sie neigt sich in frommer Scheu, sie lauscht — da fangen die Herren wieder an, auf ihren langweiligen Gladstone loszuhacken, während die Damen sich über einen Backfischstreich totlachen wollen, den sie vor einem Vierteljahrhundert der französischen Lehrerin gespielt haben. Ich halte es nicht länger aus!"

Sachte, ganz sachte zog sie ihren Arm aus dem der Mrs. Manning, die in ihrer ausgelassenen Lustigkeit, an welcher der viele bei Tisch genossene Champagner wohl nicht ganz unbeteiligt sein mochte, gar nichts merkte. So wich Ruth ein paar Schritte zurück, dann noch ein paar und wieder ein paar — das banale Geschwätz drang immer noch zu deutlich herüber.

So! Jetzt waren wenigstens die Worte nicht mehr vernehmbar. Weiter entfernen durfte sie sich auch nicht aus der schützenden Nähe der Freunde. Das Stimmengeräusch mußte sie schon notgedrungen im Ohr behalten.

Dies that sie auch eine ganze Weile, während sie, die Hände lässig an den Seiten herabhängend, die Lippen leicht geöffnet, den träumerischen Blick zum Sternenzelt emporgehoben dahinwandelte. Aus der Ferne hatte das Lachen und Plaudern gar nichts Verletzendes für ihr Ohr, im Gegenteil, es stimmte fast harmonisch zu den übrigen Tönen der Nacht, denn die Nacht war nicht lautlos, sie merkte das erst jetzt. Myriaden von Insekten summten und zirpten ringsum im Gesträuch. Was diese kleinsten der Kleinen sich nicht alles noch zu erzählen hatten, und wie sie sich zu überschrillen trachteten!

Ruth lachte leise auf und stand still, um zu horchen. Dann ging sie wieder, um nach einem Weilchen nochmals stillzustehen. Diesmal war die Veranlassung ein

herrlicher Jasminduft, der über eine Hecke drang, und den ſie in langen Zügen erſt einatmen mußte, bevor ſie weiter konnte.

Als ſie nach Sekunden ihren Weg fortſetzte, übertönte das Geräuſch, das die Inſekten machten, ein undefinierbarer, klagender Laut. Er kehrte wieder und wieder, klang aus der Ferne und kam von irgend einem Vogel, einem Tier des Waldes, war aber ſo voll von Melancholie und Sehnſucht, daß er in der Menſchenbruſt einen Wiederhall wecken mußte. Ruths emporgewandte Stirn ſenkte ſich langſam, ihre linke herabhängende Hand fand den Weg nach dem Herzen und blieb dort liegen, feſt aufgepreßt.

Nun war ſie auf einmal weit, weit weg von dem heißen Tropenlande, nun ſchritt ſie durch die Kieswege des Parkes von Ravensbrooke Caſtle, das ach! ſo unbeſchreiblich an Reiz für ſie gewonnen hatte in den letzten Tagen. Neulich war ihr der Gedanke, daß ſie einen Feigling würde heiraten müſſen, um zu dieſem herrlichen Beſitz zu gelangen, doch noch abſtoßender geweſen, als ſie ſich ſelber hatte eingeſtehen wollen. Nun fand ſich's, daß dieſer Feigling nur in ihrer Phantaſie exiſtiert hatte. Vorübergehende Nervoſität war geweſen, was ſie Frank Pospiſchill als moraliſche Schwäche angedichtet hatte. Er war nach wie vor der kühnſte der Kühnen, und mehr als das, er war, wofür ſie ihn eigentlich früher nie gehalten, der Edelſten und Beſten einer. Ohne Zögern, dem ſchönen Impulſe folgend, ſtürzte er ſich in ein Meer, das von Haifiſchen wimmelte, um den Wellen ein Leben abzuringen, das für viele kaum höheren Wert, als das einer Katze hatte, das Leben eines gemeinen indiſchen Matroſen.

Es war nicht zu ſagen, wie er in ihrer Achtung geſtiegen war ſeit geſtern. Bis dahin hatte ſie immer im Geiſte auf ihn hinabgeſchaut. Warum? Weil ſein Kopf nicht viel Wiſſen faßte. Und was lag im Grunde daran? Ließ ihn je ſein Mutterwitz im Stich, wo es liebenswürdige Unterhaltung zu machen galt? Wenn man ſich aber in dieſem Punkte ſeiner in keiner Geſellſchaft zu ſchämen brauchte, in jedem andern konnte man doch ſtolz, überſtolz auf ihn ſein. Wo fand er an Schönheit ſeinesgleichen — wo an Muskel- und Sehnenkraft — wo gar an edlem Wagemut?

Ja, ein Mann unter Tauſenden war er, ein Mann wie geſchaffen für ſie. Und ſehnſüchtig genug ſtreckte er die Hand nach ihr aus, dieſe Hand, die gerade alles hielt, was auf der Welt ihr Herz begehrte. Aber ſie durfte ja nicht zugreifen, mußte ihm den Rücken kehren, ihm und ſeinem Schloß in Schottland — ihm und jedem Erdenglück! Fort mußte ſie — nach dem gräßlichen Java — zu jenem andern, der ihr heimtückiſch ihr Jawort geſtohlen hatte!

Gott — Gott! Wie ſie ihn haßte, dieſen andern — wie ſie ihn verabſcheute!

Ihre Zähne ſetzten ſich hart aufeinander, ihre Augen ſprühten Funken, dann plötzlich fühlte ſie ihre Wangen thränenüberrieſelt.

Doch ſie beſann ſich erſchrocken auf die Leute, die mit ihr waren. Daß die nur um Himmelswillen nichts merkten!

Haſtig fuhr ſie ſich mit dem Tuch über das Geſicht, ſcheu ſpähte ſie die Straße hinauf. Ja, wo waren ſie denn nur plötzlich hingekommen, ihre Begleiter? Niemand mehr zu ſehen — niemand mehr zu hören — ſie ganz allein an dem wildfremden Ort? Fatal! Was nun? Vorwärts? Zurück?

Sekundenlang ſtand ſie überlegend, endlich machte ſie Kehrt. Das Hotel konnte ſo gar fern noch nicht ſein, und der Weg dorthin, ſo lag es ihr wenigſtens im Sinne, lief immer geradeaus.

Geradeaus alſo ging ſie, bis ein raſcher Schritt, der in einiger Entfernung hinter ihr hörbar wurde, ſie veranlaßte, in den Schatten der Hecke zurückzuweichen, und hier abwartend ſtehen zu bleiben. Sie that dies mehr aus Vorſicht, eine wirkliche Angſt kam ihr erſt, als der Schritt neben ihr ſtockte, und Frank Pospiſchills Stimme ſagte:

„Erſchrecken Sie nicht, Miß Hillerns, ich bin's."

Sich gewaltſam faſſend, trat ſie aus ihrem Schatten heraus.

„Ich denke, Sie ſchreiben Briefe," murmelte ſie.

„Das log ich," antwortete er, „um den Schwätzer, den Downing, von der Seite los zu werden. Kaum waren Sie fort, da eilte ich Ihnen nach, muß aber wohl in die verkehrte Gaſſe hineingeraten ſein, ſie ſind ſich ja alle ſo ver — zweifelt ähnlich. Als ich endlich auf die Geſellſchaft ſtieß, da waren Sie fort. Darob großer Alarm — ein Auseinanderrennen nach allen Richtungen hin, ein Schreien und Suchen —. Doch was liegt daran? Ich bin nicht recht geſcheit, daß ich die koſtbaren Minuten mit ſolchen Erklärungen vertrödele."

„Aber — aber," ſtammelte ſie, „wenn man mich ſucht, ſo iſt's doch wohl am richtigſten —"

Sie machte Miene umzukehren, da ſtand er ihr plötzlich im Wege. „Das werden Sie nicht thun!" rief er in ſo rauhbefehlendem Tone, daß ihr Stolz, ihr Trotz erwachte.

„Mr. Howard!" Sie maß ihn mit entrüſtetem Blick vom Kopf bis zu den Füßen.

„Verzeihung," flehte er jetzt ganz zerknirſcht, „Verzeihung! Ich weiß nicht, was ich rede, was ich thue, ich bin wie von Sinnen, ich — o Ruth, Ruth!"

Er lag plötzlich vor ihr auf den Knieen.

„Um Gotteswillen!" ſchrie ſie auf. „Was fällt Ihnen ein?"

„Ruth!" Er ſtreckte ihr die gefalteten Hände entgegen. „Sie wiſſen, wie ich Sie liebe — Ruth, ich ſterbe, wenn ſie mich nicht erhören!"

„Die andern" — ſtieß ſie, entſetzt um ſich blickend, heraus, „ſie können jeden Moment zurückkehren! Stehen Sie auf, Mr. Howard! Aber ſo ſtehen Sie doch auf!"

„Nicht eher, als bis Sie mir ein Fünkchen Hoffnung gegeben!"

„Mein Gott! Sie wiſſen doch, daß ich verlobt bin!"

„Mit einem Manne, der Sie nicht einmal kennt, geſchweige denn Sie liebt, wie ich Sie liebe —"

„Ich darf und ich will das nicht anhören!" Sie machte einen verzweifelten Verſuch zu entfliehen, doch er hielt ſie am Kleiderſaum feſt.

„Ruth!"

In ſeinem Tone war ſo viel ſchmerzlichen Vorwurfs, daß es ihr an das Herz griff.

„Wenn Sie wenigſtens aufſtehen wollten!" beſchwor ſie ihn nur und hielt ihm Stand.

Er gehorchte, trat dicht vor ſie hin und begann mit einer Stimme, die von verhaltener Leidenſchaft bebte:

„Wonach ſteht aller Menſchen Sehnen und Trachten, Ruth? Wonach hat das Ihre geſtanden, ſeitdem Sie denken können? Doch nur nach dem Glück. Und warum verlobten Sie ſich dem Manne auf Java? Weil Sie glaubten, der Reichtum ſei das Glück — der Reichtum allein. Heute wiſſen Sie es beſſer. Wenn jener Ihnen heute ſeine Hand böte, Sie ſchlügen ſie aus, ich weiß es, Sie nähmen heute den Reichtum nur — aus der Hand der Liebe entgegen!"

Der Liebe? Ihre Lippen kräuſelten ſich, ſie hob die Lider, doch nur, um ſie vor der heißen Flamme, die ihr aus ſeinen Augen entgegenſprühte, in einem jähen Angſtgefühl wieder zu ſenken.

„Aus meiner Hand, Ruth!"

Großer Gott! Wenn er recht hätte, wenn hinter dieſer ihrer Bewunderung für ihn, dieſem ihrem glühenden Verlangen, von allen Männern ihm, nur ihm zu folgen, die Liebe ſteckte, die verpönte und verachtete „große Liebe"?

Ihre Miene malte ſolch offenbare Beſtürzung, daß er frohlockend rief:

„Ja! Sie können es nicht leugnen. Ach, es iſt eine Seligkeit für mich, daß Sie's nicht können. Die langen Jahre habe ich mich abgemüht, Ihre Liebe zu erringen, Ruth, jetzt halte ich ſie, und jetzt laſſe ich ſie nie wieder fahren!"

Dann, die Stimme ſenkend, in den Schmeicheltönen, die der Verſucher in ihrer Bruſt anzuſchlagen pflegte: „Solch ein Leben, Ruth, wie Sie ſich's träumten damals, als wir noch halbe Kinder waren, gerade ſolch eines will ich Ihnen bereiten! Wiſſen Sie noch? Rund um die Erde wollten Sie reiſen, alle Herrlichkeiten der Welt ſchauen, überall wo es ſchön war, verweilen, und endlich, nachdem Sie des Vagabundierens müde geworden, an dem allerſchönſten Ort ſich dauernd niederlaſſen?"

Sie preßte beide Hände auf das ſtürmiſch klopfende Herz. — Ach Gott! Ob ſie's noch wußte! Und wie deutlich ſie ihn vor ſich ſah, dieſen allerſchönſten Ort, dieſes herrliche Ravensbrooke Caſtle am Fuße ſeiner Berge, inmitten ſeiner Parks und Seen! Aber — aber —

„Es geht ja nicht," murmelte ſie beklommen, „es geht ja unmöglich, Pops!"

„Vortrefflich geht's," verſicherte er, „gerade von hier aus und gerade heute. Es liegt ein Spanier im Hafen, der nach den Philippinen, und ein Franzoſe, der nach Mauritius will. Wir brauchten uns nur für den einen oder den andern zu entſcheiden. Ich meinerſeits wäre für den Franzoſen."

Sie ſtand dumpf vor ſich hinbrütend, ſeine Worte klangen an ihrem Ohr vorüber. Als er ſchwieg, hob ſie raſch den Kopf und ſagte mit mehr Entſchiedenheit:

„Es kann nicht ſein. Er hat mein Wort."

„Bah!" lachte er auf. „Solch ein kleines Wort, das vor keinem Altar bekräftigt worden iſt, kann doch, gottlob, noch jederzeit zurückgenommen werden."

Wie leicht ihm das ſchien! Warum mußte nur ſie die Sache ſo viel ſchwerfälliger auffaſſen?

„Meinen Sie?" ſtammelte ſie wieder unſicher werdend. „Mir — iſt ein Verſprechen immer ſo bindend wie ein Eid geweſen."

„Nichts ist bindend als die Liebe," entgegnete er leidenschaftlich, „sie hebt alle Eide auf, sie wirft alle Schranken um, und keiner darf sie tadeln. Sie ist das höchste Gesetz. In Ihrem Herzen, Ruth, hat sie nur erst wenig zu sagen gehabt Sie horchen der neuen Stimme mit Mißtrauen. ‚Sie klingt zu hold,' denken Sie, ‚es muß die Stimme des Bösen sein.' Doch das ist Thorheit. Es ist die Stimme der Natur, der alle Wesen freudig gehorchen, der niemand ungestraft widersteht. Würden Sie ihr widerstehen, Ruth, glauben Sie mir's — glauben Sie mir's doch nur, Sie fänden kein Glück mehr auf der Welt!"

Sie glaubte es nicht nur, sie wußte es ganz bestimmt, trotzdem —

„Verlangen Sie wenigstens nicht jetzt meine Entscheidung," preßte sie gefoltert hervor. „In meinem Gehirn ist ein Chaos. Geben Sie mir Zeit bis morgen früh. Ich will mir's überlegen, und wenn ich es nur irgend vor meinem Gewissen verantworten kann, so —"

„Morgen früh ist's zu spät," fiel er ihr finster in das Wort. „Das Schiff fährt um Mitternacht."

„Welches Schiff?"

„Der französische Dampfer, von dem ich Ihnen sprach."

Sie sah ihn groß und starr an. „Pops," rief sie plötzlich in beleidigtem Tone, „Sie sind im stande, mir zuzutrauen, ich würde mich hinter dem Rücken meiner Bekannten, wie eine Verbrecherin, bei Nacht und Nebel von hier fortstehlen mit Ihnen?!"

Wunderbar, wie ernüchternd die Entdeckung auf sie wirkte. Mit einem Schlage war ihr ihre Ruhe, ihre geistige Überlegenheit zurückgegeben.

„Ich denke," erklärte er stirnrunzelnd, „ein rascher Entschluß ist der beste."

„Möglich, aber Sie bedenken nicht, daß ich mich durch solch ein lichtscheues Thun vor mir selbst und andern erniedrigen würde. Gehe ich mit Ihnen, so gehe ich am hellen Tage und vor den Augen der Welt. Doch nun genug davon — morgen früh erhalten Sie meine Antwort."

„Ich — kann nicht warten bis morgen früh!" zischte er.

„Soll das heißen," erkundigte sie sich, hochmütig den Kopf in den Nacken biegend, „daß mein Besitz Ihnen nicht die kleinste Geduldsprobe wert ist?"

Er nahm sich gewaltsam zusammen, um ihr die Wut nicht zu offenbaren, die in ihm kochte. „Sie wissen es besser," antwortete er heiser, „ich würde mich zehn Jahre gedulden, aber —"

„Nun — und hier handelt sich's kaum um zehn Stunden. Gute Nacht also!"

Seine Fäuste ballten sich, es hatte den Anschein, als wolle er sich auf sie stürzen, da plötzlich erscholl in geringer Entfernung der Ruf: „Miß Hillerns! Miß Hillerns!" und zähneknirschend wich er in den Schatten zurück.

Sie hatte auf sein Gebahren nicht weiter acht gegeben, sondern gleich nach ihren letzten Worten den Kopf aufhorchend seitwärts gewandt.

„Da!" sagte sie jetzt, arglos nach ihm hin in die Dunkelheit hineinnickend. „Mir war's schon vorhin, als ob ich rufen hörte. Nun darf ich wohl nicht länger nach mir suchen lassen." Und mit einem lauten: „Ich komme, Mrs. Merryweather, ich komme!" lief sie davon, ihren Freunden entgegen. — — — — — — — —

Es war eine Stunde ſpäter. Im Schlafgemach der beiden jungen Mädchen herrſchte tiefſte Finſternis. May war längſt entſchlummert, Ruth ſaß hinter ihren Maskitonetzen im Bett aufrecht, hielt den Ellenbogen gegen das Knie, die heiße Stirn in die Hand geſtützt.

Es war ihr nie beſonders ſchwer geworden, ihrem ſchönen Ich den Lebenspfad angenehm zu machen. Was ſie glaubte rechtmäßigerweiſe als ihr Glück beanſpruchen zu können, das hatte ſie ohne allzuängſtliche Rückſicht auf andre jederzeit genammen, und wenn es ihr hie und da paſſiert war, fromme Wünſche zu durchkreuzen, ſo hatte ſie es hinterher doch ſtets meiſterhaft verſtanden, durch bezaubernde Liebenswürdigkeit alles wieder gut zu machen.

Nur vor ſich ſelber gerechtfertigt mußte ſie ſich fühlen in allem, was ſie that. Wenn ihr Herz ziemlich unempfindlich war, ihr Gewiſſen war es nicht. Sie konnte weder ihrer eignen Achtung noch der der Welt entbehren.

Deshalb ſaß ſie nun und ſann auf irgend eine Möglichkeit, das was ihr als Glück erſchien, mit dem zu vereinigen, was deutlich als Pflicht vor ihr lag.

Vorhin hatte ſich ihr ſolch eine Möglichkeit nicht zeigen wollen. Jetzt fing das Chaos in ihrem Gehirn, von dem ſie Mr. Howard geſprochen, merklich an, ſich aufzuhellen.

Ihr Wort brechen? Nein — Pops mochte, von der Leidenſchaft verblendet, wie er war, noch ſo ſehr das Gegenteil behaupten — ihr Wort brechen durfte ſie nicht.

Aber — was hinderte eigentlich, daß ſie ihr Wort von dem, welchem ſie es gegeben, zurückforderte?

Wenn ſie dem fatalen Herrn über ihr Schickſal nun ſchrieb, daß ſie auf der Reiſe einen andern lieben gelernt habe — denn ſchließlich mußte es doch wohl Liebe ſein, was ihr Frank Paspiſchill einflößte — würde er ſie da nicht freigeben? — Es war doch anzunehmen. Wer, der nur irgendwelchen Stolz beſaß, hielt eine Braut, die einen andern begehrte?

Jedenfalls kam es auf den Verſuch an. Gleich morgen wollte ſie ihm ſchreiben.

Freilich einige Wochen würden vergehen zwiſchen der Abſendung ihres und dem Eintreffen ſeines Briefes. Wo brachte ſie dieſe Zeit zu? Hier allein im Hotel? Das war nicht recht ſchicklich.

Übrigens hatte ſie ja die Einladung der Mrs. Manning nach Nuwara Eliya. Die ward eben auf ſofort angenommen. Natürlich mußte ſie die Dame dann in ihr Vertrauen ziehen, aber warum auch nicht? Jede Geheimniskrämerei war ihr von Haus aus zuwider, und handelte ſie in dieſer Sache nicht ganz nach Ehre und Gewiſſen?

So folgerichtig kamen Ruth die Gedanken, ſo löſten ſich vor ihrem inneren Blick alle Schwierigkeiten in nichts auf. Sie war ſelber erſtaunt, als ſie ſich ſo raſch bei dem feſten Entſchluß: „Morgen früh rede ich erſt mit Paps, dann mit Mrs. Manning, darauf ſchreibe ich den bewußten Brief“ angelangt ſah, und ihre Freude kannte keine Grenzen. Eine wahre Centnerlaſt war ihr von der Seele, ſie hatte Mühe, den Jubelſchrei nicht laut werden zu laſſen, der ſich ihr über die Lippen drängen wollte. Das Glück, das rieſengroße Glück, das ſie erſehnt hatte ihr Lebenlang, dem ſie nachgereiſt war in die Welt hinein, jetzt — jetzt erſt winkte es ihr! — —

Das Herz klopfte ihr stürmisch, als sie am nächsten Morgen aus ihrem Zimmer trat. Wenn sie aber erwartet hatte, gleich beim ersten Schritt auf den ihrer Entscheidung sehnsüchtig harrenden Mr. Howard zu stoßen, so täuschte sie sich. Weder auf dem Korridor, noch selbst im Speisesaal war dieser Herr anwesend. Von der englischen Bekanntschaft hingegen, die sich bereits vollzählig um den Frühstückstisch versammelt hatte, ward das junge Mädchen freudig begrüßt und in Beschlag genommen. Mrs. Merryweather, die es auf den Sitz zu ihrer Rechten niederzog, äußerte auch sofort die etwas unbequeme Absicht, sich von jetzt an bis zum Moment der Abreise von ihrer dear Miß Ruth nicht trennen zu wollen.

„Bah!" dachte Ruth, „die gute Klette! Ich schüttele sie schon ab. Wenn er nur käme!"

Und während sie ängstlich bemüht war, sich den Schein zu geben, als ob sie frühstücke, hielt sie immerfort die Thür im Auge. Nach Verlauf der nächsten halben Stunde hatte sich diese wohl hundertmal geöffnet, um sich ebenso oft wieder zu schließen, allein der Erwartete war nicht erschienen. Was nun? Es war 8 Uhr, um 12 ging der „Nizam", an dessen Bord sich noch ihr sämtliches Gepäck befand, nach Singapore ab.

Ratlos saß sie da, in stetig wachsender Erregung, und gab zerstreute Antworten auf freundliche Fragen. Das fing an, aufzufallen. Ob sie Kopfschmerzen habe, erkundigte sich Mrs. Manning, ob sie schlecht geschlafen, Mrs. Merryweather.

Nein, ihr sei nur furchtbar schwül, erklärte sie aufstehend, sie müsse notwendig an die frische Luft. Daß die ganze Gesellschaft sie hinausbegleitete, war ihr fatal genug, aber sie konnte es nicht hindern. Als, draußen angelangt, jemand meinte, es lohne vielleicht der Mühe, einmal die noch von den Portugiesen angelegten, jetzt verfallenen Befestigungen der Stadt zu besichtigen, und alle übrigen den Vorschlag vortrefflich fanden, hätte sie sich verzweifelt gern unter irgend einem Vorwand von der Partie ausgeschlossen, doch es fiel ihr keiner ein. Mit mußte sie also wohl oder übel.

Gar nichts aber sah sie von den Wundern der Natur auf ihrem Wege, von den edelstolzen Palmen, die ihr leuchtendes Grün auf den blauen Himmel zeichneten, von der Blumenpracht der Bäume, der Hecken, auch nichts von den Lehmhütten der Eingeborenen, den wunderlichen, mit Palmblättern gedeckten Karren, die von kleinen, gehöckerten Ochsen gezogen wurden, nichts von den beturbanten Tamilen, den anmutigen, etwas weibisch aussehenden, barhäuptigen Singhalesen, die in demütiger Scheu an den fremden, stolzen Europäern vorüberhuschten. Was zu andern Zeiten ihr höchstes Interesse erregt hätte, war augenblicklich für sie gar nicht vorhanden, und wenn sie ängstlich vorwärts spähte, wenn sie unermüdlich den Kopf nach rechts und nach links wandte, so war es nur, weil sie hoffte, immer wieder hoffte, eine gewisse schlanke, vornehme Männergestalt auftauchen zu sehen.

Die Hoffnung ward ihr nicht erfüllt, und allmählich fing der Groll an, sich in ihr zu regen, und neben diesem reckte sich ihr verletzter Stolz empor. „Seine Lässigkeit hat wahrlich nichts Schmeichelhaftes für dich," sagte der.

An der Festungsruine — aus einer dicken Mauer mit einigen Türmen bestehend — war nichts besonders Sehenswertes. Zahlreiche, große und kleine Eidechsen, die sich auf den heißen Steinen gesonnt hatten, schlüpften beim Nahen der Menschen

davon, hielten jedoch auf ihrer Flucht hin und wieder inne, um die Gesellschaft mit seltsamen Verbeugungen zu beehren, die auf die übrigen belustigend wirkten, aus denen aber Ruth den bittersten Hohn an ihre Adresse herauslas. Den Sonnenstich fürchtend, trat man den Rückweg an. Es war 10½ Uhr, als man das Hotel erreichte. Jetzt noch kaum eine Stunde, dann hatten sich die Passagiere des „Nizam" an Bord zu begeben. Ihrem gekränkten Stolz zum Trotz, schrie diese ganze Stunde lang eine Stimme in Ruths Herzen: „Gott, lieber Gott, laß ihn kommen! Mein ganzes Lebensglück hängt ja daran!"

Aber Minute auf Minute verrann, und wer nicht erschien, war Mr. Howard.

Da that zufällig, während man, von Händlern umringt, die alle erdenklichen Produkte inländischen Kunstfleißes feilboten, auf der Veranda saß, May Burnand die verwunderte Frage, wo denn eigentlich Mr. Howard stecke, sie habe ihn den ganzen Morgen nicht gesehen.

„Der ist kurz vor Mitternacht auf den ‚Nizam' zurückgekehrt," antwortete der kleine Downing, „ich schlenderte noch spät im Hafen herum, da sah ich ihn in einem Boot davonfahren."

Ruths Herzschlag stockte, wie versteinert saß sie da. Nun wußte sie Bescheid. Frank Pospischill hatte die Partie verloren gegeben, schon als er ihr den Rücken gekehrt. Was er vom gestrigen Abend nicht erlangt, das hatte er vom heutigen Morgen nicht mehr erwartet — vielleicht auch nicht erwarten wollen.

Nie hatte sie den Schmerz einer Enttäuschung so qualvoll empfunden, nie aber auch sich so unerhört beleidigt gefühlt. Zorn und Stolz sorgten dafür, daß sie keinen Moment die Selbstbeherrschung verlor, daß nicht einmal ihre Stimme merkbar zitterte, als sie aufstehend und zu Herrn von Senden tretend sagte: „Lassen Sie uns eilen, daß wir an Bord kommen! Ich werde mich freuen, wenn ich die Fahrt durch den Sonnenbrand hinter mir habe."

Er erhob sich sofort, und da auch der Zeitpunkt nicht mehr fern war, an dem die ‚Poonah' ihre Passagiere einfordern würde, so begab sich die ganze Gesellschaft nach dem Hafen. Hier erfolgte ein großes Abschiednehmen. Mrs. Merryweather vergoß Thränen am Halse ihres Lieblings. Ruth selber kam es inmitten der allgemeinen Rührung schon gut zu statten, daß man nach der Totenblässe ihrer Wangen auf die Gemütsbewegung schloß, welche die Trennung von den liebgewordenen Freunden ihr verursachte.

Der letzte Händedruck war gewechselt, die Boote fuhren nach rechts und links auseinander. „Auf Wiedersehen!" klang es noch ein paarmal hinüber und herüber, dann ward alles still.

Schweigsam wie gestern abend saß Ruth ihrem Kavalier gegenüber. Ihr Gesicht war wie eine Maske, so weiß und so starr, die Hand, die sie in ihren Kleiderfalten verborgen hielt, hatte sie zur Faust geballt, und was sie dachte, war:

„Er soll es nur wagen, der Elende, mir noch einmal von Liebe zu reden! Ich werde Worte finden, ihn in den Boden zu schmettern!"

„Gnädiges Fräulein befinden sich nicht wohl?" erkundigte sich plötzlich Herr von Senden, der sie schon eine Weile teilnehmend beobachtet hatte.

„Ich — weshalb?" stammelte sie.

„Sie ſind ſo ſtill, ſo blaß.“

Es fehlte gerade noch, daß ſie einem gewiſſen jemand, der jetzt möglicherweiſe vom Verdeck des ‚Nizam‘ Ausſchau hielt, ſtill und blaß erſchien, und ihn auf Ideen brachte, die ſeiner Eitelkeit ſchmeicheln konnten!

Sie gab ihr angegriffenes Ausſehen der Hitze ſchuld und begann zu plaudern, wenn nicht lebhafter, ſo doch jedenfalls lauter, als ſonſt wohl ihre Art war. Hellauflachend über irgend einen Scherz, den ſie ſelbſt gemacht, ſprang ſie dann auch an Bord des ‚Nizam‘. Den Kopf ſehr ſtolz und hochtragend, weder rechts noch links blickend, ſtieg ſie in ihre Kabine hinab.

Hier angelangt war es mit ihrer Kraft aber zu Ende; wie gebrochen ſank ſie in einen Seſſel, beide Hände ſchlug ſie vor das Geſicht. So fand ſie May eine Minute ſpäter.

„Nun? Was gibt's?“ erkundigte ſich dieſe verwundert.

„Gar nichts,“ antwortete Ruth, ſprang auf und machte ſich, der andern den Rücken kehrend, mit ihrem Gepäck zu ſchaffen.

„Wiſſen Sie denn das Neueſte ſchon?“

„Nein.“

„Ihren unbequemen Verehrer ſind Sie los.“

„Meinen Verehrer?“

„Hihihi! Ja, nehmen Sie's bloß nicht übel,“ kicherte May, „daß er rieſig in Sie vernarrt war, mußte ja am Ende jeder ſehen, und auch, daß er, hundertmal von Ihnen abgeblitzt, doch immer wieder kam.“

„Von wem reden Sie eigentlich?!“

„Von Mr. Howard natürlich. Der hat, wie's ſcheint, noch geſtern nacht ſein Gepäck vom ‚Nizam‘ abgeholt und iſt mit einem andern Schiff davongedampft. Er muß — hihihi! — von dem vergeblichen Schmachten doch endlich genug bekommen haben. Schrecklich unhöflich übrigens, ſich von niemand zu verabſchieden!“

Damit lief May hinaus. Kaum aber, daß ſich die Thür hinter ihr geſchloſſen, hatte Ruth auch ſchon den Riegel vorgeſchoben.

Regungslos wie ein Steinbild ſtand ſie einen Moment, dann ging es wie ein Zucken durch ihre Züge, die ſchlanke Geſtalt geriet ins Schwanken. Plötzlich lag ſie auf ihrem Bett ausgeſtreckt, den Kopf in den Kiſſen und weinte, wie ſie in ihrem Leben nicht geweint hatte.

Digitized by Google

Zweites Buch.

Erstes Kapitel.

Es war 6 Uhr morgens, die Sonne eben im Aufgehen begriffen, als durch die noch völlig unbelebte Altstadt von Batavia dem Hafen zu eine mit kleinen, feurigen Sumbapferden bespannte Equipage rollte, in der zwei Herren saßen, die vielleicht im selben Alter (ein Stückchen jenseits der Dreißig) stehen mochten, die aber, was die äußere Erscheinung betrifft, den denkbar stärksten Kontrast bildeten.

Der eine trug auf einer mittelgroßen, wohlproportionierten Gestalt einen dunkeln Kopf mit regelmäßigen Zügen und lebhaft blitzenden Augen. Der andre, der jenen schon im Sitzen um Haupteslänge überragte, schien von herkulischem Bau, von mächtiger Schulterbreite. Das Haar war blond, der Vollbart spielte ins Rötliche, Mund und Nase hätten in einem Paßsignalement ohne Fehl das Prädikat „gewöhnlich" erhalten. Nichts weniger als gewöhnlich war jedoch der starke Zug von Willenskraft, der sich in dem Gesicht ausprägte. Zwischen den dichten Brauen lag es wie Schwermut. Die grauen Augen blickten düster — vielleicht gerade im gegenwärtigen Moment ganz besonders düster, denn der Kleinere machte plötzlich die Bemerkung:

„So recht behaglich scheinst du dich nicht zu fühlen, Fritz?"

„Wundert dich das?" lautete die Entgegnung.

„Was mich wundert, ist, daß du überhaupt den Mut gefunden hast, in solch eine Lotterie zu setzen."

„Es geschah in einem Anfall von Glückshunger. Das Schicksal wollte, daß mir gerade eine Feder zur Hand lag, und da — nun, das übrige kannst du dir denken."

„Als der Brief fort war, kam die Reue?"

„Nein, als meines Vaters Antwortschreiben eintraf. Da merkte ich gleich, die Sache sei verpfuscht. Ich hatte eine Frau meines Schlages gewünscht, und er hatte für mich um eine Dame geworben."

„Nun, eine Dame mußte es denn doch auch jedenfalls sein."

„Für mich — den Mann aus dem Volke?"

„Bah! Auf die Geburt kommt nichts an. Wir ſind, was wir ſelber aus uns machen, und ich möchte den Narren ſehen, der da behaupten wollte, Fritz Bardewiek wäre kein Gentleman!"

Der alſo Geprieſene zuckte mit ziemlich ſkeptiſcher Miene die Achſeln. „Dank für die gute Meinung, Harry," ſagte er trocken. „Einen Salonhelden ſchließt dein Gentleman wohl nicht ein?"

„Nein, weiß Gott nicht," entgegnete der andre. „Was für eine klägliche Rolle die Salonhelden neben dir ſpielen, davon habe ich mich beim letzten Diner des Generalgouverneurs wieder einmal überzeugt. Übrigens — was ich noch ſagen wollte — ſie ſelbſt, deine Braut, hat dir doch auch einmal geſchrieben?"

„Freilich, einen ſehr hübſch ſtiliſierten Brief."

„Gar nichts in oder zwiſchen den Zeilen zu leſen?"

„Oh doch! Viel Gnade und Herablaſſung."

Der „Harry" Angeredete wußte nicht recht, ob er lachen oder ſich entrüſten ſolle; als er jedoch in den ernſten Augen ſeines Gefährten etwas wie Heiterkeit blinken ſah, entſchied er ſich für das erſtere. Dann meinte er:

„Nun, ſie kennt dich eben nicht, wird ſchon noch Reſpekt bekommen. Wann iſt die Trauung?"

„Gleich nach dem Frühſtück."

„Donnerwetter! Warum denn ſo Hals über Kopf?"

„‚Sofort nach der Ankunft' lautet die Abmachung. Die nötigen Papiere wurden mir ſchon vor einem Monat überſandt. Iſt auch, meine ich, ſo ganz in der Ordnung. Die junge Holländerin, die ſich nach den Kolonien verheiratet, läßt ſich der Sicherheit wegen gleich daheim einem Stellvertreter des Bräutigams an die linke Hand trauen. Ruth Hillerns iſt mir um den halben Erdball entgegengereiſt. Es würde ſich neben ſolch einem Beweis von Vertrauen wahrlich übel ausnehmen, wenn ich jetzt warten laſſen wollte."

„Von Wartenlaſſen iſt natürlich nicht die Rede, aber — gleich nach dem Frühſtück! Ihr werdet kaum Zeit gehabt haben, ein Dutzend Worte miteinander zu wechſeln."

„Um 11 Uhr 32 Minuten fährt der letzte Zug von Weltevreden nach Tjandjur," gab ihm Fritz Bardewiek zu bedenken, „für den nach Bandong iſt's jetzt ſchon zu ſpät."

„Aha! Du wollteſt noch heute wieder heim?" murmelte der andre. „Ja, dann freilich —" Er brach ab und ſah ernſt vor ſich nieder. Was er dachte, war: „Solch ein Heiraten mit verbundenen Augen — meine Sache wäre es nicht."

Bald darauf hielt der Wagen. Man befand ſich am Landungsplatz in der Nähe des Zollhauſes.

Fritz Bardewiek überflog mit dem Auge die ſtattliche Zahl der auf der offenen Reede ankernden Schiffe. Mit dem Finger auf denjenigen Dampfer deutend, der zur Zeit am meiſten von kleineren Fahrzeugen umſchwärmt ſchien, warf er einem am Ufer herumlungernden Malayen die Worte hin:

„Iſt das der ‚Pontianak'?"

„Ja, Tuwan — eben angelangt, Tuwan."

Die Frage hatte kurz befehlend, aber nicht unfreundlich geklungen, die Antwort demütig, dienſtbefliſſen.

„Gut. Ein Boot!“

Das Gewünſchte war ſofort zur Stelle, die Freunde ſtiegen ein und glitten wenige Minuten ſpäter über den unbewegten Waſſerſpiegel dahin.

Unweit des ‚Pontianak‘ kreuzte ſich ihr Fahrzeug mit einem ähnlicher Art, das aus der Richtung herkam, in der ſie fuhren.

Aus zwei Schlitzäugelchen in einem Vollmondsgeſicht flog ein Blick herüber, von einem kahlen Schädel ward ein kleiner, runder Hut geriſſen, und „Guten Morgen, Mr. Burnand,“ erſcholl es.

„Sieh da, Herr van Ravenſtein! Guten Morgen,“ klang es zurück. „Na, glücklich heimgekehrt? Gute Kur durchgemacht in Karlsbad?“

„Das will ich meinen. Fünfzehn Pfund abgenommen.“

„Gratuliere! — Kommen wohl auch von Singapore mit dem ‚Pontianak‘?“

„Allerdings.“

„Haben uns unſre Damen hübſch beſchützt?“

„Na, nach Kräften. Bildſchöne Damen übrigens — bildſchöne Damen!“

Noch ein Hutlüften rechts und links, dann waren die Boote aneinander vorüber.

„Er ſchmunzelte ja ordentlich verliebt, der Dicke,“ bemerkte leiſe auflachend Harry.

Fritz nickte nur zerſtreut, er hatte ſtumm vor ſich in das Waſſer ſtarrend geſeſſen, und es war fraglich, ob er von dem geführten Zwiegeſpräch überhaupt etwas vernommen hatte.

„Nun, ich muß ſagen,“ fuhr ſein redſeligerer Begleiter fort, „ich bin ſo begierig auf die eine wie auf die andre. Habe die May ſeit ihrem zehnten Jahre nicht mehr geſehen. — Da wären wir ja übrigens ſchon zur Stelle. Immer voran, Fritz!“

Der Angeredete erhob ſich und ſtieg mit weit größerer Gewandtheit, als man ſie ſeiner Hünengeſtalt zugetraut haben würde, die Strickleiter hinan, die an der Seite des Schiffes herabhing. Als er feſten Boden unter den Füßen hatte, begrüßte er mit halb mechaniſchem Hutlüften den Kapitän, der ſoeben die Kommandobrücke herabgeſtiegen kam, dann ließ er den geſpannt forſchenden Blick über das Verdeck hinwandern.

Aus Schelmerei, um die Überraſchung des Sohnes beim Anblick der Schönheit, die er ihm als Braut zuſandte, wirkſamer zu machen, hatte der alte Bardewiek die Photographie, die ihm Ruth für ihren Verlobten eingehändigt, gar nicht abgeſchickt. Die üblen Folgen dieſer Unterſchlagung ſollten ſich nun zeigen.

Im erſten Moment ſah Fritz nur gelbe Malayen- und Chineſengeſichter. Plötzlich jedoch entdeckte er neben oder beſſer hinter zwei bezopften Söhnen des Himmliſchen Reichs, die ſich eifrigſt unterhielten, ein blaſſes, ſchmales Mädchenantlitz mit einem Paar prächtiger, dunkelblauer Augen darin. Die Augen ſchauten ihm freundlich entgegen, der Mund lächelte hold — ohne Zweifel, ſie war's. Äußerſt angenehm berührt, bahnte er ſich einen Weg nach den dunkeln Augen hin. Auf eine hochmütige, ſeine Dame war er gefaßt geweſen, und da fand er nun dies zutraulich und warmherzig blickende junge Ding!

Vor ſeiner hohen, gebieteriſchen Geſtalt wich alles ſcheu zur Seite. Jetzt war

er an Ort und Stelle. Schon öffnete er die Lippen, um das warmherzig blickende junge Ding mit einem Namen zu begrüßen, der ihm nicht gehörte, da — eben noch rechtzeitig — erscholl hinter ihm ein freudiges:

„May! May! Wahrhaftig, sie ist's!"

May Burnand sprang vorwärts, die Geschwister lagen einander in den Armen, und — Fritz Bardewiek mußte sich anderwärts nach seiner Braut umsehen.

Mit einem etwas verdutzten Gesichtsausdruck that er es, ja, es stieg ihm sogar ein leises Rot in die sonngebräunte Wange. Lange zu suchen hatte er übrigens nicht mehr. Kaum drei Schritte von ihm entfernt, auf der obersten Stufe der Kajütentreppe stand die einzige Europäerin, die noch auf dem Verdeck anwesend war. Ob sie schön, ob häßlich sei, das fragte er sich gar nicht; daß er die hochmütige, feine Dame vor sich habe, vor der ihm im stillen graute, aber erkannte er auf den ersten Blick, und auch dies ward ihm, in dessen mächtiger Körperfülle ein sehr feinfühliger Mensch wohnte, sofort klar, daß sie über den Sinn der kleinen stummen Scene, die sich soeben neben ihr abgespielt, durchaus nicht im Zweifel war. Es zuckte in ihren Mundwinkeln wie von Spott und Ärger.

Das verdroß nun ihn seinerseits wieder.

„Donnerwetter!" dachte er. „Wenn sie derartigen Irrtümern vorbeugen wollte, so mußte sie mir ihr Bild schicken!"

Damit trat er dicht vor sie hin.

„Fräulein Hillerns?" begann er fragend. „Das heißt Ruth — Ruth Hillerns," verbesserte er sich, da ihm einfiel, daß die formelle Anrede dem Mädchen gegenüber, das in wenigen Stunden seine Frau sein würde, doch nicht recht am Platze sei.

Ihre Bejahung seiner Frage war kaum hörbar, zudem, das hatte er deutlich gesehen, war sie beim Klang seiner Stimme zusammengefahren und hatte hastig die Lider gesenkt.

„Hasenfüße, die wir sind, wir Menschen," dachte er belustigt bei sich, „dem einen graut vor dem andern. Na, wenn es übrigens nur Angst vor mir ist, was hinter dem abstoßenden Visier steckt, das sie sich da zurechtgemacht hat, damit wollen wir schon fertig werden."

Ihre schmale, eiskalte Hand behutsam in die seine nehmend, sagte er freundlich: „Ich danke Ihnen, Ruth, danke Ihnen herzlich, daß Sie gekommen sind, sich meiner Einsamkeit zu erbarmen. — Die Reise ist Ihnen nicht gar zu lang geworden?"

Sie schüttelte nur stumm verneinend den Kopf.

„Und wie verließen Sie die Ihren?" forschte er weiter.

„Ich danke, wohl — Sie lassen grüßen," stotterte sie heraus.

„Und meinen Vater?"

Jetzt hob sie die Augen zu einem scheuen Blick auf ihn. Daß er in der Statur seinem Vater gleiche, weiter hatte sie vor der Abreise von der äußeren Erscheinung ihres Verlobten nichts verlangt. Für Recken, die wie aus dem Nibelungenliede getreten schienen, hatte sie damals noch geschwärmt. Wie war das anders geworden! Wie hatte sich ihr Ideal verfeinert! Mit Entsetzen, mit förmlichem Widerwillen sah sie die Hünengestalt vor sich. „Wie grob, wie ungeschlacht, die Figur," dachte sie,

Digitized by Google

„wie derb der Schnitt der Züge, und dieſer Bart — dieſer fürchterliche rote Bart! Ich — einen Mann mit einem roten Bart heiraten? O Gott! Es iſt zu gräßlich!"

„Und meinen Vater?" wiederholte er.

„Ihm geht's gut — ſehr gut," ſtieß ſie heraus, „er läßt auch grüßen."

Hier machte das Herzutreten der Geſchwiſter Burnand dem Zwiegeſpräch ein Ende. Die üblichen Vorſtellungen erfolgten. Bald darauf war es Zeit in die Boote zu ſteigen; des vielen Gepäcks wegen, das die Damen mit ſich führten, fuhr man nämlich in getrennten Paaren an das Land.

„Du, May! Iſt ſie eigentlich immer ſo, dieſe Miß Hillerns?" wandte ſich Harry Burnand im Flüſterton an die Schweſter, kaum, daß er ſich mit ihr auf dem Waſſer allein ſah.

„So? Wie denn?" erkundigte ſich die Gefragte.

„So unleidlich?"

„Aber ich bitte dich, Harry! Sie iſt ja das reizendſte Mädchen von der Welt."

„Nun ja, hübſch, das laſſe ich gelten —"

„Und entzückend liebenswürdig."

„Na, ich danke!"

„Harry, die ganze ‚Poonah' war in ſie vernarrt."

„Was? In den Gletſcher?"

„Gletſcher?"

„Kind, ſo thu doch mal die Augen auf! Schau ſie dir an, wie ſie ihm im Boot gegenüberſitzt. Ein Wunder wäre es wahrlich nicht, wenn ihm das Blut zu Eis gerönne."

„Hm!" machte May, nachdem ſie ſeiner Aufforderung Folge geleiſtet hatte. „Ein bißchen kühl kommt ſie mir nun auch vor —' übrigens, ich will dir was ſagen, ſie hat furchtbar ſchlecht geſchlafen vorige Nacht."

„Da läßt man ſich doch nicht gleich ſo gehen — noch dazu einem ſolchen Mann gegenüber."

„Er iſt wohl ſehr nett?"

„Er iſt ein herrlicher, ein unvergleichlicher Menſch."

„Siehſt du," rief May triumphierend, „das habe ich mir doch gleich gedacht. Er hat ſo was im Geſicht — und dann die Figur! Wenn man an ihm hinaufſieht, ſo iſt's, als käme man gar nicht zu Ende. Ja, wirklich unvergleichlich. Aber das findet Ruth natürlich auch. Es iſt nur, wie geſagt, die ſchlafloſe Nacht, oder vielleicht auch wieder das Kopfweh. Sie iſt nämlich während der ganzen letzten Zeit aus dem Kopfweh nicht herausgekommen — und kein Wunder bei der Langweile!"

„Langweile?"

„Ja Harry, auf dem ‚Nizam' ging's noch, aber von Singapore aus war die Reiſe einfach fürchterlich."

„Ich denke entzückend — zwiſchen all den lieblichen Inſeln hindurch?"

„Ach Gott, ja," gab May achſelzuckend zu, „die Inſeln waren ja recht niedlich, das leugne ich gar nicht, doch die netten Herren gingen ſämtlich ab in Singapore, und es blieb niemand, mit dem man noch ein bißchen hätte flirten können."

„Flirten?“ wiederholte Harry entrüſtet. „Na, das wird ja immer hübſcher. Alſo flirten iſt ihre Paſſion?“

„Ihre Paſſion — ach bewahre!“ rief May erſchrocken. „Geh nur ja nicht hin und ſag deinem Freund das. Von Paſſion kann gar nicht die Rede ſein, aber — womit ſoll man ſich ſchließlich die Zeit vertreiben auf ſolch einer endloſen Reiſe?“

„Man? Das klingt mir ja wahrhaftig, als ob du es ſelber auch thäteſt?“

„Ich?“ kicherte ſie heraus. „Nein, Harry, nein — ich verſteh' das gar nicht.“

„May?“ Er faßte ſie ſcharf ins Auge.

„Himmel! Wie ſtreng er das nimmt,“ dachte ſie beſtürzt, „das wird ein nettes Leben werden in ſeinem Hauſe. Und daß ich mich mit Fred Harris verlobt habe, darf ich ihm um Gotteswillen nicht verraten.“

Laut ſagte ſie: „Beſter Harry, ſo bedenke doch, ich komme ja eben erſt aus der Penſion.“

Ihr Blick war ganz allerliebſt treuherzig, und daß man in einem Mädchenpenſionat das Flirten lerne, durfte er doch auch nicht annehmen. Er beruhigte ſich alſo und plauderte mit ihr von andern Dingen.

In dem voranfahrenden Boot ging es weit ſchweigſamer zu.

Ruth ſaß wie in einem böſen Traum befangen. Gräßlich genug hatte ſie ſich die Ankunft auf Java gedacht, aber ſo gräßlich doch nicht. Daß ſie ihren Verlobten haſſe, hatte ſie ſich unterwegs oft genug wiederholt; daß ſie ihn jemals fürchten werde, hatte ſie nicht geahnt, und das war der Fall. Er brauchte nur das Wort an ſie zu richten, ja, ſie bloß anzuſehen, dann zitterte ſie ſchon — ſie, die nie vor einem Menſchen gezittert hatte. Das machte, er war eben nicht wie andre Menſchen, er war ſchrecklich. Seinem Vater glich er nur in der Hünenhaftigkeit der Erſcheinung. Was für gute Augen der Alte hatte, was für eine warme Stimme! Der Sohn blickte finſter, hartherzig, und wenn er ſprach, ſo ging es ihr (Ruth) durch Mark und Bein. Das war ſo ein Kommandoton, wie man ſich ihn im Verkehr mit ſklaviſchen Leuten angewöhnte, und dieſen Ton ſollte ſie ſich nun bieten laſſen — ſie, der niemand je befohlen hatte. Es war unerhört — ebenſo unerhört wie die Zumutung, daß ſie dieſe plumpe Häßlichkeit heiraten ſollte — ſie, die wie keine zweite die Schönheit geliebt hatte ihr Lebenlang.

Ihr ganzes Innere empörte ſich gegen das Joch, das ſich auf ſie herabſenkte, immer wieder wollte ſich ihr der Herzensſchrei auf die Lippen drängen: „Laſſen Sie mich ziehen! Ich mag, ich kann die Ihre nicht werden!“

Doch ſie hütete ſich wohl, ihn laut werden zu laſſen. Sie dachte an das Geſpött der Welt. Da hatte ſie nun den halben Erdball umkreiſt und wollte, an Ort und Stelle angelangt, entſetzt wieder ausreißen. Undenkbar! Totlachen würden ſie ſich ja — die Leute! Sie dachte mehr noch an ihn und ſeine mutmaßliche Wut. Weſſen ſie ſich von dieſer Wut verſah, das machte ſie ſich nicht klar. Sie hatte für das Thun und Laſſen eines Menſchen, ſo einzig in ſeiner furchterregenden Art, wie er für ſie war, überhaupt keinen Maßſtab. Nur ſoviel wußte ſie, daß ſie den Mund halten müſſe um jeden Preis.

Während ſie ſich ſo im Geiſte aus ihm einen greulichen Popanz zurechtmachte, waren die Gefühle, die ſie ihm einflößte, von Bewunderung auch himmelweit entfernt.

In erſter Linie begriff er gar nicht, wie ſein Vater ſie habe ſchön finden können; von Schönheit merkte er ihr gar nichts an. Und das iſt nicht ſo ſehr zu verwundern, denn auch tadelloſe Züge bedürfen des natürlichen Ausdrucks, um zu entzücken. Ruth war nicht Ruth im gegenwärtigen Moment. Die ſonnige Heiterkeit, die ihre Augen ſonſt ausſtrahlten, war wie ausgelöſcht, ſie blickten ſtarr. Das blaſſe Antlitz mit den feſt aufeinander gepreßten Lippen hatte etwas Steinernes, wirkte wie eine Maske.

Die Maske ſtieß ihn ab. Er dachte: „Sich die langen Jahre hindurch Tag für Tag dieſem verbiſſenen Geſicht gegenüber ſehen zu ſollen, das iſt eine böſe Ausſicht. Es iſt nebenbei auch durchaus nicht allein Angſt vor mir, was ſie fühlt. Der Hochmut ſitzt ihr in dem ſteifen Nacken, und wenn ſie einmal meinem Blick begegnet, ſo zuckt's um die eingekniffenen Lippen wie von Widerwillen. Und mit ſolchen Gefühlen hüben und drüben will man ſich heiraten?“

Er überlegte minutenlang und kam zu dem Schluß:

„Es iſt der offenbarſte Unſinn — gibt eine Ehe wie zwiſchen Katze und Hund. Aber was machen? Ich kann nicht zurück, bin durch alles, das ſie ſchon für mich gethan hat, gleichſam an Händen und Füßen gebunden. Sie — das wäre etwas andres. Wenn ſie ein entſchiedenes: ‚Ich mag dich nicht, gib mich frei,‘ ſprechen wollte, ich thäte ihr dankbar den Willen.“

Dem Impulſe folgend, beugte er ſich plötzlich zu ihr hinüber.

„Ich vergaß zu erwähnen,“ ſagte er, „die Trauung iſt auf 10 Uhr heute früh angeſetzt. Sie haben nichts dagegen?“

Der eindringliche Ton, in dem er ſprach, der Blick, mit dem er auf ihrem Herzensgrunde leſen zu wollen ſchien, entſetzten ſie über die Maßen.

„Nein,“ preßte ſie hervor.

„Ich meine nur,“ fuhr er die Brauen leicht zuſammenziehend, und jedes Wort mit Nachdruck belegend fort, „für den Fall, daß Ihnen ſo große Eile nicht erwünſcht wäre, ließen ſich wohl noch Maßregeln treffen, die Ceremonie — hinauszuſchieben.“

„Großer Gott!“ dachte ſie. „Wie wütend er ausſieht! Er hat mir ſicher ſchon etwas angemerkt.“

„Nein,“ wiederholte ſie haſtig, „nein, das thut nicht nötig. Mir iſt alles recht, was Sie angeordnet haben.“

Sein Blick blieb noch ſekundenlang an ihr haften, doch ſie, die ihre Lider geſenkt hatte, ſah die Mahnung nicht, die darin lag. Sie empfand nur die Qual des Angeſtarrtwerdens und kam ſich vor wie ein armer Vogel im Bann einer Rieſenſchlange.

„Es ſcheint, ſie hat ihre Gründe, trotz alledem bei der Abmachung zu bleiben,“ ſagte er ſich. „Nun, ſoviel iſt gewiß, der größte Narr auf Java heißt Friedrich Bardewiek.“ Damit beugte er dem Schickſal ſein ernſtes Haupt.

Als bald darauf das Boot anlegte, ſprang er ans Land und wandte ſich dann, um ihr behilflich zu ſein. Am liebſten wäre ſie allein fertig geworden, doch die Hand, die er ihr bot, war nicht zu überſehen. Sie griff alſo zitternd zu und ſtand auf feſtem Boden. Einen Moment ſpäter waren auch die Burnands zur Stelle,

und May kam, der Reisegefährtin Arm zu nehmen. Zum erstenmal seit der Bekanntschaft war Ruth des Anhängsels froh.

„Dach ein Mensch," dachte sie, „dach eine Schranke zwischen ihm und mir!"

Das Gepäck der Ankömmlinge ward nur naminell untersucht, man kannte nach wenigen Minuten schon in den in der Nähe harrenden Wagen Harry Burnands steigen, und das war gut so, denn die Zeit drängte. Bis nach Weltevreden, wohin man wollte, war es nach weit.

„Ihr frühstückt dach mit uns im Hatel, und ich darf hernach auf euch als Trauzeugen rechnen?" hatte Fritz den Freund gefragt und darauf eine zustimmende Antwort erhalten. Sa rallte man denn nun im allerschärfsten Tempa der Altstadt zu.

Das eigentliche Batavia zählt fast schon dreihundert Jahre. Einst war es von Mauern umringt und gegen feindliche Angriffe durch Forts beschirmt, im Innern aber mit nach holländischem Muster errichteten, schlecht ventilierten Häusern bebaut, und noch dazu die Kreuz und die Quer van Kanälen und Miasmen brütenden Gräben durchzagen. Sa kam denn die Stadt, die unter dem Gluthimmel des Äquatars, und nebenbei nach in sumpfiger Niederung liegt, sehr bald und auf sehr natürliche Weise in den schlimmen Ruf eines Grabes der Eurapäer. Jetzt verdient sie diesen schan längst nicht mehr. Die Forts sind entfernt, die Mauern niedergerissen, die Gräben zum größten Teil zugeschüttet, und wer nur vernünftig dem Klima gemäß lebt, kann in Batavia so alt werden, wie an irgend einem andern Ort der Erde.

Nachts freilich, wenn die sanngedörrte Erde die am Tage eingesagenen heißen Dünste wieder ausstößt, thut der Nichteingebarene wahl daran, die Altstadt zu meiden. Er meidet sie auch. Van den Eurapäern hat — einzelne verkommene Existenzen etwa ausgenammen — keiner sein eigentliches Heim dort. Die Kaufleute und Beamten wohnen fast ausnahmslas in den meilenweit um das Weichbild der Stadt sich herumerstreckenden Varstädten: Malenvliet, Noardwyk, Ryswyk, Weltevreden u. s. w.

Batavia selbst enthält fast alle zum öffentlichen und privaten Geschäftsbetrieb gehörigen Gebäude: Das Rathaus, den Justizpalast, das Hauptsteueramt, das meteorolagisch-magnetische Observatarium, die verschiedenen Regierungsmagazine, dann, besanders am graßen Kanal (kali besar) entlang, die Camptoire der ersten Bankgeschäfte und Handelsfirmen, verschiedene graße Tokas, die Bureaus der Advakaten, Natare u. s. w. Ihren ständigen Aufenthaltsort haben hier nur die chinesischen Händler und Handwerker, und da diese in den Augen der stalzen Eurapäer nicht zählen, sa heißt es wahl, die Stadt stehe zur Nachtzeit leer. Nun, jedenfalls liegt sie ziemlich still und tat zwischen 5 Uhr abends und 8 Uhr margens. Dann aber — wie jetzt, als unsre Freunde hindurchfuhren — entwickelt sich das regste Leben in den Straßen, und der ankammende Fremdling meint nicht Augen genug zu haben, um die Fülle des Interessanten zu schauen, das sich ihm bietet.

Van allen Richtungen her kammen die leichten Dogcarts angerollt, die in Batavia die Stelle der Draschken vertreten, und die eleganten Equipagen, welche die großen Handelsherren nach ihren Comptoirs führen. Vornehm zurückgelehnt sitzt er da, der geldgewaltige Mynheer, ganz in schneeiges Weiß gekleidet, die Blechbüchse mit den Geschäftspapieren neben sich, und wenn er van einem der Eingebarenen auf

seinem Wege einen demutsvollen Gruß empfängt, so erwidert er diesen weder durch Blick noch Gebärde. Es geschieht dies schon aus Prinzip. Das Volk muß um jeden Preis in knechtischer Unterwürfigkeit erhalten bleiben, allzu höfliche Behandlung könnte leicht verursachen, daß es eines schlimmen Tages zum Bewußtsein seines Wertes erwachte, und dann dürfte es den 21 Millionen Javanen nicht schwer werden, ihre vierzigtausend Beherrscher über Bord zu werfen.

Die weiten Lagerthüren öffnen sich, immer bunter flutet es durch die Straßen von Menschen aller Farben in den verschiedensten Trachten, den wunderlichsten Uniformen. Hier ist der schlanke, überaus wohlgebaute Javane von hellbrauner Hautfarbe, spärlichem Bartwuchs und an den mongolischen Typus erinnernden, im Grunde jedoch angenehmer wirkenden Zügen. Er trägt — aber dies ist hier in der Stadt leider nur noch ein Ausnahmefall — die landesübliche, weitärmelige Kattunjacke, den unteren Teil des Körpers mit dem Sarong, einem Stück bunten Zeugs umwunden, das wie ein Frauenrock getragen und um die Hüften herum von einem Gürtel festgehalten wird, in dem der Kriß, der unvermeidliche Dolch, steckt. Das lange, grobe schwarze Haar hat er sich auf dem Kopf in einen Knoten gebunden und mit einem eigentümlich gefalteten Kattuntuch bedeckt. Dort erscheint er als Dandy in halb javanischer, halb europäischer Kleidung, und drüben als Beamter, noch stärker von der Kultur beleckt, in Jacket und Hose, nur als Zeichen seiner Abkunft das Tuch noch über dem Haarschopf und den ganz kurzen Sarong um die Hüften.

Der langzöpfige, buntkostümierte Landmann, der unter seinem kuriosen Hutdeckel und großen Papierschirm gravitätisch dahergeschritten kommt, ist natürlich ein Chinese. An ihm vorüber streift ein brauner Kuli, nur mit dem Lendentuch umgürtet. Seine Last trägt er vorn und hinten von einem langen Bambusstock herunterhängend, den er über die Schulter gelegt hat. Wenn der Kuli nackt war, so sind die Männer und Frauen, die dort rechts in dem Kanal baden, bis unter die Schultern hinauf mit dem Sarong umwickelt. Nie, selbst da, wo er sich ganz allein wähnt, sieht man einen erwachsenen Javanen unbekleidet im Bade.

Als ein äußerst bedauernswertes Objekt bei der Gluthitze präsentiert sich der inländische Justizdiener in der warmen, blauen Tuchjacke, mit den breiten roten Generalstreifen an den Hosen. Ebenso mitleiderregend, aber nebenbei auch wieder erheiternd, wirkt der Anblick des eigentlichen Polizeidieners, der vom Kopf bis zu den Füßen in kanariengelbem Tuch steckt, sein Haupt vor dem Sonnenbrand mit einem riesigen Strohhut schützt und, als Zeichen seiner Streitfähigkeit (mit der es nicht weit her ist), am schwarzen Bandelier einen altertümlichen, krummen Grenadiersäbel trägt. Ja, ja, die Uniformen! Eigentlich, sollte man sagen, müßten sie sich, was den Stoff betrifft, ein bißchen nach dem Klima des Landes richten, in dem sie getragen werden sollen; aber die Holländer thun es selbst auf Java nicht unter Tuch. Auch dem Militär haben sie, wie an dem kleinen Trupp, der dahermarschiert kommt, zu ersehen, die kleidsame Nationaltracht nicht gelassen. Der Soldat muß zur größeren Ehre der kleinen Königin Wilhelmina schwitzen in einer schwarzen Tuchhose und in einer mit gelben Schnüren verzierten blauen Husarenuniform. Oben aus dem blauen Helmhut aber, der diese vervollständigt, reckt ein Messinglöwe seinen Kopf so

verwundert heraus, als ob er ausrufen wollte: „Ist's möglich? Hier auf Java, wo die Natur den Menschen auf den allerdünnsten Kattun hinweist?"

Zu sehen war also genug. May Burnand wechselte auch in einem fort mit ihren drei stereotypen Redensarten: „Nein, wie süß! — Ach, wie nett! — Aber das ist doch gar zu drollig!" Dabei schlug sie dann entweder kindlich die Hände zusammen, oder wiegte lächelnd das thörichte Köpfchen hin und her, verfehlte jedoch kein einziges Mal, durch einen holdseligen Blick unter den langen seidenen Wimpern hervor, auch Fritz Bardewieks Aufmerksamkeit auf den Gegenstand ihres Entzückens zu lenken. Ihm aber war es kaum zu verargen, daß ihm das rege Interesse an allen Dingen, welches sein hübsches Gegenüber zeigte, weit besser gefiel, als die kühle Teilnahmlosigkeit seiner Braut, die weder rechts noch links blickte, nur dann und wann sich herbeiließ, mit Harry Burnand ein paar nichtssagende Redensarten auszutauschen.

Wie schwer der armen Ruth selbst dies gelegentliche Phrasengedrechsel wurde, davon ahnte seine Seele nichts. Sie hatte sich gesagt: „Es geht nicht länger so. Jeder, der mir in den Weg kommt, liest mir noch meine Gefühle vom Gesicht. Ich muß sprechen um jeden Preis." Und sie sprach, freilich immer nur, wenn angeredet, aber sie sprach doch mit einer Stimme, die ihrem eignen Ohr so fremd klang, daß sie ein paarmal ganz erschrocken nach May hinsah. Allein die merkte nichts, sie war wieder einmal mit Flirten beschäftigt, und sie flirtete — eine Kühnheit, für die Ruth jeder Begriff fehlte — mit Friedrich Bardewiek. In ihren Augen, so schien es, war also der Schreckliche nur ein Mann zu kaptivieren, wie andre Männer auch.

Es war eben erst 9 Uhr vorüber — die flinken Pferdchen hatten eine Bravourleistung hinter sich — als man in Weltevreden anlangte. Die Vorstadt gleicht einem großen, schönen Park, von breiten Straßen und Kanälen durchschnitten. Wie Paläste blinken durch das üppige Grün ihrer Vorgärten die weiten, säulengetragenen Wohnhäuser der reichen Kaufherren.

Vor dem Hôtel des Indes am Molenvliet-Kanal hielt der Wagen. In einem der luftigen, von Spiegelglas und Marmor schimmernden Säle stand das Frühstück bereits serviert. Man ließ sich sofort an der Tafel nieder.

Wer freilich nichts aß, war Ruth. Immer wieder streifte sie scheuen Blicks den Mann an ihrer Seite. „So wie jetzt," dachte sie, „wird er nun Tag für Tag da sitzen mein ganzes Leben hindurch," und es überrieselte sie eisig.

Gleichwohl, jedes offene Rebellieren gegen ihr Schicksal lag ihr auch jetzt noch fern; wenn sie einen Wunsch hatte, so war es vielmehr der, die kirchliche Ceremonie möchte erst glücklich überstanden sein. Es war ja nicht undenkbar, daß ihr in dem kritischen Moment die ungeheure Abneigung, die sie gegen ihren Verlobten fühlte, ein „Nein" statt eines „Ja" über die Lippen zwang. Vor dieser Möglichkeit und dem Skandal, den sie verursachen würde, zitterte sie im Moment noch weit mehr, wie vor der verhaßten Lebensgemeinschaft, die ihrer harrte. Als daher Fritz, seine Uhr konsultierend, meinte, die Zeit fange schon ein wenig an, zu drängen, da erhob sie sich ohne jegliches Zögern, ja sogar mit einer gewissen Eilfertigkeit, um sich in einem für sie reservierten Gemach bräutlich zu kleiden. Daß May sich im Hinaus-

gehen an ihren Arm hängte, war ihr auch diesmal recht, sie fürchtete nichts so sehr, als mit ihren Gedanken allein zu sein.

So! Hier war das Zimmer. Das weiße Seidenkleid, das der Onkel ihr geschenkt, der kostbare Spitzenschleier, den vor ihr schon ihre Mutter getragen, dort lagen sie in dem Koffer. Wenn sie sich die heitere Genugthuung vergegenwärtigte, mit der sie jene Herrlichkeiten eingepackt —!

Doch sie wollte sich nichts Derartiges vergegenwärtigen, wollte überhaupt nicht denken! Es that ja auch nicht nötig. May war ja da, ihre Ohren mit Geschwätz zu füllen.

Was sie eben schwatzte? — Daß sie Herrn Bardewiek sehr „nett" finde. — Nett, ihn, den Schrecklichen, es war kaum glaublich!

Daß er sie nach Sukawangi eingeladen habe. — Vortrefflich! Jede dritte Person, auch die langweiligste, war dort willkommen.

Daß sie nie ein schöneres Brautkleid gesehen. — So hatte sie (Ruth) in Bremen auch gesprochen. In jubelndem Entzücken war sie dem guten Onkel um den Hals gefallen. Jetzt war es ihr, als hülle sie sich in ein Leichentuch, so gespenstisch weiß schien ihr der kostbare Stoff. Und was ihr eigen Antlitz betraf, ob sie wohl bleicher sein würde, wenn sie dereinst auf ihrem Totenbette lag?

Schaudernd fragte sie sich's, während sie mit zitternden Händen den Myrtenkranz in ihrem Haar zurechtbog und den Schleier befestigte.

„Wie sehe ich aus?" wandte sie sich, als sie fertig war, an May, die ihr mit im Schoß gefalteten Händen aus der Tiefe eines Schaukelstuhls lächelnd zugeschaut hatte.

„Einfach süß," lautete die Antwort. „Bloß ein bißchen blaß. Sie sollten sich die Wangen tüchtig reiben."

Ruth folgte, wieder vor den Spiegel hintretend, diesem Rat, aber ihr Bemühen war ziemlich fruchtlos. Das heftig klopfende Herz forderte das ihm entzogene Blut alsbald zurück.

„Es nützt nichts," murmelte sie, die Hände sinken lassend. Dann mit einem Achselzucken: „Und was liegt schließlich daran?"

„Hm! Das ist auch wahr," nickte May. „Bräute sind gewöhnlich blaß; es macht sich im Grunde auch viel interessanter."

„Wollen Sie mir den Gefallen thun und Herrn Bardewiek sagen, daß ich bereit bin?" bat Ruth.

May erhob sich liebenswürdig und schob sich in ihrer trägen Weise zur Thür hinaus. Als sie nach einigen Minuten zurückkehrte, meldete sie, daß der Wagen warte und die Herren auch.

Ängstlich drückten sich auf dem Korridor die malayischen Diener an der lichten Erscheinung der Braut vorüber. Das Schönheitsideal einer jeden Rasse ist ein andres, und daß die gelben Söhne des Landes beim Anblick der lilienweißen Haut und des Goldhaars der hochgewachsenen Fremden mehr Scheu als Bewunderung empfanden, ist ihnen nicht übelzunehmen.

Ganz anders berührt fühlten sich die im Hotel anwesenden Europäer, von denen hier und da einer durch einen Thürspalt lugte, und Harry Burnand, der neben

dem Freunde in der Hausthür stand, stieß ein so überraschtes „Donnerwetter!“ hervor, daß jener ihn verwundert fragend ansah, worauf er sich beeilte, seinem Ausruf die geflüsterte Erklärung beizufügen:

„Schön ist sie, das muß ihr der Neid lassen.“

„Sonderbar,“ reflektierte Fritz, der gar nichts Schönes, nur etwas abstoßend Hochmütiges auf sich zugesegelt kommen sah, „sonst hat er doch immer so ziemlich meinen Geschmack gehabt.“

Dann ging er, seiner Braut den Arm zu reichen, um sie an den Wagen zu führen, der wenige Sekunden später mit seinen vier Insassen den Weg nach der nahen Wilhelmskirche einschlug.

Zweites Kapitel.

Jetzt war alles vorüber.

Von den Ermahnungen, die der Geistliche in holländischer Sprache an sie gerichtet, hatte Ruth nichts verstanden, aber auch nichts zu verstehen versucht. Ihr Hauptangenmerk war nur darauf gerichtet gewesen, an geeigneter Stelle das übliche „Ja“ und nicht das „Nein“ zu sagen, zu dem es sie gewaltsam drängen wollte.

Das war ihr nun gelungen. Einen Skandal hatte es nicht gegeben, sondern eine Trauung, wie sie sein mußte — anständig, korrekt.

Mit einem tiefen Aufatmen wandte sie sich vom Altar weg. Da, auf einmal, legte es sich ihr dunkel vor die Augen, ein wunderliches Schwanken kam ihr, aber er (ihr Mann jetzt — Gott! Ihr Mann!) — sie fühlte es mehr, als sie es sah — hatte rasch ihren Arm durch den seinen gezogen, da stand sie wieder fest. Etwas wie Mitleid mochte ihn anwandeln, denn er legte, gleichsam beruhigend, seine warme Hand auf ihre eiskalte, doch das ertrug sie nicht. Jäh entzogen sich ihre Finger der Berührung.

So völlig erschöpft lehnte sie bei der Rückfahrt in ihrer Wagenecke, daß es selbst May auffiel.

„Das kommt davon,“ sagte sie weise, „wenn man gar nicht geschlafen hat und dann auch noch das Frühstück verschmäht.“

Ruth murmelte etwas Unverständliches. Als ihr Gatte sie, im Hotel angelangt, geradeswegs in den Speisesaal führte, erklärte sie mit fast leidenschaftlicher Heftigkeit:

„Ich kann nicht essen!“

„Im Moment nicht, ich begreife das,“ entgegnete er ruhig, füllte ein Glas mit Wein und hielt es ihr hin.

Sie hätte nun auch dieses gern zurückgewiesen, aber sie wagte es nicht recht. Es lag so etwas in seiner Miene, gebieterisch konnte man es nicht gerade nennen, ernst zuversichtlich war es vielmehr, die Miene eines Arztes, der sich bewußt ist, der Patientin die geeignete Medizin zu reichen, und der keinen Augenblick bezweifelt, daß jene vernünftig sein und sie einnehmen werde.

So nahm ſie denn und empfand ſofort die heilſame Wirkung des Getränkes. Das fatale Zuſammenſchlagen ihrer Zähne ließ nach, und als ſie nun allein der Thür zuſchritt, konnte ſie mit Sicherheit wieder einen Fuß vor den andern ſetzen.

„Um 11 Uhr 32 Minuten fährt unſer Zug,“ ſagte er noch.

Sie nickte nur ſtumm mit dem Kopfe, während ſie das Zimmer verließ.

Eine Viertelſtunde ſpäter erſchien ſie wieder in ihrem Reiſekleid, und man beſtieg nochmals mit den Burnands den Wagen, um ſich, am Bahnhof angelangt, von ihnen zu trennen.

„Meine liebe, ſüße Ruth, was ſoll ich anfangen ohne Sie?“ jammerte May am Halſe der jungen Frau.

Das klang ſo rührend, es machte den Herren offenbar Eindruck. Soviel wußte übrigens auch Ruth, daß wenn der Schmerz ihrer Reiſegefährtin nicht beſonders tief gehe, er doch immerhin echt ſei. Sie hätte ſich daher unter andern Umſtänden für die Zärtlichkeit wohl etwas dankbarer gezeigt, als es ihr unter den gegenwärtigen möglich war. Kaum daß ſie es in ihrer ſtatuenhaften Starrheit zu einem kühlen letzten Händedruck brachte, ein herzliches Abſchiedswort fand ſie nicht. Harry Burnand mußte wieder an den Gletſcher denken. Fritz Bardewiek hatte ſich ſtirnrunzelnd abgewandt.

Nun war der Zug in Bewegung. Sie hatten das Coupé für ſich, ſaßen einander gegenüber — freilich durch die ganze Breite des Waggons getrennt. Soviel Luft zwiſchen ihm und ihr zu laſſen, war ihr Bedürfnis geweſen, und er fühlte durchaus keine Verſuchung, ihr auch nur um einen Zollbreit näher zu rücken. Links aus ſeinem Fenſter blickend, dachte er nach über die menſchliche Narrheit im allgemeinen und die ſeine im beſonderen.

Wäre er mit etwas mehr Frauenkenntnis ausgerüſtet geweſen, ſo hätte er wahrſcheinlich manches in ihrem Benehmen, das er jetzt grollend bodenloſem Hochmut zuſchrieb, auf Koſten jungfräulicher Sprödigkeit geſetzt. Aber woher ſollte ihm ſolche Kenntnis kommen? Nur ganz ſelten war ihm in den letzten fünfzehn Jahren einmal eine Europäerin begegnet, und an den braunen Töchtern des Landes Charakterſtudien zu machen, hatte er verſchmäht. Daß er dies verſchmäht, hatte dann freilich auch wieder ſein Gutes. So hoch wie es für ihn in ſeiner erſten Jugend geſtanden, ganz ſo hoch wie ſeine Mutter heißt das, ſtand noch heute ſein Frauenideal für ihn.

Er hatte ſie ſehr geliebt, ſeine Mutter, nicht mehr vielleicht als ſeinen Vater, aber anders. Der Vater war ein ſeltener Gaſt geweſen, einmal im Jahr, in zwei oder gar in drei Jahren war er gekommen, um das kleine Bremerhavener Heim auf ein paar Tage, ein paar Wochen in einen Ort jubelnder Luſt zu verwandeln. Dann hatte ſich alles um ihn gedreht, dann war jedes Wort, das von ſeinen Lippen gefallen, ein Orakel geweſen, dem man mit Staunen und Bewunderung gelauſcht hatte.

Allein das Feſt war ſchnell verrauſcht, das Alltagsleben hatte wieder begonnen, und das hatte dem Knaben die Mutter verſchönt, die ſtille, die ſanfte, die kluge Mutter. Zwar eigentliche Schulbildung hatte ſie, das Kind aus dem Volke, nicht beſeſſen, dafür aber einen ſeltenen Drang zu lernen. Nach gethaner Hausarbeit, ſtatt zu einem Klatſch zur Nachbarin zu laufen, hatte ſie ſich zu ihrem Jungen geſetzt, um mit ihm an den ziemlich harten Nüſſen zu knacken, die ihm ſeine Lektionen

geweſen. Dann hernach am Feierabend, an dem langen Winterfeierabend, hatte ſie mit ihm geſpielt, oder Briefmarken geklebt, oder geleſen im „Robinſon“, im „Lederſtrumpf“, im „Peter Simple“ und „Jakob Ehrlich“, und wenn mitten im Leſen einmal der Sturm lauter als gewöhnlich an dem Fenſterladen gerüttelt, dann hatte ſie wohl bang aufgehorcht und geſeufzt: „Ach Fritz! wenn's dem Vater nur gut geht heute nacht!“ und er wohl getröſtet: „Mutter, er iſt jetzt ſchon weit, unſre Winde können ihm nichts mehr anhaben. Weißt du noch, wie er damals lachte und ſagte: ‚Kinder, wenn ihr vor Angſt zittert und den lieben Herrgott bittet, er möge mich doch vor dem böſen Sturm bewahren, dann ſitze ich vielleicht mitten in der gräßlichſten Windſtille und gäbe was um 'ne ordentliche Briſe.‘“

Ja, dieſe Feierabende in dem trauten Stübchen, das die Lampe ſanft erhellte, das vom heißen Ofen her die Bratäpfel angenehm durchduſteten — der Mann dort in der Wagenecke fand nichts ſo Gemütliches in ſeiner ganzen Erinnerung. Dieſe gemütlichen, glücklichen, ſo lange nun ſchon entbehrten Winterfeierabende waren im Grunde auch an dieſer ganzen verpfuſchten Heirat ſchuld. Sie, mehr wie alles andre, hatten ihm an einem verhängnisvollen Tage im Frühling dieſes Jahres den Gedanken nahegelegt: „Warum ſollteſt du es nicht noch einmal ſo gut haben können? Warum ſollte es auf der Welt nicht eine Frau geben, die willig für dich ſein würde, was deine Mutter für dich war?“

Dieſem unſeligen Gedanken hatte er thörichterweiſe Worte geliehen; die Worte waren über das Meer geflogen und hatten ihm zu der Gattin dort verholfen, der hochmütigen Frau Gemahlin, die ihn keiner Höflichkeit wert hielt, der bei der bloßen Berührung ſeiner Plebejerhand die vornehme Haut ſchon ſchauderte.

Es war eigentlich zum Lachen — er ſagte ſich das — allein er lachte nicht, ſondern ſaß und würgte ſeinen Grimm in ſich hinein, während ſie, die Entfernung, die ſie ſelber zwiſchen ihn und ſie gelegt, mit den Blicken meſſend dachte: „Was nützt's? Was würde es noch nützen, wenn ich bis an das Ende der Erde von ihm flüchtete? Wo ich mich auch aufhielte, die Trennung wäre bloß ſcheinbar. Das Band, das vor dem Altar heute morgen geſchmiedet wurde, hält feſter wie eiſerne Ketten. Es nietet und nagelt zwei Geſchöpfe ſo feſt aneinander, daß ſie zu einem werden. Ich bin kein ſelbſtändiger Menſch mehr, ich bin nur noch die Hälfte eines Menſchen — die andre Hälfte ſitzt dort.“

Wenn bis zu der Trauung die Angſt in ihr die Hauptſtimme gehabt hatte, jetzt kam mehr und mehr der Haß zu Wort. Wie der in ihrem Herzen wütete und ſich gebärdete, das verriet ſich ihrem Gegenüber hin und wieder durch einen feindſeligen Blick, den er auffing, und auch durch die Schroffheit, mit der ſie ſein auf dieſer und jener Station erneuertes Anerbieten von Speiſe und Trank ablehnte. Daß dieſer wilde Haß dafür ſorgte, daß ſie von der Schönheit der Außenwelt nichts ſah, iſt ſelbſtverſtändlich. Schade war es, denn um ſie herum wechſelten in einem fort die wundervollen Landſchaftsbilder.

Einmal öffnete ſich aus den dichten Boskets, den Fruchthainen und Sirihanpflanzungen heraus, die in nächſter Nähe von Batavia die Häuſer der Reichen und die Bambushütten der Armen verbergen, zu beiden Seiten das Land. Am blauen Horizont tauchte die zackige Linie der vulkaniſchen Berge auf, während ſich über die

Ebene hin, soweit das Auge reichte, die Sawahs dehnten, auf denen das Hauptnahrungsmittel der Eingeborenen, der Reis, gedeiht. Jeder Fußbreit Raum war hier benutzt, Feld drängte sich an Feld. Ein jedes war von Wasser umrieselt und von einem schmalen Damm umgeben. Um das kostbare Naß zu gewinnen, hatte man sich auf Meilenweite jeden Quell, jedes Bächlein, jeden Strom dienstbar gemacht, der, fruchtbares Erdreich niederschwemmend, vom Gebirge kam. Eine andre Düngung erhalten die Sawahs nie, jahrhundertelang liefern sie in ununterbrochener Reihenfolge ihre Ernten.

Allgemach ward das Land welliger, näher rückten die hohen Kegelberge im Hintergrunde. Bei Buitenzorg, dem holländischen Sanssouci, der Residenz des Generalgouverneurs von Niederländisch-Indien, bot sich ein herrlicher Blick auf das vom Tjidani in vielen Windungen durchströmte Thal, und jenseits des Wassers, links auf den Vulkan Pangerango, rechts auf den mächtigen Gunong Salak, der bis zum Gipfel hinauf mit dichtem Wald bedeckt ist.

Dann ging es in die schönen Preanger Landschaften hinein. Immer neue Berge tauchten auf, der herrlich bewaldete Megamendong, der Pangerango und der gar zu fleißige Vulkan Gedeh. Am Fuße aber der Höhen, inmitten ihrer Reisfelder, von Fruchtbäumen umgeben, von Palmen überragt, lagen die Dessas oder Kampongs (Dörfer) der Eingeborenen mit ihren an Körbe erinnernden, aus Bambus zierlich und reinlich geflochtenen Hütten. Ein paarmal, besonders bei Pavonkuda und bei Gandasoli, ward das Landschaftsgemälde überwältigend schön — aber wie schon gesagt, wer nichts sah, war unsre Ruth.

Die Sonne war noch nicht untergegangen, als der Zug in Tjandjur anlangte. Bis nach Bandong setzte er, da mit dem Dunkelwerden jeglicher Bahnverkehr auf Java stockt, seine Fahrt nicht mehr fort. Die Reise erlitt jedoch hierdurch nicht die geringste Unterbrechung, denn Friedrich Bardewieks eigner Wagen erwartete die Herrschaften an der Bahn. Es war dies ein hochrädriger Dogcart, statt mit winzigen javanischen Pferdchen, mit einem Paar prächtiger australischer Rappen bespannt, die den zwei bis drei Wegstunden über schwieriges Terrain, die es noch zurückzulegen galt, wohl gewachsen schienen.

Sie hatten Eile davonzukommen, man merkte es, denn sie scharrten, stampften und erhielten das Gefährt in heftig schaukelnder Bewegung, so daß es von Ruth eigentlich eine Thorheit war, die hilfreiche Hand zurückzuweisen, die sich ihr bot. Doch es ging gut, sie gelangte glücklich auf ihren erhabenen Sitz. Der inländische Kutscher, der den Wagen hergeführt, hatte sich hinten aufgeschwungen, der Herr selber nahm die Zügel, und fort ging's durch das liebliche Städtchen.

Aus dem Grün der Palmen und Fruchtbäume lugten die säulengetragenen Steinhäuser der Europäer hervor, hinter der üppigen Vegetation fast versteckt lagen die aus weißem und schwarzgefärbtem Bambus in zierlichen Mustern geflochtenen Häuschen der Eingeborenen. Gleichmäßig hohe, glattgehaltene Hecken aus lebendem Bambus oder blühenden Sträuchern faßten die Gärten und Gehöfte ein. Am schönsten wirkte in dieser Verwendung eine Hibiscusart, die ihre herrlichen, großen Blütenkelche leuchtend rot vom tiefgrünen Hintergrund ihres Blattwerks hob. Auch chinesische Warongs tauchten auf, niedere, budenartige Kaufläden, ein jeder mit einer kleinen

Veranda davor, die ganze Reihe aber mit einem einzigen ſchmalen Ziegeldach gedeckt. Hinter dem Alon-alon (offenen Platz) ſtieg der Dalem (Palaſt) des javaniſchen Regenten empor, zur Seite ragte die Moſchee.

Und Menſchen brachten Leben in das Bild, kein lautes Leben zwar, aber doch ein intereſſantes. Laſtträger, mit in Matten eingepackten Waren ſchwerbeladen, zogen vorbei. Quer über die Straße ſchritt ein Prieſter in arabiſcher Tracht, den weißen Turban auf dem Haupt, Sandalen an den Füßen, und über der Schulter ein buntes Tuch mit daran geknüpftem Roſenkranz. Schlanke Sundaneſen (Weſt-Javanen) kamen gegangen — die Männer in der grellfarbigen, vorn offenen Jacke, an den Beinen kurze, enge Kattunhoſen, um die Hüften den ſchmalen Sarong, an der Seite herabhängend den Kriß (ein Meſſer oder Schwert mit damaſcierter Klinge in hölzerner, meiſt bunt verzierter Scheide) und auf dem Kopfe das geblümte Tuch, oder auch wohl den Tudong, einen lackierten oder vergoldeten Hutdeckel — die Frauen, den langen Sarong um die Taille gewunden und durch einen Gürtel gehalten, die Bruſt unverhüllt, oder auch mit einem unter den Armen durchgeſchlungenen und vorn zuſammengeknüpften Tuch verdeckt, deſſen Enden ſchärpenartig herabhingen. Ihr kleines, nacktes Kind trug die eine rittlings auf der linken Hüfte, eine andre in ein Stückchen Zeug gewickelt, aus dem nur das Köpfchen und die kleinen Glieder herausſahen, als Bündelchen auf dem Rücken.

Was hier im Binnenlande weit ſtärker in die Augen ſprang als in Batavia, war die knechtiſche Scheu des Eingeborenen vor dem Europäer. Wo ſich nur der Wagen zeigte, da entblößten die Männer ſchon von weitem die Köpfe, drückten ſich demutsvoll geſenkten Hauptes vorüber, oder kauerten abgewandten Antlitzes am Straßenrand nieder. Die Frauen ſuchten flüchtend ein Nebengäßchen oder ihre Hausthür zu gewinnen, die Kinder krochen unter Angſtgeſchrei auf allen Vieren in die Hecken hinein, ja, ſelbſt das Baby auf der Mutter Rücken zog ſein Köpfchen außer Sicht.

So ſtark Ruth mit ihren eignen Gedanken beſchäftigt war, dieſe allgemeine Panik fing doch nach und nach an, ihr aufzufallen.

„Was haben nur die Leute?“ fragte ſie ſich. Dann, nachdem ſie verwundert Umſchau gehalten und nirgends eine Gefahr entdeckt hatte, vor der jene hätten zittern können, kam ihr plötzlich die Überzeugung, daß es ihr Wagen ſei, der all die Aufregung verurſache, und nun flog ihr entſetzter Blick nach ihrem Begleiter hin.

„Sie kennen und fürchten ihn alle,“ ſagte ſie ſich mit Beſtimmtheit. „Großer Gott! Was für ein Menſch muß er ſein, daß Mann, Weib und Kind vor ihm die Flucht ergreifen!“ Und jäh reckte ſich in ihr wieder die eigne Angſt empor, dieſelbe ſinnverwirrende Angſt, die heute morgen mit ihr im Boot geſeſſen, die ſie bis an den Altar gehetzt hatte mit den drohenden Worten: „Folgſt du ihm nicht, ſo biſt du verloren!“

Jetzt redete ſie auf einmal anders. „Folgſt du ihm,“ ziſchelte ſie, „wer weiß, wohin er dich ſchleppt, und was er dir anthut! Von der Einöde, in der er lebt, ſchrieb er, von der Einöde zwiſchen den Bergen. Die Berge ſind ſtumme Zeugen, ſie plaudern dein Schickſal nicht aus, und die armen, braunen, feigen Menſchen, die nicht einmal das Auge zu ihm aufzuſchlagen wagen, ſie thun den Mund nicht gegen

ihn auf. Mißhandeln kann er dich, töten gar! Zu den Ohren der Obrigkeit wird's nie gelangen, daß eine weiße Frau weniger iſt im Lande, und wenn deine Verwandten ſich nach deinem Verbleib erkundigen — nun, um Worte wird er ſchon nicht verlegen ſein!"

So, bis ins Ungeheuerliche hinein hatte ſich ihre entſetzte Phantaſie bereits verſtiegen, bevor noch Tjandjur hinter ihnen lag. Nun kam die Einſamkeit der Landſtraße. Keine Menſchenwohnungen mehr, wohin man ſah. Rechts und links wildbewachſene Kalkberge, hin und wieder von ſchauerlich tiefen Schluchten durchſchnitten.

Zitternd wie Eſpenlaub ſaß ſie da, in ſich zuſammengeſchmiegt, nur dann und wann mit ſcheuem Seitenblick den Entſetzlichen neben ihr ſtreifend. Als aber, um das Maß voll zu machen, ſich plötzlich die Nacht herabſenkte, da ertrug ſie es nicht länger.

„Ich — will nicht weiter!" ſtieß ſie hervor.

Allein den heiſeren Klang ihrer Stimme übertönte das Geräuſch, das die Räder machten. Erſt als ſie ihren Ausruf wiederholte, wandte ihr Friedrich Bardewiek das Geſicht zu.

„Sie wünſchen?" forſchte er.

„Ich — will zurück!" ſtammelte ſie.

Er zog die Augenbrauen hoch. „Wohin, wenn ich fragen darf?"

„Nach Haus — nach Deutſchland — zu meinen Verwandten! Ich — habe mir's überlegt, ich kann nicht weiter mit Ihnen — ich kann nicht!"

Die Dämmerung war faſt ſchon Dunkelheit geworden, aber deutlich ſah ſie noch die Geringſchätzung, die ſich in ſeinen Zügen malte.

„Ich bedauere," entgegnete er kühl. „Dieſe Überlegung kommt zu ſpät."

Sein Ton, ſein Geſichtsausdruck brachten ſie außer ſich.

„Ich will aber nicht mit!" ſchrie ſie und fiel ihm in die Zügel.

Der Ruck, den dies den ohnehin reizbaren Pferden verurſachte, hatte zur Folge, daß das eine einen erſchrockenen Seitenſprung that, worauf beide in ein raſendes Tempo verfielen. Es dauerte wohl fünf Minuten, bis die eiſerne Hand des Herrn ſie wieder zu einer vernünftigeren Gangart gezwungen hatte.

Dann erſt kehrte Fritz Bardewiek ſeiner Begleiterin, die während der tollen Fahrt angſtvoll die Sitzlehne umklammert gehalten, ſein Antlitz wieder zu.

„Sagen Sie einmal," erkundigte er ſich, „wofür halten Sie mich eigentlich?"

„Ich?" ſtotterte ſie, eingeſchüchtert durch den hörbaren Groll in ſeiner Stimme.

„Ja. Etwa für einen Menſchen, der ſich alles gefallen läßt, für einen gutmütigen Narren, der für jede Ihrer Launen zu haben wäre?"

Gutmütig — er?

„O großer Gott! Nein," murmelte ſie ſchaudernd.

„Es ſcheint mir doch ſo. Sie haben heute morgen in der Kirche allerlei gelobt, das zu halten Ihnen jetzt hinterher keinen Spaß macht. ‚Thut nichts,' beruhigen Sie ſich, ‚laſſen wir's eben Komödie geweſen ſein.' Aber ich bin kein Komödiant, ſondern ein Mann, der es ernſt nimmt mit feierlichen Gelübden. Nach Haus verlangten Sie? Gut. Ihr Haus iſt mein Haus, und dahin ſind wir auf dem Wege."

Das leiſe Vibrieren des Zorns in ſeiner Stimme hatte ſich gelegt, während er ſprach, die letzten Worte klangen kühl und ruhig. Allein dieſe kühle Ruhe war nur das Aushängeſchild einer felſenfeſten Entſchloſſenheit. Ruth empfand das, und als ſie, die Freiheitgewohnte, ſich ſo gleichſam auf allen Seiten von ehernen Schranken umhegt ſah, die ihr die Lebensluft zu rauben drohten, da ſtand ſie plötzlich wie emporgeſchnellt. „Lieber zerſchmettert auf der Landſtraße," dachte ſie, „als in ſeiner Gewalt!" Doch bevor ſie noch den Fuß zum Sprung heben konnte, fühlte ſie ſich zurückgeriſſen und wie von einer eiſernen Klammer auf ihrem Sitze feſtgehalten. Die Klammer, die ſich über ihre Bruſt gelegt hatte, war ſein Arm.

„Wollen Sie ſich den Hals brechen?" fragte er.

Sie antwortete nicht, ſtemmte ſich nur, die Zähne aufeinanderbeißend, mit aller Gewalt gegen die verhaßte Feſſel.

„Glauben Sie mir," fuhr er eindringlich redend fort, „Sie ſind hier im Wagen am beſten aufgehoben, denn ſelbſt, wenn Sie auf die Füße fallen ſollten, Sie fänden den Weg nach Tjandjur ſchwerlich zurück. Zudem wird die Gegend von wilden Tieren unſicher gemacht, es hat ſich kürzlich ſogar wieder einmal ein Tiger blicken laſſen."

„Kein Tiger iſt mir ſo gräßlich wie Sie!" keuchte ſie heraus.

Ohne von dieſer Bemerkung die geringſte Notiz zu nehmen, erkundigte er ſich: „Werden Sie jetzt ſitzen bleiben?"

„Nein," knirſchte ſie, ihn mit Blicken ohnmächtiger Wut anfunkelnd.

„Gut, dann gebe ich dem Kutſcher Befehl, Sie zu halten. Niemand kann zween Herren dienen, und ich für meine Perſon habe genug mit den Pferden zu thun."

Die Erinnerung an den Kutſcher wirkte ernüchternd. Sie war ſich während ihres aufgeregten Thuns des ſtummen Zeugen auf dem Rückſitz gar nicht bewußt geweſen. Er fühlte, wie ſie zuſammenſchrak, ſah auch die ſcheue Kopfbewegung, die ſie in der Richtung des Dieners machte.

„Sie dürfen ſich beruhigen," verſicherte er, „Deutſch verſteht er keine Silbe. Noch iſt er demnach uneingeweiht. Freilich, wenn ich ihm jetzt auftrage —"

„Nehmen Sie Ihren Arm fort!" befahl ſie in unterdrücktem Ton.

„Sie verſprechen alſo, ſitzen zu bleiben?"

„Ja, ja! Ich verſpreche alles, nur befreien Sie mich von Ihrer Berührung! Sie iſt mir verhaßt, wie Sie ſelber mir verhaßt ſind! Ja, verhaßt," wiederholte ſie, die Stimme hebend. (Der Mann dahinten verſtand ja kein Deutſch, und Luft machen mußte ſie ſich, ſie erſtickte ſonſt an all dem hineingewürgten Groll.) „Gleich heute morgen, als ich Sie zuerſt ſah, da ſagte ich mir: Ich haſſe ihn, und werde ihn ewig haſſen, denn alles — alles iſt mir zuwider an ihm, die plumpe Bauerngeſtalt, der abſcheuliche rote Bart —"

Sie ſtockte, denn ſie kam ſich doch recht kühn vor auf einmal, und die Leute mit Grobheiten zu überſchütten, war auch eigentlich ihre Art nicht. Freilich, ſo wie dieſer Mann hatte noch keiner ſie gereizt und beleidigt, und — bah! wenn er ſie jetzt erwürgte in ſeiner Wut, was lag ſchließlich daran? Der Sprung aus dem Wagen hätte ſie auch getötet.

Dieſem deſperaten Gedanken zum Trotz blinzelte ſie doch ſcheu genug nach

ihrem Begleiter hin, deſſen „plumpe Bauerngeſtalt“ ſich nunmehr in jeder Linie deutlich erkennbar vom Nachthimmel hob, an dem ſoeben der Mond emporklomm. Er ſchwieg ſo lange — ſann ohne Zweifel auf Rache. Ein Zittern befiel ſie.

Allein Fritz Bardewiek war nicht der Mann leicht verletzlicher Eitelkeit, er beſaß überhaupt nur wenig von dem Artikel. Wenn er ſchwieg, ſo war es einzig, um ihr Zeit zu geben, die begonnene Perſonalbeſchreibung zu Ende zu führen.

Als nichts mehr folgen zu wollen ſchien, ſagte er in ſehr ernſtem Ton: „Wenn dies der erſte Eindruck war, den Sie von mir empfingen, warum kehrten Sie mir dann nicht ſofort den Rücken?“

„Ja,“ ſtieß ſie durch die zuſammengebiſſenen Zähne, „ich hätte es thun ſollen!“

„Unbedingt,“ nickte er, „es war Ihre Pflicht. Der erſte Eindruck pflegt entſcheidend zu ſein. Wo der erſte Eindruck Haß iſt, da wird aller Wahrſcheinlichkeit nach auch der letzte Haß ſein. Eine auf Haß begründete Ehe aber bedeutet für zwei Menſchen die Hölle auf Erden. Sie thaten ſich ſelber und mir bitter unrecht, als Sie mich heirateten.“

Sie öffnete die Augen weit vor maßloſem Erſtaunen. Was fiel ihm ein? Auf ſie, die ſo arg Geſchädigte, wollte er die Schuld an dem ganzen Unglück abwälzen? Pfui! Welch ein feiges, unmännliches Beginnen!

Sie richtete ſich hoch auf. Entrüſtung in jedem Zuge, mit einer Stimme, aus der deutlich die Verachtung hervorklang, that ſie die Frage: „Und Sie, mein Herr? Sie ſind wohl ganz unſchuldig an der Sache — hätten wohl bei einigem guten Willen dieſe fatale Heirat nicht hindern können?“

„Nein,“ antwortete er gelaſſen, „ich nicht.“

„Nun, natürlich nicht,“ höhnte ſie, „wie ſollten Sie auch? Ich war ja ſolch eine Meiſterin in der Verſtellung, gab mich ja ſo heuchleriſch liebenswürdig Ihnen gegenüber, plauderte, ſcherzte und machte es Ihnen ganz unmöglich, mir von meinen Gefühlen etwas anzumerken!“

„Was konnte es mir nützen,“ entgegnete er, „daß ich Ihnen Ihren Abſcheu vom Geſicht las? Reden durfte ich ja nicht.“

„Ha! Und warum nicht?“

„Ich meine doch, das läge auf der Hand. Ich war Ihnen für alles, was Sie ſchon für mich gethan, ſo tief zu Dank verpflichtet, daß es mir wahrlich übel angeſtanden hätte, auch nur mit dem leiſeſten Wort auf die Zweckdienlichkeit einer Löſung unſrer Verlobung hinzudeuten. Ich that für mein eigenes Gefühl ſchon faſt zu viel, als ich es Ihnen nahe legte, die Trauung noch hinauszuſchieben.“

Sie ſaß betroffen, beſtürzt. Er ſprach die Wahrheit. Einen derartigen Vorſchlag hatte er ihr gemacht — im Boot — freilich mit einer ſo drohenden Miene, daß ihr nicht einmal der Gedanke gekommen war, es könne ihm ernſt damit ſein.

„Und das war wirklich ehrlich gemeint?“ preßte ſie immer noch ungläubig hervor.

„Ehrlich?“ wiederholte er im Ton des Befremdens.

„Das heißt — ich will ſagen,“ verbeſſerte ſie ſich etwas verwirrt, „Sie hätten nichts gegen eine Verzögerung der Trauung gehabt, ja — Ihnen wäre es wohl gar — lieb geweſen, wenn ſie gar nicht ſtattgefunden hätte?“

„Nur zu lieb! Ich will nicht so weit gehen, zu behaupten, daß mir Ihr erster Anblick Haß einflößte, aber instinktive Abneigung jedenfalls."

Das heiße Blut schoß ihr in die Stirn. „O großer Gott!" stammelte sie, „das — das hätte ich ahnen sollen!"

„Es ist unter allen Umständen am besten," erwiderte er, „wenn man gegen sich und andre wahr bleibt."

Sie bog den Kopf in den Nacken und warf ihm einen zornflammenden Blick zu. Doch als sie nach Worten suchte, ihm seine Impertinenz zu verweisen, fand sie keine. Denn schließlich — was hatte sie geantwortet auf seinen Vorschlag heute morgen? „Mir ist alles recht, was Sie angeordnet haben," und in Wahrheit war ihr nichts recht, sondern alles Qual gewesen. Gräßlich, als Lügnerin dazustehen vor einem, der die Anfangsgründe der Höflichkeit noch nicht einmal kannte, der einer Dame kurzweg ins Gesicht sagte, daß ihr erster Anblick ihm instinktive Abneigung eingeflößt habe!

Gräßlich? — Ach nein, gleichgültig war's, wie sie vor ihm dastand, ganz und gar gleichgültig, was er von ihr dachte.

Gräßlich war nur, daß sie mit diesem Menschen leben sollte, ihm eigen sein mit Leib und Seele.

Gott! Und heute morgen noch hatte sie die Freiheit in ihrer Gewalt gehabt! Ein Wort zur rechten Zeit, und sie war jetzt noch Ruth Hillerns und blieb Ruth Hillerns, bis von irgend einer andern Seite das Glück, das wahre Glück kam.

Jetzt halfen ihr keine Worte mehr.

Keine? — Ob sie, was sie mit Schroffheit nicht erlangt hatte, vielleicht mit freundlichen Vorstellungen erreichte?

Da er sie ja doch nun einmal nicht leiden konnte, was hatte er denn eigentlich davon, wenn er sie hielt?

Demütigend genug war's zwar, gegen solch einen Menschen liebenswürdig zu thun, aber — es hing doch am Ende soviel davon ab.

Bemüht, ihrer Stimme einen weichen Klang zu geben, begann sie unter Herzklopfen wieder:

„Herr Bardewiek, Sie sagten es selber vorhin, eine auf Haß gegründete Ehe bedeute für zwei Menschen die Hölle auf Erden."

Er nickte nur zustimmend.

„Ist's denn — nun durchaus notwendig, daß wir beide, Sie und ich, in diese Hölle hinein müssen?"

„Sie vergessen, daß wir bereits darin sind."

„Ja, aber der Rückweg ist uns doch noch nicht abgeschnitten. Wie oft kommt's nicht vor, daß sich zwei gleich nach der Trauung für immer trennen."

„In der That, kommt das vor? Kuriose Praxis, am Altar etwas zu versprechen, das man schon an der Kirchenthür nicht mehr zu halten gedenkt. Was mich betrifft, so habe ich mir gelobt und bin auch noch immer fest gewillt, an Ihnen nach Kräften meine Pflicht zu thun. Am richtigsten wäre es daher wohl, wenn Sie in Bezug auf mich denselben Vorsatz faßten."

„Und wenn ich dies nicht thäte?" erkundigte sie sich aufgebracht.

„Dann wäre es voraussichtlich zu ihrem eignen Schaden," entgegnete er gelassen.

Ihr Bemühen war vergebens, sie sah es ein. Es war auch kaum zu verwundern. Bornierte Leute seiner Art — daß sich bei ihm der Körper stark auf Kosten des Geistes entwickelt habe, hatte ihr gleich sein erster Anblick gesagt — hielten mit unglaublicher Zähigkeit an ihren Entschlüssen fest. Mit Vernunftgründen war ihnen nicht beizukommen. Und mit Bitten? Es fehlte gerade noch, daß sie vor ihm um Gnade winselte! Lieber sterben — ja, sterben! In irgend einer Form würde ihr der Tod schon erreichbar sein — wenn es zum äußersten kam. Das war noch ein Trost.

Sich an diesem Trost aufrichtend, so gut es ging, saß sie da, während die Pferde, die eine lange, mühselige Kletterpartie hinter sich hatten, die ebene Straße auf der Höhe, die sie nunmehr gewonnen, in beschleunigtem Tempo nahmen. Fast noch schneller und unter schleifendem Getöse ging es dann nach einer Weile am jenseitigen steilen Bergabhang wieder hinunter. Es war für den, der sie genießen konnte, eine wilde, wundervolle Fahrt, jetzt an ragenden Baumriesen vorüber, die rechts und links wie finstere Mauern standen, jetzt durch Lichtungen, die den Blick auf liebliche Thäler freigaben, mit stillen, vom Mond versilberten schlummernden Dessas.

Länger als eine Stunde hatte unser Paar schweigsam und gedankenverloren dagesessen, als plötzlich Fritz Bardewiek mit dem Peitschenstiel auf einen Lichtschein in der Ferne deutend sagte:

„Dort drüben liegt Sukawangi. — Eins möchte ich vor der Ankunft noch bemerken. Wir brauchen Zeit, uns aneinander zu gewöhnen — Sie an mich und ich an Sie. Ich lasse Ihnen also vorderhand noch Ihre Freiheit, das heißt, Sie werden selbstverständlich unter meinem Dach wohnen und sich den Regeln meines Hauses fügen, im übrigen — Sie verstehen mich!"

Ja, sie verstand, und ein Alp sank ihr von der Seele.

„Auf wie lange?" murmelte sie gesenkten Blickes.

„Auf — sagen wir, vier Wochen."

Sie that einen tiefen Atemzug. In vier Wochen wollte sie schon Mittel und Wege finden, sich ihrem Sklavenjoch zu entziehen.

Drittes Kapitel.

Zehn Minuten später hielt der Wagen vor einem am Bergabhang ziemlich breit hingelagerten Gebäude mit weiter, säulengetragener, offener Vorhalle.

Ohne rechts und links zu blicken, nur die Steifheit und die Schwere ihrer Glieder unangenehm empfindend, durchschritt Ruth, ihrem Gatten folgend, diese Vorhalle, in der Landessprache Pendoppo genannt, und gelangte durch eine Thür im Hintergrunde, die er ihr öffnete, in einen luftigen, spärlich möblierten Raum. Dieses und die anstoßenden Zimmer seien zu ihrer Benutzung bestimmt, erklärte er, worauf er sich zurückzog.

Sekundenlang stand sie noch aufhorchend. So wie aber seine Schritte draußen

verhallt waren, ließ sie sich auf den nächsten Stuhl sinken, legte beide Arme auf die Marmorplatte des daneben stehenden Tisches und das Gesicht in die gefalteten Hände.

Als bei dem letzten Wort, das er, der verhaßte Herr über ihr Schicksal, im Wagen an sie gerichtet, die fieberhafte Aufregung, in der sie sich während der ganzen nächtlichen Fahrt befunden, von ihr gewichen war, hatte das Bewußtsein totaler physischer Erschöpfung sie überkommen. Nur mit Mühe und Not war sie aus dem Dogcart auf den Boden, schwerfällig einen Fuß vor den andern schiebend, durch die Eingangshalle bis hierher gelangt, und nun begehrte sie vorderhand auf der Welt weiter nichts, als liegen zu bleiben wie sie lag, ohne Bewegung, ohne Gedanken.

Doch das ward ihr nicht gar zu lange vergönnt. Wie von fern herkommend schlug eine Stimme an ihr Ohr, und als sie sich verwirrt emporrichtete, gewahrte sie an der Thür einen schlanken Javanen, in einer engärmeligen weißen Jacke mit roten Aufschlägen, den braungelb gemusterten Sarong um die Hüften und ein gleichfarbiges Tuch turbanartig auf dem Kopf. Das Auge hielt er demutsvoll gesenkt, während er zu ihr sprach. Was er sagte, verstand sie natürlich nicht, doch ihr fiel ein, daß ihr Gatte beim Aussteigen aus dem Dogcart erwähnt hatte, in einer Viertelstunde werde das Essen serviert sein.

Ihr erster Impuls war, dem Mann durch Kopfschütteln zu verstehen zu geben, daß sie nicht zu speisen gedenke; noch rechtzeitig jedoch erinnerte sie sich, daß sie, der Ordre des Höchstgebietenden auf Sukawangi gemäß, sich der Hausordnung zu fügen habe. Hielt sie sich an diese Vorschrift nicht gebunden, so nahm er es mit seinem Versprechen, ihr noch eine Zeitlang die Freiheit zu lassen, möglicherweise auch nicht genau. Dieser Gedanke jagte sie von ihrem Stuhl in die Höhe. Hastig warf sie den Hut beiseite, streifte die Handschuhe ab und ließ sich dann von dem Diener durch die Pendoppo in ein zweites Gemach führen, das hinter dieser lag.

Es war ebenso lustig, wie dasjenige, welches sie verlassen hatte, zeigte dieselben kahlen, weißgetünchten Wände, dieselben einfachen Möbel — Tische mit Marmorplatten, Stühle aus Rotang- oder Korbgeflecht. Der längliche Mitteltisch war gedeckt.

Der Hausherr, der sie erwartend gestanden, nahm an dem einen, sie an dem andern Ende der Tafel Platz. Kein Wort ward gesprochen, kaum ein Geräusch hörbar, denn die barfüßigen Diener huschten fast lautlos hin und her, bis Ruth zum zweitenmale ihren Teller unberührt von sich schob, da sagte Fritz Bardewiek in ernstem Tone:

„Ich würde mich bemühen, etwas zu genießen an Ihrer Stelle. Von Luft allein kann der Mensch nicht leben."

„Ich habe mich bemüht," entgegnete sie schroff, „aber ich bringe keinen Bissen hinunter."

Er wandte sich an den Diener hinter seinem Stuhl mit einem Wort in malayischer Sprache und einer Handbewegung in ihrer Richtung.

„Was nun?" dachte sie, argwöhnisch von einem zum andern blickend. „Ich soll wohl gar zum Essen gezwungen werden wie ein Baby?"

Doch so schlimm war's nicht gemeint, nur ein Glas Wein sollte ihr eingeschenkt werden. Als sie auch hiergegen protestieren wollte, bemerkte Fritz:

„Es wäre wohl ratsamer, Sie tränken. Sie werden Ihre Kräfte noch nötig

haben." Und als sie ihn fragend ansah: „Ihrer wartet nämlich noch eine Geduldsprobe. Eine Hochzeit" — hier zuckte es spöttisch um seine Mundwinkel — „pflegt als ein Freudenfest zu gelten, und weil ich annahm, daß meine Leute die meinige in diesem Lichte sehen und von der Freude ihren Teil wünschen würden, bestellte ich noch vor meiner Abreise auf heute abend 9½ Uhr den Wajang, das bei den Javanen so beliebte Marionettentheater hierher. Ich merke nun freilich, daß Sie ruhebedürftig sind, und ich selber hätte wahrhaftig auch nichts dagegen, mich für die Nacht zurückzuziehen. — Doch, was hilft's? Ein Weilchen werden wir uns die Vorstellung wohl gefallen lassen müssen."

Höflicher konnte nichts sein. Ein unparteiischer Zuhörer hätte aus dem Stimmenklang des Sprechers ohne Mühe dessen Bedauern herausgehört, einen unangenehmen Zwang ausüben zu müssen.

Ruth war nicht unparteiisch. Sie dachte in ihrem zornigen Sinn: „Der kleinliche Despot! Er freut sich der Gelegenheit, mich noch weiter quälen zu können."

Und weil der Wein denn geschluckt werden mußte — schließlich wollte sie auch nicht riskieren, vor der versammelten Dienerschaft ohnmächtig hinzusinken — so schluckte sie ihn. Dann, als Fritz aufstand, erhob auch sie sich. Die Kniee zitterten ihr so, sie hielt sich nur mit Mühe aufrecht.

Er sah dies wohl, allein er bot ihr nicht den Arm. Sie hatte den Tag über bei jeder Gelegenheit derartige kleine Dienstleistungen von seiner Seite in brüsker Weise zurückgewiesen. Jetzt ließ er sich's endlich gesagt sein.

In die Pendoppo gelangt, stockte momentan ihr Fuß. Sie blickte auf ein Meer von Menschen. Kopf an Kopf gedrängt, am Boden kauernd, füllten sie die Vorhalle, bedeckten sie die Treppenstufen, verloren sie sich bis in die Dunkelheit des Gartens hinein. Und er hatte nur von seinen Leuten gesprochen!

Fritz las ihr die staunende Frage vom Gesicht.

„Jawohl," nickte er, „das hat sich hübsch angesammelt aus allen Dessas ringsumher. Kein Wunder übrigens. Der arme Javane hat nur diese eine Passion. Mag er abends noch so müde von der Arbeit heimkehren, wenn er hört, daß irgendwo der Wajang gespielt wird, da läuft er hin."

In der Mitte der Pendoppo stand aufrecht ein etwa vier Meter im Quadrat messender, mit durchsichtigem, weißem Stoff bespannter Rahmen. Dahinter am Boden hockte neben dem Kistchen, das die Götter, Fürsten und gewöhnlichen Sterblichen barg, die er den Zuschauern vorzuführen gedachte, der Dalang (Schauspielmeister). Hinter ihm wieder, ihr Licht auf den transparenten Schirm werfend, hing eine Lampe. Zu seiner Linken hielt sich der Gamelang, das javanische Orchester, bestehend aus einer Art Violine, einer liegenden Harfe, einem Bambusglockenspiel (Anklong), einer Flöte, einem klavierartigen, mit einem Klöppel zu spielenden Instrument, verschiedenen Bambusposaunen, Gongs, Tamburins u. s. w.

So sehnsüchtig die Menge harrte, kein Laut der Ungeduld ward hörbar, kein Scharren, Stampfen, Rufen, wie man es wohl in den Volkstheatern civilisierter Länder vernimmt. Betel kauend hatte man dagesessen, sich im Flüsterton unterhaltend. Beim Erscheinen der Herrschaften schwieg selbst dieses leise Gemurmel, und Totenstille trat ein.

„Sie brauchen ihn nur zu sehen," dachte Ruth, „und gleich fährt ihnen der Schrecken in die Glieder."

Daß sie selbst, die fremde Frau, mit ihrem Blondhaar und der schimmernden Weiße ihrer Haut, den Leuten weit mehr wie ihr Gatte, den man ja längst kannte, ein Gegenstand der Scheu war, ahnte sie nicht.

Auf die Ehrenplätze, zwei ziemlich dicht vor den transparenten Schirm gerückte Stühle, ließ man sich nieder. Alsbald begann der Gamelang eine Art Ouvertüre zu spielen.

Eine wunderbare, dem europäischen Ohr schwerverständliche Musik war es. Sie hatte nichts Trommelfellerschütterndes, Ohrzerreißendes, wie die Musik andrer asiatischer Völker, sie wirkte sogar auf Momente fast erfreulich mit ihren schleppenden, Schwermut atmenden Tönen. Es ging einem auch mitunter die Ahnung einer Melodie auf, aber wenn man diese erfaßt zu haben glaubte, dann war sie plötzlich verflogen, ausgelöscht in der Erinnerung durch jäh dazwischen fahrende, nicht dazu stimmende Passagen.

Es gehörte für den Uneingeweihten sehr viel guter Wille dazu, dieser fremdartigen Musik auch nur einigen Reiz abzugewinnen. Ruth, die diesen guten Willen nicht mitbrachte, urteilte empört bei sich: „Eine Zumutung sondergleichen, so etwas anhören zu sollen."

Als die Töne schwiegen, schlug der Dalang ein paarmal mit einem Stückchen Holz auf die neben ihm stehende Kiste, zum Zeichen, daß jetzt er um geneigtes Gehör bitte. Hierauf begann er, halb singend, halb sprechend, seinen Vortrag.

Mit behaglicher Breite gab er vorerst den Inhalt des Stückes an, das er zu tragieren gedachte, dann ward das Land, in dem es spielte, einer eingehenden Schilderung gewürdigt, endlich eine jede der vorzuführenden Personen mit einer kurzen Biographie bedacht. Darauf erst ging, figürlich zu reden, der Vorhang in die Höhe. Zwei am unteren Rande des Schirmes in horizontaler Lage befestigte Pisangstauden stellten die weltbedeutenden Bretter dar. Auf diese traten, oder besser, in diese wurden von rechts und von links her gesteckt diejenigen Schauspieler, denen der Dalang gerade seine Stimme lieh, und zwar so gesteckt, daß in der oberen Staude allemal die Götter und Fürsten, in der unteren aber die ganz gewöhnlichen Menschenkinder zu stehen kamen.

Die Figuren, von denen freilich die Beschauer nur den Schattenriß sahen, waren aus Büffelleder, kunstvoll bemalt, vergoldet, und steckten zum Teil in äußerst prächtigen, altjavanischen Kostümen. Sie zeigten, im Gegensatz zu unserm Kasperl und seinen ungebärdigen Kumpanen, die allerbesten Manieren. Von einem Hüpfen, Springen und tollem Herumwirtschaften war nicht die Rede. Ernst und würdevoll am selben Fleck verharrend, nur hin und wieder zur Bekräftigung des Gesagten die eine oder die andre Hand bewegend, gaben sie ihre Weisheit von sich. Von Zeit zu Zeit fiel in die Handlung die Musik ein, immer füllte sie die Pausen aus.

Die javanischen Zuhörer empfingen einen Hochgenuß, man sah es ihren glänzenden Augen an, aber auch der Hausherr, der, blaue Wolken vor sich hinblasend, dasaß, schien mit Interesse der Handlung des Stückes zu folgen.

Dies zeige klar und deutlich, auf welcher Bildungsstufe er selber stehe, meinte

Ruth verächtlich bei sich. Was die Barbaren entzücke, befriedige auch ihn. Daß er nebenbei nicht die geringste Lebensart besitze, davon liefere der Umstand den Beweis, daß er sich, ohne ihre Erlaubnis eingeholt zu haben, eine Cigarre angezündet habe u. s. w.

Ja, ihr Zorn gegen ihn, ihr Haß und ihre Geringschätzung waren noch in stetigem Wachsen begriffen. Dazu kam die körperliche Erschöpfung, die sie empfand, und die Qual der Langeweile, die ihr die Vorstellung verursachte. Unter andern Umständen hätte sie, wiewohl sie von dem, das die ernsthaften Automaten redeten, kein Wort verstand, doch an dem vielen Fremdartigen um sie herum interessante und belustigende Unterhaltung die Fülle gefunden. Jetzt schien ihr das Puppenspiel abgeschmackt, die Musik ohrzerreißend, das Auditorium abstoßend.

„Gibt es auch unterscheidende Merkmale zwischen diesen Menschen?“ fragte sie sich förmlich empört. „Ich sehe überall nur dieselben breiten, braunen Gesichter mit dem gewaltigen Mund, den pechschwarzen Zähnen, der kurzen Nase mit den weiten Nasenflügeln.“

Schaudernd wandte sie sich ab von der Häßlichkeit der Eingeborenen, und da sie neben sich auch nichts Schönes sah, und vor sich nur die Schatten der deklamierenden Puppen, so saß sie, auf die krampfhaft gefalteten Hände in ihrem Schoß starrend, bis Ärger, Haß, Ungeduld und Ermüdung einen solchen Grad erreicht hatten, daß ihr die Thränen in die Augen traten.

Da plötzlich sagte Fritz Bardewiek: „Wenn Sie wünschen sollten, sich jetzt zurückzuziehen, so sehe ich keinen Grund mehr dagegen.“

Ihre Thränen zurückzwingend, erhob sie sich wortlos.

„Für heute hat er mich genug gepeinigt, wie es scheint,“ dachte sie, während sie einer Dienerin folgend, die er herbeigewinkt hatte, die Pendoppo verließ.

Der kleinen Führerin, die übrigens ein hübsches junges Ding war mit glänzenden dunkeln Augen und weißen Melattiblüten im zierlich emporgewundenen, nachtschwarzen Haar, schien es nicht recht geheuer in der Gesellschaft der neuen Herrin. Sie blinzelte scheu an der hochgewachsenen, gebieterischen Erscheinung empor, und die Hand, mit der sie von einem Tisch im Vorzimmer eine Lampe nahm, um der Gestrengen durch den anstoßenden Salon in das daneben liegende Schlafgemach zu leuchten, zitterte merkbar. An Ort und Stelle angelangt, stand sie, sich ängstlich in den Thürrahmen schmiegend, bis eine entlassende Handbewegung von Ruth sie blitzschnell wieder hinausscheuchte.

Sobald sie sich allein sah, ließ unsre Freundin den forschenden Blick durch das Zimmer gleiten. Die Einrichtung war einfach — primitiv einfach fand sie. Die schmucklose eiserne Bettstelle im Hintergrunde umspannten doppelte Tüllgardinen. An den weißgestrichenen, kahlen Wänden entlang stand nur das allernotwendigste Gerät aus einem hellpolierten Holz. Überfluß war an gar nichts außer an Thüren. Mit einer unbehaglichen Regung zählte sie deren fünf. Da waren zunächst dem Bett gegenüber zwei mit Jalousien verschlossene, dann befand sich an der Längswand rechts diejenige, die mit dem Salon in Verbindung stand, an der Längswand links aber zeigten sich zwei.

Unter bänglichem Herzklopfen nahm Ruth die Lampe in die Hand und begab

ſich auf Entdeckungsreiſen. Die Fenſterthüren führten, wie ſich's herausſtellte, in eine Veranda, eine jede wies ein Schloß auf, aber in keinem der Schlöſſer ſteckte ein Schlüſſel. Die erſte Thür an der Längswand links öffnete ſich in ein Badezimmer, die zweite in ein Schlafgemach. Die erſte war mit einem Riegel verſehen, der von innen vorgeſchoben werden konnte, die zweite zeigte keinerlei Verſchluß.

Nun ſtand die Lampe wieder auf dem Tiſch, und Ruth ſaß auf einem Stuhl daneben, mit verſtörten Blicken auf die letzte der Thüren ſtarrend, die ſie nur geöffnet hatte, um ſie entſetzt wieder zuzuſchlagen.

„Es iſt ja wahrlich ſchlimmer, als ſollte ich im Freien kampieren," murmelte ſie. „Ich gehe aber nicht zu Bett — nein, ich bleibe die ganze Nacht hier ſitzen."

Damit lehnte ſie ſich in ihren Stuhl zurück und ſchloß die Augen.

Großer Gott! Wie müde ſie war, wie unmenſchlich müde. Sie hielt den Kopf kaum auf den Schultern, ſo bleiſchwer war er ihr. Dazu dieſes ſchmerzhafte Zucken und Zerren in den Gliedern! Sie wollten ſich ausſtrecken — ausſtrecken um jeden Preis. Und das ging nun nicht. Das Bett ſtand ja freilich da und ſah ſo einladend aus wie nur möglich, aber — dies war ja kein Schlafzimmer, dies war eine Paſſage.

Ob ſie ſich eine Stütze unter die Füße ſchob — ob das etwas nützt?

Taumelnd erhob ſie ſich wieder, ſchlaftrunken rückte ſie ſich einen zweiten Rohrſtuhl neben den erſten und verſuchte nun, ſich's auf beiden bequem zu machen. Es gelang wieder Erwarten. Mit einem „dem Himmel ſei Dank!" ſchloß ſie nochmals die Lider.

Allein die Behaglichkeit hielt nicht vor. Das Lager ward mehr und mehr zur Pritſche. Die einzelnen Knoten im Rohrgeflecht, die anfangs kaum fühlbar geweſen, ſchienen anzuſchwellen und zu harten Buckeln zu werden, die ſich ihr ſchmerzhaft in das Fleiſch preßten. Immer und immer wieder ſah ſie ſich gezwungen, ihre Stellung zu verändern. Dazu kam, daß von dem Lampenſchein angelockt, durch die Spalten der Jalouſien allerlei Inſektenvolk hereinſchwirrte und ihr blutdürſtig ſingend und ſummend zu Leibe wollte.

Plötzlich ertrug ſie es nicht länger. Sie ſtand auf, und ihre letzte Kraft zuſammen nehmend, zerrte und ſtieß ſie einen Tiſch vor die Thür des anſtoßenden Schlafgemachs. Fünf Minuten ſpäter war es dunkel im Zimmer, und ſie lag im Bett. Ein leiſes „Ah!", ein wohliges Dehnen der Glieder — dann ſchlief ſie auch ſchon.

Gleich darauf fingen draußen die Gongs, die zeitweilig geſchwiegen, wieder an zu dröhnen, die Violinen zu ächzen und zu wimmern, aber wer nicht aufwachte, war Ruth. Bis in ihren Schlaf drang nichts, als, ein paar Stunden ſpäter, ein Männertritt im Zimmer nebenan. Der machte, daß ſie plötzlich in ihrem Bett in die Höhe fuhr und angſtvoll aufhorchend daſaß, bis alles wieder ſtill geworden war.

Digitized by Google

Viertes Kapitel.

Sie ſchlief bis ſpät in den Tag hinein.

Der Traum hatte ſie in das Elternhaus entführt gehabt und in die goldene Kinderzeit. Mit einem Lächeln auf den Lippen war ſie erwacht. Doch das Lächeln ſchwand, als ſie ſich nun im Zimmer umſah. Eine feine Falte grub ſich zwiſchen ihre Augenbrauen, ihre Mundwinkel ſenkten ſich ſchmerzlich, während ihr Geiſt die lange trübſelige Reiſe von Sydney über Deutſchland nach Java zurücklegte.

Plötzlich fiel ihr die Hausordnung ein, an die ſie ſich zu halten hatte, und haſtig griff ſie nach ihrer Uhr. Es ging auf Mittag.

Entſetzt ſprang ſie aus dem Bett. „Was wird er ſagen?“ fragte ſie ſich unter Herzklopfen, und während ſie ſich in fieberhafter Eile ankleidete, hatte ſie immerfort die Wüterichsmiene vor ſich, die er ihr machen würde. Vor lauter Angſt brachte ſie ihren ſonſt ſo graziöſen Haarknoten nur unvollkommen zu ſtande, und zwei volle Minuten ſtand ſie mit der Hand auf der Klinke ihrer Schlafzimmerthür, bevor ſie zu öffnen wagte. Sie ſchämte ſich zwar ihrer Angſt, ſie fand, daß es gar kein harmloſeres Vergehen gäbe, als ſich ein bißchen zu verſchlafen, aber ob er, dieſer abſcheuliche und ganz und gar unberechenbare Menſch, dies finden würde, das fragte ſich. Wenn er ihr nun ſogleich eine böſe Abſicht unterſchob und in hämiſcher Befriedigung ſagte: „Sie haben nicht gewollt? Gut, dann will ich auch nicht mehr“?

Scheu huſchte ſie durch das leere Vorzimmer. Auf den Steinflieſen der Pendoppo lag heiß der Sonnenbrand, ſie fühlte die ſengende Glut durch die feinen Sohlen ihrer Schuhe hindurch, als ſie jetzt einen Blick in den Saal zu werfen ging, in dem man geſtern geſpeiſt hatte. Es befand ſich keine Menſchenſeele darin. Von den beiden Thüren im Hintergrunde eine zu öffnen, getraute ſie ſich nicht, ſo kehrte ſie denn auf demſelben Wege, den ſie gekommen war, in ihr Schlafgemach zurück und trat, eine der Jalouſien in die Höhe ziehend, von hier aus in die Veranda, die an der ganzen Rückſeite des Hauſes entlang lief.

Hier war es angenehm ſchattig und auch kühler als vorn. Sie ſetzte ſich in einen Schaukelſtuhl aus Rotanggeflecht und kam von ihrer Furcht ſo ganz ſachte ein wenig wieder zu ſich. Er war eben gar nicht daheim, der Tyrann, wie es ſchien, befand ſich mutmaßlich auf ſeiner Plantage. Nun, mochte er lange dort bleiben!

Aufatmend wünſchte ſie es, und dann allmählich, während ſie ſo daſaß und, ohne eigentlich etwas davon zu ſehen, in die Baum- und Blumenpracht des Gartens hineinſtarrte, ſtieg ein richtiger Verdruß in ihr auf, darüber, daß ſich ſo gar niemand um ſie bekümmerte. War ſie nicht — bis auf weiteres wenigſtens — die Herrin des Hauſes, und mußte man nicht kommen, ſich nach ihren Befehlen zu erkundigen? Sie hatte nämlich Befehle. Sie wollte frühſtücken. Wenn man in vierundzwanzig Stunden nichts gegeſſen hatte, ſo war es wohl nicht zu verwundern, wenn man ſich hungrig fühlte.

Wo es nur ſtecken mochte — das pflichtvergeſſene Domeſtikenvolk? Im Hauſe ſelber regte ſich gar nichts. Sie ſtand auf, durchmaß der ganzen Länge nach die Veranda und lugte um die Hausecke.

Da hatte Ruth plötzlich eine lange Reihe von Nebengebäuden vor ſich, die zum Teil aus Ställen, Remiſen u. ſ. w., zum Teil aus eng aneinander gedrängten, niedrigen Wohnhäuschen zu beſtehen ſchienen. Auf dem offenen Platz davor ſpielten nackte und halbnackte Kinder in der Sonne. Kaum aber hatte eines derſelben ſie erblickt, als die ganze kleine Bande kreiſchend nach allen Richtungen auseinander ſtob. Nun war der Platz leer, aber in der Thür eines der Häuschen, das dem Ziſchen und Brodeln nach, das herausſcholl, offenbar Küchenzwecken diente, erſchien jener ſchlanke junge Menſch, der geſtern beim Diner aufgewartet hatte — dem Anzug nach wenigſtens war er es. Er ſandte einen demutsvollen Gruß herüber und verſchwand wieder.

„Daß ich Speiſe und Trank wünſche, muß ihm ſeine eigne Intelligenz ſchon ſagen," meinte Ruth bei ſich, während ſie zu ihrem Schaukelſtuhl zurückkehrte, „ich bin ja ganz auf die Taubſtummenrolle angewieſen in dieſem Lande. Ob es der Mühe lohnen würde, wenn ich noch Malayiſch lernte?"

Sie überlegte ſich's ſekundenlang und gelangte zu der Entſcheidung: „Nein, ich komme die kurze Zeit mit der Zeichenſprache ſchon aus, und wenn mir in ſpäteren Jahren einmal ſolch ein hängengebliebener malayiſcher Brocken in den Sinn käme, geradezu unangenehm wäre das, wegen der demütigenden Erinnerungen, die er wachrufen würde."

Als bald darauf der Diener erſchien, erhob ſie ſich und folgte ihm durch Salon und Vorzimmer in den Speiſeſaal, wo das Gabelfrühſtück ſerviert ſtand, die ſogenannte Reistafel.

Der Tiſch war allerliebſt geordnet und mit farbenprächtigen Blumen geſchmückt. In den Fruchtſchalen häuften ſich gelbe, rote, grüne Bananen, goldige Ananas und Apfelſinen in jeder Größe, vom winzigen Kumqwat bis zur kopfdicken Pompelmuſe. Ruth ertappte ſich auf einem leiſen „Ah!" der Bewunderung, das ſie ſich ſelber ſehr verargte, denn ſie legte es ſich als Mangel an Stolz aus, irgend etwas in dieſem verabſcheuten Sukawangi ſchön zu finden.

Nur gelegen konnte es ihr daher kommen, daß ſie den auf javaniſche Manier bereiteten Speiſen ihre Billigung ganz und gar verſagen mußte. Bei den meiſten Schüſſeln ward ſie ſich nicht einmal klar darüber, was ſie eigentlich enthielten. Dann hatte das Gemüſe — wenn es überhaupt Gemüſe war und nicht etwa gekochtes Gras mit Blumenknoſpen — ſo etwas Süßſäuerliches, das den Gaumen fremdartig berührte. Der Salat ſeinerſeits war ſo ſtark gepfeffert, daß er ihr die Kehle verbrannte, das Fleiſch aber förmlich zu Zwieback gedörrt, und von welchem Tier es herrühren mochte, war eine beunruhigende Frage — ſie aßen ja bekanntermeiſe ſolch unappetitliche Dinge, dieſe oſtaſiatiſchen Völker. Alles wohl erwogen, fand ſie es richtiger, ſich an ein kaltes Hühnchen zu halten und den trockenen Reis, der daneben ſtand.

Zum Nachtiſch ſervierte man ihr noch eine der Hauptdelikateſſen des Landes, eine Durianfrucht. Sie gleicht an Größe und Geſtalt einer Ananas und enthält in einer braunen, holzigen Schale ein crêmeartiges Fleiſch, das ſchöner als die beſte Schlagſahne ſchmeckt und garſtiger als der penetranteſte Knoblauch riecht. Daß man ſie immer erſt im letzten Moment hereinträgt, hat daher ſeine guten Gründe. Auf Ruth wirkte ſchon aus einiger Entfernung der Geruch ſo beleidigend, daß ſie von

ihrem Stuhl in die Höhe fahrend, ſich mit der einen Hand die Naſe zuhielt, während ſie mit der andern dem Diener heftig abwinkte, worauf er in erſchrockener Haſt mit ſeinem Leckerbiſſen wieder zur Thür hinaus retirierte.

Durch dieſe kulinariſchen Erfahrungen in eine ſarkaſtiſche Laune verſetzt, lehnte ſie ſich, nun ſie mit dem Eſſen fertig und allein war, in ihren Stuhl zurück und muſterte unter halb geſenkten Lidern hervor mit äußerſt geringſchätziger Miene die Zimmereinrichtung.

„Wenn ich etwas verabſcheue," murmelte ſie nach kurzer Betrachtung, „ſo iſt es der Anblick von Rohrſtühlen, die ſich an kalkweißen Wänden entlang reihen. Es erinnert an Kneiplokale und Bauerntanzſäle. Schade, daß in der Ecke dort nicht ein Klimperkaſten ſteht, dann könnte ſich hier bei feſtlichen Gelegenheiten das gemeine Volk im Kreiſe drehn. Platz dazu wäre genügend vorhanden."

Damit erhob ſie ſich und ſchritt hinaus.

„Tanzſaal Nummer zwei!" meinte ſie, in das Vorzimmer tretend. „Nummer drei!" lachte ſie, auf der Schwelle des Salons angelangt. „Er ſcheint die gewaltigen Dimenſionen zu lieben — der Herr Bardewiek! Übrigens — hahaha! — den drüben ſo ſchmerzlich vermißten Klimperkaſten, hier hätten wir ihn ja!"

Raſch vorwärts eilend trat ſie an einen Flügel aus Ebenholz, der in der Mitte des Zimmers ſtand, und griff, den Deckel hebend, ein paar Akkorde. Wären ihr dieſe blechern und ſchrill an das Ohr geſchlagen, ſo hätte das ihre gegenwärtige animierte Stimmung noch bedeutend erhöht. Da ſie voll und weich klangen, wandte ſie ſich ſtirnrunzelnd ab und rächte ſich für die Enttäuſchung an den ſchmuckloſen Wänden.

„Das Gähnen kommt einen ja an, wenn man dieſe toten, weißen Mauerflächen betrachtet," äußerte ſie mit ſpöttiſchem Lippenkräuſeln. „Zum Ankauf von ein paar Bildern könnte er ſich doch wohl aufſchwingen, ſollte man meinen, ſolch ein zehn- oder zwanzigfacher Millionär! Freilich, wenn ein Menſch ſo gar keinen Schönheitsſinn beſitzt —"

Sie brach achſelzuckend ab und ging, ſich in einen Schaukelſtuhl zu ſtrecken.

Daß ihrem Gatten nicht nur Bildung und Lebensart, ſondern auch jeglicher Schönheitsſinn abgehe, ſtand nämlich feſt in ihr. Seit wann? Vielleicht ſeit dem Moment, in dem er ihr erklärt hatte, daß die ſchöne, die vielbewunderte Ruth Hillerns ihm inſtinktive Abneigung eingeflößt habe? Wer mag's ergründen? Sie ſelber war jedenfalls ſehr weit davon entfernt, ſich über dieſen Punkt den Kopf zu zerbrechen.

Sie lag in ihren Seſſel hingeſchmiegt, mit geſchloſſenen Augen, und ſchmiedete Fluchtpläne.

Wohin ſie ſich wenden wollte? Nach Deutſchland, das ſie ſo voll thörichter Zuverſicht, in einem ſolchen Glücksübermut verlaſſen hatte, natürlich keinesfalls. Sich unſterblich lächerlich zu machen, war durchaus nicht ihre Abſicht. In Britiſch-Indien wollte ſie ſich eine Stelle ſuchen als Erzieherin oder Geſellſchafterin, die waren dort ſehr begehrt. Für die Reiſe nach Madras oder Kalkutta reichte auch zur Not noch das Geld, das ihr der Onkel mitgegeben.

In Kalkutta lebten die Merryweathers — gute Menſchen, die ſie mit offenen Armen aufnehmen würden.

Hm! Mit offenen Armen? Man konnte doch nicht wissen. Sie waren streng kirchlich gesinnt, und im anglikanischen Gebetbuche stand etwas von der Zusammengehörigkeit zwischen Eheleuten bis an den Tod. Wenn die guten Menschen der entlaufenen Ehefrau nun mit dem anglikanischen Gebetbuche zu Leibe rückten, wenn sie, schlimmer noch, sich aus christlichem Pflichtgefühl gedrungen fanden, dem verlassenen Ehemann den Aufenthalt der Flüchtigen zu verraten? Um Himmelswillen nicht zu den Merryweathers!

Blieben nur noch die Mannings. Ceylon lag zwar ein wenig abseits, aber — da sie doch nun einmal keine andre Wahl hatte —. Zu den Mannings also!

Und wann? Das hing eben von Umständen ab. Heute oder morgen konnte es noch nicht gut sein. Der Verdacht ihres Kerkermeisters mußte erst eingeschläfert werden. Nachdem sie sich gestern abend entschlossen gezeigt hatte, vor ihm aus dem Wagen zu springen, lag ihm der Gedanke an einen Fluchtversuch ihrerseits natürlich noch sehr nahe. Er überließ sie ja freilich heute schon den ganzen Tag sich selber, aber er hatte sie auch weit genug in die Wildnis hineingeschleppt, um ihr das Entrinnen zu erschweren. Zu Fuß konnte sie nicht zurück nach Tjandjur, das wußte er. Daß sie weder Wagen noch Pferde zu ihrer Verfügung hatte, dafür würde er insgeheim schon sorgen, und daß sie sich in keinem der umliegenden Dörfer eine Fahrgelegenheit verschaffen werde, dafür bürgte ihm ihre völlige Unkenntnis der Landessprache. Ja, ja, er war schlau, er berechnete alle Chancen; sie aber hatte das Malayischlernen doch ein wenig voreilig verschworen, wie sie jetzt einsah. — — —

So weit war Ruth gelangt auf ihrem Gedankengang, als ihr der Schlaf die bereits geschlossenen Lider noch ein bißchen fester zudrückte. Ein Wunder war dies nicht, oder besser, ein Wunder war es nur, daß dies nicht schon vorher geschehen, denn bei der sengenden Mittagsglut, die herrschte, hielt längst schon alles auf Sukawangi seine Siesta.

Als sie nach einiger Zeit wieder erwachte, hatte der Himmel seine Schleusen aufgethan, und es regnete, wie sie es nie hatte regnen sehen. Das Rauschen und Prasseln war zugleich so ohrbetäubend, daß sie den Eintritt des Dieners überhörte, der ihr Thee und Kuchen zu servieren kam. Sie fuhr förmlich zusammen, als sie den braunen Burschen plötzlich neben sich auftauchen sah. Ihre Schreckensgebärde aber vermehrte sichtlich noch die Angst, die er vor ihr hegte. Das Geschirr klirrte unter seinen bebenden Fingern, während er es niedersetzte, und die Geschwindigkeit, mit der er sich wieder aus dem Staube machte, veranlaßte sie zu der spöttischen Betrachtung:

„Scheint mir ja wahrhaftig, als übertrüge er die Scheu, die ihm sein Herr einflößt, auch auf mich. Armer Hasenfuß!"

Spöttisch die Lippen kräuselnd, wandte sie das Auge von der sich schließenden Thür nach dem Fenster, und sie hätte nun sogleich und mit vollem Recht den armen Hasenfuß auch auf sich anwenden können, denn blitzschnell und mit entsetzter Miene bog sie, kaum daß sie einen Blick hinausgethan, den Kopf zur Seite. Warum? Fritz Bardewiek kam von den Ställen hergegangen.

In geduckter Haltung, die Hand vor dem Gesicht, wie um sich vor dem fatalen Anblick zu bewahren, gleichzeitig aber doch mit einer peinigenden Neugier durch die

gespreizten Finger nach ihm hinblinzelnd, saß sie, die tapfere, die stolze Ruth — ein wahrer Segen, daß sie sich selbst nicht sehen konnte.

Da war er also wieder, der Verhaßte, gekleidet nunmehr in die weiße Pflanzertracht, mit dem Helmhut auf dem Kopfe, durchnäßt bis auf die Haut, wie es schien, allein dadurch nicht im geringsten inkommodiert. Was inkommodierte den? Bäche stürzten an ihm nieder, aus Bart und Haaren rann ihm das Wasser, doch darum seine Füße ein wenig rascher voreinander zu setzen, fiel ihm nicht ein. In seinem unerschütterlichen Phlegma stand er eben sogar still, um mit irgend einem Unsichtbaren einige Worte zu wechseln. So — jetzt war er glücklich vorüber!

Glücklich? Ach, lieber Gott! Was hatte sie damit viel gewonnen? Wenn er am Fenster vorbei war, so trat er dafür sogleich zur Thür herein, und die Quälerei fing von neuem wieder an. Den Tag über war es, dank seiner Abwesenheit, doch ziemlich erträglich gewesen, und soeben hatte ihr der goldgelb schimmernde Kuchen da auf dem Teller ordentlich Appetit gemacht. Nun war ihr dieser vergangen, und zwar gründlich.

Das Tischchen mit dem Theeservice beiseite schiebend, stand sie auf und begann ruhelos im Gemach herumzuwandern. So oft sie im Vorzimmer einen Schritt zu hören glaubte, stockte momentan ihr Herzschlag. Allein sie arbeitete sich ganz vergebens in eine fieberhafte Aufregung hinein. Die Zeit verging, es wurde dunkel, aber erschienen war noch niemand.

„Entweder hat er meine Existenz vergessen," urteilte nun Ruth mit äußerst hochmütigem Gesichtsausdruck, „oder er glaubt, mir durchaus keine Rücksichten schuldig zu sein. Nun, ich dispensiere ihn ja auch unbeschreiblich gern von allen Höflichkeitsbeweisen."

Damit ging sie, nach des Tages Hitze ein Bad zu nehmen und sich zum Diner umzukleiden.

Die Kleine von gestern abend brachte Licht und schien, da sie, statt gleich wieder hinauszuhuschen, im Thürrahmen stehen blieb, Kammerzofendienste leisten zu wollen. Hierzu herangezogen, erwies sie sich jedoch noch als völlig ungeübt, und da ihre Schüchternheit durch die finstere Miene der Herrin bis zur Todesangst gesteigert wurde, so hinderten die zitternden, braunen Fingerchen mehr als sie nützten.

„Was für ein ungeschicktes Mädchen," dachte Ruth bei sich, „und wie es sich fürchtet. Gräßlich muß die Behandlung sein, die den Dienstboten in diesem Hause zu teil wird. Ob er sie mitunter prügelt?"

Eiskalt überlief es sie bei dem Gedanken, und eine Viertelstunde später, als sie in den Speisesaal hinein mußte, war es ihr, als ginge es in die Höhle des Drachen.

Als sie glücklich auf die andre Seite der Thür gelangt war, sah dann der strahlend erleuchtete Saal mit der zierlich gedeckten, blumengeschmückten Tafel sie so harmlos an, daß sie sich der Feigheitsanwandlung schämte und nun hinterher den Kopf trotzig hob. So nahm sich denn ihre Erwiderung auf den Gruß, den der durch eine der Thüren im Hintergrunde eintretende Hausherr ihr bot, ganz besonders hoffärtig aus. Da sie außerdem auf seine höfliche Frage, ob ihr die Zeit nicht lang geworden, nur ein kurzabfertigendes „Nein, ich danke!" hatte, so schloß er daraus, daß ihre Stimmung sich in nichts gebessert habe und ihr jegliche Unterhaltung mit ihm unerwünscht

ſei. Die Folge davon war, daß er den Mund hielt, und daß dieſes Diner ebenſo ſchweigſam verlief, wie das geſtrige. Wenn ihm dies ungemütlich war, ſo merkte man es ihm nicht an. Sie aber begann nach einer Weile unruhig auf ihrem Stuhl hin und her zu rücken. Es lag ihr nämlich daran, ein paar Fragen an ihn zu richten, und je länger nun die Grabesſtille anhielt, deſto mehr ſcheute ſie ſich, dieſe zu brechen. Die Mahlzeit war auch bereits beendet, man erhob ſich eben von der Tafel, da erſt faßte ſie ſich ein Herz und preßte heraus:

„Wollen Sie die Güte haben und dem Mädchen Ordre geben, daß es mich morgen rechtzeitig weckt? Ich möchte ſonſt — die Frühſtücksſtunde wieder verſchlafen."

„Das wäre ja am Ende kein Unglück," meinte er.

Sie warf ihm einen unſicheren Blick zu, während ihre Wange ſich leicht rötete.

„Gleichviel," entgegnete ſie dann in ſtockendem Tone, aber doch nicht ohne eine gewiſſe Erhabenheit, „ich habe nun einmal verſprochen — mich an Ihre Hausordnung zu halten, und ich ziehe vor, es nach jeder Richtung hin zu thun."

„Gut. Ganz wie Sie wollen."

Sie that einen Schritt auf die Thür zu und ſtand wieder ſtill.

„Ich — bin wie eine Taubſtumme unter dieſen Menſchen," bemerkte ſie zögernd, „und finde es daher richtiger, daß ich Malayiſch lerne."

„Ei der Tauſend! Das iſt noch einmal eine vernünftige Idee von einem im übrigen herzlich unvernünftigen Frauenzimmer —" ſo etwas ſtand auf ſeinem Geſicht zu leſen.

Sie las es und ſetzte, die Brauen runzelnd und den Kopf um einen guten Zoll höher hebend, hinzu: „Vielleicht hätten Sie die Gewogenheit, mir die Adreſſe eines Buchhändlers zu geben, von dem ich eine Sprachlehre beziehen könnte?"

„Oh! Damit kann ich ſelber aufwarten," verſicherte er, „nur einen Augenblick Geduld!" Und mit weiten, hallenden Schritten den Raum durchmeſſend, verſchwand er durch eine der beiden Thüren im Hintergrunde.

„So!" rief er, nach einigen Minuten zurückkehrend. „Hier wäre eine malayiſch-engliſche Grammatik, und hier iſt ein Wörterbuch. Die Ausſprache iſt leicht, die Satzbildung äußerſt einfach. Wenn Sie trotzdem auf Schwierigkeiten ſtoßen ſollten, ſo bin ich zu Erklärungen gern bereit. Ich pflege mich abends in der Pendoppo aufzuhalten. Es iſt dies nebenbei der kühlſte Ort — für den Fall, daß Sie ſelber Luſt verſpüren ſollten —"

„Danke," unterbrach ſie ihn haſtig, „ich ziehe mich lieber in den Salon zurück."

Die Bücher unter den Arm ſchiebend, ſchritt ſie mit einer leichten Kopfneigung an ihm vorüber, doch nur bis an die Thür, da fiel ihr ein, daß ſie ja noch etwas auf dem Herzen habe, und weil ſich mit dem Oger augenblicklich ziemlich menſchlich reden ließ, ſo brachte ſie auch dies noch heraus, freilich mit nur halb nach ihm hingewandten Geſicht.

„Ich — ich habe mich gewundert," ſtammelte ſie, „keine einzige der Thüren in — im Hauſe verſchließbar zu finden."

„Verſchließbar?" wiederholte er, nicht recht wiſſend, wo ſie hinaus wollte.

„Ja, — ſogar die in — meinem Schlafzimmer."

„Aha! Sie fürchten einen Einbruch?" Aus ſeiner Stimme klang es wie

Beluſtigung. „Beruhigen Sie ſich, damit hat es keine Gefahr. Kleine Gelegenheitsdiebſtähle kommen ja im Lande häufig genug vor, der Eingeborene iſt putzſüchtig und macht mit dem Hintergedanken, ſich einen ſchönen Kriß oder hübſchen Schmuck zu verſchaffen, wohl einmal lange Finger, wenn er Geld herumliegen ſieht. Dieſer Verſuchung darf man ihn eben nicht ausſetzen. Von Einbrüchen, nächtlichen Überfällen aber hört man in den Städten ſchon ſelten genug, hier auf dem Lande eigentlich nie.“

Sie verbarg den Zornesblitz, der aus ihren Augen ſprühte, hinter raſch herabgefenkten Lidern, riß die Thür auf und ſchloß ſie mit Nachdruck wieder hinter ſich.

In den Salon gelangt, ſchleuderte ſie die Bücher auf einen Tiſch, warf ſich ſelber in ihren Schaukelſtuhl und ſetzte dieſen in heftig ſchwingende Bewegung.

„Der greuliche — greuliche Menſch,“ ziſchte ſie, beide Hände gegen die Wangen preſſend, die mit heißer Röte bedeckt waren, „er wußte ganz gut, was ich meinte!“

Nach einer Weile legte ſich ihre Aufregung, und plötzlich kam ihr der ſchadenfrohe Gedanke: „Was er ſich nicht träumen läßt, iſt, daß er mir mit den Büchern hier das Mittel, von ihm loszukommen, ſelbſt in die Hand gegeben hat!“

Damit zog ſie die malayiſche Grammatik zu ſich heran und ſchlug ſie auf. Mit ernſter Sammlung in den Mienen wandte ſie die erſten Blätter, dann legte es ſich geringſchätzig um ihre Mundwinkel, endlich richtete ſie ſich in ihrem Stuhl in die Höhe, und eine kleine ſchnippiſche Verbeugung in der Richtung der Pendoppo machend, bemerkte ſie:

„Das iſt keine Sprache, mein Herr, ſondern bloßes Kinderlallen. Damit werde ich auch ohne Ihren gnädigen Beiſtand fertig werden! — Daß Sie ſich da draußen übrigens den kühlſten Ort ausgeſucht haben,“ ſetzte ſie, ſich ſeufzend umblickend, hinzu, „glaube ich Ihnen ſchon. Hier iſt's einfach nicht zum Aushalten.“

Sie ſtand auf, öffnete die Thür nach dem Vorzimmer und die nach ihrem Schlafgemach, glaubte Kühlung zu verſpüren, nahm Platz und vertiefte ſich wieder in ihr Studium.

Es dauerte jedoch nicht lange, da hob ſie den Kopf und warf der Lampe einen vorwurfsvollen Blick zu: „Daß nun die auch noch zu der Hitze beitragen muß,“ murmelte ſie. „Wenn ich ein Millionär wäre, ich ließe mein Haus elektriſch erleuchten.“

„Übrigens,“ erinnerte ſie ſich plötzlich, „ich habe ja doch meine Veranda!“ Und nochmals aufſtehend, nahm ſie Grammatik und Wörterbuch in die eine, die Lampe in die andre Hand und begab ſich, den Weg durch ihr Schlafgemach nehmend, in die Veranda.

Hier hatte nun die Sonne den ganzen Nachmittag geſtanden, man merkte dies wohl, allein in Anbetracht deſſen, daß es im Zimmer doch noch ungleich heißer geweſen, ſtellte ſie die Lampe auf einen Tiſch und ſetzte ſich auf einen Stuhl daneben.

Indem ſie ihr Buch wieder aufſchlug, fuhr es ihr durch den Sinn: „Geſtern getraut und heute er in der Pendoppo — ich in der Veranda. Was ſich wohl die Leute dabei denken?“ Aus dem ſpöttiſchen Zucken um ihre Mundwinkel wollte ein Lachen werden, als ſie ſich eben noch rechtzeitig beſann, daß ſie in ihrer bejammerns-

Digitized by Google

werten Lage wahrlich keine Urſache habe, irgend etwas komiſch zu finden. Schweraufſeufzend machte ſie ſich daraufhin wieder an ihre Lektion.

„Tuwan, Herr,“ lernte ſie, leiſe vor ſich hinmurmelnd, „makan, eſſen — tuwan makan, der Herr ißt. Das Wort suda vor den Infinitiv geſetzt drückt das Perfektum aus, das Wort nanti aber das Futurum. Aha! Alſo: tuwan suda makan, der Herr hat gegeſſen — tuwan nanti makan, der Herr wird eſſen.“

Dann, ſich in ihren Stuhl zurücklehnend und den Kopf in den Nacken biegend, begann ſie zu repetieren: „Tuwan, Herr, makan, eſſen u. ſ. w.“

Die Vokabeln ſaßen ganz hübſch feſt, aber — was für ein wunderlicher Schrei war denn das?

Sie hob ſuchend die Augen zur Decke empor, denn aus der Höhe war er gekommen. Himmel! Wie das da oben durcheinander krabbelte, lief und flog von kleinem und größerem Getier! Unangenehm im höchſten Grade, denn wie leicht konnte es nicht paſſieren, daß — ha! da war er wieder, der ſeltſam ſchrille Ruf: „Gecko! Gecko!“ Die Eidechſe dort konnte ihn doch nicht ausgeſtoßen haben? Da! „Gecko! Gecko!“ Alſo richtig die Eidechſe! Daß er ſich dann nur hübſch feſthielt, der Schreihals, und nicht etwa unverſehens herunterpurzelte, ihr in die Haare! — Aber — ſie band ſich doch der Vorſicht halber lieber ein Tuch um den Kopf.

So! Jetzt war ſie nach der Richtung hin geſichert, aber beklommen warm war's unter dem Tuch, und um ſie und die Lampe herum raſchelte, ſurrte und ſummte es auch höchſt ungemütlich. Zudem, wer bot ihr eigentlich eine Garantie dafür, daß ihr nicht in aller Stille von unten her etwas ankroch?

Mißtrauiſch hob ſie den Saum ihres Kleides, ſchüttelte mit dem Ausdruck des Ekels eine Rieſenſpinne ab und legte dann der Sicherheit wegen die Füße auf einen zweiten Stuhl.

„Die Pendoppo,“ meinte ſie ſarkaſtiſch, indem ſie dies that, „iſt ſicherlich weit weniger bevölkert, wie dieſe dumme Veranda, allein ich ziehe doch ſeiner Geſellſchaft die gemiſchte hier vor.“

Damit ſteckte ſie die feine Naſe wieder in ihr Buch. „Makan nassi, Reis eſſen,“ lernte ſie, „api, Feuer — angin, Wind, Luft — api makan ruma, das Feuer verzehrt das Haus — angin makan layer, der Wind bläht die Segel.“

„Das Wort makan,“ reflektierte ſie, „ſcheint äußerſt vielſeitig, denn das geht noch immer ſo weiter. Das Löſchpapier frißt Tinte, der Bediente Lohn und um den Unſinn zu krönen: orang-puti makan angin, der weiße Mann frißt Luft — was ſoviel bedeutet wie — hahaha! — der weiße Mann geht ſpazieren. — Di makan, heißt dagegen gefreſſen werden, matjan bedeutet Tiger. Vom Tiger gefreſſen werden, würde alſo —“

Sie ſtockte und ließ das Buch in den Schoß ſinken.

Hatte der Mann, der da ſo kühl und wohlgeborgen in ſeiner Pendoppo ſaß, ihr nicht geſtern von einem Tiger geſprochen, der die Gegend unſicher mache? Fataler Gedanke! Wenn nun dieſer Tiger irgendwo in der Nähe lauerte — am Ende gar in dem Gartengebüſch dort dicht vor ihr?

„Bah!“ verſuchte ſie, ſich zu beruhigen. „Er wird doch nicht gerade —“

„Aber,“ unterbrach ſie ſich mit einem leiſen Schauder, „wiſſen kann man das

auch nicht. Der Mond scheint ja zwar sehr hell, allein wo der Schatten des Hauses hinfällt, ist's doch unheimlich dunkel. Ganz ungestört könnte mich solch ein Untier von dorther ins Auge fassen und dann — mit einem Sprung hätte es mich erreicht, bevor ich mich noch ins Haus zu flüchten im stande wäre. Nein, sicher ist sicher — ich gehe doch lieber wieder hinein!"

Gesagt, gethan. Sie nahm die Lampe, die Bücher und trat in ihr Zimmer.

Als sie die Thür, die sie vorhin offen gelassen hatte, jetzt hinter sich in das Schloß zog, bemerkte sie mit Bestürzung, daß allerlei ungebetene Gäste, denen der Lichtschein, welcher von draußen hereingefallen, den Weg gewiesen hatte, bei ihr eingedrungen waren. Das schwirrte und summte unter der Decke, das kroch und huschte äußerst vergnügt und geschäftig über den Fußboden hin.

„Das hatte gerade noch gefehlt," äußerte Ruth ungehalten, während sie ihre Bürde niedersetzte. „Wer weiß, ob nicht Skorpione und Tausendfüßler darunter sind?" Ihre Kleiderfalten eng um sich raffend, schritt sie wie auf Eiern bis an den neben ihrem Bett herabhängenden Glockenzug und riß daran, daß es weithin durch die Nacht gellte.

Einige Sekunden vergingen, dann erschien die kleine braune Maid mit den Melattiblüten im Haar. Barfüßig wie sie war, kam sie dahergehuscht, erst als eine heftige Handbewegung Ruths ihre Blicke auf den Fußboden lenkte, erschrak sie — nicht so sehr vor dem Ungeziefer, als vor dem offenbaren Unwillen, den dessen Vorhandensein der gestrengen Herrin verursachte. Mit verschüchterten Mienen stahl sich das arme Wesen wieder hinaus.

„Nun bin ich doch begierig," murmelte Ruth, während sie in den Salon retirierte und sich hier im Dunkeln auf einen Stuhl niederließ, „auf welche Weise sie dem Übelstand abzuhelfen gedenkt."

Geraume Zeit verging. Ruth war soeben zu dem ärgerlichen Schluß gelangt, daß man sie nicht verstanden habe, und öffnete gerade die Thür, um noch einmal zu schellen, da erschien das Zöschen wieder und mit ihm derjenige dienstbare Geist, dem das Auskehren der Zimmer oblag.

Mit einen tüchtigen Besen machte er sich an die Arbeit. Sehr methodisch, aber auch sehr phlegmatisch — der javanische Diener hat niemals Eile — segte er unter Tischen und Stühlen, unter Bett und Kommode hervor, was sich dorthin geflüchtet hatte, und beförderte endlich das krabbelnde, wimmelnde Häuflein wieder ins Freie hinaus.

„Der Besen frißt Ungeziefer, würde es ohne Zweifel in der Grammatik heißen," sagte sich Ruth ironisch, während sie seinem Hantieren zusah. „Eine verrückte Sprache und ein ganz ungemütliches Land!"

Als der Fußboden gesäubert war und der Mann sich zurückgezogen hatte, ging sie zu Bett. Die kleine Donna assistierte ihr bei der Nachttoilette, natürlich wieder unter Zittern und Zagen.

„Das Wort makan habe ich gelernt," dachte Ruth, „aber dem unglücklichen Wurm begreiflich zu machen, daß ich ihn nicht auffressen werde, dazu reicht meine Weisheit leider noch nicht."

Als sie sich zum Einschlafen hinstreckte, sah sie durch die Tüllgardinen, die

ihr Bett umſpannten, Leuchtkäfer unter der Zimmerdecke hin und her ſchweben, herrliche, lebende Diamanten, die jetzt hier, jetzt dort aufblitzten.

„Ah!“ murmelte ſie. „Die Eindringlinge laſſe ich mir gefallen!“ Und bis ihr die Augen zufielen, verfolgte ſie entzückt das bunte Spiel.

Fünftes Kapitel.

Aus dem allerſüßeſten Schlummer kam das ſcheue braune Mägdlein ſie zu wecken. Die Sonne war eben erſt im Aufgehen begriffen, die Uhr zeigte die ſechſte Tagesſtunde.

„Schon?!“ ſeufzte Ruth; aber eingedenk der edlen Abſicht, ſich nach jeder Richtung hin der Hausordnung fügen zu wollen, die ſie geſtern abend geäußert, machte ſie doch, daß ſie aus dem Bett kam.

Als ſie nach Verlauf einer halben Stunde aus dem Vorzimmer trat, ſah ſie, daß in der zur Zeit noch ſchattigen Pendoppo der Frühſtückstiſch gedeckt ſtand; da aber der Hausherr noch nicht anweſend war, und ſie ſich durchaus nicht bewogen fühlte, in Geſellſchaft der beiden Diener auf ſein Erſcheinen zu harren, ſo ſtieg ſie die Stufen hinab, die in den Garten führten.

Langſam ſchritt ſie in einen der gewundenen Laubgänge hinein, anfangs weder rechts noch links blickend aus lauter Angſt, ſie möchte etwas zu bewundern finden auf dem verhaßten Grund und Boden, und das war ja bekanntlich gegen ihr Programm. Krampfhaft alſo hielt ſie das Auge am Boden, bis ihre Gedanken zu wandern anfingen, da hob ſie zerſtreut die Lider — um ſie nicht wieder zu ſenken.

Ein leichter Nebel lag noch auf dem fernen Gebüſch, wo ſie ging, hatte die Sonne ihn bereits zerriſſen. Die ſchimmernden Häupter der Palmen drüben, die aus dem Dickicht glänzenden Blattwerks und hoher Farne emporſtrebten, waren noch wie mit duftigſten Spitzenſchleiern verhüllt, hier ſtand alles tauüberrieſelt, leuchtend im üppigſten Grün, blendend in wunderbarer Farbenpracht. Blumen, wohin man das Auge wandte — mächtige, große, atlasartige Kelche, aus dem dunkeln Laub der Sträucher blinkend, ſich in Feſtons an den Bäumen hinaufſchlingend und in Flammenbüſcheln aus den höchſten Gipfeln niederhängend.

Es ward der Menſchenhand nicht leicht, dem Menſchenfuß den Weg hier freizuhalten, man merkte das auf Schritt und Tritt. Die Zweige von hüben und drüben begehrten ſich ineinander zu äſteln und ſchlingen. Das wilde Gerank, das ſich in der Luft zu einem Baldachin zuſammenſpann, wollte auch über den Pfad hinweg, es ließ ſich nicht hemmen. Das war die Tropennatur, die kraft- und ſaftvolle, die nimmer ruhende, ewig ſchaffende, die vom Sterben nichts wiſſen will, die den Tod mit junger Blütenpracht überwuchert, daß er ſich anſchaut wie doppelt üppiges Leben.

„Gott — mein Gott,“ murmelte Ruth, „und ich hatte ſchon geglaubt, unſer Garten in Sydney wäre ſchön geweſen!“

Die Hand auf das Herz gepreßt, wie eine Verzückte ſtand ſie, mit ſtrahlenden

Augen in das Blatt- und Blumengewirr neben ſich blickend, das der Morgentau wie mit tauſend und abertauſend Diamanten überſchüttet hatte — als aus einem Seitenpfad Fritz Bardewiek trat.

Sie erſchrak heftig, denn ſie hatte ihn noch in ſeinem Zimmer geglaubt. Daß er mehr auf ihrem Geſicht geleſen, als ihr lieb war, bewies er ihr auch ſogleich dadurch, daß er dem „guten Morgen", den er ihr bot, die Frage folgen ließ:

„Nicht wahr, es lohnt ſich der Mühe, früh aufzuſtehen bei uns hier in Sukawangi?"

Sie antwortete mit einem ſo ſteifen und ſo kühlen „o ja", daß ſie ſich ſelber vorkam wie ein Menſch, der ſein Heiligſtes verleugnet, aber daran war nun einmal nichts zu ändern. Die Überzeugung, ſie habe ſoeben vor ſeinen Augen über die Schönheit ſeines Gartens in Wonne geſchwelgt, konnte ihm nicht raſch genug wieder benommen werden.

Neben ihr hin dem Hauſe zuſchreitend, erklärte er ihr jetzt in durchaus freundlicher Weiſe, daß und warum die erſten und die letzten Tagesſtunden ſich in dieſem Lande am beſten zu Spaziergängen eigneten, allein ſie machte es ihm durch ihr ſtummes Verhalten und ihre zerſtreute Miene ſehr bald klar, daß ihr an ſolchen Auseinanderſetzungen nicht das geringſte gelegen ſei. So ſchwieg er denn bald wieder.

Stumm erreichten ſie die Pendoppo, ſtumm hatten ſie einander auch bereits eine kleine Weile beim Frühſtück gegenüber geſeſſen, da geſchah ſeinerſeits etwas, das Ruth haarſträubend fand. Er zog nämlich ein Buch aus der Taſche ſeines weißen Leinenjackets, legte es neben ſeinen Teller und begann, während er ſich zwiſchendurch mechaniſch die leibliche Nahrung zuführte, mit anſcheinendem Intereſſe zu leſen.

Sie fürchtete ihn, wie ſie nie einen Menſchen gefürchtet hatte, allein das ſtärkſte Gefühl in ihr war und blieb doch unter allen Umſtänden der Stolz, und wo ihr verletzter Stolz ſich in Worten Luft zu machen begehrte, da brachte keine Furcht ihn zum Schweigen.

Sich halb von ihrem Sitz erhebend, einen zornſprühenden Blick nach dem Buche hinſendend, ſtieß ſie hervor: „Der Wink iſt deutlich. Ich werde Ihrem Wunſch nachkommen und mich zurückziehen."

Ihr ruhig in das erregte Antlitz ſehend, entgegnete er:

„Ich hege keinen derartigen Wunſch. Das Leſen beim Frühſtück habe ich von meinen einſamen Zeiten her noch ſo in der Gewohnheit. Etwas geiſtige Anregung muß der Menſch haben, und da mein Beruf es ſo mit ſich bringt, daß ich den Tag über gänzlich auf meine eignen Gedanken angewieſen bin, ſo läßt ſich's am Ende wohl begreifen, wenn ich mich in den Morgen- und Abendſtunden gern überzeuge, was über dieſen oder jenen Punkt andre Leute zu ſagen haben. Nun befinde ich mich ja zwar im Moment nicht allein, aber ich glaubte vorhin aus Ihrem Benehmen gegen mich entnehmen zu müſſen, daß Ihnen damit gedient ſein würde, wenn ich Sie völlig ſich ſelbſt überließe. Aus Höflichkeit alſo zog ich mich aus Ihrer Geſellſchaft in die meines Buches zurück. Jetzt ſcheint's, ich befand mich im Irrtum, und Sie haben gegen einen Gedankenaustauſch von Mund zu Mund zwiſchen uns gar nichts einzuwenden. Auch gut, oder vielmehr deſto beſſer! Gerade ein ſolcher iſt für mich ein ſeltener Genuß."

Daß dieſe Rede nicht danach angethan war, auf Ruths empörtes Gemüt beſänftigend zu wirken, iſt begreiflich. Während er nun ſein Buch zuklappte, einen Diener herbeiwinkte und ſich eine zweite Taſſe Kaffee einſchenken ließ, ſaß ſie, die Lippen zornig aufeinandergepreßt, und dachte: „Geiſt beſitzt er keinen Funken, aber die Schlauheit, aus jeder Situation ſeinen Vorteil zu ziehen, die iſt ihm gegeben,“ und als er ſeine Taſſe, aus der er einen Schluck genommen, niederſetzend höflich bei ihr anfragte: „Wie geht's mit dem Malayiſchen?“, da beſann ſie ſich ſekundenlang, ob ſie ſich überhaupt zu einer Antwort bequemen ſolle, dann aber wollte es ihr doch ſcheinen, daß ſie nach dem Vorangegangenen nicht ſtumm bleiben könne, ohne ſich lächerlich zu machen. So erwiderte ſie denn in ihrem unangenehmſten Ton:

„Gut natürlich. Ein Menſch, der eine ſolche Sprache nicht kapieren könnte, müßte wahrhaftig auf den Kopf gefallen ſein.“

„Ich dachte mir's wohl,“ entgegnete er gelaſſen, „daß Sie keine Schwierigkeiten finden würden.“

„Schwierigkeiten?“ Sie lachte ſpöttiſch auf. „Worin ſollten denn die beſtehen? Es gibt ja, ſoweit ich ergründen kann, im Malayiſchen weder Deklinationen noch Konjugationen. Dazu kommt, daß nicht nur ein einziges Wort genügt, um eine ganze Gattung von Begriffen zu bezeichnen, ſondern auch, daß es gleichzeitig als Subſtantiv, Verbum, Adjektiv und Adverb ſeine Dienſte leiſtet.“

Er hatte ſie aufmerkſam angeſehen, während ſie ſich ſo ereiferte. „Das haben Sie merkwürdig raſch erfaßt,“ äußerte er nun anerkennend.

Sie ſchüttelte mit einer trotzigen Schulterbewegung das unerwünſchte Lob gleichſam von ſich ab.

„Bah!“ machte ſie, verächtlich den Mund verziehend. „Um aus der Landesſprache den Schluß zu ziehen, daß das javaniſche Volk noch auf einer recht niedrigen Bildungsſtufe ſtehen muß, dazu gehört nicht viel.“

„Wie, wenn nun aber das Malayiſche die Landesſprache gar nicht wäre?“ erkundigte er ſich mit einem Lächeln, das weniger um die Lippen herum, als in den Augen lag.

„Sie iſt es aber ja doch!“ verſetzte ſie ſtirnrunzelnd.

„Sie irren. Das Malayiſche iſt vorzugsweiſe die Sprache der Fremden. Der Europäer bedient ſich ihrer im Verkehr mit den Eingeborenen und den im Lande wohnhaften Arabern und Chineſen — der Chineſe und Araber wiederum im Verkehr mit den Eingeborenen.“

„Und was reden die Eingeborenen unter ſich?“ rief Ruth ſtaunend.

„Javaniſch und auch ſundaneſiſch.“

„Zwei grundverſchiedene Sprachen ſoll das heißen?!“

„Ja.“

„In dem kleinen Lande?!“

Er nickte und lächelte wieder in derſelben ſtill beluſtigten Weiſe wie vorhin. „O, es kommt noch ärger,“ ſagte er, „die javaniſche Sprache zerfällt ihrerſeits wieder in zwei Hauptabteilungen, von denen eigentlich eine jede als eine beſondere Sprache zu betrachten iſt.“

„Undenkbar!“

„Aber doch wahr. Ja, die Sache wird ſogar noch komplizierter, denn zu den Hauptabteilungen geſellen ſich noch drei Nebenabteilungen, die auch gelernt ſein wollen.“

Hier ward Ruths Mißtrauen rege. Ihn ſcharf fixierend, ſagte ſie: „Sie belieben zu ſcherzen!“

„Nicht doch,“ verſicherte er, „davon bin ich ſehr weit entfernt.“

„Ja, aber wie iſt's denn nur möglich? Fünf bis ſechs verſchiedene Sprachen, von ein und demſelben Volke geredet?“

„Im Volk gibt's eben verſchiedene Stände.“

„Und jeder Stand ſpricht wohl gar unter ſich ſeine beſondere Sprache?“

„Ungefähr trifft dies zu, allein damit iſt doch noch nicht alles erklärt. Wir haben da zuerſt das Ngoko, die Sprache des gemeinen Volks, deren ſich aber auch im Verkehr mit demſelben der an Rang Höherſtehende bedient. Dann iſt zweitens das Kromo, die edlere Sprache, die von den vornehmen Eingeborenen unter ſich, aber auch von dem geringen Mann geſprochen wird, wenn er mit dem großen Herrn redet. Nun kommt drittens die Madyo-Sprache, ein Gemiſch von Ngoko und Kromo, in welcher ſich der Vornehme mit dem Niedrigerſtehenden unterhält, wenn der Rangunterſchied nicht gar zu groß iſt, oder wenn der erſtere dem letzteren beſondere Ehre anzuthun wünſcht. Hierauf folgt viertens das Behaſa-Kedaton, die Hofſprache, ein durch Ausdrücke, die ſich auf das Hofleben beziehen, vervollſtändigtes Kromo, deſſen man ſich im Verkehr mit Fürſtlichkeiten bedient. Endlich bleibt noch die Kromo-inggel-Sprache zu erwähnen, die nur dann Anwendung findet, wenn man über Fürſtlichkeiten, Prinzen, Prinzeſſinnen u. ſ. w. redet.“

Ruth ſchien für den Moment total vergeſſen zu haben, wer da ſprach, und daß ſie es ihren Grundſätzen ſchuldig ſei, gar nichts intereſſant oder gar luſtig zu finden, was aus dem Munde des verhaßten Mannes kam. Die hübſchen, klugen Augen vor Staunen weit geöffnet, hatte ſie zugehört, und nun rief ſie in ihrem heiterſten Ton:

„Aber nein! So etwas von raffinierter Höflichkeit läßt man ſich ja nicht träumen. Beſonders dieſe Kromo-inggel-Sprache, die nur gebräuchlich iſt, wo man über Fürſtlichkeiten ſpricht — hahaha! — die bezeichnet eine Höhe der Courtoiſie, vor der einem ſchwindelt!“

Und den Kopf in den Nacken biegend, brach ſie in Lachen aus, in ihr altes ſilberhelles Lachen, welches ſie ſelber lange nicht mehr gehört hatte, und welches ihr deshalb auch ſo fremd an das Ohr klang, daß ſie erſchrak und ſich haſtig in ihrem Stuhl aufrichtend, einen ſcheuen Blick auf Fritz warf. Auch dieſer war überraſcht, jedoch nicht unangenehm, wie es ſchien.

„Großer Gott,“ dachte ſie, „er iſt im ſtande, ſich einzubilden, ich mache ihm Avaneen!“

Und haſtig ihre hochfahrende Miene wieder annehmend, bemüht in den alten ſpöttiſch verächtlichen Ton zurückzufallen, bemerkte ſie: „Eines ſcheint mir übrigens aus alledem ziemlich klar hervorzugehen —“

„Nun?“ forſchte er.

„Daß der javaniſche Nationalcharakter ganz erbärmlich ſervil iſt.“

„Erbärmlich ſervil," wiederholte er, offenbar unangenehm berührt. „Der Ausdruck iſt zu ſtark — viel zu ſtark."

„Und wie erklären Sie ſich denn dieſes ängſtliche Beſtreben, durch allerlei Sprachſubtilitäten, bis in die feinſten Rangnüancen hinein, der ſocialen Stellung des lieben Nächſten gerecht zu werden?"

„Die Ehrfurcht liegt dem Javanen im Blut, und der Begriff des lieben Nächſten im chriſtlichen Sinne exiſtiert nicht für ihn — kann für ihn gar nicht exiſtieren. Seinesgleichen ſieht er nur in den Menſchen ſeiner eignen Klaſſe. Die Höhergeſtellten ſind in ſeinen Augen die höheren Menſchen, denen mit Unterwürfigkeit begegnet werden muß. Und was gar die Fürſten betrifft, denen in alter Zeit göttliche Ehren gezollt wurden, die ſind für ihn noch heute Weſen von anderm Fleiſch und Blut."

„Alſo nur fromme Scheu — von Servilität nicht die Spur?!"

„Das iſt wieder zu viel geſagt, denn der Javane bückt ſich nicht nur aus Ehrfurcht, ſondern auch aus Furcht, aber der Ausdruck ‚Servilität' ſchließt ein Sichdemütigen aus Niedertracht ein, ein ſklaviſches Kriechen um den ſchnöden Gewinn. Servil in dieſem Sinne nenne ich den Chineſen, der die Hand küßt, die ihn ſchlägt, der um ſich zu bereichern, jeder Selbſterniedrigung fähig iſt, ja, der ſogar ohne Zweck, bloß aus angeborenem Knechtsſinn, ſeine hündiſche Unterwürfigkeit vor dem Europäer prahleriſch zur Schau trägt. Das thut der Javane nicht. Zwingt ihn das Ohnmachtsgefühl, ſich zu bücken, ſo thut er es ungern, überflüſſigen Ergebenheitsbezeugungen geht er aus dem Wege. Um den Gewinn zu kriechen aber hat er nicht nötig. Seine Anſprüche an das Leben ſind beſcheiden; was ihm ſo zuwächſt, genügt ihm als Nahrung. Sanft und gutmütig von Charakter, fügt er ſich willig dem Herrn, den er anerkennt, allein er verlangt ordentliche Behandlung und ſtrenge Gerechtigkeit. Fleißig arbeitet er für ſein und der Seinen täglich Brot, aber aufgezwungene Arbeit iſt ihm verhaßt. Wenn gereizt, iſt er nicht geduldig, und eine körperliche Züchtigung würde er niemals vergeben. Ein gewiſſer Freiheitsſinn ſchlummert noch in ihm, der, wenn durch Bedrückung geweckt, gefährlich werden kann."

Nicht nach ihm hinzuhören, wäre ihr unmöglich geweſen bei dem heißen Wiſſensdrang, der ihr innewohnte, allein ſie hatte geſenkten Auges dageſeſſen, ſcheinbar zerſtreut ein Stückchen Brot zerkrümelnd. Jetzt ſagte ſie, ohne aufzublicken:

„Das klingt ja faſt, als — *liebten* Sie dieſes Volk?"

„Und warum ſollte ich es nicht lieben?" erkundigte er ſich, befremdet durch ihre offenbare Verwunderung.

„O, in der That, warum nicht!" ſtieß ſie mit einiger Haſt hervor. „Mir will's nur ſcheinen, als ob man Ihnen nicht mit gleicher Münze zurückzahlte."

„Woraus ſchließen Sie das?"

„Nun — z. B. aus dem Schrecken, den Ihr Erſcheinen in dem Städtchen veranlaßte, durch das wir vorgeſtern fuhren. Männer und Frauen wichen ſcheu zur Seite, die Kinder flüchteten kreiſchend in die Häuſer."

„Das galt nicht mir perſönlich — ich komme ſelten nach Tjandjur, bin dort wenig bekannt — das galt dem Europäer. Gott weiß, wodurch dieſer es verſchuldet hat, daß mit jedem Javanen, der das Licht der Welt erblickt, dieſe Angſt wiedergeboren wird. Im Volk der Eroberer freut ſich mancher des Symptoms. ‚So-

lange der Eingeborene vor uns zittert,' ſagt er, ‚ſolange iſt uns die Herrſchaft ſicher.' Allein das iſt eine kurzſichtige Freude. Hinter der Furcht des Javanen hält ſich der Haß verſteckt, und dieſen zu ſchüren ſind die fanatiſchen muhammedaniſchen Prieſter da. Sobald ſie den Aufruhr predigen, den Prang sabib (heiligen Krieg), ſteht ſofort das ganze Volk unter Waffen. Die Liebe wäre eine feſtere Grundlage für die Herrſchaft, als die Furcht."

„Die Liebe," dachte ſie ironiſch bei ſich, „wie edel das klingt! Aber auf dieſer ſchönen Baſis hat doch er hier in Sukawangi ſeine eigne Herrſchaft nicht gegründet."

Laut ſagte ſie, nunmehr das Auge zu ihm aufſchlagend: „Gewiß wäre ſie das. Nebenbei iſt ſklaviſche Scheu etwas ſo Häßliches. Schade, daß auch die Leute in dieſem Hauſe davon erfüllt ſind. Selbſt in mir, die ich ihnen doch wahrlich nichts zuleide gethan habe, ſcheinen ſie eine Art Popanz zu ſehen."

„Popanz?" wiederholte er beluſtigt. „I bewahre! So ſchlimm iſt's nicht. Sie ſind den Dienſtboten nur eine etwas fremdartige Erſcheinung, den meiſten iſt wohl noch nie eine Europäerin in den Weg gekommen. Nun ängſtigen ſie ſich wie die Kinder vor der großen Frau mit dem weißen Geſicht und den gelben Haaren. Aber das verliert ſich im Laufe der Zeit. Mit freundlichen Worten und Mienen werden Sie dieſe anfängliche Abneigung bald in ihr Gegenteil verwandelt haben."

Nach dieſer tröſtlichen Verſicherung zog er ſeine Uhr.

„Schon acht!" rief er aufſpringend. „Ich muß fort. Auf Wiederſehen heute abend."

Ihr einen Abſchiedsgruß nickend, griff er nach ſeinem Hut, durchſchritt dann der Länge nach die Pendoppo, bog um die Hausecke und trat in den Hof, woſelbſt ihm ein Stallknecht das Pferd bereit hielt.

„Auf den Kopf gefallen iſt ſie nicht," dachte er, indem er ſich in den Sattel ſchwang, „es läßt ſich ſchon gut mit ihr plaudern, aber —"

Dieſes „aber" war lang, es beſchäftigte ihn während der ganzen Dauer des halbſtündigen Rittes nach ſeiner Kaffeeplantage.

Sechſtes Kapitel.

Ruth ſaß noch regungslos, wo ſie geſeſſen. Alles Blut flammte ihr im Geſicht. So etwas von Impertinenz war ihr denn doch noch nicht geboten worden.

Dieſer empörende Mann! Statt ſich durch ihre ſarkaſtiſchen Worte getroffen zu fühlen, hatte er gethan, als ahne er gar nicht, wohin ſie zielte! Gute Ratſchläge hatte er ihr erteilt, beleidigenden Troſt geſpendet.

„Popanz?" hatte er heuchleriſch gelacht. „I bewahre! So ſchlimm iſt's nicht," um es ihr dann ſofort ſonnenklar zu machen, daß es genau ſo ſchlimm — ja, eigentlich noch ſchlimmer ſei. Eine wahre Vogelſcheuche hatte er vor ihrem Geiſtesauge hingemalt, eine vierſchrötige Perſon mit kalkweißem Geſicht und ſtrohgelben Haaren — die ſollte ſie ſein, ſie ſelber! Weil er, dem ſie gleich beim erſten Anblick inſtinktive Abneigung eingeflößt, ſie ſo ſah, mußten natürlich auch ſeine Leute ſie ſo ſehen.

„O Gott! Es ist zu viel, es ist mehr, als ein Mensch ertragen kann!“ rief sie aus, sprang auf und lief in ihr Zimmer.

Sich die Zornesthränen aus den Augen schüttelnd, trat sie vor ihren Spiegel hin.

„Wie ist es denn nur möglich?“ fragte sie sich. „Die große Frau?! Als ob ich ein Riesenweib wäre, ein Jahrmarktswunder! Fünf Fuß sieben Zoll nach englischem Maß — was ist denn das so Ungeheuerliches? Er selber hat mindestens sechs Fuß vier Zoll! Der ‚hohe Wuchs‘ — so pflegte es zu heißen, oder man sprach von der ‚königlichen Erscheinung!‘ Und das weiße Gesicht — als ob ich nicht die Tochter meiner englischen Mutter wäre mit ihrer Pfirsichblütenhaut! Die gelben Haare gar! Ein ganzes Bündel zum Teil gar nicht übler Verse könnte ich ihm vorlegen, in denen sie als lauteres Gold angeschwärmt werden, meine Haare, als aus Sonnenstrahlen gesponnen! Aber was würde es viel nützen? Der Mann ist nicht zu überzeugen — der nicht! Er steht so fest auf seiner Meinung, wie auf seinen Füßen. Und wenn man diesen Eigensinn noch der Dummheit zuschreiben könnte,“ setzte sie, sich zornig vom Spiegel abwendend, hinzu, „aber den Trost hat man auch nicht einmal mehr, er spricht ja wie ein Buch!“

Mit etwas wie einem Aufschluchzen riß sie einen breitrandigen Hut vom Nagel, stülpte ihn auf und trat durch die Verandathür in das Freie.

Es fing schon an, recht heiß zu werden, doch das war ihr gleichgültig. Es litt sie nicht in der Ruhe, sie mußte ihrem Ärger Bewegung machen. Auf sachte berganſteigendem Pfade schritt sie hastig vorwärts, unter blühendem Gesträuch und fruchtbeladenen Bäumen hin. Von Zeit zu Zeit hob sie wohl den staunenden Blick, allein zu einer rechten Herzensfreude über all die Schönheit ringsum ließ die verletzte Eitelkeit sie nicht kommen.

Auf einer gewissen Höhe angelangt, stieß sie gegen eine Pforte in einer Umzäunung. Diese öffnend und hinter sich wieder schließend, that sie nun mechanisch noch ein paar Schritte, dann jedoch stand sie wie angewurzelt, mit verdutzter Miene um sich starrend.

„Wie ist mir denn?“ murmelte sie, sich mit der Hand über die Stirn fahrend. „Bin ich hier auf Java, oder in Onkel Hillerns Gemüsegarten draußen vor dem Bremer Stadtthor?“

Der Zweifel war gar nicht so unberechtigt. Sie befand sich auf einem etwa dreißig Meter im Geviert messenden Platz, von dem man mit Hilfe eines fast mannshohen Geheges aus Stachelbambus die Tropenvegetation fortgebannt hatte, um Raum zu schaffen für allerlei europäische Nutz- und Zierpflanzen. Da sah man Erdbeerrabatten, Himbeergesträuch und Spargelbeete, ja, an einem Spalier gezogen etwas, das mit seinen Blüten wie aus Schnee und Rosen an deutsche Apfelbäume gemahnte.

„Sollte man es für möglich halten?“ äußerte Ruth nach sekundenlangem Schweigen mit spöttisch zuckenden Lippen. „Da hinten stehen die Bäume mit goldenen und blutroten Früchten schwerbeladen. Da drängt und quillt im Überfluß aus dem dunkeln Laub hervor, was den verwöhntesten Gaumen reizen muß, was man in andern Ländern mit Mühe und Not und ungeheurem Kostenaufwand in Treibhäusern für der Könige Tafeln zieht. Aber was liegt dem Herrn von Sukawangi an

Granatäpfeln, Mangustan, Ananas und Pompelmusen? Was er nicht hat, das muß er eben haben, und das zu erlangen, daran setzt er seinen harten Kopf. Keck kommandiert er der Natur: ‚Da hinten magst du nach Belieben schalten, hier läßt du mir gefälligst Erdbeeren wachsen — eins, zwei, drei! — Erdbeeren! Verstanden?‘ Und, was das Albernste an der Sache ist, Natur, die große, allgewaltige, statt zu rebellieren, beugt sie ihm den stolzen Nacken!“

Stirnrunzelnd bückte sie sich nach einem der Erdbeerfrüchtchen, wog es mißbilligend in der Hand, betrachtete es geringschätzig von allen Seiten und meinte: „Klein, aber niedlich — ob es auch schmeckt?“ Dann, nachdem sie es mit kritischer Miene verspeist hatte: „Es — geht. Ich habe schon bessere gegessen. Wollen es einmal mit dieser da versuchen!“ Hiermit pflückte sie sich von dem nächstbesten Busch eine Himbeere, schob sie in den Mund, schnitt eine drollige Grimasse und zwang sich scheinbar gewaltsam zum Niederschlucken.

„Brrr!“ machte sie, sich heftig schüttelnd, während ihr zugleich die Genugthuung aus den Augen blitzte. „Bitter wie Galle! Geschieht ihm recht, dem Tyrannen!“

Noch eine zweite innige Schadenfreude erlebte sie an einem Pfirsich, den sie sich ein Stückchen weiter hin von einem schwerbeladenen Baume brach, und den sie, kaum daß sie die Zähne hineingesetzt, als ungenießbar von sich schleuderte. Eine tolle Lustigkeit aber kam ihr beim Anblick eines sternförmigen Blumenbeets, in welchem gelbe Primeln Veilchen und Stiefmütterchen umrahmten. Diese armen, heimwehkranken Kinder Floras mit ihrem verkümmerten Wachstum, ihren vor dem Strahl der heißen Sonne tief und traurig gesenkten Köpfchen, die der Grausamen ganzes Mitleid verdient hätten, entlockten ihr ihr hellstes, fröhlichstes Lachen.

Sie lachte noch, als sie die Pforte im Bambuszaun hinter sich zuschlug. Den Kopf sehr hoch tragend, triumphierend um sich blickend, schritt sie heimwärts auf demselben Weg, den sie gekommen war. Als sie eines herrlichen großblumigen Jasmins ansichtig ward, brach sie sich einen Zweig, und ihr Antlitz darauf neigend, in vollen Zügen den köstlichen Duft einsaugend, murmelte sie, gleichsam die Tropennatur apostrophierend:

„Eine vortreffliche Lektion, die du dem Despoten erteilt hast — da oben in seinem albernen Gemüsegarten. Sollte er sie aber noch nicht begriffen haben, so öffne ich ihm das Verständnis. Laß ihn nur nach Hause kommen, heute abend! Auf den Spaß freue ich mich schon.“

Übermütig begann sie ihrem Jasmin noch Granatblüten beizugesellen, Gardenien, Magnolien, rotflammende Lilien.

„Kann man sich etwas Herrlicheres denken?“ rief sie, als sie den vollen Strauß entzückt betrachtete. „Und er muß Stiefmütterchen haben, verkrüppelte Veilchen — der Narr!“

Auf der Veranda wollte die kleine, braune Zofe ängstlich an ihr vorüberhuschen, allein Ruth erwischte sie noch rechtzeitig am Ärmelzipfel und hielt ihr mit freundlichem Lächeln und einer Miene, die deutlich fragte: „Nun, was sagst du dazu?“ ihre Blumen hin.

Dieser Anblick hatte nun für die Kleine nichts Überwältigendes, weit interessanter

war ihr die Entdeckung, daß die gestrenge Herrin auch lächeln konnte. Staunend hob sie das schöne, dunkle Auge zu dem weißen Antlitz, dann trennten sich ihre eignen, etwas weiten Lippen, um zwei Reihen kurzgefeilter und vom Sirihkauen bereits schwärzlich angehauchter Zähne zu zeigen.

Hübsch angesehen hatte sich das zwar nicht, allein Ruth nickte doch befriedigt, als sie in ihr Schlafzimmer trat. „Nur ein paar Tage Geduld, mein Herr," sagte sie vergnügt in Gedanken zu Fritz Bardewiek, „bis dahin habe ich ihr sämtliches Personal in die vierschrötige Vogelscheuche mit den gelben Haaren so verliebt gemacht, daß Sie wohl oder übel die Verantwortung für alles, was von Angst und Bangen, von Zittern und Beben im Hause noch übrig bleibt, auf Ihr eigen Gewissen werden nehmen müssen. So! Damit Sie's nur wissen! Und nun — wenn man Herzen erobern will, so kann man die Zunge nicht gut entbehren, deshalb wird jetzt Malayisch gelernt den ganzen — halt!" unterbrach sie sich kopfschüttelnd. „Den ganzen Morgen? Das wäre langweilig und schade. Die Blumen würden mir trocken darüber. Aquarellieren muß ich die sobald wie möglich. Aber vielleicht ließe sich das Angenehme mit dem Nützlichen vereinigen? Abwechselnd einige Pinselstriche auf das Papier und einige malayische Brocken in den Kopf? Versuchen wir's!"

Eine Viertelstunde später saß sie an einem der Marmortische in der schattigen Veranda, vor sich ein Stück Zeichenpapier, neben sich links ein farbenprächtiges Blumenarrangement, rechts die aufgeschlagene Sprachlehre, und während ihre Hand flott und kühn den Pinsel führte, murmelten ihre Lippen Vokabeln und Sätze von solch rührend kindlicher Konstruktion, daß ihr hin und wieder ein helles Lachen entschlüpfte.

So unterhielt sie sich denn im Grunde wundervoll, und der Morgen verging ihr so rasch, daß sie in dem Diener, der ihr zu verkünden kam, daß die Reistafel ihrer harre, einen argen Störenfried sah. Doch merken ließ sie ihn dies nicht, im Gegenteil, sie lächelte ihn holdselig an, stand auf und folgte ihm auf dem Fuße. Bei Tisch brachte sie dann die ersten Brocken ihrer neuen Sprachweisheit an und ließ sich die Bestandteile dieses und jenes Gerichts erklären. Als sie nach beendeter Mahlzeit den Speisesaal verließ, nahm sie das erhebende Bewußtsein mit, daß die Scheu der beiden dienstbaren Geister, die, wie sie in Erfahrung gebracht, Raman und Sidin hießen, sich vor ihrer Leutseligkeit zum größten Teil verflüchtigt habe.

Nun trug sie, da sich in der Veranda die Sonne eingestellt hatte, ihre Malutensilien in den Salon, um hier ihre Arbeit fortzusetzen, allein die Müdigkeit überkam sie beim Pinseln, und als es gegen zwei Uhr ging, fielen ihr genau wie gestern ganz sachte die Augen zu.

Sie schalt sich dieser Schwäche ihrer Natur wegen, als sie nach etwa einer Stunde wieder erwachte.

„Solch ein bißchen Hitze braucht einen doch nicht gleich zur Schlafmütze zu machen," grollte sie. „Man sollte sagen, ich stammte aus Kamtschatka, statt aus Australien."

Mit verstärktem Eifer nahm sie hierauf ihr Aquarell wieder in Angriff. Sie hatte keine Zeit zu verlieren, fand sie. Dies war schon der zweite Tag ihres Hierseins, und die schönsten der Blumenwunder, die das Haus umgaben, mußte sie doch

notwendig skizziert haben, bevor sie an die Flucht denken konnte. Bis die Dämmerung fiel, arbeitete sie angestrengt, und als sie beim letzten Tagesschein ihr Werk besichtigte, lobte es so sehr die Meisterin, daß sie mit strahlendem Gesicht in ihr Schlafzimmer trat, um hier während der Toilette aufs lustigste mit ihrem Zöschen, das wie sich's herausstellte, Sarina hieß, malayisch zu radebrechen.

Ja, sie war durch ihre erfolgreiche Thätigkeit und all das vergnügliche Herzenserobern, das sie vom frühen Morgen an betrieben, unversehens in eine so gute Laune hineingeraten, daß sie auf dem Wege nach dem Speisesaal ordentlich Mühe hatte, sich eine frostig-hochmütige Miene zurechtzumachen. Sie mußte sich die ganze Abscheulichkeit Fritz Bardewieks vergegenwärtigen, insbesondere die beleidigende Personalbeschreibung, die er beim Frühstück von ihr gegeben hatte, da ging es. Als sie ihm dann eine Minute später am Tisch gegenübersaß, begriff sie kaum noch, wie sie sich in dem Hause eines solchen Mannes auch nur einen Moment hatte gemütlich fühlen können.

So finster, wie im Augenblick, hatte er noch gar nicht dreingeschaut. Seine Brauen waren so dicht zusammengezogen, daß sie nur eine Linie zu bilden schienen. Völlig wortlos war die Begrüßung verlaufen. Eine rasche Verbeugung in ihrer Richtung, dann hatte er sich gesetzt. Fast automatenhaft handhabte er nun eine Weile Messer und Gabel, dann ließ er beide ruhen und saß, die geballte Rechte auf den Tisch gestützt, in dumpfem Brüten vor sich niederstarrend.

Die Diener, die sich ängstlich bewußt schienen, daß etwas nicht in der Ordnung sei, waren eifrig um ihn bemüht, besonders Sidin, der schlankere, jüngere, ging mit großer Geschäftigkeit ab und zu und versuchte jetzt mit dieser, jetzt mit jener Schüssel den Appetit des Herrn zu reizen.

„Da sieht man's ja, sie sind in Todesängsten," sagte sich Ruth, der selber herzensbange war, „allein ihr Mittel, einem Wutausbruch vorzubeugen, ist wahrlich schlecht gewählt. Diese beständigen Attacken von rechts und von links erträgt ja so ein mißgelaunter Sultan auf die Dauer nicht. Über kurz oder lang gibt's ein Donnerwetter."

Doch sie irrte, es gab keines. Die Speisen wurden zwar zurückgewiesen, aber ohne Heftigkeit, und mit einem Glase Champagner, das er einschenkte, hatte Sidin sogar Erfolg. Das ward erfaßt und ausgetrunken.

Mit einem Gesicht so freudestrahlend, daß Ruth notgedrungen zu der Einsicht gelangte, in seinem Falle handele es sich doch mehr um Besorgnis für, als um Angst vor dem Gebieter, war nun der Bursche gleich wieder mit seiner Flasche bei der Hand. Allein diesmal wehrte ihm sein Herr.

„Dank, mein Junge," sagte er, „das betäubt nur die Gedanken, aus der Welt schafft es sie nicht." Ruths Blick begegnend, fügte er hinzu: „Ich muß wegen meiner Verstimmung um Entschuldigung bitten, mir ist etwas Fatales begegnet."

„Wohl auf Ihrer Plantage?" entgegnete sie zögernd.

„Nein, unten in der Dessa am Berge. Ich kam leider Gottes zu spät, um das Unglück hindern zu können. Ein Mensch hatte Amok gemacht, das heißt, er hatte in einem Anfall blinder Wut den Kriß gezogen und verwundet und nieder-

geſtoßen, was ihm in den Weg gekommen war. Das empörte Volk hatte ſich hierauf gegen ihn zuſammengerottet und ihn totgeſchlagen wie ein ſinnloſes Tier."

„Entſetzlich!"

„Ich hätte Ihnen das nicht erzählen ſollen," meinte er, als er ſah, daß ſie ſich leichenblaß in ihren Stuhl zurücklehnte.

„Doch, doch!" verſicherte ſie mit heftigem Kopfſchütteln. „Bitte, ſagen Sie mir, ſind viele verletzt?"

„Nicht viele und zum Glück keiner lebensgefährlich, ich habe das von dem inländiſchen Arzt, der raſch genug zur Stelle geſchafft war. Mir iſt's auch nicht zum wenigſten leid um den armen Kerl, den Amokmacher ſelber."

„Sie kannten ihn?"

„Ja. Er war ein ganz ordentlicher Menſch noch vor ein paar Jahren, ein Dalang, das heißt einer von denen, welche die alten Hindumythen kennen und dem Volke das Puppenſpiel vorführen. Das iſt im Grunde ein ſauer Stück Arbeit, denn das Publikum kann ganze Nächte lang lauſchend daſitzen, und um mit dieſer Ausdauer Schritt halten zu können, muß der Dalang mit ungewöhnlicher Lungenkraft begabt ſein. Wo dies nicht der Fall iſt, da ſchöpft er ſich wohl vor der Vorſtellung künſtliche Kraft aus dem Opium. Der arme Burſche nun, von dem wir reden, brachte es mit Hilfe dieſes Teufelsmittels auf zwölf Stunden faſt unausgeſetzten Deklamierens und ſetzte ſeinen Stolz darein. Um aber ſeinen Zweck ſtets in demſelben Maße zu erreichen, ſah er ſich natürlich genötigt, die Opiumdoſis immer mehr zu ſteigern. So untergrub ihm dann nach und nach das Gift die Geſundheit, und das Ende vom Liede war ein zerrütteter Körper, ein umnachteter Geiſt und der Tod eines tollen Hundes."

Ruth ſchauderte. „Nicht wahr," ſagte ſie, die Stimme dämpfend, wie man wohl thut, wenn man von etwas Unheimlichem redet, „das Laſter des Opiumrauchens iſt weit verbreitet hier im Lande?"

„So ſchlimm wie in China ſteht's damit bei uns noch nicht," antwortete er ernſt, „aber daß der Opiumkonſum mit jedem Jahre zunimmt, iſt eine traurige Thatſache."

„Kann die Regierung nichts dagegen thun?"

Er lächelte bitter. „Die Regierung macht ſich's von Zeit zu Zeit ſelber weiß, daß ſie ernſtlich bemüht ſei, den Verbrauch der Drogue auf Java einzuſchränken. Mittlerweile fährt ſie ruhig fort, das Gift einzuführen und aus dem Verkauf und Vertrieb desſelben einen ungeheuren Gewinn zu erzielen. Im letzten Jahre beliefen ſich die Einkünfte aus Opium allein auf faſt neunzehn Millionen Gulden."

„Schändlich!" rief ſie mit ſprühenden Augen.

„Ja, ja," nickte er, „es iſt eine alte Erfahrung, daß die civiliſatoriſche Aufgabe der Völker überall da den Kürzeren zieht, wo ſie mit deren Eigennutz in Konflikt gerät. Das ſchlagendſte Beiſpiel dafür liefern uns in der neueren Geſchichte die Engländer."

Sie ſah ihn groß an. Ihre Wange rötete ſich leicht.

„Das iſt mein Volk," ſagte ſie, wie um ihn zu ermahnen, bei näherem Eingehen auf den Punkt, ihrer nationalen Empfindlichkeit höflichſt Rechnung zu tragen.

„So? Fühlen Sie sich als Engländerin?“ entgegnete er verwundert. „Ich wußte das nicht. Im übrigen trifft ja Sie deshalb kein Vorwurf. Für die Sünden seines Volkes kann man unmöglich jedes einzelne Individuum verantwortlich machen. Freilich, wenn die Strafe kommt — denn auch die Sünden der Völker werden früher oder später bestraft — so muß das Individuum sie mit erleiden.“

„Und worin besteht nun die Sünde der Engländer, wenn ich fragen darf?“ erkundigte sie sich, den Kopf sehr steif haltend.

„Eben sie sind für den schwunghaften Opiumhandel, wie er in Ostasien jetzt betrieben wird, vor Gott und ihrem Gewissen am meisten verantwortlich. Der Holländer produziert doch wenigstens kein Opium, der Brite in Indien dagegen soviel, daß er die halbe Welt damit versorgen kann. Seine fleißigsten Abnehmer findet er in China und überall dort, wo Chinesen leben, die, von Haus aus stark sinnlich veranlagt, dem Opiumgenuß mit Leidenschaft ergeben sind. Nun gab es aber einmal eine Zeit — und sie ist gar so lange noch nicht vergangen —, da wehrte sich das chinesische Reich mit Händen und Füßen gegen die Einführung der Drogue, weil es die entsittlichende Wirkung derselben für das Volk fürchtete. Half jedoch alles nichts. Durch Schmuggel, durch Bestechung der Mandarinen, durch Feuer und Schwert endlich gelang es den christlichen Briten, dem Heidenvolke ihre Giftware aufzuzwingen.“

Sie hatte bestürzt die Augen niedergeschlagen. „Wann war denn das?“ murmelte sie.

„Haben Sie nie von den sogenannten Opiumkriegen gehört, die in den vierziger und fünfziger Jahren die Ostindische Compagnie mit China führte?“

„Alles, was die Compagnie that,“ meinte sie zögernd, „darf man doch am Ende dem ganzen britischen Volke nicht zur Last legen.“

„Es trifft sich nur unglücklich,“ erwiderte er, „daß das britische Volk ohne Skrupel das Erbe der Compagnie angetreten und den letzten Chinakrieg (1860—61) auf seine eigne Verantwortung geführt hat.“

„Halt!“ rief sie, jetzt hastig den Blick hebend. „Der Krieg von 1860—61, das weiß ich zufällig genau, hatte den Zweck, dem europäischen Handel die chinesischen Häfen zu öffnen.“

„Ganz richtig, und die Ware, welche das britische Reich in erster Linie in den neueröffneten Häfen abzusetzen wünschte, war eben das Opium, das es nunmehr auf eigne Rechnung produzierte und exportierte.“

Ruth biß sich auf die Lippen. Nach einer Pause bemerkte sie in grollendem Ton: „Mir scheint, Sie sind sehr schlecht auf die Engländer zu sprechen!“

„Im Grunde nicht,“ versicherte er, „ich halte das Volk in manchem Punkte der höchsten Bewunderung wert, habe ja auch einige vortreffliche Freunde darunter, speziell Harry Burnand, der übrigens den fluchwürdigen Opiumhandel noch viel lauter und heftiger verdammt als ich.“

„Er ist auch verdammungswürdig,“ sagte sie leise, „ich möchte ihn nicht auf dem Gewissen haben.“ Und weil ihr für den Moment ihre Zugehörigkeit zu der britischen Nation wenig Freude machte, fügte sie halb als Beruhigung für sich, halb als Erklärung gegen ihn hinzu: „Mein Vater war ein Deutscher.“

Dies kam so naiv heraus, daß sein finsterer Blick sich aufhellte, und sein bis dahin tiefernster Ton fast scherzhaft klang, als er entgegnete:

„Ich weiß es, und Ihr Geburtsland ist Australien. Eigentlich sind Sie deshalb nicht englisch, nicht deutsch, nicht australisch, sondern international. Das gibt Ihnen einen großen Vorteil über uns andre, die wir nur ein Vaterland besitzen, dessen wir uns abwechselnd zu rühmen und zu schämen haben — denn die Völker sind wie die Individuen, nirgends vollkommen."

„Und worin besteht mein Vorteil?"

„Sie, die Sie sozusagen drei Vaterländer besitzen, können sich jedesmal zu demjenigen bekennen, das sich zur Zeit gerade am besten macht."

„Sie wollen mich verspotten!"

„Nicht doch, das liegt mir fern."

„Im gegenwärtigen Augenblick ganz besonders fern" — hätte er hinzusetzen können, denn zum erstenmal, seitdem er sie kannte, machte sie ihm einen angenehmen, weiblichen Eindruck, und eine edle Gesinnung hatte er ihr im Laufe der Unterhaltung auch angemerkt.

Als er eine halbe Stunde später, mit Schreiben beschäftigt, einsam an dem Mitteltisch der Pendoppo saß, öffnete sich plötzlich die Thür des Vorzimmers, und, ihre malayische Grammatik in der Hand, stand Ruth auf der Schwelle.

„Ich darf mich wohl hierhersetzen?" erkundigte sie sich halb trotzig, halb schüchtern.

„Aber gewiß," rief er aufspringend und seine Bücher zusammenrückend, „hier ist Platz genug — übrigens auch dort, ganz wie Sie wollen —" als er sah, daß sie in einiger Entfernung neben einem kleinen Marmortisch Halt machte. „Sidin, noch eine Lampe!"

Der Diener, der im Hintergrunde am Boden gehockt hatte, verschwand lautlos, um das Gewünschte zu holen.

Mit einigem Herzklopfen streckte sich Ruth in einen Korbsessel, während auch er seinerseits wieder Platz nahm.

„Es war mir drinnen doch zu heiß," bemerkte sie, sich gedrungen fühlend, ihr Hiersein zu motivieren.

„Das kann ich mir denken," nickte er.

„Und in der Veranda," fuhr sie fort, „huschte, trippelte, raschelte, schwirrte und summte es gestern abend unermüdlich um mich herum. Aber," setzte sie Umschau haltend hinzu, „ich fürchte, das ist auch hier nicht anders. Da unter der Decke sitzt es schon ganz hübsch voll. Was für Getier mag es sein?"

„Eidechsen, Geckonen, Nachtfalter, Spinnen, Käfer und noch sonst allerlei kleines Volk."

Nun erschien Sidin mit der Lampe. Ruth lächelte ihm freundlichen Dank und wollte sich eben in ihr Studium vertiefen, als eine plötzliche Erinnerung sie veranlaßte, rasch noch die Frage zu stellen:

„Im Garten ist's nachts wohl nicht recht geheuer — ich meine, dort könnte man nicht ungestraft herumspazieren?"

„Ungestraft? Wieso denn nicht?"

„Sie sprachen doch neulich von — Tigern —“. Sie stockte und ward rot, denn der Moment, auf den sie anspielte, war ihr auf einmal so unangenehm gegenwärtig.

„Ah so!“ nickte er. „Das war in der Nähe von Tjandjur, aber Tjandjur ist weit genug von hier.“

„Ich habe mir sagen lassen, ganz Java wimmelte von diesen Raubtieren.“

„Da hat man arg übertrieben,“ entgegnete er belustigt blickend. „Der Tiger kommt zwar, wenn man die Niederungen der Nordküste ausnimmt, überall auf Java vor, und in einigen Gegenden, wie zum Beispiel in Bantam, Madium, Kediri und den Fürstenländern, ja, auch im Süden der Preangerlandschaften versetzt er zeitweilig die Bevölkerung in Schrecken; uns in den kultivierteren Distrikten dagegen beehrt er nicht oft.“

„Mitunter also doch?“

„Jawohl, mitunter, aber eine Tigerjagd gehört hierorts doch zu den Ausnahmevergnügungen.“

Sie blickte nachdenklich vor sich nieder, öffnete dann noch einmal die Lippen, jedoch nur, um sie wieder zu schließen.

„Nun?“ forschte er, ihre Unschlüssigkeit gewahrend.

„Ich fürchte, Sie mit Fragen zu belästigen,“ entgegnete sie reserviert.

„Von Belästigung kann gar keine Rede sein. Ich bin nach so langer Entbehrung jeder Gelegenheit, deutsch reden zu hören und selber zu reden, froh.“

„Sie treffen wohl nur selten mit Landsleuten zusammen?“

„Kaum, daß mir in den letzten fünf Jahren ein halbes dutzendmal ein Deutscher in den Weg gelaufen ist.“

„Mich wundert's dann, daß Sie Ihre Muttersprache nicht verlernt haben.“

Er lächelte mit dem ihm eignen Lächeln, das nur momentan den ernsten Mund verzog, um als freundliches Leuchten in den Augen zurückzubleiben.

„Ich habe Mühe, etwas in meinen dummen Kopf hinein zu bekommen,“ sagte er, „aber was einmal darin ist, bleibt hübsch sitzen. — Und nun — was hatten Sie noch auf dem Herzen?“

„Wie weit der Garten reicht, wollte ich mich noch erkundigen.“

„Ein tüchtiges Stück den Berg hinauf, Sie können sich müde darin gehen.“

„Von Tigern wäre also nichts zu besorgen, und — von andern Raubtieren?“

„Auch nichts. Sie haben sich noch wohl kaum vom Hause fortgewagt?“

Jetzt fiel ihr etwas ein, und um ihren Mund begann es sich spöttisch zu legen. „O doch,“ antwortete sie, „heute morgen habe ich Entdeckungsreisen gemacht und — verschiedene gute alte Bekannte angetroffen.“

„Bekannte?“

„Aus Deutschland, die sich hier im Tropenlande äußerst ungemütlich zu fühlen schienen: Himbeeren zum Beispiel.“

„Aha! nun verstehe ich. Ob sich die Himbeeren aber gerade so ungemütlich fühlen? Man trifft sie nämlich massenhaft im Urwalde.“

Das kam ihr ungelegen. „In der That?“ entgegnete sie gedehnt.

„Maſſenhaft. Sie ſchmecken freilich bitter — wohl weil ihnen die Winterruhe fehlt.“

„Und wie iſt's mit den Erdbeeren?“

„Die gedeihen in etwa viertauſend Fuß Höhe vortrefflich bei uns. Hier iſt's ihnen freilich noch ein wenig heiß, wenn ſie ſich auch ſchon eſſen laſſen.“

Sie fing ſchon an, recht enttäuſcht zu blicken, da fiel ihr wieder etwas ein. „Und die Pfirſiche,“ fragte ſie haſtig, „laſſen ſich auch die eſſen?“

„Sie haben wohl eine probiert?“

„Ja,“ nickte ſie ſchadenfroh.

„Das war unvorſichtig, Sie hätten ſie erſt kochen ſollen.“

„Dann hätte ſie gemundet?“

„Hm! Beſſer — jedenfalls.“ Das kam etwas zögernd heraus und veranlaßte ſie, heiter aufzulachen.

„Und die Äpfel,“ fuhr ſie mit einem Schalk in der Miene fort, „werden auch die erſt genießbar, wenn ſie die Feuerprobe beſtanden haben?“

„Muß denn überall der Gaumen den Ausſchlag geben?“ entgegnete er, ihre Frage ſcherzhaft umgehend. „Was hat nicht ſolch ein Apfelbaum mit den zartroſigen Blüten, die er hier das ganze Jahr hindurch treibt, für einen hohen äſthetiſchen Wert.“

Die Augen blitzten ihr vor Vergnügen. Rache war ſüß. Ein halbes dutzendmal hatte ſie vor dieſem unfehlbaren Menſchen, dieſem beſtändigen Beſſerwiſſer nun ſchon den Kürzeren gezogen, jetzt ſollte auch er einmal in die Enge getrieben werden — aber tüchtig!

„Auf ihren äſthetiſchen Wert,“ erklärte ſie, ihn luſtig von der Seite anblinzelnd, „habe ich mir die Äpfelbäume nicht angeſehen, wohl aber die Primeln — die Stiefmütterchen — die Veilchen!“

Sie ließ die Blumennamen in Zwiſchenräumen aufeinander folgen und belegte einen immer noch mit mehr ironiſchem Nachdruck, wie den andern.

„Das klingt ja wie lauter Spott und Hohn,“ ſagte er.

Sie ſah ihn ein wenig erſchrocken an. Da er aber lächelte, erwiderte ſie keck: „Meinen Sie nicht, daß ein bißchen Spott am Platze ſei?“

„Möglich, ich ſehe nur nicht recht ein, weshalb?“

„Sie thun der herrlichen Tropennatur Gewalt an in Ihrem Gemüſegarten da oben.“

„Weil ich ſie zwinge, etwas wachſen und gedeihen zu laſſen, das ſie aus eignem Antriebe an Ort und Stelle nicht wachſen und gedeihen laſſen würde? Ja, das mache ich aber doch in meinen Plantagen ebenſo. Wo die Natur Urwaldbäume haben will, da beſeitige ich dieſe und pflanze Kaffee- und Theegeſträuch hin.“

„Das iſt etwas ganz andres! Kaffee und Thee befinden ſich hier wenigſtens auf heimatlichem Boden.“

„Verzeihung, der Kaffeeſtrauch iſt aus Arabien eingeführt, der Theeſtrauch aus China. Richtig einheimiſch iſt hier kaum ein einziges Kulturgewächs, das für uns Pflanzer von Wichtigkeit wäre, ja, ſelbſt der Reis, der des Eingeborenen Hauptnahrungsmittel bildet, iſt kein urſprünglich javaniſches Produkt.“

„Nun ja," entgegnete sie mit ungeduldigem Achselzucken, „wenn man so will, dann stammen die meisten Pflanzen in den meisten Ländern von auswärts her, allein das schadet ja schließlich auch gar nicht. Wenn sie in dem neuen Boden, unter dem fremden Himmel nur ihre Existenzbedingungen wiederfinden. Das thun aber Ihre deutschen Blumen hier nicht. Ihr Kaffee kann möglicherweise mit dem besten Mokka konkurrieren, für Ihre verkrüppelten und verkümmerten Stiefmütterchen jedoch erhalten Sie nirgends eine Prämie!"

Ihr Feuereifer ergötzte ihn sichtlich. Aus seinem Lächeln ward ein Lachen, das die Hünengestalt leicht erschütterte, im übrigen aber fast lautlos blieb.

„Ich bin lange nicht oben gewesen," sagte er, „aber — verkrüppelt, verkümmert? Das hört sich — hahaha! — ja kläglich an. Ich werde neue Pflänzchen setzen lassen müssen."

„Aber warum denn?" rief sie fast zornig auffahrend. „Warum müssen es denn durchaus und durchaus deutsche Stiefmütterchen sein in einem Lande, das Blumen liefert, mit deren üppiger Schönheit gar nichts auf der Welt verglichen werden kann?"

„Die üppigen Schönheiten," erwiderte er in launigem Ton, „sind eben nicht jedermanns Geschmack; ich für meine Person zum Beispiel ziehe die durchgeistigten vor."

„Ach! Das sind nur Ausreden," murmelte sie, „dahinter steckt etwas ganz andres!"

„Nun?"

Sie sah wieder ein wenig zweifelhaft nach ihm hin. Als er noch immer heiterster Laune schien, erklärte sie kurz und bündig: „Der Eigensinn. Was nicht will, das soll nun gerade wachsen, der Natur zum Trotz!"

„Hm, hm!" machte er, sich jetzt gedankenvoll den Bart streichend. „Da haben Sie so unrecht nicht. Die Menschenseele ist ein beharrlich Ding, sie läßt nicht ab vom Sehnen nach dem, das gewesen ist. Das Neue mag noch so herrlich sein, vom Alten wird's dennoch übertroffen. — Haben Sie jemals Heimweh gefühlt?"

„Heimweh?" wiederholte sie verwundert. „Gewiß, in den ersten Wochen in Bremen ward ich meines Lebens nicht froh."

„Aber das verlor sich?"

Sie nickte bejahend.

„Nun, sehen Sie, in mir haben Sie einen Menschen vor sich, der das Heimweh nie ganz losgeworden ist. Es kommen immer wieder einmal Tage, Stunden, da es mich mit unbezwinglicher Gewalt packt. Dann bietet mir das verkümmerte Gärtchen, von dem wir reden, einen gewissen Trost."

Das heiße Blut schoß ihr in die Wangen. Die schönen Augen bestürzt auf ihn geheftet, stammelte sie: „Verzeihung! Ich — konnte nicht ahnen —"

„Daß neben meiner Eltern Hause in Bremerhaven Stiefmütterchen und Primeln, Erdbeeren und Himbeeren wuchsen," vollendete er freundlich. „Nein, gewiß, das konnten Sie nicht."

Jetzt herrschte Schweigen zwischen ihnen. Er hatte sich wieder an seine Schreiberei gemacht, sie blickte in ihr Buch, oder richtiger, darüber hinweg. Die Wangen brannten ihr noch, ihr war selten so unbehaglich gewesen. In ihrem Zartgefühl schämte sie sich, an eines Menschen Heiligtümern ihren Spott geübt zu haben,

und in ihrem Stolz ärgerte sie sich, daß sie sich schämen mußte. Daß der Ärger mit der Zeit die Oberhand gewann, daran trug Fritz die Schuld. Er zündete sich nämlich nach einer Weile ohne alle Skrupel eine Cigarre an.

„Da haben wir's wieder," sagte sich Ruth mit einer Art zorniger Genugthuung. „In Damengesellschaft raucht man nicht, oder doch nicht ohne vorher eingeholte Erlaubnis, so will's die Höflichkeit nicht nur bei uns in Australien, sondern auch in andern civilisierten Ländern. Aber wollte ich versuchen, ihm das klar zu machen, ich thäte es natürlich zu meinem Schaden. Er ist zungenfertiger wie der beste Advokat. Im Handumdrehen hätte er mir durch irgend eine Sophisterei bewiesen, daß er im Recht und ich im Unrecht sei. Ich will mich auch wohl hüten, ihm diesen Triumph zu bereiten."

Sie sagte also nichts, doch als der Zugwind die ersten leichten Rauchwölkchen in ihre Richtung trieb, da wies sie diese mit einer ungeduldigen Handbewegung zurück. Dies brauchte sie gerade nur noch einmal zu wiederholen, dann hatte der Übelthäter auch schon begriffen, und die Cigarre flog in das Gartengebüsch.

Damit war er ihr nun aber entschieden zu weit gegangen. Er hatte sich nur seiner Unterlassungssünde bewußt werden und noch nachträglich ihre Erlaubnis einholen sollen, welche ihm dann gnädig gewährt worden wäre. Sie hatte gar nichts dagegen, sich in Rauchwolken hüllen zu lassen, war dies vom Onkel in Bremen her schon gewohnt und wußte nebenbei auch vom Onkel in Bremen her, wie ungern ein Mann nach der Tagesarbeit seine Cigarre entbehrt. Wie die Sache jetzt lag, mußte sie sich demnach wie ein arger Störenfried vorkommen. Als Eindringling war sie in der Pendoppo erschienen, und nun verleidete sie dem rechtmäßigen Eigentümer den Aufenthalt darin. Unerhört und unerträglich.

„Gute Nacht," sagte Ruth, sich plötzlich erhebend, und bevor ihr erstaunt aufblickender Gatte noch Zeit gefunden hatte, etwas zu erwidern, war die Thür des Vorzimmers bereits hinter ihr in das Schloß gefallen.

Sie hatte Zornesthränen in den Augen, als sie in ihrem Schlafgemach anlangte. „Nun ist er wieder im Vorteil," knirschte sie. „O! Wenn ich ihn doch endlich einmal klein machen könnte vor sich selber, so klein, daß er erröten müßte! Dann wäre mir gleich besser."

Siebentes Kapitel.

In dem glühenden Verlangen, an Fritz Bardewiek irgend eine Schwäche zu entdecken, bei der er zu fassen sein würde, studierte nun Ruth zwei volle Tage lang an ihm herum. War er zugegen, dann beobachtete sie jede seiner Handlungen, jede seiner Gebärden. War er abwesend, dann suchte sie jedes einzelne Wort, das er gesprochen, aus ihrer Erinnerung wieder hervor, prüfte es und legte es auf die Goldwage. Besonders im Verkehr mit seinen Leuten beobachtete sie ihn.

Die Dienerschaft an sich war schon groß. Für jede Hantierung im Haus oder Garten war ein Mann oder eine Frau erforderlich, das brachte die Hitze des Klimas,

die angeborene Trägheit des Javanen so mit sich. Dem einen lag ausschließlich das Stubenfegen ob, dem andern das Lampenreinigen, dem dritten das Geschirrwaschen u. s. w. Jeder einzelne Diener aber — Sidin, der kaum siebzehn Jahre zählte, ausgenommen — hatte in einem der Häuschen, welche die Herrenwohnung im Halbkreise umstanden, Weib und Kind. Das ergab ein Personal von fünfzig bis sechzig Köpfen, die nicht immer alle Ersprießliches ausheckten.

Der Herr fand auch hin und wieder zu tadeln, aber er that dies ohne laute Heftigkeit, ohne starken Wortaufwand. Ein kurzes „Das ist mir leid" oder „Das hätte nicht geschehen sollen", und der Schuldige schlich gesenkten Hauptes seiner Wege, um durch verstärkten Diensteifer seine Reue an den Tag zu legen. Von wutverzerrten Mienen oder Hassesblicken hinter dem Rücken des Tadlers bekam Ruth, so genau sie auch beobachtete, nichts zu sehen.

Auch von der zitternden Scheu vor ihm, deren Vorhandensein bei all diesen Menschen sie als ganz bestimmt vorausgesetzt hatte, vermochte sie nirgends eine Spur zu entdecken. Ehrfurcht war zweifellos in hohem Grade vorhanden, allein keine eigentliche Furcht. Das merkte man am deutlichsten an dem Gebahren der Kinder. Vor ihr (Ruth) riß die kleine Bande allemal heulend aus, und nur mit Hilfe von Sarina und recht schönem qué-qué (Kuchen) war es ihr gelungen, ein allerliebstes fünfjähriges Dingelchen zum Stillhalten zu bewegen, während sie es abkonterfeite. Wenn aber der Herr in Sicht kam, dann erhob sich ein jubelndes Geschrei von „tuwan, tuwan!" und von allen Seiten lief die halbnackte Schar zusammen, um ihn im Hof von seinem großen Pferde steigen zu sehen.

Am dritten Tage stellte Ruth ihre Lupe beiseite. Wenn Fritz Bardewiek Schwächen besaß, so waren ihr diese nicht wahrnehmbar. Sie hatte wohl oder übel einen edlen Menschen in ihm erkennen müssen, einen von denen, deren Wollen mit ihrem Handeln im rechten Einklang steht, die in seltenem Maße das besitzen, was wir Charakter nennen.

Und war sie enttäuscht? Ob mehr enttäuscht oder mehr beschämt, das wußte sie selber nicht. Verstimmt war sie jedenfalls, „denn," so sagte sie sich, „neben solch einem Ausbund von Vortrefflichkeit muß man sich ja ungemütlich fühlen."

Daß es mit der Ungemütlichkeit in spätestens vierzehn Tagen für immer vorbei sein werde, gewährte ihr keinen besonderen Trost. Vierzehn Tage konnten sich lang genug dehnen. Welch eine Ewigkeit war nicht die Woche gewesen, die jetzt hinter ihr lag! Jeder einzelne Tag gleichsam ein Jahr lang und ihr ganzes früheres Leben, die einundzwanzig Jahre ihrer Kindheit und Jugend wie zu einem Tage zusammengeschrumpft. Dieser kurze Tag hatte eben dem Glück gehört, das Unglück war es, das die Zeit so furchtbar dehnte.

Unglücklicher wie sie konnte auf der Welt niemand sein — und verlassener auch nicht. Dieses qualvolle Gefühl des Verlassenseins — sie hatte es bis zu diesem Grade niemals empfunden, selbst nach dem Tode ihrer Eltern nicht. Der teuren Heimat den Rücken zu kehren, war sie ja damals gezwungen gewesen, aber überall, wohin sie gekommen, hatte sich ihr die Fremde mit Freunden und Bewunderern gefüllt.

Jetzt erst war sie allein — mutterseelenallein. Eine große Kluft trennte sie

von den braunen Menſchen, eine faſt noch größere von dieſem ragenden Felſen von einem Manne.

Nicht, daß ſie ſich neben ihm klein oder unbedeutend vorgekommen wäre — o nein! Zu ſeiner Konſequenz im Handeln, ſeiner Gleichmäßigkeit des Weſens mochte ſie es ja nicht gebracht haben, aber etwas wert war ſie auch. Das ſagte ihr nicht die eigne Eitelkeit, das hatten ihr beredte Lippen und Augen tauſend- und abertauſendmal wiederholt. Es war nicht anzunehmen, daß gerade, weil er — der Fels — andrer Meinung war, alle dieſe Augen und Lippen gelogen haben ſollten.

Gott! Wenn ſie es bedachte, wie war ſie doch mit Liebe überhäuft worden von der Wiege an. Und ganz ſelbſtverſtändlich hatte ſie dies immer gefunden. Noch als ihr während der Reiſe Mrs. Merryweather wie eine Mutter begegnet war, Herr von Senden wie ein Bruder, Ada Macdonald wie eine Schweſter, hatte ſie ſich darüber nicht im mindeſten gewundert, auch ſich beſonders erkenntlich dafür zu zeigen, war ihr nicht eingefallen. Jetzt erſt wußte ſie, was uneigennützige Zuneigung wert war; hier in dieſem unglückſeligen Lande, wo niemand auch nur die geringſte Sympathie für ſie hegte, hatte ſie es erfahren. Ach! hätte ſie die drei heute hier gehabt — dieſe drei und Leni!

Das gute, das liebe Couſinchen. Der Abſchied von ihm hatte ihr bitter wehgethan. Freilich, der Schmerz war nicht von langer Dauer geweſen. Fröhliche Geſellſchaft, luſtige Reiſeeindrücke hatten ihn raſch genug zurückgedrängt. Heute öffnete ſich die Wunde wieder. Heute hätte ſie alles — alles gegeben für ein Plauderſtündchen mit der Kleinen — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Da kein Wünſchen und kein Sehnen ihr die lebende Leni brachte, ſo ging Ruth, um ſich wenigſtens einigen Erſatz zu verſchaffen, die von ihr gemalte Leni aus dem Koffer zu nehmen und im Salon aufzuhängen. Eigentlich hatte ſie ſich ja vorgenommen gehabt, bloß das Nötigſte auszupacken, um ſich vor der Flucht die Mühe des Wiedereinpackens zu erſparen, doch als nun Lenis Bild in ſeinem hübſchen Rahmen ſich an der großen kahlen Wand ſo troſtlos einſam zu fühlen ſchien, wie ſie ſelbſt in dieſem öden Sukawangi, da war es ihr zum Erbarmen. Sie lief alſo eiligſt hin, zog einen prächtigen Wandfächer für Photographien an das Tageslicht und gruppierte darin mit Kunſt und Geſchmack ihre halbe Reiſegeſellſchaft in effigie, die Macdonalds, Mrs. Merryweather, die fünf Reverends und Herrn von Senden. Das nahm ſich recht hübſch aus und ſchien der Kleinen da oben zu gefallen, allein ſo recht behaglich war es ihr ſelbſt jetzt noch nicht, man ſah es ihr an. Da waren die drei großen gemalten Teller, Hochzeitsgeſchenke von Lenis Freundinnen, die würden die leeren Wandflächen rechts und links nicht übel füllen. Ob ſie die noch herbeiholte?

Ruth holte die Teller und holte auch ſonſt noch mancherlei — Körbchen, Schalen, Bilderſtänder, Bücher. Ein Ding zog wunderlicherweiſe immer das andre nach ſich. Weil Hammer und Nägel unentbehrlich waren, mußte Sidin kommen und helfen. Nach einer Stunde eifrigen Dekorierens war aus einem freudloſen Raum ein reizvolles Gemach geworden. Alle Tiſche prangten im Schmuck herrlicher Blumenarrangements, von allen Wänden blinkte und ſchimmerte es. Dem guten Sidin

ſtrahlten die Augen vor Entzücken, und auch Ruth konnte ſich eines Gefühls der Befriedigung nicht erwehren.

Das war heute morgen geweſen, jetzt — ſie hatte eben Sieſta gehalten — ſpürte ſie ſchon von dieſer Befriedigung nichts mehr. Im Gegenteil, ſie fand, daß ſie recht thöricht gehandelt habe, alle die Bilder und Sächelchen an das Licht zu ziehen. Der alte Vers ſagte es ja ſchon: „Kein größerer Schmerz, als ſich im Unglück glücklicher Tage erinnern," und ſie hatte ihre Erinnerungen an alle Wände gehängt, konnte den Blick nun nicht heben, ohne einen Stich in das Herz zu bekommen. Um ihre Schwermut zu bannen, hatte ſie ſich in ihren öden Salon Geſellſchaft geladen, und nun trieben die lieben Gäſte ſie zum Zimmer und zum Hauſe hinaus.

Ja, ſie hielt es nicht aus, nahm von einem Tiſch ihr Skizzenbuch, ſpannte, aus der Veranda tretend, gegen die immer noch glühende Nachmittagsſonne einen bunten, papierenen Pajong auf und begann, dieſelben Pfade verfolgend, die ſie neulich morgens genommen, den Berg hinanzuſteigen. Das deutſche Gärtchen, an das ſie noch immer nicht ohne ein Gefühl der Beſchämung denken konnte, hätte ſie gern umgangen, aber das ließ ſich nicht gut machen. Da war nnr ein Weg und der führte mitten hindurch. So trat ſie denn durch das Pförtchen im Bambuszaun und ſchritt, den Kopf tief geſenkt, nur ſcheu mit den Blicken an den Rabatten hinſtreifend. Als ſie, neben dem Blumenbeet angelangt, das ihr neulich ſoviel Stoff zur Heiterkeit geboten hatte, ein von irgend einem Tier aufgeſcharrtes Pflänzchen halbverſchmachtet am Boden liegen ſah, bückte ſie ſich danach und ſchob es mit bebendem Finger in die mütterliche Erde zurück.

„Ein Fels kann eigentlich kein Heimweh fühlen," fuhr es ihr, als ſie ſich wieder emporrichtete, durch den Sinn.

Nach ein paar Schritten kam ihr im Anſchluß an jenen Gedanken dieſer andre:

„Gewiß war es dieſes Heimwehgefühl, das ihm den Wunſch, eine Frau zu beſitzen, nahelegte. Um eine Landsmännin konnte es ihm natürlich nur zu thun ſein, um ein kleines, deutſches Stiefmütterchen oder Veilchen. Er mag enttäuſcht genug geweſen ſein, als er hörte, daß ſein Vater für ihn um eine Auſtralierin geworben habe. Jener Brief, den er an mich ſchrieb, war ohne Zweifel das Reſultat dieſer Enttäuſchung. Ich verſtand nur nicht, zwiſchen den Zeilen zu leſen — ſah Beſcheidenheit, wo Widerſtreben war — ſchrieb ihm eine Antwort —"

Das Blut ſchoß ihr plötzlich in die Wangen. Sie warf den Sonnenſchirm zur Erde und bedeckte ihr glühendes Geſicht mit den Händen.

Nach einer Weile kehrte ihr Trotz zurück. „Kann ich dafür," rief ſie, den Kopf in den Nacken werfend, „daß ſeines Vaters Wahl auf mich fiel, ſtatt auf Leni? Übrigens Leni wäre auf den Vorſchlag gar nicht eingegangen. Eine Frau auf Beſtellung — gräßlich war ihr der Gedanke. Das kleine Ding, das gar keinen Stolz zu beſitzen ſchien, war ſtolzer wie ich und klüger auch, ich merke es jetzt, ich — doch genug davon und übergenug!" Sie ſtampfte mit dem Fuß auf und bückte ſich dann nach dem Pajong. „Ich will nicht mehr daran denken — ich will nicht! Es wird ja auch jetzt alles bald berichtigt werden. Er ſoll nur Geduld haben. So raſch wie nur irgend möglich, mache ich Platz für das deutſche Veilchen!"

Damit setzte sie ihren Weg fort. Als sie nach fast halbstündigem hastigem Berganſteigen zum zweitenmal auf ein übermannshohes Gehege aus Stachelbambus ſtieß, wäre ihr vielleicht die Überzeugung gekommen, daß es hier mit der Beſitzung zu Ende ſein müſſe, hätte Fritz ihr nicht geſagt, der Garten ſei ſo groß, ſie könne ſich müde darin gehen. Müde fühlte ſie ſich nun jedoch noch nicht im geringſten, über die Zeit, die ſie gebraucht hatte, um bis hierher zu gelangen, war ſie ſich nicht klar, und daß ſich jenſeits der Hecke der Pfad in derſelben Weiſe weiter ſchlängelte wie bisher, zeigte ihr ein Blick. Kurzweg annehmend, daß es ſich hier abermals um einen zu irgend einem Zweck beſonders eingefriedigten Gartenbezirk handele, öffnete ſie daher die nur eingeklinkte Pforte, ſchloß ſie wieder hinter ſich und befand ſich im Walde.

Die ganze letzte Wegſtrecke hatte man es der Natur kaum noch angemerkt, daß ſie von Menſchenhand ihr angelegte Feſſeln trage, wenn ſie jetzt noch ein bißchen ungebärdiger wurde, und hier und da fußdickes Schlinggewächs über den Pfad ſpann, ſo fiel dies Ruth nicht als befremdlich auf. Nur einmal, als ſie, um einen geſtürzten Baumrieſen zu umgehen, ſich durch ein Dickicht von wildem Piſang zu winden hatte, meinte ſie in aller Argloſigkeit vor ſich hin lachend:

„Ein Garten ſoll dies ſein? Man könnte es auch einen Urwald nennen. Und was die Tiger betrifft, einen Unterſchlupf fänden ſie hier ſchon, aber da er ja doch nun einmal behauptet, daß es keine gibt —“

Mit einem Achſelzucken gleichſam alle Verantwortung in dieſer Sache von ſich abwälzend und auf Fritz Bardewieks breite Schultern ſchiebend, ſchritt ſie, die doch am Ende mit dem Leben dafür zu zahlen hatte, wenn er ſich als im Irrtum befindlich erweiſen ſollte, gemütsruhig weiter. Wie ſchmeichelhaft ihm dieſes ihr Vertrauen war, davon ahnte ihre Seele nichts.

Immer ſchöner ward es. Hier ſtanden Baumfarne dicht aneinander gedrängt, ihre feingegliederten Häupter bis zu dreißig und vierzig Fuß Höhe hebend, dort wuchſen aus dem vom Rotang wie mit ſtacheligen Seilen und Schnüren durchzogenen dichten Unterholz Raſamalabäume empor, weißgraue, glatte Rieſenſtämme, an denen der Blick nur ſchwindelnd hinanklomm, und die auf ihren wagerecht ausgebreiteten Äſten wahre Blumenbeete trugen, das Herrlichſte und Farbenprächtigſte an Schmarotzern und Epiphyten, das ſich nur denken läßt. Wie gelbe Glocken hing es dort oben, wie feurigrote Blütenbüſchel, wie mattblaue und ſchimmerndweiße Sterne blinkte es aus dunklerem Laub hervor.

Ein Bergſtrom ward nach einer Weile hörbar, erſt nur mit fernem Gemurmel, dann mit Rauſchen und lautem Getöſe. Endlich kam er in Sicht — eine Schlucht hatte ſich rechts geöffnet, eine in ſchwindelige Tiefen jäh hinunterklaffende, aber bis in ihre kleinſten Spalten hinein von üppigſter Vegetation überwachſene Schlucht — und da kam er nun als ſchäumender Waſſerfall am Abhang herab, um ſich in den brodelnden Keſſel unten zu ſtürzen. Dort, wo er ſich hoch oben durch das Geklüfte den Weg gebahnt hatte, ſchimmerten blaue Berghäupter herein, und Fernſicht, Waſſerfall und Schlucht lieferten ein Bild, das förmlich nach einem Pinſel ſchrie. Ruth ſenkte auch, mit ſich ſelbſt zu Rate gehend, das Auge auf ihr Skizzenbuch, doch ſie

mochte finden, daß ihre Kunst dieser Schönheit nicht gerecht werden könne, denn mit einem Kopfschütteln wandte sie sich nach kurzem Zögern zum Weitergehen.

Zu zeichnen bekam sie darum doch etwas. Eine wunderbare, kleine Moos-landschaft hatte sekundenlang ihren Fuß und ihren Blick gefesselt, ein zierliches Wäldchen im großen Wald, sechs Zoll hohe langgestielte Pflänzchen, die sich wie Miniaturbaumfarne ansahen, und zwischen denen, gleichsam das Unterholz repräsentierend, winzige Blattgewächse keimten. Nun hob sie das Auge und stieß ein „Ah!" des Entzückens aus.

In einiger Entfernung vor ihr lag ein morscher Baumast quer über den Weg. Mit all den Epiphyten, die er zu tragen gehabt, möglicherweise auch überwältigt von ihrer Last, war er dahingeschmettert und bot nun einen herrlichen Anblick. Nie hatte Ruth Orchideen von solcher Pracht und Mannigfaltigkeit gesehen. Sie zählte sechs bis sieben verschiedene Arten dicht nebeneinander, erkannte die schöne Schmetterlingsorchidee, die köstliche Vanda suaveolens, wußte die übrigen nicht mit Namen zu nennen, verlor aber auch mit Grübeln keine Zeit, sondern hockte, ohne an Gefahr durch Schlangen u. s. w. auch nur zu denken, kurz entschlossen nieder, schlug ihr Buch auf und begann zu skizzieren. Nicht alles wollte sie haben, nur ein Stück vom toten Holz und von den blütenbeschwerten, saftigen Zweigen, die es krönten und überhingen, gerade genug für ein wirkungsvolles Aquarell. Selbstverständlich galt es im Moment nur, die Umrisse flüchtig anzugeben, die Ausführung in Farben behielt sie sich für später vor, es hinderte sie ja nichts, beim Fortgehen eine Handvoll der gezeichneten Blumen mitzunehmen.

Eile hatte die Sache. Ihre Uhr wies auf halb fünf, um sechs ward es freilich erst dunkel, allein ein tüchtiges Stück hatte sie sich doch immerhin vom Hause entfernt. Rasch vorwärts also!

Es war merkwürdig still, wo sie saß, nur daß hin und wieder ein bunter Vogel vorüberschwirrte, oder daß ein Kraspeln in Buschwerk und Gezweig auf die Nähe kleinen Getiers deutete. Einmal freilich brüllte es in der Ferne in einer Tonart, die ihr unter andern Umständen Bedenken erregt hätte, doch weil Fritz ihr versichert hatte, daß von wilden Bestien nichts zu fürchten sei, so fürchtete sie sich eben nicht und zeichnete unbeirrt weiter, bis ein jäh daherfahrender Windstoß ihr das Blatt zu entreißen drohte. Da erst sah sie auf und gewahrte, daß die Luft sich stark verdunkelt habe.

„Es wird regnen," sagte sie sich erschrocken. „Ein Glück, daß ich so gut wie fertig bin."

Aufspringend klappte sie ihr Buch zu, nahm den Pajong vom Boden auf und begann, sich in aller Geschwindigkeit die Blumen zu pflücken, deren sie bedurfte. Allein sie hielt den vollen Strauß noch nicht, da kam ein zweiter Windstoß von größerer Heftigkeit, und in das Rauschen der tief sich neigenden Gipfel hinein drang lautes Donnerrollen.

„Ein Gewitter," rief sie entsetzt, „und ich bin wer weiß wie weit vom Hause entfernt."

Nun ließ sie im Stich, was sie von Orchideen nicht mehr hatte greifen können, und wandte sich zur raschen Flucht.

Doch so schnell sie lief, dem Wetter entkam sie nicht. Heulend war ihr der Sturm auf den Fersen, und den Regen brachte er mit. Erst waren es einzelne, schwere Tropfen, die herniederschlugen, dann hatten sie sich im Handumdrehen zu förmlichen Wasserbächen vereinigt, die unaufhörlich über ihr unbedecktes Haupt, ihre nur in leichten weißen Batist gekleidete Gestalt wegstürzten. Dazu das betäubende Krachen des Donners, das grelle Leuchten der Blitze, die aus allen Richtungen her zu zucken schienen und die Luft zeitweise in ein Flammenmeer verwandelten, um wenn verschwunden, eine Dunkelheit zurückzulassen, in der man den Pfad kaum noch sah.

„Ich bin verloren," stöhnte Ruth. „Wenn mich der Blitz nicht tötet, so laufe ich in den Abgrund! Wo mag er nur sein — wo mag er nur um Gotteswillen sein?! Vorhin war der Strom fast ohrbetäubend, jetzt hört man nichts, als diesen furchtbaren Donner."

Blindlings rannte sie vorwärts. Erst als sie sich plötzlich bewußt ward, den Pfad unter den Füßen verloren zu haben und in ein Dickicht geraten zu sein, stand sie still.

„Es nützt nichts," sagte sie sich in dumpfer Verzweiflung, „ich verirre mich nur hoffnungslos. Ich will hier warten, vielleicht, daß es heller wird, wenn nicht — O Gott! Wenn die Nacht mich hier überrascht! Um sieben Uhr ist Diner. Früher wird er nicht nach mir fragen, wenn er überhaupt —" Sie brach schluchzend ab, das Gefühl ihres trostlosen Verlassenseins hatte sie wieder gepackt.

Sich mit beiden Armen an einen Baumstamm klammernd, stand sie — eine Ewigkeit, wie es ihr schien. Mitunter strich es an ihr vorüber wie von flüchtendem Getier, einmal war es ihr, als funkelten grüne Katzenaugen sie an, doch das erschreckte sie nicht. Sie fürchtete nichts als den Blitz und die Nacht.

Endlich ließ das Toben in etwas nach, die Finsternis lichtete sich, sie erkannte den Pfad. Gleichzeitig war es ihr, als schlage der Klang einer Menschenstimme an ihr Ohr. Angestrengt horchte sie. Richtig! Ein Ruf — ihr Name: „Ruth!"

„Hier!" schrie sie, „hier!" und stürzte vorwärts.

Kaum aber hatte sie den Weg betreten, der jetzt schon mehr ein schmaler Bach war, der sich reißend bergab wälzte, da nahm auch das Unwetter schon wieder überhand. Ein Windstoß schleuderte sie gegen einen Baum, ein Donnerkrachen erfolgte, daß sie sich mit beiden Händen nach den Ohren fahren mußte.

„Ich kann nicht," stammelte sie grauengeschüttelt. „Wozu auch? Es war ja doch nur Sinnestäuschung. Was ich gern hören wollte, das hörte ich. Es rief niemand — wer sollte auch rufen? Ich muß hier sterben. O Gott! So sterben zu müssen — so allein, so mutterseelenallein!"

„Ruth!"

Das klang aus der Nähe und war deutlich genug. Ihr Herz that einen wildfreudigen Schlag.

„Hier!" jubelte sie auf und strebte wieder vorwärts. Wie mit einem Schlage war all ihre Angst verschwunden, und was zu denken ihr bis jetzt sehr fern gelegen hatte, das dachte sie, nämlich: „Das Kleid klebt mir am Körper, und bis zu den Knien hinauf hat es einen schwarzen Kotsaum. Ein gräßlicher Anblick, den ich ihm biete!"

Wie dieſer Anblick auf Fritz Bardewiek wirken würde, das war ihr für den Moment von größerer Wichtigkeit als Blitz, Sturm und Regen. Eben war ſie ſichtbar geworden, die mächtige Geſtalt, jetzt betrug die Entfernung zwiſchen ihnen kaum mehr fünfzig Schritt, und jetzt — geſchah etwas Fürchterliches. Wie eine Feuerkugel kam es vor ihr durch das Gezweig gefahren, die ganze Luft war wie erfüllt von einer blendenden Lohe. Ein Weltuntergangsdonner, ein Poltern, ein gräßliches Krachen folgte, und an der Stelle, wo Fritz Bardewiek jetzt hätte ſtehen müſſen, lag quer über den Weg geſchmettert ein blitzgefällter Baumrieſe. — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — —

„Sie ſind doch nicht verletzt?“ fragte eine beſorgte Stimme neben Ruth, die in den Schlamm des Weges hingeſunken war und ihr todblaſſes Antlitz in den Händen verborgen hielt.

Ein heftiges Zuſammenzucken, ein ſcheues Blinzeln durch die vorgehaltenen Finger, dann ſtieß ſie außer ſich hervor:

„Sie leben noch?!“

„Wie Sie ſehen,“ entgegnete er in ſeinem gewöhnlichen, ruhigen Ton. „Und Ihnen iſt auch nichts paſſiert? Nun, Gott ſei Dank, dann laſſen Sie uns eilen, daß wir nach Hauſe kommen.“

Sprachlos ſtarrte ſie ihm ins Geſicht. Eine ſolche Gelaſſenheit überſtieg ihre Begriffe.

„Kommen Sie,“ bat er, „ſtehen Sie auf! So recht geheuer iſt's hier im Moment nicht, Sie haben ſich ſelbſt davon überzeugt.“

„Nicht recht geheuer!“ dachte ſie ſchaudernd bei ſich. „Mein Gott! Was für ein Menſch!“

Er faßte ihre Hand und zog ſie empor. Doch der Schrecken war ihr ſo in die Glieder gefahren, daß ſie ſich kaum aufrecht hielt.

„Geht es,“ forſchte er, „oder ſoll ich Sie tragen?“

„Nein, nein,“ rief ſie, heftig mit dem Kopfe ſchüttelnd, „mir — mir wird gleich beſſer ſein.“

Er nahm ihr erſt das Buch aus der Hand, dann den unglücklichen Pajong, den ſie die ganze Zeit über krampfhaft gehalten hatte, und an dem jetzt das Papier in weichen Lappen niederhing.

„Den nach Hauſe zu tragen, lohnt wohl nicht der Mühe,“ entſchied er, die Ruine weithin in die Büſche ſchleudernd. „Was meinen Sie, wollen wir uns nun auf den Weg machen?“

Und als ſie zuſtimmend nickte: „Den Arm kann ich Ihnen nicht reichen, dazu iſt der Weg zu ſchmal. Folgen Sie mir nur auf dem Fuße. Mit dem Blitz hat es keine Gefahr für Sie. Der wählt ſich bekanntlich immer die höchſten Häupter, und eine Kleinigkeit überrage ich Sie denn doch noch.“

Scherzen konnte er nach ſolch einem Ereignis! An einem Haar hatte ſein Leben gehangen. Nur noch ein einziger Schritt vorwärts, und er lag zerſchmettert unter dem Baum da. „Er iſt wirklich ein Fels,“ ſagte ſie ſich, ſcheu an der Hünengeſtalt emporblickend, die vor ihr ausſchritt, „freilich — das Heimweh?“

Stumm folgte ſie ihm, die Stirn geſenkt, die Augen am Boden. Plötzlich,

ſie hatten die Garteneinfriedigung bereits hinter ſich, entfuhr es ihr in bebendem Ton:

„Iſt es möglich — daß Sie gar keine Angſt hatten?“

„Angſt?“ wiederholte er, ſich erſtaunt zurückwendend. „Aber gewiß. Es regnete bereits in Strömen, da erfuhr ich von Sidin, Sie ſeien noch draußen. Ich erſchrak nicht wenig.“

„Das iſt's nicht, was ich meine,“ entgegnete ſie haſtig, „ob Sie für ſich ſelber nichts fürchteten, wollte ich wiſſen?“

„Von dem Wetter? O, ich lebe nun ſchon an die fünfzehn Jahre in den Tropen und bin dieſe Gewitterſtürme nachgerade gewohnt.“

„Und wenn nun vorhin der Blitz Sie getroffen hätte, was hätten Sie dann geſagt?“

„Dann wäre mir zum Sprechen wohl kaum noch viel Zeit geblieben.“

Das leiſe Auflachen, das dieſe Replik begleitete, brachte ſie auf.

„Wie kann man nur gegen den Tod ſo gleichgültig ſein,“ ſtieß ſie hervor.

Nun drehte er ſich wieder nach ihr um. „Ja, glauben Sie denn, ich wäre das?“ fragte er jetzt mit völlig ernſtem Geſicht. „Da befinden Sie ſich doch im Irrtum. An die Reiſe kann keiner mit Gleichmut denken, der ſein Haus noch nicht beſtellt hat.“

Das klang ihr wunderlich trivial. „Der ſein Teſtament noch nicht gemacht hat, ſoll das heißen?“ erkundigte ſie ſich mit einem leichten Kräuſeln der Lippen.

„Ja,“ antwortete er.

„Iſt's nicht ziemlich einerlei, was nach unſerm Tode aus unſern irdiſchen Gütern wird?“

„Einerlei, ob ſie zum Heil oder zum Unheil der Menſchheit zurückbleiben? Ich dächte nicht.“

Indem er noch ſprach, fiel ihm ein, daß ſie als ſeine Frau ſich möglicherweiſe allein berechtigt halte, von ihm zu erben, und ſcharf ſah er noch einmal nach ihr hin. Doch von gemeiner Habſucht lag nichts in ihrem Geſichtsausdruck, ſie blickte nur ein wenig betroffen vor ſich nieder.

Einige Minuten ſpäter waren ſie unter der Veranda angelangt.

„Ich werde Ihnen Sarina ſchicken,“ ſagte er. „Sorgen Sie, daß Sie in trockene Kleider kommen. Sie ſind bis auf die Haut durchnäßt, wie mir ſcheint.“

„Ja,“ ſtammelte ſie, mit ſcheuem Erröten an ſich niederblickend, „ich ſehe gräßlich aus.“

„Das iſt Nebenſache, wenn Sie ſich nur nicht erkälten.“

„Jawohl, Nebenſache,“ dachte ſie, in ihr Zimmer tretend, „ob ich noch ein bißchen mehr Vogelſcheuche bin wie gewöhnlich, das kann ihm natürlich nichts verſchlagen.“

Achtes Kapitel.

Die Kleider zu wechseln, war ihr vor dem Diner genügend Zeit geblieben, ihr Haar zu trocknen aber nicht. Mit Unbehagen hatte sie während der ganzen Dauer der Mahlzeit die Schwere des nassen Knotens in ihrem Nacken empfunden. Jetzt, in den Salon gelangt, zog sie Pfeil und Nadeln heraus und schüttelte die prächtige Mähne, daß sie sich zu einem Mantel auseinander rollte, der ihr weit über den Gürtel hinabhing. Dann setzte sie sich, der Lampe abgewandt, in denjenigen Schaukelstuhl, den sie bevorzugte, schmiegte den Kopf seitwärts gegen die Rücklehne und schloß die Augen.

Die verschiedenartigen Erregungen des Nachmittags hatten sie ermüdet, der Wein, den sie bei Tisch getrunken, war ihr wohl infolgedessen ein wenig in den Kopf gestiegen, der Regen, der vor dem offenen Fenster noch immer mit stetigem Rauschen niederfiel, sang ihr ein monotones Schlummerlied, und sie war eben im Begriff einzuschlafen, als sich die Thür öffnete. Sie drehte langsam den Kopf, blinzelte, vom Lampenschein geblendet, ein paarmal mit den Lidern und sprang dann plötzlich auf die Füße. Fritz Bardewiek war eingetreten, d. h. er hatte die Thür noch nicht hinter sich in das Schloß gezogen, stand, etwas verdutzt nach ihr hinblickend, auf der Schwelle.

Durch diesen Blick erst ward sie an ihr gelöstes Haar erinnert, und sich entsetzt mit beiden Händen nach dem Kopfe fahrend, stammelte sie: „Verzeihung, aber — ich hatte keine Ahnung —“ Damit wollte sie in ihr Schlafzimmer eilen.

„Halt!“ rief er, jetzt hastig näher tretend. „Was haben Sie vor?“

„Ich will mir nur das Haar aufstecken.“

„Warum? Ich finde, Sie haben sehr vernünftig gethan, es zu lösen, ich merkte schon bei Tisch, wie naß es sei.“

„Aber,“ stieß sie mit heißem Erröten hervor, „ich kann doch unmöglich — in dieser Unordnung —“

„Unordnung? Ich merke nichts davon. — Nein, bitte, bleiben Sie!“ — sagte er, als sie trotz dieser Versicherung noch einen weiteren Schritt auf ihre Kammerthür zu that. — „Ich gehe sonst sofort wieder hinaus, kam übrigens auch eigentlich zu keinem andern Zweck, als um Ihnen dieses Buch zu bringen, das ich vorhin in Gedanken mitnahm.“

Sein Auge, das bei den letzten Worten flüchtig das Skizzenbuch in seiner Hand gestreift hatte, ward hier von einem der heute morgen aufgehängten Teller gefesselt, der das Lampenlicht flimmernd zurückstrahlte. Nun erst schien er zu bemerken, daß mit dem Zimmer eine Verwandlung vorgegangen sei, und sich langsam auf dem Absatz umdrehend, betrachtete er sich nacheinander die vier Wände, die Tische mit ihrem Blumenschmuck, all das neue, das gekommen war.

„Das hat sich hier ja wunderbar verändert,“ bemerkte er endlich.

Von dem Wohlgefallen, das sich, während er Umschau gehalten, in seinem Auge gespiegelt, hatte sie, die mit gesenkten Lidern dastand, nichts gemerkt, und weil es immer schwer hielt, aus seiner gleichmäßig ruhigen Sprechweise auf Gefühls-

regungen in ihm zu ſchließen, ſo wußte ſie nicht, ob er angenehm oder unangenehm berührt ſei.

„Oh!“ meinte ſie daher zögernd. „Die Sachen können ja natürlich jeden Moment wieder entfernt werden —“

„Ach! Nein, nehmen Sie nichts wieder fort!“ bat er, ſich haſtig nach ihr umwendend. „Das alles iſt ſo wunderhübſch, ſo ſelten geſchmackvoll. — Ich wüßte nicht, wann in meinem Leben ich mich in einem ſo anheimelnden Raum befunden hätte.“

Sie ſah ihn mit großen Augen an. Nein, wahrhaftig, er ſcherzte nicht, er ſprach in vollem Ernſt, mit wirklicher Wärme. Solch ein anſpruchsloſer Millionär! Das Herrlichſte, das auf der Welt Kunſt und Kunſtfleiß hervorzubringen vermochten, ſtand ihm zu Gebote, und da begeiſterte er ſich nun für die paar wertloſen Scharteken, die ſie aus ihrem Koffer gezogen! Unter andern Umſtänden hätte die Thatſache ſie wohl beluſtigt, im Moment ließ ein eigentümliches Frohgefühl, welches ihr das „ſelten geſchmackvoll“ verurſacht hatte, das er auf die Zimmereinrichtung angewandt, gar keine ſpöttiſche Regung in ihr aufkommen. Sie war mit Schmeicheleien von ſeiner Seite ſo gar nicht verwöhnt.

Dieſes Frohgefühl im Verein mit dem Gedanken, daß „man ja am Ende im Seebade den halben Tag ſo herumlaufe,“ halfen ihr auch glücklich über die Verlegenheit in Bezug auf ihre gelöſten Haare hinweg. Sich die ſtolze Mähne in den Nacken ſchüttelnd, trat ſie ganz raſch und keck neben Fritz hin, der ſich jetzt Lenis Bild in der Nähe zu betrachten ging. Sie war doch ſehr begierig, was für ein Geſicht er der Kleinen wohl machen, und ob er vielleicht in ihr gleich auf den erſten Blick ſein erſehntes deutſches Veilchen erkennen würde.

Atemlos ſtand ſie da, ihn ſo ſcharf im Auge haltend, wie er das Porträt. Allein ſein ernſtes Profil verriet ihr nichts, und ſeine Stimme klang genau wie ſonſt, als er nach einer Weile ſagte: „Ein feiner Kopf und ein Paar ſeelenvoller Augen.“

„Ach! So ſeelenvoll,“ nickte ſie. „Ich wollte bloß, Sie könnten Leni — es iſt nämlich mein Couſinchen aus Bremen — einmal in Wirklichkeit ſehen; das ſtümperhafte Bild gibt von ihr keine Ahnung.“

„So? Iſt's ſtümperhaft?“ verwunderte er ſich. „Mir gefällt's außerordentlich.“

„Ein Kunſtkritiker iſt er nicht,“ dachte ſie; „ich könnte ihm an dem Machwerk Mängel genug offenbaren.“

Auch dieſe Entdeckung übrigens weckte keinen Spott in ihr, erhöhte vielmehr nur ihre gute Laune. Aus Furcht, ſich ihm nach dem Lobſpruch, den er dem Gemälde erteilt, als die Malerin zu verraten, vermied ſie es, über jenes noch weiter zu reden, und wie er nun den fragenden Blick auf die Photographien in dem Wandfächer ſenkte, war ſie mit Erklärungen raſch bei der Hand.

„Da haben Sie den beſten Teil meiner Reiſebekanntſchaft vor ſich,“ ſagte ſie, „aber die Geſichter zu unterſcheiden iſt's hier reichlich dunkel.“

Sie nahm den Fächer von der Wand und wollte damit an das Lampenlicht treten, doch unterwegs hakte ſich eine Strähne ihres loſen Haares in der Lehne eines Korbſeſſels feſt.

„Au!“ machte ſie unwillkürlich, denn es that weh.

„Aha! Gefangen," rief er. „Warten Sie, ich befreie Sie!"

Während er darauf mit ſorgſamer Hand das feine Goldgeſpinſt von einem Nägelchen löſte, erkundigte er ſich: „Haben Sie wohl einmal malayiſches Haar angefühlt?"

„Nein," antwortete ſie kopfſchüttelnd. „Wieſo?"

„Sie thäten es kaum zum zweitenmal, meine ich nur. Es iſt grob, hart und drähtig wie Pferdehaar."

Sie ſah ihn verdutzt an. Hatte das ein Kompliment an ihre Adreſſe ſein ſollen? — Aber nein — unmöglich! Seine Miene war zu gleichgültig, und ihr Haar ja bekanntlich für ihn ſtrohgelb. Wenn nicht häßlich anzufühlen, dann doch jedenfalls häßlich anzuſehen. Bah! Die Welt ging unter, bevor er ihr eine Artigkeit in Bezug auf ihre äußere Erſcheinung ſagte. Sie brauchte übrigens auch keine.

Dieſe Verſicherung gab ſie ſich, und dann war es ihr doch gar nicht unangenehm, daß er ſich die Photographien ſo eingehend betrachtete, und nicht nur von der Bild-, ſondern auch von der Rückſeite Notiz nahm, auf welch letzterer faſt in jedem einzelnen Fall eine ihr ſehr ſchmeichelhafte Widmung geſchrieben ſtand, ſo z. B.: „Meiner liebſten, ſchönſten Sonnenblume zum Andenken," „der holden Reiſegefährtin mit der Bitte, ihren gehorſamen Diener nicht ganz zu vergeſſen u. ſ. w."

„Sie ſcheinen ſich in der kurzen Zeit ſehr viele Freunde erworben zu haben," bemerkte Fritz, als er mit der Beſichtigung fertig war.

„Ja, ſie waren alle ſehr gut gegen mich," entgegnete ſie, einen Seufzer unterdrückend.

„Wer iſt denn die junge Dame hier, von der Sie als Sonnenblume angeredet werden?"

„Ada Macdonald, eine Amerikanerin."

„Ein pikantes Geſichtchen."

„Jawohl, und eine witzige kleine Zunge, aber ein liebenswürdiges Mädchen bei alledem. Die Herren da in der Mitte ſind die fünf Reverends."

„Soviel Geiſtlichkeit hatten Sie an Bord?"

„Freilich," lachte ſie. „Es waren übrigens lauter angenehme Geſellſchafter. Drei von ihnen widmeten ſich der Heidenmiſſion. Der kleine Downing ging nach China — Der, den Sie da halten, iſt der kleine Downing."

„Armer junger Menſch! Wenn ihm dort die Begeiſterung nur nicht abhanden kommt, die ihm ſo ſchön aus den Augen leuchtet. Der dünkelhafte, auf ſeine eigne alte Civiliſation überſtolze Chineſe verachtet den Fremden und alles, was von dem Fremden kommt. Nebenbei iſt auch der Abſtand zwiſchen dem rein äußerlichen Kultus, in dem er jetzt ſein Genüge findet, und der durchgeiſtigten Lehre Jeſu zu groß. Ihm dieſe auch nur begreiflich zu machen, halte ich ſchon für ſchwer, ſeine Genußſucht und ſkrupelloſe Habgier in Selbſtverleugnung und chriſtliche Nächſtenliebe zu verwandeln, für ein Ding der Unmöglichkeit."

„Er iſt felſenfeſt vom Gegenteil überzeugt!"

„Das ſteht ihm auf dem Geſicht geſchrieben. Ein äußerſt ſympathiſches Geſicht. — Dieſes hier übrigens auch."

„Das iſt Herr von Senden. Ach ja, ein hübſcher, lieber Menſch! Er hat

mich immer so nett unterhalten. Wenn uns der Gesprächsstoff ausging, las er mir aus dem Mark Twain vor. Seine englische Aussprache war zum lachen, er selber verdiente eigentlich Mitleid — er beging nämlich die Thorheit, sich in Ada Macdonald zu verlieben."

„Aha! Und sie erwiderte seine Liebe nicht?"

„Ich glaube nicht, und geheiratet hätte sie ihn keinenfalls. Er ist nämlich Pflanzer auf Sumatra, lebt in einer gräßlichen Einöde dort, von civilisierten Menschen völlig abgeschieden."

„Ihr aber bangte wohl vor der Einsamkeit?"

„Sie wurde gar nicht gefragt. Ich riet ihm entschieden davon ab, sich einen Korb zu holen."

Er blickte so erstaunt zu dieser Mitteilung, daß Ruth sich veranlaßt fand, hastig erklärend hinzuzusetzen: „Ada war nämlich eine von denen, die durchaus nur in der großen Welt leben können. Sie bedurfte täglicher, stündlicher Anregung von außen her, hastete von Vergnügen zu Vergnügen, wie ein Schmetterling von Blume zu Blume."

„Bei manchen Menschen," meinte er nachdenklich, „ist dieses Suchen nach Zerstreuungen nur Glückshunger, der sich betäuben will. Wenn sie dieses Glück in der Liebe endlich gefunden haben, dann werden sie mitunter genau so seßhaft wie andre Leute."

Die Worte wollten leise an ihr Gewissen pochen, das litt sie jedoch nicht. „Ich bitte Sie," entgegnete sie mit einiger Heftigkeit, „wenn sie ihn geliebt hätte, davon hätte doch wohl ich, die ich fast unzertrennlich von ihr war, etwas merken müssen!"

„Das ist allerdings anzunehmen," erwiderte er. „Ich möchte mir übrigens, nun wir bei diesem Thema sind, wohl eine Frage erlauben."

Sie sah ihn erschrocken an, sein Ton war so ganz besonders ernst.

„An Zerstreuungen, recht lebhaften geselligen Verkehr meine ich, sind auch Sie von Haus aus gewöhnt, nicht wahr?"

„Ja," antwortete sie ein wenig stammelnd, „ich — sah Menschen genug in Sydney — und später auch in Bremen."

„Und dieses tägliche Menschensehen war Ihnen Bedürfnis?"

„Gut entbehren konnte ich es nicht," gab sie zögernd zu.

„Trotzdem willigten Sie ein, zu thun, was Sie der Freundin nicht einmal vorgeschlagen wissen wollten, nämlich das Schicksal eines in der Einöde lebenden Mannes zu teilen."

„Ich glaubte eben nicht an die Einöde hier," versetzte sie hastig.

„Das heißt, Sie hielten die Schilderung, die ich Ihnen brieflich von den Verhältnissen hier gab, nicht für zutreffend?"

Sie hatte Eile, ihr Gesicht so zu wenden, daß der über ihre Schulter fallende Haarmantel ihm ihre Verwirrung verbergen mußte. An seinen Brief und somit auch an ihr Antwortschreiben erinnert zu werden, war ihr doch zu fatal.

„Ist es so?" forschte er.

„Ich — nahm mit Ihrem Vater Rückſprache," preßte ſie heraus, „und er meinte, es würde wohl mit der Weltabgeſchiedenheit nicht ſo ſchlimm ſein."

Die Bemerkung ſchien ihn aufs peinlichſte zu berühren.

„Demnach," begann er, die Brauen runzelnd, „trüge alſo mein Vater die Schuld —"

„Wo denken Sie hin?" fiel ſie ihm entrüſtet herumfahrend in das Wort. „Ich werde doch keinen Sündenbock ſuchen, und nun gar noch in dieſem guten, alten Mann, den ich wie einen eignen Vater liebe? Wenn Schuld da iſt, ſo iſt ſie mein. Aus Ihrem Briefe —" hier drehte ſie wieder den Kopf weg — „las ich nur — liebenswürdige, nicht allzu ſchwerwiegende Bedenken heraus, und von Ihrem Vater ließ ich mir genau ſagen, was ich zu hören wünſchte, denn ich wollte nach Sukawangi, mein ganzer Sinn ſtand dahin."

Seine Miene, die ſich, als ſie von ſeinem Vater geredet, ſeltſam aufgehellt hatte, malte jetzt höchſte Überraſchung.

„Alſo es ward keinerlei Zwang auf Sie ausgeübt," fragte er, „auch durch die Verhältniſſe nicht?"

„Die Verhältniſſe," antwortete ſie zögernd, „waren für mich drückend geworden, das läßt ſich nicht leugnen. Ich wollte fort von Bremen, Gouvernante werden. Doch nicht der bloßen Verſorgung wegen griff ich zu, als Ihr Antrag kam. Mich erfaßte eine wirkliche Sehnſucht nach dem ſchönen Lande, in dem Sie lebten, und da es hieß, daß Sie ſelber Ihrem Vater glichen, der mir ſo ſehr gefiel —"

Um ganz aufrichtig zu ſein, hätte ſie nun noch hinzuſetzen müſſen, daß eine weit größere Anziehungskraft als er ſelbſt und das Land, in dem er lebte, ſein Reichtum auf ſie ausgeübt habe, allein das wollte ihr ſo recht nicht über die Lippen. So brach ſie denn errötend ab, und er, der an den angeführten Gründen auch genug zu haben ſchien, nickte nachdenklich ein paarmal vor ſich hin und meinte dann:

„Dieſe Sehnſucht aber kam Ihnen wohl vor der Abreiſe noch abhanden?"

„Nicht doch," entgegnete ſie mit raſchem Kopfſchütteln, „ich war voll Freudigkeit, als ich abreiſte."

„Von dieſer Freudigkeit merkte man Ihnen jedoch bei der Ankunft nichts mehr an."

„Ich weiß," murmelte ſie, verwirrt die Augen ſenkend, „ſie — war auch fort."

„Unterwegs verflogen?"

„Ja," hauchte ſie, während das Blut ihr ſiedendheiß in die Wangen ſchoß.

Unglücklicherweiſe hatte ſie ſich in der Erregung vorhin das Haar wieder in den Nacken geſchüttelt, deshalb war jetzt kein diskreter Schleier da, ihm dieſes Erröten zu verbergen. Er nahm alſo Notiz davon und ſchloß daraus:

„Sie hat ſich auf der Reiſe verliebt. Ob in einen von den Herren hier?"

Aufmerkſam betrachtete er ſich noch einmal die ſechs Männergeſichter, während er ſie nacheinander langſam in die Falten des Fächers zurückſchob. Drauf ging er, dieſen wieder an die Wand zu hängen. Sich umdrehend, gewahrte er dann auf einem Tiſchchen das Skizzenbuch, das er vorhin aus der Hand gelegt hatte.

„Der waſſerdichte Leineneinband hat es vor Schaden bewahrt," ſagte er,

indem er es in die Hand nahm. „Ich war übrigens so indiskret, es zu öffnen, während ich es am Küchenfeuer trocknete. Sie nehmen mir das nicht übel?"

„Gewiß nicht," versicherte sie herzensfroh, daß er das frühere ihr sehr peinliche Thema hatte fallen lassen. „Es enthält ja keine Geheimnisse."

„Eine allerliebste Orchideenskizze enthält es. Wo haben Sie die aufgenommen?"

„Da oben — ganz oben, jenseits des Wasserfalls."

„So weit dürfen Sie sich allein nicht wieder wagen," bemerkte er mit großem Ernst.

„Sie sagten doch," wandte sie ihm verwundert ein, „im Garten hätte es keine Gefahr."

„Sie haben sich nur nicht an den Garten gehalten," erwiderte er, „ich traf Sie im Wald, und der Wasserfall befindet sich schon hart an der Grenze des Urwalds."

„Großer Gott!" stieß sie erbleichend hervor. „Wissen Sie, daß ich es brüllen hörte, während ich so dasaß und zeichnete, ganz laut und verdächtig brüllen?"

„Also still am Boden gesessen haben Sie? Wohl gar längere Zeit?"

„Vielleicht eine halbe Stunde."

Es überlief ihn kalt. Selbst wenn — und wer bürgte ihm eigentlich dafür? — der Wald keine Tiger barg, dann trieb sich dort doch noch genug andres gefährliches Raubzeug herum.

„Thun Sie das niemals wieder!" bat er eindringlich.

„Ich will mich wohl hüten," sagte sie schaudernd — und die Stimme zum bangen Flüsterton senkend: „Als das Gewitter am stärksten war, funkelten mich aus dem Dickicht ein paar Katzenaugen an. Wenn die nun doch vielleicht einem Tiger gehört hätten?"

„Wenn auch nur einem Panther," dachte er, „es wäre schon schlimm genug." Laut sagte er in beschwichtigendem Ton. „Wozu sich jetzt noch nachträglich ängstigen? Danken wir Gott, daß alles gut gegangen ist, und versprechen Sie mir, sich nicht wieder aus dem Garten zu entfernen, ohne ein paar der Diener mitzunehmen. Die sind doch wenigstens mit ihrem Kriß bewaffnet, während Sie so ganz ohne Wehr —"

Er brach ab, denn es überlief ihn wieder. Er sah sie mitten im wilden Wald sitzen, und dabei fiel ihm ein, wie in entlegenen Plantagen der Tiger den Kuli beschleicht, wenn er Blätter pflückend am Boden hockt. Ein Sprung aus dem Hinterhalt, und mit einem Biß in den Nacken hat er sein Opfer getötet.

Wenn nun Ruth auch dieses grausige Bild nicht sah — der Mut zu Waldpromenaden war ihr doch gründlich vergangen.

„Ach nein," murmelte sie mit blassen Lippen, „ich gehe weder allein, noch in Begleitung."

„Auch nicht in der meinen?"

„Sie sind sehr gütig, aber Sie haben ja den ganzen Tag zu thun."

„O nein, ich kann mich leicht genug frei machen. Lassen Sie mich nur wissen, wann Sie Ihre Zeichnung zu beendigen wünschen — denn das muß doch jedenfalls an Ort und Stelle geschehen?"

„Nötig wäre das gar nicht. Wenn ich nur die Orchideen wieder hätte, die

ich mir pflückte und hernach auf meiner wilden Flucht verlor, dann könnte ich das Bild recht gut im Hause fertig malen."

„Wie?" rief er aus. „Sie zeichnen nicht nur, Sie malen auch?"

„Ein wenig," nickte sie.

Nun fuhr es ihm durch den Sinn, daß sie das Porträt an der Wand vorhin stümperhaft genannt hatte.

„Wissen Sie, was ich ernstlich glaube?" sagte er, sie scharf fixierend. „Daß Sie auch das Bild Ihrer Cousine gemalt haben."

„Das könnte schon sein," entgegnete sie, durch das Übermaß seiner Verwunderung zu einem leisen Lachen gezwungen.

Sprachlos den Kopf hin- und herwiegend, trat er nun noch einmal rasch auf das Gemälde zu und stand minutenlang in Betrachtung versunken davor. Als er sich wieder nach ihr umwandte, merkte sie an seinem Gesichtsausdruck, daß sie mindestens sechs Zoll für ihn gewachsen war in diesen Minuten.

„Ein schönes, ein seltenes Talent, das Sie da haben," sagte er mit einem leichten Vibrieren der Stimme.

Sie lehnte das Lob errötend ab, allein fatal war es ihr gar nicht, daß er trotzdem bei seiner Meinung blieb.

Jetzt senkte er noch einen prüfenden Blick auf die Bleistiftskizze in seiner Hand, dann reichte er ihr das Buch und empfahl sich für die Nacht.

„Das verdanke ich nun seinem gänzlichen Mangel an Kunstverständnis," dachte sie mit lächelndem Behagen, als sich die Thür hinter ihm geschlossen hatte. „Es hat doch auch seine Vorteile, wenn ein Mensch fünfzehn Jahre lang in der Einöde gelebt und von den Werken großer Meister nichts zu Gesichte bekommen hat, mit hübschem Dilettantenkram ist ihm dann schon zu imponieren."

Da war es ihr nun also gelungen, an dem Felsen eine schwache Seite zu erspähen. Und stand er darum weniger stolz und hochragend? Nicht doch, nur ein gut Teil freundlicher sah er sich an, nun er seine schroffe Kahlheit mit etwas weichem grünen Moos drapiert hatte.

Kennen lernen hatte sie ihn wollen, nun kannte sie ihn ganz genau. Ein Mann wie alle andern war er nicht, durch Frauenschönheit und gewöhnliche Frauenkünste nicht zu gewinnen. Nur von dem Geist, dem Talent ließ er sich blenden.

Ihn zu gewinnen, das lag ihr selbstverständlich ungeheuer fern, aber blenden wollte sie ihn. Noch viel erstaunter wie vorhin sollte er die Augen vor ihr öffnen, eher kehrte sie Sukawangi nicht den Rücken.

Neuntes Kapitel.

Es war am nächsten Morgen. Ruth hatte die Ausschmückung ihres Salons noch ein wenig vervollständigt und verschiedene Blumenvasen frisch gefüllt. Es war recht hübsch bei ihr, sie fand das selber, nur die häßlichen weißen Wände störten

den Effekt ein wenig. Sie wäre gern auf eine Leiter gestiegen und hätte sie graugrün angestrichen, oder terracotta. Das ging nun natürlich nicht, aber malen wollte sie jedenfalls, und wenn irgend möglich etwas Blendendes schaffen.

Wen malen — das fragte sich nur. Sidin — Sarina? Leidlich hübsch waren sie beide, wenn sie den Mund zuhielten, und stundenlang stumm und still am Boden zu kauern, dafür hatten diese Eingeborenen ein fabelhaftes Talent.

Sie war noch nicht mit sich im Reinen, als Sidin auf der Schwelle erschien, einen mächtigen Strauß köstlicher Orchideen in der Hand tragend. Tuwan schicke sie der Nonja (Herrin), sagte er, Tuwan habe sie auf dem Wege nach dem Kaffeegarten selbst gepflückt.

Sie ward rot vor Vergnügen. „Das ist doch zu aufmerksam von ihm," dachte sie, „und es sind gerade die richtigen, er hat sie sich genau eingeprägt."

„Danke, Sidin," rief sie, „danke tausendmal!" und die Blumen in Empfang nehmend, nickte sie dem Burschen freundlich zu, der, mit all seinen schwarzen Zähnen vergnügt grinsend, wieder hinausschlüpfte.

Nun war ihrem Ehrgeiz die Aufgabe gestellt. Wie neulich installierte sie sich in der Veranda. Die kleine Skizze von gestern auf ein andres Blatt übertragend und bedeutend vergrößernd, arbeitete sie bis zur Reistafel, und hernach vom Mittagsschläfchen im Salon bis zur Theestunde. Da war sie zwar noch nicht fertig, fand aber, daß sie für heute genug geschafft habe.

Den Tisch mit der Malerei beiseite schiebend, warf sie sich also in ihren Sessel und dehnte sich gerade so recht behaglich, als Fritz eintrat.

„Jagen Sie mich nur nicht wieder hinaus!" rief er heiteren Tones von der Thür her. „Ich bin in doppelt raschem Tempo nach Hause geritten, so verlangte mich's, Ihre hübsche Einrichtung hier bei Tage zu sehen."

„Sie werden finden," meinte Ruth lächelnd, „daß das Lampenlicht viele Mängel barmherzig verschleiert hatte."

„Nichts Derartiges finde ich," versicherte er, nachdem er den leuchtenden Blick eine Weile hatte hin- und herwandern lassen. Er machte es sich in einem Korbstuhl bequem und setzte hinzu: „Es geht doch nichts über die Gemütlichkeit, man sieht das so recht erst ein, wenn man sie die langen Jahre hat entbehren müssen."

„Und warum haben Sie die Gemütlichkeit entbehren müssen?" erkundigte sie sich, während sie ihm die Tasse reichte, die sie mit Thee gefüllt hatte.

„Weil ich selbst sie mir nicht zu schaffen vermochte," antwortete er.

„Für Geld kann man doch alles haben."

„Auch Geschmack?"

„Nun, immerhin doch einen Dekorateur, der Geschmack besitzt."

„Die Dekorateure sind hierzulande vorzugsweise Chinesen, haben demnach chinesischen Geschmack. In einem mit chinesischen Kinkerlitzchen niedlich und zierlich behängten Heim aber würde ich mir vorkommen wie ein Bär in einem Porzellanladen."

Sie lachte und meinte, sie für ihre Person könnte sich auch hier die Gemütlichkeit noch viel gemütlicher denken.

„Wieso denn?" forschte er. „Wo fehlt's noch?"

„Oh! An allen Ecken," erklärte ſie ſchelmiſch. „Die aufgehängten Bilder und Sächelchen würden ſich z. B. weit vorteilhafter ausnehmen, wenn die Wände ſtatt eines kreideweißen einen dunkelgraugrünen Anſtrich hätten."

„Hm, hm!" machte er, ſich nachdenklich umſchauend, „das glaube ich nun faſt auch. Und dann?"

„Dann würde es ſich wunderhübſch machen, wenn man zwiſchen den drei Fenſtern zwei mächtige Pfeilerſpiegel anbrächte und darunter wertvolle Porzellanvaſen ſtellte."

„Vortrefflich! Nur weiter!"

„Wenn Sie mich ſo ſchrecklich provozieren," fuhr ſie ſchalkhaft fort, „dann dürfen Sie ſich nicht wundern, wenn ich das geſamte Rohr- und Korbmobiliar ausquartiere, um es durch zierliche Tiſche und Stühle zu erſetzen, die mit dem Flügel harmonieren, Tiſche aus Ebenholz alſo und Stühle vom ſelben Material, mit leichten Seidenkiſſen gepolſtert — aber Polſtermöbel ſind wohl unzweckmäßig in dieſem Klima?"

„Hier auf unſrer Höhe von reichlich zweitauſend Fuß? Durchaus nicht unzweckmäßig. Bitte, fahren Sie nur fort!"

„Jetzt ſtreikt meine Phantaſie."

„Gut," nickte er. „Was Sie da geſagt haben, ſoll gemacht werden."

Sie ſah ihn groß und erſchrocken an. Es fehlte gerade noch, daß er für ſie, die ſie in vierzehn Tagen das Weite zu ſuchen gedachte, ſeine Zimmer neu möblierte.

„Herr Bardewiek, ich ſprach im Scherz," beeilte ſie ſich, mit ernſtem Nachdruck zu verſichern.

„Das weiß ich," erwiderte er.

„Sie zu Geldausgaben zu veranlaſſen, lag mir ſehr fern."

„Auch das weiß ich. Aber Sie haben nun einmal mit einem Manne zu thun, der jede Gelegenheit Geld auszugeben, die ſich ihm bietet, ſchlau beim Zipfel faßt, denn ſolche Gelegenheiten ſind rar hier in der ländlichen Einſamkeit."

„Sie halten mich zum beſten!"

„Ganz gewiß nicht. Sie werden es mit der Zeit ſelber einſehen, wie ſchwer die Verhältniſſe hierorts dem Reichen die Pflicht und die Freude machen, ſein Geld unter die Leute zu bringen."

Aha! Den Arbeitern zu verdienen zu geben, darum war es ihm zu thun. Dann brauchte ſie ſich ja am Ende keine Skrupel zu machen? Nein — am Ende nicht — und doch —

„Ich wollte, Sie ließen es beim alten, Herr Bardewiek!" bat ſie in ihrem beweglichſten Ton.

„Warum denn nur?" entgegnete er. „Gönnen Sie mir doch das Vergnügen. Ich weiß einen jungen Javanen in Bandong, der die Tiſchlerarbeit recht hübſch machen wird. Ihm ſo ungefähr die Form der Möbel anzugeben, wären Sie vielleicht erbötig?"

„Ach ja," murmelte ſie mit dem unglücklichſten Geſicht von der Welt, „aber —"

„Sehen Sie," fuhr er in überredendem Tone fort, „dem Burſchen zu verdienen zu geben, bin ich eigentlich verpflichtet. Er ſtammt nämlich aus der Deſſa unten

und wußte ſchon als kleiner nackter Bengel aus einem Bambusrohr ſo viele poſſierliche Dinge zu ſchnitzen, daß ich ihn in Batavia bei einem franzöſiſchen Tiſchler in die Lehre gab. Der hat etwas ganz Tüchtiges aus ihm gemacht, jetzt fehlt's ihm nur an Arbeit. Auch einen Maler hätte ich bereits in petto — ebenfalls einen Javanen. Nur für die Porzellanvaſen werden wir die Herren Chineſen bemühen müſſen, das iſt faſt noch das beſte an der Sache."

„Das beſte?"

„Daß wir ſie für weiter nichts gebrauchen."

„Sie ſind Ihnen fatal — die Chineſen?"

„Mehr als fatal." Sein Antlitz malte offenbarſten Widerwillen.

„Und weshalb?"

„Ich könnte antworten, daß ſie Eindringlinge ſind, die hier im Lande nichts zu ſuchen haben, und damit hätte ich dann ſcheinbar kurz und bündig auch mein eigen Urteil geſprochen. Allein ſo ganz in ein und denſelben Topf mit den Chineſen darf man uns Europäer doch nicht werfen, denn wenn wir uns auch auf das, was wir von unſrer vielgeprieſenen Civiliſation auf die Eingeborenen hinauflackiert haben, nicht viel zugute thun können, den einen Ruhm haben wir wenigſtens, daß wir die Sklaverei in Java abgeſchafft haben, und daß das arme Volk unter unſerm Schutze doch immerhin ein menſchenwürdigeres Daſein führt, als einſtmals unter der Willkürherrſchaft ſeiner Deſpoten. Und wenn wir dann aus den koſtbaren Schätzen, die dieſer Boden trägt, den Hauptvorteil ziehen, ſo iſt zu unſrer Rechtfertigung zu ſagen, daß ohne uns dieſe Schätze noch ungekannt und ungehoben in der Erde ſchlummern würden. Endlich iſt unſre Zahl nur gering, neben uns vierzigtauſend Europäern könnte und müßte noch der größte Teil der einundzwanzig Millionen Javanen zu bedeutendem Wohlſtand gelangen, wenn nur die Chineſen nicht wären. Sie ſind der Fluch des Landes."

„Warum jagt man ſie nicht hinaus?"

„Das iſt leichter geſagt, als gethan. Sie ſind uns an Zahl faſt ſechsfach überlegen, haben Geld und ſomit Macht, nebenbei aber halten ſie zuſammen wie die Kletten. Bis zum ſiebzehnten Jahrhundert waren ihnen hier die Grenzen eng genug geſteckt. Weil den Eingeborenen ihr Recht nicht verkürzt werden ſollte, durfte nur eine geringe Anzahl von Chineſen Handel treiben. Doch dieſe weiſe Beſtimmung iſt im Laufe der Zeit eingeſchlafen. Jetzt iſt der Chineſe auf beſtem Wege, ſelbſt dem Europäer im Großhandel Konkurrenz zu machen, längſt an ſich geriſſen aber hat er den Kleinhandel und leider Gottes auch das Handwerk. Bettelarm kommt er in das Land, aber auf ſeinen liſtigen Kopf hin leiht ihm alsbald ein Landsmann, was er zum Beginn ſeiner Karriere braucht. Mit Ehrlichkeit nicht begabt, völlig ſkrupellos, gierig nach jedem Vorteil haſchend, gelangt er binnen kurzem zu Geld, häufig zu großem Reichtum."

„Und der Javane?"

„Wird erbarmungslos von ihm ausgeſogen, lebt und ſtirbt arm."

„Aber das iſt ja haarſträubend!" rief Ruth mit blitzenden Augen.

„Jawohl, haarſträubend," knirſchte Fritz, den die heftige innere Erregung von ſeinem Stuhl aufgejagt hatte, und der jetzt mit großen Schritten das Zimmer durch-

maß. „Einſt waren die Händler und Reeder von Java berühmt, und was das Handwerk betrifft, als Waffen- und Grobſchmied, als Zimmermann und Goldſchmied ſuchte der Javane ſeinesgleichen. Jetzt arbeitet er als Gehilfe für den Chineſen um kargen Lohn, oder er eröffnet einen kleinen Warong, in dem er eine Partie zurückgeſetzter Waren verkauft, die ihm der ſchlaue Chineſe auf Kredit gegen Wucherzinſen abgetreten hat.“

„Gibt's keine Geſetze gegen den Wucher?“

„Hier bei uns nicht.“

„Empörende Zuſtände,“ ſtieß ſie hervor. „Aller Reichtum auf ſeiten der Eingewanderten und lebenslängliche Armut das Los der Söhne des Landes. Soviel iſt gewiß, wenn ich reich wäre, ich würde auf Java meines Lebens nicht froh!“

Er ſtand ſtill und ſah ſie unter ſchmerzlich zuſammengezogenen Brauen düſter an. „Da haben Sie meinen Fall,“ ſagte er. „Jede Handvoll Gold, die in meinen Koffer fällt, iſt ein Stein mehr auf meinem Gewiſſen. Ich habe Tage, da mir iſt, als müßte ich den Mammon von mir ſchleudern um jeden Preis. Allein, wenn ich zwecklos zerſtreute, was Tauſenden Nutzen bringen ſollte, wie könnte das mein Gewiſſen entlaſten? Suchen muß ich, bis ich etwas finde, das der Allgemeinheit Vorteil und mir Ruhe ſchafft.“

Da hatte ſie den Finger auf eine zuckende Wunde gelegt.

„Aber, Herr Bardewiek,“ rief ſie beſtürzt, „auf Sie ſollte das ja nicht hinzielen, und Sie konnte das ja auch gar nicht treffen. Wenn irgend jemand“ — dies mit einer Wärme der Überzeugung, die ihr eigentlich aus ihrem Munde als verwunderlich hätte auffallen müſſen — „ſo ſind doch Sie um das Wohl der Javanen bemüht. Unter ihren eignen Leuten hier herrſcht eitel Glück und Zufriedenheit, und daß Ihre Fürſorge ſich weit über Sukawangi hinaus erſtreckt, dafür liefert ja ſchon die Thatſache den ſchlagendſten Beweis, daß Sie dies Zimmer neu möblieren laſſen wollen, bloß um den Handwerkern in Bandong zu verdienen zu geben, von denen Sie mit Beſtimmtheit einen, und mit großer Wahrſcheinlichkeit noch ein Dutzend andre auf Ihre Koſten haben ausbilden laſſen.“

„Auf die Wahrſcheinlichkeit würde ich nicht gar zu feſt bauen an Ihrer Stelle,“ entgegnete er mit etwas zwiſchen Spott und Bitterkeit. „Der gute Wille, Talente zu fördern, thut's nicht allein, man muß ſie auch zu entdecken wiſſen, und ich habe nicht viel Scharfblick.“

„Nicht viel Zeit, meinen Sie, das Land nach Talenten zu durchſtöbern! Nun, das liegt auf der Hand. Talente ſollten ſich eben melden, und dafür, daß ſie ſich meldeten, ſollte die Regierung Sorge tragen, indem ſie in den größeren Städten Handwerksſchulen gründete.“

Er hatte ſeine Zimmerpromenade wieder aufgenommen, jetzt aber machte er jäh Halt, und ſich ihr mit einem Ruck zuwendend, ſtieß er heraus: „Handwerksſchulen! Daß man daran auch nicht früher gedacht hat!“ Und nach einer kurzen Pauſe des Nachdenkens: „Sind Ihnen dieſe Art Anſtalten bekannt?“

Sie habe in Geſellſchaft des Onkels in London eine beſichtigt, ſagte ſie, und erklärte dann, von ihm dazu aufgefordert, was und wie in der betreffenden Schule gelehrt werde, gab auch eine äußerſt anſchauliche Schilderung der ganzen inneren Ein-

richtung des Gebäudes selbst, der zahlreichen Unterrichtssäle für Tages- und Abendschüler und der verschiedenen Werkstätten in den weiten Souterrains.

Mit Spannung an ihren Lippen hängend, war er ihrer Auseinandersetzung gefolgt.

„Dank!“ sprach er, als sie schwieg. „Mit dieser Idee haben Sie mir ein kostbares Geschenk gemacht.“

„Ich — Ihnen?“ murmelte sie verwundert.

„Ja,“ nickte er. „Ich werde mich redlich bemühen, sie auszuführen, denn sie ist auszuführen auch hier im Lande, wenn auch nicht ganz in derselben Weise. Der englische Handwerker steht natürlich auf einer ganz andern Bildungsstufe wie der javanische. Um sich der Intelligenz dieses letzteren anzupassen, muß die Methode vereinfacht, der theoretische Unterricht auf das Wesentliche beschränkt, auf den praktischen das Hauptgewicht gelegt werden. Wir brauchen weniger wissenschaftlich gebildete Männer als tüchtige Handwerker zu Lehrern, die ihr Können mitzuteilen wissen, und Lehrer dieser Art dürften bei uns gar so schwer nicht zu finden sein, denn es gibt eine ziemliche Anzahl europäischer Handwerker im Lande, die auch nicht recht zu Brot gelangen können, weil das Publikum ihrer guten, aber teureren Arbeit die billige und schlechte der Chinesen vorzieht.“

„Daß die Regierung für den Plan zu haben sein werde, setzen Sie also als ganz selbstverständlich voraus?“

„Die Regierung müßte wahrlich auf den Kopf gefallen sein, wenn sie Einwendungen erheben wollte. Die Entwickelung eines javanischen Handwerkerstandes würde selbstverständlich eine Verbesserung der Lage der Bevölkerung im Gefolge haben. Mit wachsendem Wohlstand aber würde die Unzufriedenheit im Lande abnehmen, die für Holland eine immerwährende Gefahr bedeutet.“

„Oh, das verstehe ich schon,“ erwiderte Ruth. „Ich meinte nur, ob die Regierung mit dem Geld für das Unternehmen wohl bei der Hand sein würde?“

„Schwerlich. Wir brauchen sie ja übrigens vorerst darum nicht zu bemühen. Ich denke, es werden sich schon ein paar Kapitalisten finden, die sich mit mir an der Sache beteiligen. Wenn aber nicht, nun, so versuche ich eben allein mein Heil. Eine derartige Schule zu gründen, im Gange zu erhalten, und den Schülern nach erlangter Fähigkeit die Mittel zu gewähren, sich selbst eine Werkstatt zu errichten, dafür müßte, meine ich, schon ein gar nicht einmal übertrieben großer Teil der Zinsen ausreichen, die sich jetzt bei mir nutzlos häufen.“

Der Blick, den sie zu ihm hob, war voll Bewunderung. „Er ist doch wirklich ein edler Mensch,“ dachte sie, und bevor sie wußte, wie sie dazu gekommen war, hatte sie ihm ihre schlanke Rechte entgegengestreckt. Diese freundlich drückend, sagte er:

„Nochmals meinen herzlichsten Dank!“

„Ach, ich verdiene ja keinen,“ entgegnete sie, nun hinterher reichlich verwirrt wegen ihres impulsiven Vorgehens, denn seit jenem allerersten Mal an Bord des Dampfers waren ihre Hände sich nicht wieder begegnet, „aber Sie — den Dank für die schönen Blumen, die Sie mir heute morgen schickten.“

„Ah! Die Orchideen,“ sagte er. „Haben Sie danach gemalt?“

„Gewiß, den ganzen Tag. Dort auf dem Tischchen liegt meiner Hände Werk — fertig ist's freilich noch nicht.“

Er war aufgesprungen und hielt bereits das Aquarell.

„Das ist unvergleichlich!“ äußerte er nach längerer, entzückter Betrachtung.

Wenn nicht unvergleichlich, ihr Bestes war es jedenfalls. Ihr Herz trommelte auch zu seinen Worten einen wahren Freudenmarsch, trotzdem fühlte sie sich veranlaßt, ein bescheiden ablehnendes „Ich glaube gar!“ zu murmeln.

„Das blüht nicht nur,“ versicherte er, „das duftet auch.“

„Was da duftet,“ lachte sie, „sind die wirklichen Orchideen im Glase.“

„Ich weiß das besser.“

Sehr langsam und zögernd nur legte er das Blatt aus der Hand. Dann ihre Skizzenmappe am Boden gewahrend, meinte er: „Die enthält sicherlich noch allerlei Sehenswertes. Sie erlauben doch?“

Als sie bejahend nickte, nahm er die Mappe auf, und um den Inhalt mit Muße betrachten zu können, setzte er sich wieder.

„Sieh da!“ rief er, gleich die erste Zeichnung hochhaltend. „Das ist ja Dalimah.“

„Dalimah?“ wiederholte sie fragend.

„Des Kutschers Kleine.“

„Ach so! Das zappelige Ding, es wollte mir nicht still halten; infolgedessen ist, fürchte ich, das Mündchen schief geraten.“

„Nun, die Ähnlichkeit ist jedenfalls frappant. — Und hier — Jasmin und Granatblüten, ein wundervoller Strauß!“

„Der stammt aus Ihrem Garten.“

„Das merke ich. Es ist kaum zu glauben, was Sie in der kurzen Zeit Ihres Hierseins schon gemalt haben. Der größte Teil unsrer Europäerinnen auf Java verträumt den lieben, langen Tag im Schaukelstuhl.“

„Oh! Darin kann ich auch etwas leisten,“ versicherte sie lächelnd; „die Blumen ließen mir nur — hm! — keine rechte Ruhe.“

Sie errötete schuldbewußt, indem sie es sagte, er aber meinte arglos: „Sie hatten Angst, die Herrlichkeit möchte über Nacht vergangen sein, doch damit hat's keine Gefahr. Das welkt hier nur, um sofort wieder zu erblühen, und weil das Wunder ewig ist, deshalb hört's bald auf, als Wunder zu wirken. Was für eine Zauberin die Natur ist, das zeigt uns unser kurzer deutscher Frühling weit besser, als dieser immerwährende Sommer.“

„Ja,“ gab sie zu, „der deutsche Frühling ist herrlich, aber der Winter — einfach schauderhaft.“

„Wie? Der gefällt Ihnen nicht?“ rief er überrascht aufblickend. „Wenn ich einmal ausnahmsweise schön träume, so ist's von bereiften Wäldern, Schneedächern und zu spiegelglatten Eisstraßen erstarrten Flüssen.“

„Hu!“ machte sie sich schüttelnd. „Nein, da thue ich nicht mit!“

Lächelnd senkte er das Auge wieder auf die Skizzen vor ihm. Es war Gutes und Minderwertiges darunter, ihm jedoch, der keinen kritischen Maßstab anzulegen hatte, schien alles gut. Einmal in frühster Jugend war er durch eine Gemäldeausstellung gewandert, von dem, das in den letzten Jahrzehnten die Kunst geschaffen hatte, kannte er nur einen winzig kleinen Bruchteil aus Journalabdrücken. Soweit jedoch hatte

sich schon während dieses kurzen Schauens sein Auge geschärft, daß er stutzte, als ihm einige Blätter in die Quere kamen, die eine keckere, männlichere Pinselführung verrieten.

„Ist auch dies von Ihnen?“ fragte er, einen weiblichen Studienkopf emporhaltend.

„Nicht doch!“ rief sie aufstehend, um ihm über die Schulter zu schauen. „Das ist von Flora Macdonald — wirkliche Künstlerarbeit.“

„So?“ murmelte er zweifelhaft. „Mir kommt's sonderbar gekleckst vor.“

„Ist es auch!“ lachte sie. „Doch das thut seinem Wert keinen Abbruch. Man darf es nur nicht zu sehr in der Nähe betrachten. Sehen Sie so“ — sie nahm ihm das Bild aus der Hand und hielt es in Armslänge von sich — „so macht sich's schon besser.“

„Reichlich klecksig bleibt's doch,“ entgegnete er, nicht zur Bewunderung geneigt, und nahm ein zweites Blatt vor.

„Das ist ihre Mutter — Floras Mutter,“ erklärte Ruth, „eine wahrhaft schöne Frau.“

„Von der Schönheit weiß das Bild blitzwenig zu erzählen.“

„Hahaha! Wie trocken das klingt! Aber Sie thun Flora unrecht, wenn irgend jemand, so hat sie Talent.“

„Ein etwas grobkörniges Talent,“ meinte er achselzuckend. „Hier ist wieder dieselbe — Faust, hätte ich bald gesagt.“

Mitten im Lachen brach sie ab und faßte die Unterlippe zwischen die Zähne.

„Nicht wahr, auch ein Werk Ihrer talentvollen Freundin?“ fragte er, ihr eine mit wenigen kühnen Strichen hingeworfene Kreidezeichnung hinhaltend, die einen Männerkopf in leicht vornübergebeugter Haltung, mit klassisch schönen Zügen von etwas schwermütigem Ausdruck darstellte.

„Ja,“ antwortete Ruth, und in ihrem Stimmenklang mußte etwas ihn Befremdendes liegen, denn er hob das Auge, um es freilich rasch genug wieder zu senken. Er hatte in ein von glühender Röte überflammtes Antlitz geblickt.

„Was fällt mir eigentlich ein?“ fragte sich indessen zornig Ruth. „Was brauche ich dieses Menschen wegen rot zu werden?“ Und sich gewaltsam zusammennehmend, sagte sie: „Das ist nämlich ein Mr. Howard, der auch die Reise mitmachte.“

Fritz dankte mit stummer Kopfneigung für diese Erklärung. „Der ist's,“ dachte er, während er die Kreidezeichnung zögernd aus der Hand legte.

Mit Besichtigung des noch übrigen Inhalts der Mappe war er bald fertig. Die kurze Dämmerung brach auch schon herein. —

Es war entschieden hübscher und unterhaltender gewesen heute nachmittag zur Theestunde, fand Ruth, als sie bald nach dem Diner wieder im Salon in ihrem Schaukelstuhl lag.

Ob er nicht vielleicht wie gestern zu einer kleinen Plauderei hereinkam? Ihre malayische Grammatik aufgeschlagen in der Hand, horchte sie angestrengt nach dem

Vorzimmer hin, allein kein Männertritt ward dort vernehmbar. Er ſaß in der Pendoppo und blieb ſitzen.

„Wenn der Berg nicht zu Muhammed kommt“ — murmelte ſie und erhob ſich halbwegs. „Aber nein,“ beſann ſie ſich, wieder zurückſinkend, „das geht ja nicht.“

In der Pendoppo hatte ſie ſich ſeit jenem Abend, an dem ſie ſich ſo brüsk zurückgezogen, nicht wieder blicken laſſen. Sich jetzt dort einzuſtellen, fehlte ihr der Vorwand.

„Schade!“ ſeufzte ſie. „Und langweilig!“ Mit ungeduldiger Hand die Blätter ihrer Sprachlehre wendend, ſetzte ſie hinzu: „Das alberne Buch! Als ob ich's nicht ſchon auswendig wüßte!“

Bei dieſen Worten aber hellte ſich ihre Miene plötzlich auf. Da hatte ſie ja den Vorwand, den ſie ſuchte. Vergnügt aufſpringend, durcheilte ſie ihre Gemächer und erſchien in der Pendoppo vor dem etwas überraſcht von ſeinen Büchern aufblickenden Fritz Bardewiek.

„Bitte, bitte, bleiben Sie ſitzen!“ beſchwor ſie ihn, als er ſich erheben wollte. „Ich komme bloß, Ihnen dieſes Buch zurückzuſtellen; ich glaube nämlich, den Inhalt ſo ziemlich im Kopf zu haben.“

„Und wenn auch,“ erwiderte er, „wozu die Eile? Ich brauche es ja nicht, und es könnte Ihnen doch leicht einmal ein Wort wieder abhanden kommen.“

„Für den Fall bleibt mir ja das Wörterbuch. Statt der malayiſchen hier hätte ich gern eine javaniſche Grammatik, immer vorausgeſetzt, daß Sie eine beſitzen ſollten.“

„O ja, aber Ihre Energie ſetzt mich in Erſtaunen. Das iſt nun binnen acht Tagen ſchon die zweite fremde Sprache, die Sie in Angriff nehmen.“

„Die erſte war nur Kinderſpiel, und ich kann doch meine Abende nicht ſo wegfaulenzen.“

„Meiner Anſicht nach wäre Ihnen das Faulenzen abends dringend anzuraten, da Sie ja doch den Tag über anhaltend malen. Allzugroße Anſtrengung wirkt ſchädlich in unſerm Klima — beſonders in der erſten Zeit.“

„Sie weigern ſich alſo, mir das Buch zu leihen?“

„Selbſtverſtändlich leihe ich es Ihnen!“ Damit ſchritt er auch ſchon der Thür des Speiſeſaals zu.

„Ich bemühe Sie doch nicht allzuſehr?“ rief ſie ihm nun ein wenig ängſtlich nach.

„Durch den kleinen Gang in mein Zimmer?“ Er lachte heiter auf. „Komme ich Ihnen vor, wie ein gebrechlicher Greis?“

„Nein, wahrhaftig nicht,“ dachte ſie, der mächtigen Geſtalt nachſchauend, die, bevor ſie verſchwand, auf einen Moment den Rahmen der Thür faſt zu füllen ſchien.

„Welche Sprache von den fünf iſt's nun, die Sie mir bringen,“ erkundigte ſie ſich, als er mit einer Handvoll von Büchern zurückkehrte.

„Ngoko,“ antwortete er, „die Volksſprache.“

„Nun,“ meinte ſie lächelnd, „dies iſt auch wohl die einzige, für die ich unter Umſtänden Bedarf haben könnte. Der hohe Adel wird meiner Wenigkeit wohl kaum in den Weg kommen?“

„Das wollen wir nicht ſo ſchroff hinſtellen,“ entgegnete er. „Dem Regenten

von Bandong werden wir ſchon anſtandshalber eine Viſite machen müſſen, und wenn wir einmal die Fürſtenländer bereiſen ſollten, die manches Intereſſante bieten, ſo wäre es doch am Ende nicht mehr wie artig, daß wir dem Sultan von Djocjakarta und dem erhabenen Kaiſer von Surakarta unſre Huldigung zu Füßen zu legen gingen."

„Aber," rief ſie beluſtigt, „wenn ich dieſen allerhöchſten Herrſchaften dann mit dem gemeinen Ngoko kommen wollte, das wäre doch eine Beleidigung!"

„Natürlich, deshalb iſt's eben ein wahrer Himmelsſegen, daß ſie durch Dolmetſcher mit ſich reden laſſen; denn bis zu dem Behaſa Kedaton hinauf reicht auch meine Weisheit nicht."

Sie lachte über den drolligen Ton, in dem er ſprach und fragte dann, ihm eines der Bücher aus der Hand nehmend: „Was mag dies ſein?"

„Eine kleine Sammlung von Wajang-Erzählungen."

„Wajang?" wiederholte ſie erſtaunt. „So nennt man doch das Puppentheater! Ja, iſt denn, was dort vorgetragen wird, eigentlich leſenswert?"

„Mich verdrießt nur, das nicht mehr davon zu leſen iſt," entgegnete er. „Das meiſte lebt nur im Volksmunde, oder liegt in alten unzugänglichen Manuſkripten aufbewahrt, die ſich von Geſchlecht zu Geſchlecht vererben. Sie dürfen das Puppenſpiel nicht unterſchätzen, es iſt für den Javanen, was für den Europäer ſein Theater. Es befriedigt das Bedürfnis nach Poeſie, das in ihm ſchlummert, erhebt ſein Herz und läßt ihn ſein trauriges Los fröhlicher tragen. Denn, was ihm der Dalang erzählt, ſind ſchöne Sagen aus der Hinduzeit und herrliche Thaten der alten Javanen, die ein tapferes, und wenn die Tempelreſte von Burobudor und die gewaltigen Trümmer der Reſidenz des einſt ſo mächtigen, jetzt verſunkenen Reiches Modjopahit Wahrheit reden, auch ein hochciviliſiertes Volk waren."

„Iſt's möglich?" murmelte Ruth, den Kopf hin- und herwiegend. „Und ich begriff gar nicht, woher Sie neulich abends die Geduld nahmen, ſo andächtig zu lauſchen! Was war es denn nur, das man ſpeciell uns zum beſten gab?"

„Das waren die Abenteuer des Raden Pandje Inokarta Patti, des von den Javanen hochverehrten Kronprinzen von Djengolo, der um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts lebte, und in einer Schlacht, die ſeinem Vaterlande den Sieg brachte, den Heldentod ſtarb, worauf er in die Reihen der Götter erhoben wurde. Als tüchtiger Schmied — dieſes Handwerk auszuüben erachten ſich noch heute die eingeborenen Fürſten nicht zu vornehm — war er der Erfinder des Kriß; auch der Wajang ſoll ihm ſeine Entſtehung verdanken."

„Himmel! Das iſt ja fabelhaft intereſſant!" rief ſie aus. „Ich wollte nur, ich wäre erſt ſoweit, das Büchelchen leſen zu können."

Über ihren Eifer lächelnd, reichte er ihr nun auch Grammatik und Wörterbuch hin. „Leider iſt in beiden der erklärende Text in holländiſcher Sprache," ſagte er, „allein, wenn Sie Ihr Deutſch und Ihr Engliſch zu Hilfe nehmen, ſo wird Ihnen das Verſtändnis derſelben nicht allzuſchwer fallen. Im übrigen bin ja ich auch noch da. Ich komme gern mit in den Salon, wenn Sie es wünſchen."

„Warum in den Salon? Ich kann ja hier bleiben."

„Sie ſitzen hier doch nicht gern."

„Wer behauptet das?"

„Ich nehme es an, weil Sie nach dem erſten Mal nicht wiedergekommen ſind.“

„Ich kam nicht, weil ich mir bewußt war, hier Störenfried geſpielt zu haben.“

„Störenfried?“

„Hatte ich Sie nicht veranlaßt, Ihre Cigarre fortzuwerfen?“

„Aha! Und das, meinten Sie, ſei mir unſagbar ſchwer geworden. Für einen Sklaven des Tabaks halten Sie mich alſo?“

„Ach nein, aber ſoviel iſt gewiß, wenn ich heute hier bleiben ſoll, ſo müſſen Sie rauchen.“

„Trotzdem Ihnen dies unangenehm iſt?“

„Es iſt mir ja nicht unangenehm.“

„Doch, doch! Ich habe es Ihnen angemerkt.“

„Nein, ganz gewiß nicht, ich — that nur ſo neulich, ich — war nämlich — ſchlechter Laune.“ Sie brachte das mit einem Gemiſch von Verlegenheit und Schelmerei heraus, das ihr außerordentlich lieblich ſtand.

„Und die ſchlechte Laune,“ fragte er lächelnd, „hatte die einen Grund?“

„Hm! Um Ihnen die Wahrheit zu geſtehen,“ entgegnete ſie geſenkten Blickes und ein wenig ſtockend, „ich fand — hm! — Sie hätten mich wohl um — Erlaubnis fragen können, bevor Sie Ihre Cigarre anſteckten.“

„Ja, ſehen Sie,“ ſagte er mit bedauerndem Kopfſchütteln, „das kommt davon, wenn man ſo lange einſam in der Wildnis gehauſt hat. Das bißchen Dreſſur, das man aus der Welt mitgebracht hatte, fällt ſacht von einem ab, und der ungeleckte Bär bleibt übrig.“

Nichts hätte ſie gründlicher beſchämen können, als dieſe einfachen und durchaus ernſtgemeinten Worte es thaten.

„Ach, bitte, reden Sie nicht ſo!“ beſchwor ſie ihn mit glühenden Wangen.

„Nun, jedenfalls werde ich mich bemühen, es in dem Punkte nicht wieder zu verſehen,“ verſprach er.

Da fuhr ſie förmlich auf. „Aber ſo verſtehen Sie doch,“ rief ſie aus, „es war ja eine Albernheit von mir, ich ſehe es jetzt ein! Lächerlich, bodenlos abgeſchmackt würde es ja ſein, wenn Sie ſich allemal erſt meiner gnädigen Zuſtimmung verſichern wollten, bevor Sie ein paar harmloſe Rauchwölkchen in die Luft paffen.“

„Da bin ich andrer Anſicht. Höflichkeit kann niemals ſchaden, finde ich, und wer keine Lebensart beſitzt, ſoll ſie ſich anzueignen ſuchen, ſo raſch wie möglich.“

„Ich möchte denjenigen ſehen, der da behaupten wollte, Sie beſäßen keine!“ ſtieß ſie jetzt ganz und gar empört hervor. „Damit Sie's nur wiſſen, Herr Bardewiek, wenn Sie mich in Zukunft einmal empfindlich beleidigen wollen, ſo fragen Sie nur bei mir an, ob Sie rauchen dürfen, und wenn Sie jetzt verhindern wollen, daß ich mich in den Salon zurückziehe, ſo zünden Sie ſich eine Cigarre an!“

„Das iſt ja gräßlich, wie Sie mir das Meſſer an die Kehle ſetzen!“ rief er beluſtigt. „Wenn ich nun gerade heute abend nicht die geringſte Luſt zum Rauchen verſpürte — wie dann?“

„Dann würden Sie gerade heute abend darum doch rauchen, mir zu gefallen.“

Unter den ſchmeichelnd beredten Blicken, mit denen ſie dies ſagte, that er ihr lächelnd den Willen.

„So!“ nickte ſie befriedigt, als die Cigarre brannte. „Nun nehmen Sie, bitte, wieder Platz.“

„Erſt werde ich Sidin beauftragen, Ihnen eine Lampe zu bringen,“ erklärte er, ſich der Thür zuwendend.

„Aber das thut ja gar nicht nötig,“ beeilte ſie ſich zu verſichern. „Ich kann recht gut von Ihrer Lampe ſehen — das heißt,“ fügte ſie ein wenig unſicher hinzu, „vorausgeſetzt, daß es Ihnen nicht unangenehm iſt, wenn ich mich zu Ihnen ſetze.“

Er gab ihr beruhigende Verſicherungen, und ſchob ihr den bequemſten Korbſeſſel, der zu haben war, an die eine Längsſeite des Tiſches, ſo daß ihr das Licht ſeitwärts auf das Buch fallen mußte.

„Herrlich!“ äußerte ſie, ſich niederlaſſend. „Das iſt ein Stuhl, in dem man ſich ausſtrecken kann wie auf dem bequemſten Ruhebett.“ Und nach ihm hinblickend, der vor dem Tiſch ihr gegenüber Platz genommen hatte: „Haben Sie es auch gut dort?“

„Sehr!“ lächelte er.

„Schön! Nun hoffe ich nur, daß ich Sie nicht gar zu oft mit Fragen beläſtigen werde. Es iſt wohl etwas Wichtiges, was Sie da ſchreiben?“

„Nur eine engliſche Überſetzung.“

„Iſt's möglich? Sie machen engliſche Überſetzungen?“

„Wenn Sie nichts dagegen haben.“

„Ich wundere mich nur, daß Sie nach Ihrer ermüdenden Tagesarbeit noch Mut dazu haben.“

„Meine Tagesarbeit ermüdet nur meinen Körper, und wenn man ſeinen Geiſt nicht hin und wieder auch ein bißchen exerziert, dann verſinkt er in Lethargie.“

„Hahaha!“ lachte ſie. „Bei Ihnen hat das keine Gefahr.“ Die Hand nach dem vor ihm liegenden beſchriebenen Blatt ausſtreckend, ſetzte ſie hinzu: „Bitte, laſſen Sie einmal ſehen!“

Lächelnd willfahrte er ihr, und ſie ſtutzte im erſten Moment, als ſie ſeine Handſchrift vor Augen hatte, ſo befremdlich klein ſchien ihr dieſe. Dann aber, als die Worte ſo knapp, ſo feſt, ſo ſchnurgerade aneinandergereiht und doch nirgends ineinanderlaufend, ſo ohne alle Schnörkelei und überflüſſiges Strichwerk da ſtanden, ſagte ſie ſich: „Natürlich! So und nicht anders mußte er gerade ſchreiben.“

Ihm das Papier wieder einhändigend, fragte ſie: „Machen Sie auch Fehler?“

„I gewiß.“

„Und wer verbeſſert ſie Ihnen?“

„Harry Burnand, wenn er einmal herauskommt.“

„Könnte nicht ich dies vielleicht beſorgen?“

„Ich werde doch Sie mit meinen Schreibereien nicht langweilen.“

„Dann werde auch ich Sie mit Fragen nicht langweilen. Was dem einen recht, iſt dem andern billig.“

„Nun, nun! Wollen uns die Sache einmal überlegen.“

„Nein, zu überlegen iſt nichts. Entweder — oder?“

„Gut alſo, entſcheiden wir uns um des lieben Friedens willen für das Entweder.“

„Abgemacht?“

„Abgemacht.“

Ruth lehnte ſich mit vergnügtem Kopfnicken in ihren Seſſel zurück, und Stille trat ein.

Sie bot ein äußerſt reizvolles Bild, wie ſie da ſo mehr lag als ſaß. Das Goldhaar flimmerte matt im Lampenlicht, das feine Profil hob ſich klar von dem dunklen Hintergrund der Wand, um den Mund ſchwebte noch ein ſanftes Lächeln, das die letzte Unterredung dort zurückgelaſſen hatte. Die anmutige Geſtalt war von einem blaßheliotropfarbenen Seidenkleid umfloſſen, das nur die ſchmalen Füße und bis zum Ellenbogen die weißen, vollen Arme frei ließ.

War es dieſes Bild, das ſich Fritz durch blaue Rauchwolken nicht verdunkeln wollte, oder lag ihm daran, ſich den Veilchenduft nicht zu verfälſchen, der von dem Batiſttuch herüberwehte, das ihr im Schoß lag, oder endlich geſchah es in purer Zerſtreutheit, daß er nach nur wenigen Zügen ſeine Cigarre auf die Tiſchplatte legte, und ihr Feuer ſachte erlöſchen ließ.

Allein Ruth merkte Unrat und zwar ziemlich bald.

„Sie rauchen ja gar nicht!“ rief ſie, ſich haſtig emporrichtend.

„Hm! Das iſt auch wahr,“ gab er, nachdenklich auf den erkalteten Glimmſtengel blickend, zu, „ich muß doch wohl heute entſchieden nicht dazu aufgelegt ſein.“

„Wenn Sie nur nicht meinetwegen aufgehört haben?“

„Ihretwegen — nach all ihren ſchrecklichen Drohungen? Ich glaube gar!“

Zehntes Kapitel.

Es machte ſich auf die allernatürlichſte Weiſe. Aus ihrem Wunſch, ihm zu imponieren, ward der heiße Drang, ihm Freude zu machen. Daß hinter dieſem Drang die Liebe ſtecke, davon aber hatte ſie anfangs gar keine Ahnung.

Sie wußte auf einmal nur, daß es auf der Welt keinen ſchöneren Ort gebe als Sukawangi, daß hier die Bäume ſtolzer ragten, die Blumen herrlicher blühten, daß hier ſeltnere Vögel und buntere Schmetterlinge die Luft durchſchwirrten, als ſonſt irgendwo auf der Welt. Sie war auch ſehr geneigt zu glauben, daß die Menſchen hier beſſer ſeien als anderwärts. Sie gaben ſich ſo einfach, ſo kindlich, und wie bei Kindern las man ihnen die Herzensgefühle vom Geſicht.

Dieſe Herzensgefühle aber ſchienen in Bezug auf die Nonja jetzt ausnahmslos freundlicher Natur zu ſein. Statt ſich von ihr abzuwenden, verklärten ſich jetzt die Geſichter, wo ſie erſchien, und weil ihr dies ſo angenehm zu ſehen war, lief ſie täglich einmal von Häuschen zu Häuschen, hier ein wenig zu plaudern, dort den Kindern ſüßen Kuchen zu bringen. Das Näſchereienausteilen, das Verſchenken überhaupt war ihre ganze Paſſion geworden. Es zuckte ihr mitunter förmlich in den Fingern, ein Schmuckſtück von Hals oder Arm zu nehmen, um es Sarina oder Sidin zu geben, und die beiden hatten doch ſchon genug bunten Firlefanz von ihr; ſie durfte ſie ebenſowenig in ihrer Putzſucht beſtärken, wie ſie den Kindern durch

Überfüttern den Magen verderben durfte. Schade gleichwohl, so immerfort an die dummen Folgen denken zu müſſen! Den Jubel der Kinder zu hören, war eine ſo große Freude, und den Dank aus den Augen der Erwachſenen ſtrahlen zu ſehen, eine faſt noch größere. Was für prächtige, dunkle Augen ſie nebenbei hatten, wie hübſch ſie überhaupt alleſamt waren, und mit was für natürlicher Anmut die wohlgeformten Geſtalten ihre maleriſche Kleidung trugen.

Freilich, dieſe wohlgeformten Geſtalten, neben der des Hausherrn durften ſie ſich nicht zeigen, dann wurden ſie gleich klein, unbedeutend, überzierlich. Die geſchmeidige Grazie dieſer Leute war ihm nicht gegeben, dafür aber die höchſte Schönheit des Mannes, die einzige, auf die es ankam — die Kraft. Und was die prächtigen, dunklen Augen der Javanen betraf, ſie konnten doch im Grunde nur kindliche Fröhlichkeit ſpiegeln, während aus den tiefen, ernſten, grauen Sternen in Fritz Bardewieks Antlitz eine Weisheit, eine Güte blickten, von der die dumpfen Seelen jener Armen auch nicht einmal eine Ahnung hatten.

Es war gegen Ende der dritten Woche ihres Aufenthalts in Sukawangi, daß Ruth am Schluß eines ſolchen Vergleiches zwiſchen dem deutſchen Herrn und ſeinen javaniſchen Dienern wie ein Blitzſtrahl plötzlich die Erkenntnis kam: „Mein Gott! Ich liebe ihn ja!“

Sie befand ſich im Salon, es war um die Theeſtunde, gleich mußte Fritz eintreten, und da ſaß ſie nun ſteif aufrecht, in grenzenloſer Verwirrung, und ihre Blicke, die ſcheu im Zimmer umherfuhren, ſchienen jeden Gegenſtand, der da hing, lag, oder ſtand, zu fragen: „Wußteſt du's? Ich hatte ja keine Ahnung! Welche Blindheit! Ach, und welche Dummheit! Er macht ſich ja gar nichts aus mir.“

Gegen dieſe letzte Behauptung aber erhob alsbald ihr Herz Einſpruch. Wieſo denn? Weil ihr erſter Anblick ihm Abneigung eingeflößt hatte? Lächerlich! Hatte ſie nicht anfangs ſogar Haß gegen ihm empfunden? Darüber kam man eben hinweg.

Allerdings, gab ihr der nüchterne Verſtand zu, eine Ruth Hillerns kam darüber hinweg, aber auch ein Fritz Bardewiek? Er hatte nach ſeiner eignen Ausſage Mühe, etwas in ſeinen Kopf hineinzubringen; was aber einmal darin war, ſaß feſt.

Thörichtes Argument! Man liebte doch nicht mit dem Kopfe!

Freilich nicht, aber mit ſeinem Herzen ſchien es ganz ähnlich beſtellt. Es ſollte einmal einer verſuchen, ihm ſeine Antipathie gegen die Chineſen auszureden!

Die Chineſen zu haſſen, hatte er eben Grund.

Und ſeine Frau zu haſſen etwa nicht? Konnte man ſich abſcheulicher gegen einen Menſchen benehmen, wie ſie ſich gegen ihn benommen hatte?

Das war doch nur in den erſten Tagen geweſen, jetzt that ſie ihm ja längſt zu Gefallen, was nur in ihrer Macht ſtand. Und er war auch nicht unempfindlich dagegen — nein, durchaus nicht unempfindlich. Er kehrte viel früher heim wie ſonſt und mit einem ganz andern Geſicht. Der trübe Ernſt war aus ſeinen Zügen verſchwunden, der finſtere Blick aus ſeinem Auge. Er konnte aufs heiterſte mit ihr lachen und ſcherzen. Er ſah auch niemals achtlos, oder gleichgültig über Veränderungen weg, die ſie im Hauſe machte. Sie brauchte nur eine Blumenampel anzubringen, eine Vaſe vorteilhafter zu ſtellen, gleich hatte er es erſpäht und hielt mit

ſeinem Lob nicht hinter dem Berge. Und dann — dieſe rückhaltloſe Bewunderung, die er ihren Talenten zollte!

Hinter alledem ſteckte nur Ehrlichkeit, Gerechtigkeit — im beſten Fall ſelbſtloſe Güte.

Nicht vielleicht auch ein bißchen Liebe?

Nein, wie die Frau ausſah, die er ſich erwählt haben würde, wußte ſie ja.

Ach, lieber Gott, ja — das hatte ſie neulich abends erfahren. Da hatte er ihr von der Heimat ſeiner Kindheit und von ſeiner Mutter erzählt, auch daß er ſich nach ihrem Bilde eine Frau gewünſcht, war ihm im Laufe des Geſprächs entſchlüpft, und wie ſie von einer brennenden Neugier — deren Grund ſie ſich jetzt erſt klar machte — dazu angeſtachelt, ihn gebeten hatte, ihr die äußere Erſcheinung dieſer geliebten Mutter einmal zu beſchreiben, da war ſie förmlich ſchmerzlich dadurch berührt worden — und jetzt erkannte ſie weshalb — daß jene eine mittelgroße, ſchmächtige Geſtalt, ein ſchmales, blaſſes Geſicht, dunkle Haare und tiefblaue Augen gehabt.

Ja, ja, die Blonden ſchauen nach den Schwarzen, das war eine alte Erfahrung. Sie ſelbſt hatte es früher auch ſo gemacht, freilich jetzt — Ha! Das war ſein Schritt.

„Ich fürchte, ich habe Sie erſchreckt," äußerte in bedauerndem Ton Fritz Bardewiek, indem er die Thür hinter ſich ins Schloß zog.

„Wieſo denn?" ſtammelte Ruth, deren Antlitz ſich mit flammender Röte bedeckt hatte.

„Sie fuhren zuſammen und wechſelten die Farbe."

„Ich — ich war gerade ein bißchen in — Gedanken verſunken."

„Aber Sie wünſchen hoffentlich nicht, in der Einſamkeit weiter zu ſpintiſieren?"

„Nein, gewiß nicht."

„Na, das iſt ein Glück. Ich trug nach dem Plauderſtündchen auch ordentlich Verlangen."

Damit warf er ſich in einen Stuhl, während ſie ſich in bebender Haſt daran machte, den Thee einzuſchenken, wobei ihr die javaniſche Grammatik, die ſie im Schoß gehalten, zu Boden glitt.

„Soll ich einmal ein wenig den Präzeptor ſpielen?" fragte er neckend an, indem er ſich nach dem Buche bückte.

„Oh ja — warum nicht — gern," preßte ſie unter wildem Herzklopfen hervor.

„Gut alſo, aufgepaßt!"

Mit erkünſteltem Ernſt in der Miene, in ſpaßhaft ſtrengem Ton verlangte er hier ein Wort, dort einen Satz überſetzt, und Ruth, die nun raſch ihre Faſſung wiedergewann, ſchickte ſich vortrefflich in die Rolle der gehorſamen Schülerin. Als er endlich das Buch aus der Hand legte, meinte er:

„Wenn das ſo weiter geht, dann haben Sie es in ſpäteſtens vier Wochen bis zu der Kromo-inggelſprache gebracht."

„Hahaha!" lachte ſie. „Das iſt die allerraffinierteſte, nicht wahr, deren man ſich nur bedient, wenn man vor Fürſten ſpricht? Danke ſchön, ſo hoch verſteigt ſich mein Ehrgeiz nicht. Ich habe wirklich ſchon ein bißchen Mühe, das Javaniſche und Malayiſche auseinanderzuhalten."

„Also doch ein bißchen? Nun, unter uns gesagt: hätte ich mir in derselben Zeitspanne wie Sie die beiden Sprachen zugemutet, sie bildeten jetzt in meinem unglücklichen Hirn ein nie wieder zu entwirrendes Chaos."

„Wissen Sie was?" entgegnete sie unzufrieden. „Sie haben eine wahre Force darin, Ihre Fähigkeiten herabzusetzen."

„Was auf der allerniedrigsten Stufe steht, läßt sich nicht mehr herabsetzen."

„Das ist einfach schändlich, und wenn Sie so weiter reden wollen, so halte ich mir die Ohren zu."

„Nun, dann rede ich eben nicht weiter, sondern höre hübsch aufmerksam zu, während Sie mir ein Stückchen aus dem Wajangbuche vorlesen. Das hatten Sie doch versprochen?"

Bejahend mit dem Kopfe nickend, nahm sie das Büchelchen vom Tisch auf.

„Was soll es sein?" fragte sie, die Blätter wendend. „Möchten Sie vielleicht gern wissen, wie man aussehen muß, wenn man hierzulande eine reizende Märchenprinzessin sein will?"

„Sehr gern."

„Gut, aus dieser Stelle ist's zu entnehmen." Und sie begann: „Bei der Fürstin in ihren Gemächern weilt die junge Prinzessin. Sie heißt die goldene Prinzessin, die Blume der Schönheit, die schönste der goldenen Blumen. Alle ihre Gliedmaßen sind fein und von richtigem Ebenmaß. Sie hat langes schwarzes Haar und eine saphirartige Hautfarbe —" „Ich dachte, der Saphir wäre blau?" unterbrach sie sich.

„Ich auch," entgegnete er.

„Eine blaue Hautfarbe? Gräßlich!"

„Nehmen wir zu unsrer Beruhigung an, daß dem Dichter ein gelber Topas vorschwebte, und er sich nur in dem Namen des Edelsteins irrte."

Sie lächelte und fuhr fort: „Ihr Antlitz hat einen glänzenden Schein, ihre Brauen haben die Form des Regenbogens, die Augen funkeln wie Diamanten im Mondschein, Stirn und Wangen sind wie glatter Marmor, die Lippen wie eben aufgebrochener Manguſtan. Ihre Zähne gleichen den Flügeln der Rombong. Wenn sie lacht, so ist's, als ob Zuckertropfen daran hingen. Ihre Arme biegen sich wie Elfenbeinbogen, die feinen Finger spitzen sich wie Dornen nach den Nägeln zu, ihre Daumen gleichen der Tjabé-Pflanze, die kleinen Finger der Tandjong-Frucht. Ihre Nägel, welche sich über die Fingerspitzen biegen, sind mit Patjar rot gefärbt, und glänzen bei Abend wie vom Winde getriebene Konangs. Ihre Taille gleicht der Lempeh-Pflanze und ist dünn wie die der Biene. Ihre Figur ist in der Mitte schön gebogen. Der Hals ist lang wie die Hülse der Gadung-Pflanze. Die Adern schimmern grünlich durch die Haut. — Nun, was sagen Sie dazu?"

„O! ich bin natürlich hingerissen. Und das männliche Schönheitsideal — wie stellt sich das dar?"

„Das steht nirgends so bis in alle Einzelheiten hinein liebevoll hingemalt, doch soviel ist mir ziemlich klar geworden, daß auch der Märchenprinz lange schwarze Haare und neben breiten Schultern unbedingt eine Wespentaille besitzen muß."

„Hm, hm! Da brauche ich mich für den Posten wohl nicht zu melden — was meinen Sie?"

„Nein," antwortete sie lachend und errötend zugleich, „und das ist ein Glück, denn ein Mann mit langen Haaren und einer Wespentaille — etwas Häßlicheres gibt's doch nicht."

Er fragte sich eben im stillen, ob sie da nicht ein wenig gedankenlos gesprochen habe, und bei reiflicher Überlegung nicht doch vielleicht die Palme der Häßlichkeit einem Manne mit einer plumpen Bauerngestalt und einem roten Bart zuerkennen würde, als nahendes Räderrollen ihn veranlaßte aufzustehen und an das Fenster zu treten.

„Sieh da, ein Wagen!" rief er, nachdem er sekundenlang hinausgespäht hatte, „der uns Besuch bringt — eine Dame und einen Herrn, der mir fast ausschaut, wie — nein, nicht fast, sondern ganz wie Harry Burnand! Der gute Junge, ich hatte ihn in Bezug auf die Handwerkerschule um seinen Rat gebeten, und da bringt er mir ihn nun persönlich."

Lebhafte Befriedigung in der Miene kehrte er dem Fenster den Rücken, und schritt der Thür zu. „Bemühen Sie sich nicht, ich bringe Ihnen die beiden hierher," bemerkte er noch gegen Ruth, dann war er hinaus.

Sie hatte sich erhoben, um ihm zu folgen, jetzt stand sie mitten im Zimmer still und starrte trübselig vor sich nieder.

Nein, er liebte sie nicht — nicht im mindesten. Davon lieferten ihr seine ruhigen Worte und Blicke, sein ganzer unerschütterlicher Gleichmut in ihrer Gegenwart und mehr noch diese seine jetzige freudige Erregung den Beweis. Was ihr eine fatale Störung, war ihm eine hochwillkommene Unterbrechung des Selbanders. Der Freund kam ja, der Freund, den er liebte. Ihm konnte er nicht rasch genug entgegeneilen.

Sie selbst zog es zu Harry Burnand nicht hin, er hatte ihr an ihrem Hochzeitstage eine gar zu mißbilligende Miene gezeigt, und was Harry Burnands langweilige Schwester betraf —

Doch, wenn sie die beiden auch ins Pfefferland wünschte, der Höflichkeit mußte Genüge geschehen. Hier steifsteif stehen bleiben und die Begrüßungen ihrer Gäste abwarten, das durfte sie nicht. Vorwärts also!

Sie trat eben von der einen Seite in die Pendoppo, als auf der andern die Drei erschienen, voran May.

Ihren Sonnenschirm schwenkend, mit einer Eilfertigkeit, die an der allzeit Trägen wundernahm, kam sie daher, und erstickte unter Umarmungen und Küssen die formellen Bewillkommnungsworte, die Ruth präpariert hatte.

„Nein, wie schön, wie herrlich, daß wir uns wiedersehen," frohlockte die Enthusiastische. „Halbtot habe ich mich nach Ihnen gesehnt! Ist's nicht wahr, Harry?" wandte sie sich über die Schulter an den Bruder. „Und habe ich dir nicht gesagt, daß sie süß ist? Na, jetzt urteile mal selber!"

Mit dieser Aufforderung, deren agressiver Ton Meinungsverschiedenheiten zwischen den Geschwistern in Bezug auf den letzten Punkt, zu verraten schien, trat sie zur Seite.

Harry Burnands braune Wange hatte sich dunkler gefärbt, und in Ruth wollte es sich spöttisch regen, doch als aus den neulich so feindseligen Augen ein Blick ernster, warmer Bewunderung sie traf, fühlte sie sich rasch umgestimmt, und hatte für den Freund ihres Mannes nun ein sonniges Lächeln und einen festen englischen Händedruck.

„Ein äußerst sympathisches Gesicht," sagte sie sich. „Ich war eben an dem schrecklichen Tage nicht in der Laune, irgend jemand Gerechtigkeit widerfahren zu lassen."

Wie er dann auf dem Wege nach dem Salon ihr mitteilte, daß er in Geschäftssachen noch ein Stück weiter in das Land hinein müsse, und sich daher erlaubt habe, seine junge Schwester, die er doch nicht gut allein in Batavia habe zurücklassen können, mitzubringen, um sie auf ein paar Tage unter ihren Schutz zu stellen, da rief sie in ihrem herzlichsten Ton:

„Das haben Sie gut gemacht. Wir wollen Ihnen May schon behüten."

Die Dankesworte erstarben ihm auf den Lippen, weil sich gerade jetzt der Salon vor ihm aufthat.

„Ei der Tausend!" stieß er in hellem Erstaunen um sich starrend hervor. „Das hat sich hier ja fabelhaft verändert."

„Ich war schon begierig zu hören, was du wohl sagen würdest," lächelte Fritz, dem die Genugthuung aus den Augen strahlte.

„Daß aus einem scheunenartigen Raum ein Feengemach geworden ist, das sage ich."

„Hören Sie es wohl?" wandte sich Fritz an Ruth.

„Ja," nickte sie, „ich vermag nur leider nichts Feenhaftes zu entdecken."

„Den Feen selber ist das Feenhafte eben das Alltägliche," meinte Harry, „uns armen Sterblichen, die wir uns plötzlich in den Märchenzauber hineinversetzt sehen, aber nicht."

„Sieh nur zu, daß du dir eine kleine Reservedosis von Bewunderung für nächstes Mal aufsparst," riet ihm sein Freund, „es soll hier nämlich noch schöner werden."

„Höre, das ist nicht nötig," erklärte der andre in scherzhafter Entrüstung, „was schon da ist, genügt vollständig, um meinen Neid zu erregen." Den vorwurfsvollen Blick auf seine Schwester wendend, fügte er hinzu: „Warum kannst nun du so was nicht?"

„Was denn, Harry?" fragte May, deren Aufmerksamkeit darauf gerichtet gewesen war, den bequemsten Sessel im Zimmer zu entdecken, und die sich eben jetzt in Ruths Schaukelstuhl streckte.

„Mein Haus ein bißchen hübsch machen," antwortete er. „Es sieht noch gerade so nüchtern drin aus, wie vor deiner Ankunft."

„Ja, bester Harry," verteidigte sie sich, „erstens hast du keine hübschen Sachen, die ich aufhängen könnte, zweitens bin ich auch nicht Ruth. Ich glaube, die wüßte aus gar nichts schon etwas zu machen."

Diese Bemerkung trug ihr einen äußerst wohlwollenden Blick vom Hausherrn ein, welcher Blick dann wiederum Ruth, die ihn aufgefangen hatte, Freude machte.

„Er hört's doch gern, wenn man mich lobt," dachte sie, „und von ihr ist's freundlich, daß sie es thut. Gutmütig war sie ja übrigens immer."

In ihrer Dankbarkeit gegen die Gutmütige schob sie dieser noch ein weiches Seidenkissen unter den Rücken, und versorgte sie, als Sidin frischen Thee gebracht hatte, aufs liebenswürdigste mit Speise und Trank.

„Nein, wie himmlisch es hier ist," seufzte May aus innigem Wohlbehagen heraus, „und wie gut der Thee schmeckt und der Kuchen erst! Harry, so komm doch und probiere ihn einmal!"

Allein Harry, der jetzt vor Leni Hillerns Bilde stand, rührte und regte sich nicht.

„Wenn Sie ihm nicht rasch Ordre geben, sich zu setzen, Herr Bardewiek," meinte May, „so guckt er Ihnen noch Löcher in die Wand."

Der Angeredete drehte sich lächelnd nach dem Freund um, doch, statt diesen zum Niedersitzen zu veranlassen, sprang er selber auf und trat an seine Seite.

„Nun, wie gefällt dir's?" fragte er.

„Ausgezeichnet," murmelte der andre.

Fritz warf seiner Frau einen triumphierenden Blick zu. „Da haben Sie das Urteil eines Kenners," sagte er. Dann wieder zu Harry gewandt: „Die Malerin will nämlich ihr Werk nicht recht gelten lassen."

„Die Malerin?" wiederholte Harry, sich langsam umdrehend, und mit der verblüfftesten Miene von der Welt Ruth ins Auge fassend. „Du willst doch nicht etwa behaupten —"

„Gewiß will ich's behaupten."

„Da hört aber alles auf! Eine Malerin ersten Ranges bei uns hier auf Java? So etwas ist noch nicht dagewesen."

„Wenn Sie statt des ersten den zwölften Rang setzten," erwiderte Ruth lachend, „dann wäre die Schmeichelei doch noch groß."

„Den zwölften? Ich glaube gar! Nein, bis zu diesem Grade dürfen Sie mein Kunstverständnis nicht unterschätzen, gnädige Frau. Ich habe selber in meiner Jugend flott gepinselt — May wird mir das aus ihren Kinderjahren noch bezeugen können."

„Jawohl, Harry," bestätigte die Schwester, „du maltest wunderhübsche kleine Ferkel mit ganz drollig gedrehten Schwänzchen."

Diese Reminiscenz verursachte große Heiterkeit.

Nachdem er herzlich auf seine Kosten mitgelacht hatte, meinte Harry: „Die Ferkel haben auf dein Babygemüt den tiefsten Eindruck gemacht, für meine höheren Leistungen warst du eben damals noch nicht empfänglich. Um übrigens wieder auf das Bild zu kommen, gnädige Frau. Es ist möglich — ich sage nur möglich, denn ich bin durchaus nicht fest davon überzeugt — daß das Kolorit ein wenig zu wünschen übrig läßt, allein das Wesentliche an einem Porträt, der Seelenausdruck in den Gesichtszügen, ist Ihnen wunderbar gelungen. Mehr Reinheit und Gefühlsinnigkeit hätte auch der größte Maler nicht in die Augen dort zu legen vermocht."

„Hört, hört!" rief Fritz, vergnügt in die Hände klopfend.

Ruth, die vor Freuden rot geworden war, versicherte, sich lachend die Ohren

zuhaltend: „Nun ist's aber genug, nun müssen Sie notwendig Ihren Thee trinken, Mr. Burnand, sonst wird er kalt."

Er kam gehorsam, seine Tasse in Empfang zu nehmen, behielt aber auch, nachdem er am Tische Platz genommen noch immerfort das Bild im Auge.

„Wohl eine Ihrer Freundinnen, gnädige Frau?" erkundigte er sich.

„Freundin und Anverwandte," antwortete Ruth.

„Bereits verheiratet?"

„Nein, noch zu haben — freilich, nicht leicht zu haben."

„Natürlich nicht."

„Wieso denn — natürlich?"

„Diese junge Dame nimmt den ersten besten nicht."

„Nein, denn sie verlangt ihr Ideal. Aber was für ein Seelenerforscher Sie sind, Mr. Burnand."

„Oder richtiger, was für eine Seelenmalerin Sie, gnädige Frau."

„Halt! Davon sollte nicht mehr geredet werden!"

„Pardon! Ich hatte vergessen."

Damit kehrte er dem Porträt den Rücken, und erwies sich nun als der angenehmste Gesellschafter. Was er an Schnurren und komischen Erlebnissen auskramte, erhielt die Übrigen in fortwährendem Lachen, bis es Zeit war, sich zum Diner anzukleiden.

Fritz sprach die Absicht aus, seinen Gästen ihr Quartier weisen zu wollen, Ruth schloß sich der Gesellschaft an, und so trat man denn, von Sidin, der voranleuchtete, geführt, durch die Verandathür in das Freie. Im Hause selber war nämlich nur für die Herrschaft Raum; die Logirzimmer, die sich Seite an Seite unter einem Dache hinzogen, befanden sich in der Nähe der Wirtschaftsgebäude. Sie waren einfach, aber bequem eingerichtet und zahlreich genug, um eine ganze Schar Menschen beherbergen zu können. Java ist das gastlichste Land der Erde. Auf den Plantagen wie in den niedrigen Hütten der Eingeborenen sieht man den Fremdling gern kommen und ungern scheiden.

„Himmel! Wie drollig, hier draußen zu schlafen," äußerte May, etwas besorgt in ihren vier schneeweißen Wänden Umschau haltend. „Wenn nur nachts die wilden Tiere nicht hereinspazieren?"

„Wo denken Sie hin!" rief Ruth lachend. „So was kommt nicht vor."

„Doch! Mitunter. Als wir noch auf der ‚Poonah' waren, erzählte mir Fred Harris einmal — Übrigens dabei fällt mir ein, ich habe ja einen Brief für Sie, Ruth."

„Von Dr. Harris?"

„Hihihi! Nein, von Ada Macdonald. Sie hat, wie's scheint, Ihre Adresse verloren, und schickt nun auf gut Glück den Brief mit der höflichen Bitte um Weiterbesorgung an Miß Burnand in Batavia. Gestern abend kam er an, da habe ich ihn gleich in den Koffer gepackt und hier — warten Sie — hier ist er schon. Furchtbar dick — was wohl drin stehen mag?"

„Ich erzähle es Ihnen nachher," versprach Ruth, das Schreiben in Empfang nehmend. „Jetzt drängt die Zeit schon ein bißchen, wir speisen um Sieben."

Mit einem freundlichen „Auf Wiederſehen!“ empfahl ſie ſich. Allein wenn die Zeit auch bereits ein wenig drängte, ſo drängte doch die Neugier noch ein wenig mehr, und in die bereits hellerleuchtete Pendoppo gelangt, konnte Ruth der Verſuchung ihren Brief zu öffnen nicht länger widerſtehen.

Unter die Hängelampe tretend, las ſie — erſt mit lächelnden Lippen, nach und nach ernſter werdend, endlich die Brauen zuſammenziehend, mit ängſtlichem Staunen in der Miene.

Das war ein ſeltſamer Brief, ein Brief, der in gar nichts an das geiſtreiche Sprühteufelchen Ada erinnerte. Keine intereſſanten Erlebniſſe darin, keine lebensvollen Schilderungen. Die Wunderſtadt am Nil ward mit ein paar Worten abgethan, dann folgten Klagen, nichts als Klagen ſechs engbeſchriebene Seiten hindurch. Und die Urſache all des Jammers? Die war nicht zu entdecken. Zu einer Verlobung zwiſchen Mrs. Macdonald und Mr. Stephenſon ſchien es gar nicht gekommen zu ſein, jedenfalls war von einer ſolchen nirgends die Rede. Trotzdem nannte Ada ſich einſam und verlaſſen, ſeufzte nach der lieben Reiſegefährtin, nach dem fernen Lande, in dem dieſe lebte, nach Plantagen, Urwäldern u. ſ. w.

„Sie muß krank ſein.“ Zu dieſem Schluß gelangte endlich die Leſerin. Mit bedauerndem Kopfſchütteln faltete ſie den Brief wieder zuſammen und war eben im Begriff, ihn in ſeinen Umſchlag zurückzuſchieben, als ihr aus dieſem ein zuſammengeknülltes Zettelchen entgegenfiel, das offenbar von eiliger Hand eben noch vor Couvertſchluß hineingeſchoben worden war. Es enthielt nur wenige Zeilen in Floras großer männlicher Schrift. Ruth hatte ſie mit einem Blick überflogen, doch nicht ſogleich begriffen. Sie las noch einmal, dann plötzlich, einen Schmerzenslaut ausſtoßend, ließ ſie Brief und Zettel zur Erde fallen und verbarg ihr Geſicht in den Händen.

„Doch keine ſchlechten Nachrichten?“ fragte, bei ihrem unerwarteten Anblick ſtutzend, Fritz Bardewiek, der eben jetzt aus dem Garten in die Pendoppo trat.

„Ach! Ja,“ ſchluchzte ſie, die Hände ſinken laſſend.

„Hoffentlich nicht von Ihren Verwandten?“

„Nein, von Ada — Ada Macdonald.“ Sie bückte ſich nach dem Zettelchen und hielt es ihm hin. „Da! Bitte, leſen Sie! Es iſt zu ſchrecklich.“

„Ada macht uns ſchwere Sorge,“ las er, „aller Lebensmut iſt von ihr gewichen. Hätte ich dieſen ſchändlichen Herrn von Senden hier, meine Meinung wollte ich ihm ſagen!“

„Ada Macdonald,“ ſagte er, ſich nachdenklich über den Bart ſtreichend, „war die junge Amerikanerin, nichtwahr, die Ihnen für das Leben auf der einſamen Plantage nicht geſchaffen ſchien?“

„Ja,“ antwortete ſie mit einem gequälten Ausdruck in den Zügen, „ich in meiner grenzenloſen Dummheit habe zweier Menſchen Glück zerſtört!“

„Was heißt das?“

„Sie ſehnt ſich nach der einſamen Plantage, und grämt ſich tot um Herrn von Senden!“

„Nun, dann kann ja den Beiden jetzt geholfen werden.“

„Ich bitte Sie, jetzt ſitzt er ja auf Sumatra und ſie in Kairo!“

„Gibt's nicht Dampfſchiffe, Eiſenbahnen u. ſ. w.?“

„Freilich," ſtöhnte ſie, „aber bedenken Sie die Entfernungen. Dieſer Brief iſt vier Wochen alt. Bevor Herr von Senden nach Kairo gelangt, iſt Ada vielleicht ſchon geſtorben."

„Es ſtirbt ſich nicht ſo ſchnell."

Das halbe Lächeln, mit dem er ihr dieſe Verſicherung gab, brachte ſie auf. Von einem plötzlichen, bitteren Groll gegen ihn ſelber erfaßt, ſtieß ſie hervor: „Ja, Sie — Sie ſagen das ſo leichthin, und vor kurzem hätte ich vielleicht noch ebenſo geſprochen, jetzt aber weiß ich, wie einer zu Mute iſt, die unglücklich —"

Dicht vor dem kompromittierenden Wort biß ſie ſich entſetzt auf die Lippen, und dann flammte wieder jene heiße Röte über ihr Geſicht, die er ſchon wiederholt dort erſpäht hatte, und mit der er jedesmal einen ganz beſtimmten Gedanken verband.

„Leichthin geſprochen war das nicht," entgegnete er mit einem hörbaren Beben in der Stimme, „der leichte Ton ſollte nur Ihren Mut ein wenig heben. Der Ernſt der Sache leuchtet mir klar genug ein, ich ſehe nur keinen Grund, gleich zu verzagen. Wenn Sie heute abend noch an den betreffenden Herrn ſchreiben, und dieſer ſich, ſobald er Ihren Brief empfängt, für Kairo reiſefertig macht, oder auch meinetwegen auf telegraphiſchem Wege ſeinen Heiratsantrag dorthin abſendet —"

„Ha! Der Telegraph!" ſtieß ſie heraus. „Das iſt wahr, der könnte alles raſch in Ordnung bringen."

„Damit wären Sie alſo beruhigt?"

„Dank! Ja," murmelte ſie. „Wenn mir nur die beiden jetzt nicht furchtbar zürnen, wegen der Konfuſion, die ich durch meinen unklugen Rat angerichtet habe."

„Der Rat war ehrlich gemeint. Daß der junge Mann ſich ſo ängſtlich daran hielt, iſt ſeine Schuld. Wer nichts wagt, gewinnt nichts. Sich ſelbſt mag er daher zürnen, wenn er überhaupt zürnen will, aber er wird ſchon vor lauter Dankbarkeit gegen ſein Geſchick nicht dazu kommen, der auserleſene Glückspilz. Das Weib ihrer Liebe zu gewinnen, wie wenigen wird es ſo gut!"

Die Rede klang wunderlich ſchwermütig aus. Ruth, die ſeit ihrem Gefühlsausbruch vorhin mit tiefgeſenkten Wimpern dageſtanden hatte, hob nun erſchrocken den Blick. Doch da wandte Fritz ſich eben zum Gehen, und gleich darauf fiel die Thür des Speiſeſaals hinter ihm ins Schloß.

In Gedanken mit ſeinem letzten Ausſpruch beſchäftigt, nahm auch ſie nun den Weg nach ihrem Schlafzimmer. „Das Weib ihrer Liebe zu gewinnen" — wiederholte ſie, „das hörte ſich ja faſt an, als ob auch er ſelbſt einmal vergebens geliebt hätte? Aber nein — unmöglich! Eine, die ihn verſchmähen würde, ſolch eine Thörin kann's ja auf der Welt nicht geben."

Elftes Kapitel.

Es ſchlug gerade neun Uhr abends, als Ruth mit einem erleichterten Aufatmen die Feder beiſeite warf. Da lagen die Briefe, ein langer, voll reuiger Selbſtanklagen an Ada, ein kurzer — dem Adas Schreiben und Floras zürnende

Worte beigefügt waren — an Herrn von Senden. Ob heute nacht noch eine Post abging? Fritz würde Bescheid wissen.

Sie erhob sich von dem Tisch in der Pendoppo, an dem sie gesessen und begab sich in den Salon.

Man überhörte ihren Eintritt. Sie hatte eine volle Minute Zeit, sich von der Schwelle aus die Gesellschaft zu betrachten. Dort saß, anscheinend in den Anblick von Lenis Porträt versunken, Harry Burnand rittlings auf seinem Stuhl, und drüben standen neben dem Klavier, zu zweit ein Notenbuch haltend und eifrigst darin blätternd, der Hausherr und sein weiblicher Gast. Sie schienen sich nicht recht darüber einigen zu können, was gespielt werden sollte, die Unterhaltung klang neckisch. May kicherte wiederholt ihr albernes „Hihihi!", jetzt warf sie auch einen ihrer schmachtenden Blicke empor.

Bei dem Blick durchzuckte es Ruth. Herrgott! Des Mädchens Augen waren ja blau, tiefblau — und ihr Haar dunkel — und ihr Gesicht —

Es ward Ruth heiß und dann wieder kalt. „Er — und May Burnand? Narrheit!" suchte sie sich zu beruhigen, doch da spielte ihr plötzlich die Erinnerung den Streich, ihr Fritz Bardewiek zu zeigen, der auf dem Verdeck des ‚Pontianak' stehend, sich nach seiner Braut umsah. Der verstorbenen Mutter so ähnlich wie nur möglich hatte er sie sich beim Vater bestellt, kein Wunder also, daß sich beim Anblick einer schmächtigen Mädchengestalt mit weißem, schmalem Gesicht, tiefblauen Augen und dunklen Haaren, seine ernste Miene so freudig aufhellte.

„Beobachten Sie uns schon lange aus dem Hinterhalt, gnädige Frau?"

Ruth schrak zusammen, wie geistesabwesend starrte sie auf den vor ihr stehenden Harry Burnand. Als dieser seine Frage lächelnd wiederholte, stammelte sie:

„Meine Briefe — ich weiß nicht recht — wohin damit — und —" mit einem scheuen Blick nach dem Klavier hin — „möchte drüben nicht stören."

„Ist auch nicht geraten," versicherte er launig. „Wenn Fritz musikalische Gelüste hegt, dann darf man ihm nicht in die Quere kommen. Wegen der Briefe weiß ich übrigens Bescheid. Der Reitknecht soll sofort damit nach Sela-Djambe. Darf ich sie ihm bringen?"

„Dank!" murmelte sie. „Ich will Sie nicht bemühen. Der Gang durch die frische Luft kommt mir schon gelegen, ich habe mich heiß geschrieben."

„Ich würde Sie verzweifelt gern begleiten — wenn Sie nichts dagegen hätten."

„O bitte sehr — nicht das Allergeringste."

Sie traten aus der Pendoppo in das Freie, bogen um die Hausecke und gaben im Stallhof ihre Ordre. Als Ruth dann sogleich ihre Schritte dem Hause wieder zu lenkte, äußerte Harry: „Gnädige Frau können unmöglich schon abgekühlt sein. Wie wär's, wenn wir ein Weilchen promenierten?"

„Das würde uns May doch übel nehmen," entgegnete sie, die den brennenden Wunsch hegte, in den Salon zurückzukehren.

„Übel nimmt sie nichts," versicherte er, „das ist eine ihrer guten Eigenschaften, und wenn uns von der Musik, die sie macht, hier draußen einige Töne verloren

gehen sollten, so wäre das kein Unglück. Große Fingerfertigkeit und kein Gefühl dahinter — dies ist mein Urteil über ihr Spiel."

„Ein recht unfreundlich klingendes Urteil," erwiderte sie, sich zwingend auf das Thema einzugehen.

„O, ich stelle es durchaus nicht als maßgebend hin," beeilte er sich zu erklären, „verstehe im Grunde nicht viel von der Sache, Fritz desto mehr. Bin begierig zu hören, was er sagen wird."

In einen der Gartenpfade biegend, bemerkte sie leise: „Ich wußte gar nicht, daß er musikalisch sei."

„Er ist's auch nicht in dem Sinne, daß er irgend einem Instrument harmonische Töne zu entlocken verstände, aber wenn er eines Menschen habhaft wird, der dies kann, so empfindet er allemal eine Genugthuung, die mir übertrieben scheint, auch hört er aus einer Symphonie von Beethoven Dinge heraus, die für meinesgleichen nicht darin enthalten sind."

Sie nickte schwermütig vor sich hin. „May würde Beethoven morden," dachte sie, „aber ihre Fähigkeiten liegen wenigstens nicht in der verkehrten Richtung. Hätte ich doch, statt der dummen Malerei, die zu gar nichts nützt, mein bißchen Gesangstalent weiter gepflegt."

Dann waren sie am Ende eines Laubgangs angelangt, und sie, deren Eifersucht nichts sehnlicher begehrte, als sich im Salon frische Nahrung zu suchen, fragte mit bebender Stimme an: „Gehen wir noch weiter?"

„Ach ja," bat er, „die Luft ist so herrlich."

„Es wird aber recht dicht und dunkel hier."

„Die Dunkelheit kommt mir schon gelegen, ich möchte nämlich meinen Gefühlen ein wenig Luft machen, und im hellen Licht thun wir Engländer das nicht gern."

„Ich verstehe Sie nicht, Mr. Burnand."

„Nein, wie sollten Sie auch? Danken möchte ich Ihnen, gnädige Frau, daß Sie den besten Freund, den ich auf der Welt habe, glücklich machen."

„Ich?" fragte sie, ihren Ohren nicht trauend.

„Ja. Ich kenne Fritz seit zwölf Jahren, und noch nie hat er mir einen so heiteren, zufriedenen Eindruck gemacht wie heute."

„Aber, Mr. Burnand —!"

„Noch nie, gnädige Frau. Er ist ein Mensch, der das Leben sehr ernst nimmt, der sich mit Gedanken und Skrupeln herumplagt, die der gemeinen Herde nicht kommen. Ihm wird es, seiner Meinung nach zu leicht, Geld zu erwerben, und zu schwer, dieses Geld wieder unter die Leute zu bringen. Die Fähigkeiten, die ihm zu seinem Reichtum verhelfen, ungenutzt lassen, das will er natürlich nicht, denn das hieße sein Pfund vergraben. Der Gewinn an sich sei ja auch nicht zu tadeln, meint er, er dürfe nur nicht nutzlos gehäuft werden, Mittel zu dem Zweck das Gute zu fördern, müsse er sein. Nun kenne ich, ganz unter uns gesagt, denn man darf beileibe nicht laut darüber reden — keinen Menschen, der so vielen Bedürftigen unter die Arme gegriffen, so viele zu Fall gekommene wieder auf die Beine gesetzt hätte, wie Fritz Bardewiek, aber ihm genügt das noch immer nicht. In demselben Grade wie seine Einkünfte sich mehrten, verschärften sich seine Gewissens-

biſſe. Sie mußten erſt kommen und ihm ſeine Ruhe wiedergeben — Sie, gnädige Frau, mit Ihrem klugen Kopf und Ihrem guten Rat."

„Ich wüßte doch nicht, welchen Rat —"

„Nun, z. B., daß er eine Handwerkerſchule gründen ſolle. Was Sie mit dem Vorſchlag allein ſchon für Fritz gethan haben, davon haben Sie keine Ahnung, gnädige Frau, ich aber weiß es."

„Das war gar kein Vorſchlag, ich warf nur zufällig etwas hin über Handwerkerſchulen —"

„Gleichviel, jedenfalls ſprach ſein guter Genius aus Ihrem Munde, und er wird noch oft daraus ſprechen, davon bin ich überzeugt. Hätte Fritz die Welt durchſucht, er hätte keine für ihn paſſendere Frau finden können, das iſt meine Meinung und nun — nehmen Sie mir um Gotteswillen meine Indiskretion nicht übel!"

„O, Mr. Burnand!" rief ſie, ihm voll inniger Dankbarkeit die Hand reichend, „wie dürfen Sie von Indiskretion reden?"

Der Alp, der ſich in der Salonthür auf ihre Seele gelegt hatte, war fort. Der Kopf ſchwindelte ihr von dem ſüßen Weihrauch, der ihr aus Harrys Reden entgegengeduftet war, die Bruſt war ihr ſo voll von Glückſeligkeit, daß ſie laut hätte aufjubeln mögen.

Dies that ſie nicht, im Gegenteil ſie ſchwieg ganz ſtill, aber als ſie fünf Minuten ſpäter in der Pendoppo erſchien, ſtrahlte ihr Antlitz ſo freudeverklärt, daß Fritz, der ſoeben mit May am Mitteltiſch Platz genommen hatte, ſich freundlich erkundigte:

„Nun, haben Sie ſich allen Kummer vom Herzen geſchrieben, und iſt der Brief fort?"

„Ja," antwortete ſie errötend.

„Das iſt vortrefflich," nickte er. Auf ihre geöffnet daliegende Zeichenmappe deutend, ſetzte er hinzu: „Die haben wir uns mitzubringen erlaubt, Miß May war auf den Inhalt ſo begierig."

„Wirklich?" lachte Ruth. „Ich denke, ihr iſt alle Malerei ein Greuel."

„Die Ihre nicht," verſicherte May liebenswürdig.

„Das Konzert iſt ja merkwürdig raſch vorüber," äußerte mit einem ſehr ironiſchen Geſichtsausdruck Harry, der, nachdem er Ruth mit einem Seſſel verſehen, nun für ſich ſelber einen heranzog.

„Deine Schweſter," berichtete ihm Fritz lächelnd, „war mit ihrem Repertoir zu Ende, und von meinen Noten wollte ſie nichts wiſſen."

„Es that mir ja ſchrecklich leid, Herr Bardewiek," ſeufzte May, „aber wenn man auf dieſe klaſſiſchen Stücke ſo gar nicht eingeübt iſt —"

„Sie haben wahrlich nicht nötig, ſich zu entſchuldigen," unterbrach er ſie mit großer Herzlichkeit, „ich bin Ihnen ſehr dankbar für das, was Sie mir gegeben haben."

Dieſe Verſicherung trug ihm einen ihrer holdſeligen Blicke ein, Harry aber fragte in ſeinem trockenſten Tone an:

„Was hat dir denn am beſten gefallen, Fritz, ‚Waldesrauſchen', ‚Silberwellen' oder ‚Maienzauber'? Was mich betrifft, ſo klingen ſie mir alle drei ſo verzweifelt

überein, daß ich allemal drauf schwören möchte, die Bäume säuselten noch, wenn längst schon der Mai, oder die Wellen im Gange sind."

„Ja du," machte May geringschätzig, „du bist auch der unmusikalischste Mensch von der Welt!"

„Besten Dank!" lachte Harry. „Hoffentlich setzt mich dieses grausame, aber gerechte Urteil in Ihrer Achtung nicht herab, gnädige Frau?"

„Im Gegenteil," erwiderte Ruth, „ich tröste mich mit Ihnen, Mr. Burnand, denn ich befinde mich so ziemlich in demselben Fall."

„Halt! Das ist geflunkert," protestierte May, „Sie können singen."

„Singen?!" wiederholten die Herren wie aus einem Munde.

„Wer behauptet das?" erkundigte sich Ruth mit sichtlicher Bestürzung in der Miene.

„O! Ich habe es selbst gehört, eines Abends auf der ‚Poonah'."

„Hm! wenn Sie das singen nennen," entgegnete Ruth achselzuckend, „ja, dann freilich! Ich erinnere mich des Abends genau, ich fühlte eine Langeweile zum — schreien, weil ich aber nicht schreien durfte, so summte ich ein Viertelstündchen in den Flügel hinein, der im Salon stand. Es war niemand unten und daß man mich auf dem Verdeck hören würde, ließ ich mir nicht träumen."

„Man hörte es deutlich genug, und es klang auch ganz nett. Mrs. Merryweather erklärte sogar, Sie hätten a very sweet voice."

„Mrs. Merryweather war leicht zu befriedigen."

„Ich wette, daß die Dame recht hatte!" rief Harry.

„Besten Dank," entgegnete Ruth schalkhaft. „Damit Sie Ihre Wette nicht verlieren, werde ich mich hüten, jemals vor Ihnen zu singen."

„Aber mich lassen Sie es wissen, nicht wahr," sagte Fritz, „wenn Sie wieder einmal eine Langeweile zum schreien verspüren sollten?"

Sie errötete heftig unter seinem bittenden Blick.

„Ach!" murmelte sie, die Lider senkend. „Verlangen Sie das nicht! Sehen Sie, ich habe im Leben für niemand gesungen als für den Vater. Den beschlich mitunter die Sehnsucht nach Deutschland, dann mußte er deutsche Volkslieder haben um jeden Preis, und für mich traf sich's schon gut, daß es ihm mehr um den Text zu thun war, als um den Gesang."

„Was ihm gefiel, würde auch mich erfreuen."

„Ich bezweifele es, denn Sie sind musikalisch."

„Das hat Ihnen Harry weisgemacht."

Der Genannte erhielt einen vorwurfsvollen Blick, und Fritz gab seine Sache verloren, allein die enttäuschte Miene, mit der er sich abwandte, bewegte Ruths Herz so, daß ihr nun unversehens doch noch das Versprechen herausfuhr:

„Ich werde mir die Liedchen einüben."

Um zu dem warmen „Dank!" zu gelangen, mit dem er ihr diese Selbstüberwindung lohnte, hätte sie, wie sie jetzt hinterher fand, ihm auch gelobt, Seiltänzerkünste zu üben. In noch erhöhtem Glücksgefühl lehnte sie sich in ihren Stuhl zurück. Um ihre Lippen schwebte ein sanftes Lächeln, ihre Augen blickten träumerisch in die Ferne. Das Lob, welches das Geschwisterpaar, das sich über die Skizzen-

mappe hergemacht hatte, ihren Zeichnungen spendete, scholl an ihrem Ohr vorüber, erst als May überrascht ausrief: „Aber das ist ja Mr. Howard!“ schrak sie zusammen. Das fatale Bild! Sie hatte sich so fest vorgenommen gehabt, es zu zerreißen.

„Hihihi! Das ist doch zu drollig!“ kicherte May. „Wenn der wüßte, daß Sie ihn gezeichnet haben, Ruth, er würde sich nicht wenig drauf einbilden.“

„Es ist Floras Werk,“ belehrte sie Ruth mit hochroten Wangen.

„Hihihi! Na, dann begreife ich's. Ruth —“ dies erklärend gegen die beiden Herren — „konnte ihn nämlich in den Tod nicht ausstehen.“

„Wundert mich nicht,“ entgegnete Harry, die Porträtskizze mit kühlem Mißfallen betrachtend. „Fatales Zierbengelgesicht.“

Dagegen aber erhob May sofort energisch Einspruch. „Zierbengelgesicht?“ wiederholte sie entrüstet. „Harry, du weißt nicht, was du sagst! Er war ein bildschöner Mensch.“

„Gott! Wenn sie doch den Mund halten wollte!“ dachte Ruth, deren unruhig flimmernder Blick die Zeichnung von der einen Hand in die andre verfolgt hatte.

„Na, na, na! Bildschön? Ich danke!“ lachte Harry.

„Du hast eben nicht die Spur von Geschmack,“ erhitzte sich May. „Fast alle Damen an Bord schwärmten für ihn!“

„Da! Schau her, wie man aussehen muß, wenn fast alle Damen für einen schwärmen sollen,“ wandte sich Harry augenzwinkernd an Fritz.

Dieser, der mit sehr ernstem Antlitz dasaß, streckte zögernd die Hand nach dem Bildnis aus, das der Freund ihm über den Tisch entgegenhielt, allein daß er es nicht zu fassen bekam, dafür trug Ruth Sorge. In dem Moment, als seine Finger das Blatt berühren wollten, riß sie es mit einer heftigen Bewegung an sich, ballte es zu einem Klumpen zusammen und schleuderte es in das Gartengebüsch. Seine Augen noch einmal darauf ruhen zu sehen, wäre ihr Folterqual gewesen.

Diese Qual hatte sie sich nun erspart, aber daß ihr aufgeregtes Handeln höchst unklug gewesen, bewies ihr Harrys bestürzter Gesichtsausdruck und die momentane Stille, die eintrat. Selbst May hielt in der ersten Verblüfftheit den Mund, dann freilich hätte sie ihrem grenzenlosen Erstaunen über das Vorgefallene gern Luft gemacht, allein des Bruders Fuß setzte sich fest auf den ihren und sein befehlender Blick bedeutete sie: „Du schweigst!“

Er selbst nahm in ruhig klingendem Ton das Wort, fand an den Skizzen noch allerlei zu loben, dankte freundlich für den gehabten Kunstgenuß und gab darauf, während er die über den Tisch hin verstreuten Blätter wieder in die Mappe sammelte, sein Reiseprogramm zum besten. Morgen abend erklärte er in Bandong sein zu müssen, von hier gehe es am nächsten Tage per Bahn nach Garut, und von dort zu Pferd nach Banjumas in der Residentschaft gleichen Namens. Am Abend des dritten Tages hoffe er früh genug in Maleber bei Tjandjur einzutreffen, um von dort aus gleichzeitig mit dem Freunde und den übrigen Herren zu der geplanten Tigerjagd aufzubrechen.

Daß eine derartige Jagd geplant sei, war den Damen neu. May ließ sich von den Unthaten unterrichten, die der betreffende Tiger auf seinem Gewissen hatte,

und auch Ruth that einige Fragen. Doch ihre Stimme klang gepreßt, nach Fritz vermied sie hinzusehen, und ihre Wange, die sich im Schrecken über ihr eignes impulsives Vorgehen entfärbt hatte, rötete sich nicht wieder. Es kam ihr auch sehr gelegen, daß May, sobald ihr Interesse an dem Raubtier erlahmt war, verstohlene Anzeichen von Schläfrigkeit gab. Sich hastig erhebend, sagte sie:

„Ich merke, Sie sind müde, May. Kommen Sie, ich begleite Sie in Ihr Zimmer."

„Ach ja," seufzte May, sich träge auf ihre Füße stellend, „müde wird man nachgerade. Wir mußten ja schon vor Tagesgrauen von Batavia fort."

Sich den Herren empfehlend, nahm sie Ruths Arm und überließ es so ziemlich dieser allein, ihr gar nicht so unbedeutendes Körpergewicht vorwärts zu schleppen. Glücklich um die Hausecke befördert, stand sie aber still und erkundigte sich im neugierigen Flüsterton:

„Was war's denn nur? Was hatte Ihnen das unglückliche Bild eigentlich gethan?" Und als Ruth nur stumm die Achseln zuckte: „Wenn Sie es so wütend fortwerfen wollten, dann begreife ich nicht, warum Sie es überhaupt mitgenommen hatten."

„Das begreife ich noch viel weniger."

„Der arme Mr. Howard! Er war so nett und so —"

„Schweigen Sie mir um Gotteswillen still von ihm!"

„Beste Ruth, ich seh' doch nicht ein —"

„May!"

„Na ja, ich schweige also."

Und sie schwieg wirklich, bis ihr, in ihrem Zimmer angelangt, ein so anhaltender Heiterkeitsanfall kam, daß Ruth sich ungeduldig erkundigte, was sie denn eigentlich habe.

„Hihihi!" kicherte May. „Nehmen Sie mir's nur nicht übel, aber ich dachte gerade — hihihi! — was für ein Gesicht Sie wohl machen würden, wenn er plötzlich hier auftauchte."

„Wer in aller Welt?"

„Mr. Howard — hihihi! — er ist nämlich in Batavia."

„Thorheit!"

„Nein, ganz gewiß, ich habe ihn gesehen — vorgestern abend — wir fuhren spazieren — da stand er neben einem Laternenpfahl und zog den Hut. Harry merkte nichts, und das war noch ein Glück, sonst hätte es wieder ein peinliches Verhör gegeben. Er ist womöglich noch alberner als unsre Pensionsmutter. Wenn mich ein Mann anguckt, so wird er wütend, und wenn ich nach einem den Kopf drehe, dann spricht er von Weiblichkeit, Sittsamkeit und solchem Nonsens."

„Sie Ärmste!" äußerte Ruth sarkastisch. „Da wären Sie ja vom Regen in die Traufe gekommen." Dann mit einem freundlichen „Gute Nacht!" und „Schlafen Sie wohl!" wandte sie sich zum Hinausgehen.

„Na, vorbereitet wären Sie also auf den Besuch!" rief ihr May noch nach.

„Ja, besten Dank, aber er wird schon nicht erfolgen."

„Wer weiß?"

„Ich weiß es.“

Damit zog Ruth die Thür hinter ſich ins Schloß.

Dreiſt genug war ja Frank Pospiſchill, aber daß er ſich nach der Art und Weiſe, wie er ſie in Ceylon im Stich gelaſſen, wohl hüten würde, ihr jemals wieder unter die Augen zu treten, davon war ſie überzeugt. „Er ſollte es auch nur wagen!“ murmelte ſie, während ihre ſchmale Hand ſich zur Fauſt ballte und ſie in Gedanken die Worte fand, mit denen ſie ihn zu Boden ſchmettern würde.

Nein, von ihm perſönlich fürchtete ſie nichts, aber an ihn erinnert zu werden, das war ihr — beſonders in ihres Mannes Gegenwart — fürchterlich. Dann überflutete ſie ein brennendes Schamgefühl, dann kam ſie ſich vor, wie das unwürdigſte, erbärmlichſte Geſchöpf der Erde. Weil ſie ihn geliebt hatte? Nicht doch, darin wäre für ſie etwas wie eine Entſchuldigung geweſen. Sie hatte ihn nicht geliebt, hatte ſich nur von ihm einreden laſſen und ſich ſelber eingeredet, daß ſie ihn liebe, um zu dem Schloß in Schottland, zu all den Herrlichkeiten gelangen zu können, die er ihr bot. Das war das Schmachvolle. Nicht von der Liebe geblendet, ſondern von der Gier nach allerlei prunkvollem Tand gepackt, hatte ſie ſich an ihn wegwerfen wollen, dieſen Zierbengel, wie Harry Burnand ihn ganz richtig nannte.

Ein eitler, hohler Menſch, ein ſeichter Schwätzer, Salonſpaßmacher und Damenheld, mehr war Frank Pospiſchill nie geweſen. Sie erinnerte ſich von Sydney her keiner hochherzigen, oder auch nur uneigennützigen Handlung von ihm. Daß er unterwegs den Matroſen gerettet, war ihm Mittel zu dem Zweck geweſen, ſich in ihren (Ruths) Augen einen Nimbus zu verleihen, hatte er doch ſeine Schwimm-, Reit- und andern Künſte immer nur geübt, um ſeine eignen Vorzüge in ein glänzendes Licht zu ſtellen.

Daß ihr dies ſo klar war auf einmal? Ach! ſie hatte viel darüber nachgedacht in der letzten Zeit, hatte viel und vergeblich nach einer Rechtfertigung für ſich geſucht. Wenn ſie jetzt hier in der dunkeln Nacht, wo niemand ſie ſah, im Geiſte Frank Pospiſchill neben Fritz Bardewiek ſtellte, den Zierbengel neben den großen, guten, herrlichen Menſchen, dann ſchämte ſie ſich ſo, daß ſie beide Hände vor das Geſicht ſchlagen mußte.

Mechaniſch war Ruth dem Hauſe zugewandert. Eben wollte ſie durch die Veranda in ihr Schlafzimmer treten, als ihr einfiel, daß ſie ſich von den Herren noch nicht für die Nacht verabſchiedet hatte. Am liebſten hätte ſie dies nun zwar ganz unterlaſſen, denn die dumme Scene, die ſie vorhin gemacht, war ihr nur zu peinlich gegenwärtig, doch da ſie auch nicht unhöflich ſein mochte, ſchickte ſie ſich unter Herzklopfen an, in die Pendoppo zurückzukehren.

Langſam begann ſie das Haus zu umſchreiten. Die Nacht war ſtill, ihren eignen Fußfall machte der weiche Boden unhörbar, ſo kam es, daß das Geſpräch, das die beiden Männer führten, immer lauter an ihr Ohr ſcholl. Als Worte vernehmbar wurden, ſtutzte ſie, dann plötzlich machte ſie eine Bewegung, als wolle ſie fliehen, allein ſie that es doch nicht, ſtand vielmehr wie angewurzelt und horchte hin zu ihrer eignen Qual.

„Unrecht?“ ſagte eben jetzt Fritz Bardewiek in ziemlich dumpfem Ton. „Nein, mein Junge, ein Unrecht iſt's nicht, höchſtens ein Unglück, wenn ein Menſch, der

ſich ins Dunkle hinein verlobt hat, auf dem Wege in das unbekannte Ehejoch plötzlich ſein Herz verliert."

„Meinetwegen," entgegnete Harry Burnand ungeduldig, „aber über ſolch ein Unglück kommt man weg mit einigem guten Willen."

„Ich fürchte, mit dem allerbeſten Willen zwingt man ſich nicht zur Liebe."

„Hol's der Henker, Fritz, ich kann's nicht leiden, dich — gerade dich ſo ſprechen zu hören! Was braucht's denn gleich Liebe zu ſein, für den Anfang thut's ſchon das Wohlwollen, das Beſſere folgt ganz von ſelber nach, wo es ſich um einen Mann wie du handelt. Übers Jahr, will ich wetten, ſeid ihr das glücklichſte Paar auf Java."

„Gott gebe es!"

Stühle wurden gerückt, Schritte ſchienen ſich zu nähern, und die Lauſcherin flog davon, wie gehetzt. Sie fand ihr Schlafzimmer erleuchtet und Sarina ihrer harrend.

„Fort!" ſtammelte Ruth, „fort! Ich bedarf deiner nicht!"

Das kleine, braune Mädchen erſchrak weniger vor dem rauhen Stimmklang, als vor dem weißen Geſicht, den großen, verſtörten Augen der Herrin. Mit tiefgeſenktem Köpfchen, drückte es ſich ſcheu hinaus.

Ruth ſtand mit verzehrender Ungeduld abwartend, bis die Verandathür ſich geſchloſſen hatte, dann ſank ſie wie vernichtet in einen Stuhl.

Alſo doch — doch! Ihre ſchlimme Ahnung hatte ſie nicht betrogen. Auf dem Wege in das unbekannte Ehejoch — er ſagte es ja ſelber, kein Zweifel war alſo mehr möglich! — hatte er ſein Herz verloren — an May Burnand!

Und ſie liebte ihn, ſie (Ruth) — Gott! Wie ſie ihn liebte! Alles, was ſie jemals gut und herrlich gefunden hatte, war nichts gegen ſeine Güte, ſeine Herrlichkeit. Nicht ein Mann unter Tauſenden, ein Mann unter Millionen war er für ſie, der erſte, der beſte, den die Erde trug. Für ihn zu leben, ihm ſein Daſein zu verſchönen, ihm ſeine edlen Zwecke fördern zu helfen, Himmelswonne war in dem Gedanken geweſen, und nun — liebte er May Burnand.

Gleich ihr erſter Anblick an Bord des „Pontianak" hatte es ihm angethan.

In die Augen hatte er ihr bloß zu ſchauen brauchen, dieſe irreleitenden Augen, die unergründliche Seelentiefe ahnen ließen und hinter denen ſich nichts als Schalheit barg. — Aber nein, nicht die Augen allein waren ja an dem Unglück ſchuld, ſondern die ganze äußere Erſcheinung. Glich ſie nicht ſeiner Mutter?

Mit ſeiner Mutter ſchönem Gemüt, mit all ſeiner Mutter Herzensgüte hatte ſeine Phantaſie die leere Null von einer May begabt, deshalb war ſie als Nebenbuhlerin nun unüberwindlich.

Ach, und er wußte das auch! Sein: „Mit dem beſten Willen zwingt man ſich nicht zur Liebe," hatte traurig überzeugt geklungen. — — — — — — —

„Gott! Lieber Gott, laß mich ſterben!" ſtöhnte, ſich in leidenſchaftlichem Schmerz hin- und herwiegend, die arme Ruth. „Ich kann — ich kann ihm und mir nicht zur Qual leben!"

Zwölftes Kapitel.

Ihr bleiches, verstörtes Aussehen, ihre umschatteten Augen machten, daß, als sie am nächsten Morgen in der Pendoppo erschien, Fritz, der lesend dort gesessen hatte, erschrocken von seinem Stuhl aufsprang.

„Mein Gott! Was ist Ihnen?“ rief er, ihr entgegeneilend.

„O, nichts von Bedeutung,“ murmelte sie, scheu an ihm vorüberblickend, „ich habe nur ein bißchen Kopfweh.“

„Dann wäre es doch wohl geratener,“ meinte er besorgt, „Sie machten den Ritt nach dem Kaffeegarten nicht mit?“

„So? Steht einer in Aussicht? Das wußte ich ja gar nicht,“ entgegnete sie jetzt mit etwas wie Gereiztheit im Stimmklang. „Aber gewiß reite ich dann mit. Seit Wochen wünsche ich ja nichts sehnlicher, als die Plantage einmal zu besichtigen.“

„Warum erfahre ich denn das heute erst?“ fragte er betroffen.

„Ich wußte ja nicht,“ erwiderte sie achselzuckend, „ob Sie mich auch gern dorthin mitnehmen würden, und aufdringlich mochte ich nicht sein.“

„Aufdringlich?!“

Das schmerzliche Befremden in seinem Ton brachte ihr die eigne Übellaunigkeit zum Bewußtsein. „Was fällt mir denn eigentlich ein?“ fragte sie sich empört. „Er kann doch nichts dafür, daß May Burnand seiner Mutter gleicht!“

„Verzeihung!“ stammelte sie, und dann traten ihr plötzlich die Thränen in die Augen, an denen sie noch heftig schluckte, als vom Garten her Harry Burnand erschien, der einen bitteren Ärger über Mays Langschläfrigkeit mitbrachte.

„Sollte man es für möglich halten,“ stieß er, sobald er seine Wirthin begrüßt hatte, zornig heraus. „Sie war noch nicht einmal wach. Ich habe fünf Minuten an ihre Thür trommeln müssen!“

„Nun, ob wir eine Viertelstunde früher oder später fortkommen,“ versuchte ihn Fritz zu beschwichtigen, „das verschlägt ja am Ende nicht viel.“

„Es ist mir nicht um die Viertelstunde,“ brummte Harry, „es ist die Unpünktlichkeit, die ich hasse, und darin leistet sie Großes.“

Man war fast mit dem Frühstück fertig, als, einen Fuß langsam vor den andern schiebend, mit Augen, die entschieden noch nicht ausgeschlafen hatten, May anlangte.

„Guten Morgen,“ seufzte sie müde und mißmutig zugleich. „Thut mir schrecklich leid, daß ich so spät komme, aber ich habe die ganze Nacht kein Auge zugethan.“

„Na, na, na! Trag die Farben nur nicht zu stark auf!“ riet ihr der immer noch erboste Bruder ironisch. „Als ich anklopfte, schliefst du wie ein Murmeltier.“

„Murmeltier? Kein Gedanke!“ verteidigte sie sich entrüstet. „Ein bißchen einnicken wollte ich gerade.“

Harry lachte spöttisch auf, der Hausherr erkundigte sich höflich (teilnahmvoll nannte es Ruth bei sich), ob die Schlaflosigkeit vielleicht durch irgend eine Störung von außen her verursacht worden sei.

„Ach Gott, ja,“ nickte May, sich melancholisch einen Schluck Kaffee zu Gemüte

führend, „es war ein gräßlicher Lärm auf dem Dach. Als ob eine ganze Menagerie da oben herumſpränge, ſo hörte ſich's an."

„Ich habe gar nichts gehört," brummte Harry.

„Da ſieht man, wer das Murmeltier war," meinte ſie.

„Hahaha!" lachte Fritz. „Geſchieht ihm recht. Es werden Affen geweſen ſein, Miß May. Mitunter jagt ſich in der Morgenfrühe ein ganzes Rudel durch den Garten."

„Nur Affen?" murmelte May, ſo ſichtlich enttäuſcht, daß Harry höhnend ausrief: „Sie hat natürlich gleich an Tiger gedacht!"

„Nun — und wenn das der Fall wäre?" entgegnete ſie herausfordernd.

„Dann hatteſt du — hahaha! — zu deiner Beruhigung doch immerhin ein feſtes Dach über dem Kopf."

„O! daß ſich ein Tiger in ſeinem Heißhunger ein Loch durch ein Dach kratzt, kommt ſehr oft vor," verſicherte May, die ihre Weisheit von Dr. Harris hatte.

Dies gab dem unhöflichen Bruder Anlaß zu einem tollen Heiterkeitsausbruch, Fritz aber nahm freundlich der Gekränkten Partei.

„Kommt auch vor, Miß May," beſtätigte er, „aber nur in entlegenen Gebirgsdörfern, woſelbſt die niederen Bambushütten der Eingeborenen bloß mit Alang-Alang gedeckt ſind. Bei uns hat es keine Gefahr. Sie ſollen übrigens in dem ungemütlichen Zimmer nicht wieder ſchlafen, ich tauſche heute nacht mit Ihnen."

„Eine jede ihrer Albernheiten," dachte Ruth in ihrem eiferſüchtigen Sinn, „weiß er ſo zu drehen und zu wenden, daß ein paſſabel vernünftiger Ausſpruch draus wird — und nun auch dies noch!" Daß er als höflicher Wirt einem Gaſt — noch dazu einem weiblichen — gegenüber gar nicht anders hätte handeln können, wollte ſie nicht einſehen, und was ſie vollends aufbrachte, war der holdſelige Blick, mit dem May ihrem Freund und Tröſter dankte. Es ward ihr heiß und kalt dabei.

„Der Punkt wäre alſo glücklich erledigt," meinte Harry, der mittlerweile ſeinen Ernſt und ſeine brüderliche Überlegenheit wiedergewonnen hatte. „Nun thuſt du uns wohl den Gefallen, dich ein wenig zu beeilen. Es iſt nämlich hohe Zeit, daß wir fortkommen."

„O bitte, geniert euch meinetwegen nicht, wenn ihr Eile habt," erwiderte May, „ich werde mit dem Frühſtück ſchon allein fertig."

„Ich hoffe doch, du reiteſt mit nach dem Kaffeegarten."

Sie ſetzte die Taſſe, die ſie bereits halbwegs zum Munde geführt hatte, klirrend wieder nieder. „Harry, wo denkſt du hin?" rief ſie, ihn empört anſehend. „Ich — reiten, nachdem ich vorige Woche erſt vom Pferde gefallen bin?!"

„Bah! Du glitteſt mir ja ganz ſacht in die Arme."

„Ganz ſacht? Na, ich danke! Es fehlte nicht viel daran, und ich hätte mir das Bein gebrochen. Nein, fordere von mir, was du willſt, nur nicht, daß ich noch einmal eines von euren kleinen greulichen javaniſchen Pferden beſteige. Sie ſind voll Bosheit und Tücke, beißen, ſchlagen aus und ſtellen ſich mit Vorliebe auf die Hinterbeine."

„Hörſt du's?" wandte ſich Harry an den Freund. „Schmeichelhaft — was? Daß du ſolch ordinäres Viehzeug in deinem Stall haſt, traut ſie dir zu."

„Wenn ich Ihnen nun ein lammfrommes Tier zur Verfügung ſtellte, wie dann, Miß May?“ fragte Fritz.

„Sie ſind ſehr gütig, Herr Bardewiek,“ entgegnete die Angeredete mit ihrem lieblichſten Augenaufſchlag, „aber ich wage mich doch nicht recht wieder in den Sattel.“ Und dabei blieb ſie allen Vorſtellungen zum Trotz.

„Reitet ihr nur fort,“ ſagte ſie, „ich werde mir die Zeit ſchon zu vertreiben wiſſen.“

„O! Ich verlaſſe Sie natürlich nicht,“ verſprach Ruth, die bei ſich ſelber dachte: „Es iſt alles in allem vielleicht beſſer ſo. Ihn den ganzen Morgen lang ihren koketten Blicken ausgeſetzt zu ſehen, das ertrüge ich nicht.“

Fritz jedoch ſchien auf dieſe Blicke nur ungern Verzicht zu leiſten, jedenfalls rief er mit hörbarer Enttäuſchung im Ton:

„Aber es wäre doch jammerſchade, aus dieſem Grunde die Partie gleich ganz aufzugeben. Wenn wir nicht reiten können, warum ſollten wir da nicht fahren?“

„Ja, iſt denn das möglich?“ erkundigte ſich Harry.

„Gewiß, nur müßten ſich die Damen dazu verſtehen, eine etwas ſteile Strecke Wegs zu Fuß zurückzulegen.“

Der trägen May war nun zwar auch mit einer Kletterpartie nicht ſonderlich gedient, aber als Fritz hinzufügte: „Von der Plantage aus könnten wir dann — immer vorausgeſetzt, daß die Damen Luſt hätten — Harry an die Bahn begleiten, vielleicht auch bis nach Bandong. Dort wäre die Stadt zu beſichtigen, der ſchöne Waſſerfall in der Nähe, und am Abend hätte zweifellos der Regent die Gefälligkeit, ſeine Bedojos vor uns tanzen zu laſſen,“ da erklärte ſie ſich ſofort entzückt von dem Vorſchlag.

„Und was ſagen Sie dazu?“ wandte ſich Fritz an die ſtumm daſitzende Ruth.

„Ich bin natürlich mit allem einverſtanden,“ antwortete ſie kurz und kühl. Was ſie in ihres Herzens Bitterkeit dachte, war: „Mir hin und wieder auch nur eine Stunde ſeiner Arbeitszeit zu opfern, iſt ihm ſchon ſchwer geworden, für ſie hat er gleich den ganzen Tag übrig.“

Fünf Minuten ſpäter, als ſie ſich für die Fahrt bereit zu machen ging, kam er ihr nachgeeilt.

„Es ſcheint, da habe ich etwas Dummes angerichtet,“ ſagte er mit ſichtlicher Beſtürzung in der Miene.

„Wieſo?“ entgegnete ſie verwundert.

„Ich fürchte ſehr, es iſt nicht nach Ihrem Wunſch, den Ausflug bis nach Bandong auszudehnen.“

„O! Wenn es nur nach Mays Wunſch iſt,“ erwiderte ſie ironiſch. „Was liegt an mir?“

„Für mich ſind Sie die Hauptperſon,“ erklärte er mit einer gewiſſen Heftigkeit.

Sie ſah ihn groß an. Höflichkeitsgeflunker? — Nein, dazu gab er ſeine Lippen nicht her.

„Sie kamen mir ein wenig aufheiterungsbedürftig vor,“ fuhr er fort, „und da bedachte ich nicht, daß die viele Bewegung zu Fuß und zu Wagen Ihre Kopfſchmerzen notwendig ſteigern müßte.“

„Notwendig?“ wiederholte sie, jetzt plötzlich mit einem warmen Rot in den Wangen. „Da bin ich andrer Meinung. Ich hoffe gerade von der Bewegung das allerbeste.“

„Wirklich?“ rief er erfreut. „Nun, Gott sei Dank! Dann nur lustig vorwärts. Ich lasse anspannen.“

„Für mich sind Sie die Hauptperson —“ das klang ihr so tröstlich im Ohre nach, während sie ihrem Schlafzimmer zuschritt, es ward ihr ganz anders zu Mute dabei. Nicht seinem Herzen freilich — das wußte sie ja besser — aber seinem Pflichtgefühl war sie es. „Gott gebe es!“ (daß aus ihm und ihr noch einmal ein glückliches Paar werden möchte nämlich) hatte er gestern abend gesagt, und nun strebte er mit ernster Gewissenhaftigkeit diesem Ziele zu, während sie ihm mit Trotz und Bitterkeit entgegenarbeitete. Das war unrecht — thöricht, das durfte und sollte nicht sein. Auch sie wollte sich Mühe geben, und dann — mit der Zeit — wer mochte wissen —?

Es regte sich fast schon wieder ein wenig hoffnungsfreudig in Ruths Brust, als sie, um sich nun auch ihrerseits Mühe zu geben, für ihre heutige Toilette den duftigsten Spitzenhut auswählte und das reizendste Kleid, welches ihre Garderobe enthielt, ein Kleid von weichem, indischem Musselin, über dessen eremefarbenen Grund zartblaue Blumensträußchen hingestreut waren.

Größer war ihre Gefallsucht nie gewesen und ihre Eitelkeit niemals geringer. Das Bild, das ihr der Spiegel zurückwarf, als endlich jeder Haken und jedes Schleifchen saß, hätte gar nicht entzückender sein können, doch sie wandte sich noch unbefriedigt davon ab. Bewundernde Menschenblicke mußten ihr erst sagen, daß sie schön sei.

„Ich merke schon, es ist hohe Zeit, daß ich von Sukawangi forttomme!“ mit diesen herausgeseufzten Worten empfing sie Harry Burnand, als sie beim Wagen anlangte.

„Wieso denn?“ forschte Ruth.

„Meines armen Kopfes wegen. Wenn Sie mir den erst gründlich verdreht haben werden, gnädige Frau, wer soll mir ihn dann wieder zurechtsetzen?“

Sie lachte und blickte errötend auf Fritz. Der sagte nichts, aber er lächelte doch wohlwollend zu Harrys Worten, und damit war sie auch schon mehr als zufrieden. Als freilich gleich darauf May anlangte, vom Kopf bis zu den Füßen in Rosa gekleidet, welche Farbe ihr immer am besten stand, fühlte sich Ruth rasch wieder herabgestimmt. Allein sie nahm sich zusammen, behielt ihre freundliche Miene bei und stieg mit dem löblichen Vorsatz, liebenswürdig zu sein, in den Wagen, ein leichtes, viersitziges Gefährt, über das sich eine Art Sonnenzelt spannte.

Gleich darauf zogen die vier munteren Sumbapferdchen an, und fort ging's in raschem Tempo, eine gutgehaltene Straße entlang. Links wuchs der Wald empor, rechts, thalwärts dehnten sich die Reisfelder. Der in die Ferne schweifende Blick stieß überall auf ragende Berghäupter. Nach einer Weile passierte man eine größere Dessa, deren strohgedeckte Bambushütten von kleinen Gärten umgeben waren, in denen neben nützlichem Gemüse, Fruchtbäumen, Pisang und spanischem Pfeffer zur Augenfreude noch der beliebte Melattistrauch wuchs und der schönblühende Tjam-

packabaum. Auf dem Alon-Alon (Rasenplatz) vor des Häuptlings Haus stand ein Waringinbaum (ficus indica) von solch gewaltiger Größe, daß man ausstieg, um ihn sich näher zu betrachten.

Unter dem weithin sich ausbreitenden Laubdach hätte ein Reitertrupp Platz gefunden. Von den horizontalen Ästen des Baumes gingen Luftwurzeln aus, die in dem Erdboden Fuß gefaßt, sich stellenweise aber schon in der Nähe ihres Ursprungs so verstrickt und umeinander geschlungen hatten, daß seltsam gewundene Säulen entstanden waren. So wandelte man denn gleichsam unter Bogenwölbungen, zwischen Kolonnaden, durch größere und kleinere Hallen.

„Mir ist, als wäre ich in einem Tempel," murmelte Ruth.

„Da haben Sie es getroffen," nickte Fritz. „Von den Brahmanen in Indien wird diese Art natürlicher Tempel noch vielfach benutzt, wie man sagt. Hier im Lande freilich nicht. Als heilig gilt der Waringinbaum aber auch dem Javanen."

„Trotzdem er Muhammedaner ist?"

„Er ist nur ein oberflächlicher Muhammedaner, hat sich noch viel von dem Aberglauben seiner Väter in die neue Religion hinübergerettet. Wenn er vorschriftsmäßig in der Moschee seine Gebete hersagt, und anstandshalber am Ende des Fastenmonats den Priestern die sogenannten Liebesgaben bringt, so verehrt er dagegen mit wirklicher Innigkeit allerlei Altertümer aus der Hinduzeit."

„O, so antik brauchen sie noch gar nicht einmal zu sein, die Altertümer," versicherte Harry lächelnd. „In Batavia am Pinangthore liegt eine alte Kanone, der besonders von den eingeborenen Frauen fleißig geopfert wird."

„Himmel! Einer Kanone! Welcher Blödsinn!" rief May, zu der Thorheit der Javanen ihren eignen weisen Kopf schüttelnd; dann stieg man wieder in den Wagen, um diesen nach etwa viertelstündiger Fahrt neben einem Warong am Wege, einer Art Garküche unter einem Bambusschuppen, in dessen Nähe allerlei Volk, sein frugales Mahl verzehrend, am Boden hockte, zum zweitenmal zu verlassen.

Der Kutscher erhielt die Weisung, die Rückkehr der Herrschaften hier zu erwarten, darauf betrat man dicht hinter dem Warong einen Waldpfad, der ziemlich steil und so schmal war, daß man notgedrungen den Gänsemarsch nahm. Fritz machte den Führer, ihm folgten die Damen, May voran, und Harry beschloß den Zug.

Für Ruth war die Fahrt im ganzen leidlich gewesen. May hatte, schläfrig in ihrer Wagenecke lehnend, von ihren gefährlichen Augen nicht viel Gebrauch gemacht, und wenn Fritz zeitweilig recht zerstreut und in sich gekehrt gewesen war, so hatte er sich doch hin und wieder ganz teilnahmvoll nach dem Befinden seiner Frau erkundigt. Momentan war auch so ziemlich alles in Ordnung. Das Flirten verbot sich auf dem engen Pfad von selber, und May in ihrem rosa Kleid zu bewundern, ward Fritz dadurch erschwert, daß er ihr den Rücken zukehren mußte.

„Ich wollte, es läge nur erst eingepackt in ihrem Koffer, das Kleid," dachte Ruth grollend bei sich, „es ist zum Verzweifeln, wie gut es ihr steht. Der Rock freilich sitzt ja wieder einmal so schief wie nur möglich, aber — für so etwas haben Herren kein rechtes Auge."

Seufzend wandte sie sich ab. Es war ja auch zum Glück nicht nötig, daß

ſie ſich ganz auf die Betrachtung des fatalen roſa Kleides beſchränkte, zu ſehen gab es ſonſt noch genug.

Der Wald zeigte ſich, je höher man kam, deſto mehr in ſeiner tropiſchen Pracht. Der Erdboden war mit einem Teppich von Lycopodien, Farnen und Kräutern bedeckt, zwiſchen denen wilde Muſen, Scitamineen, Alſophilen und Ardiſien emporwuchſen. Neben herrlichen Baumfarnen zeigten zierliche Areca- und Pinangapalmen ihren ſchöngefärbten Stamm und ihre glänzend rote Fruchttraube. Die Wildnis in ein undurchdringliches Dickicht zu verwandeln, waren die Kletterpalmen und Lianen beſorgt, die nach allen Richtungen hin den Wald durchzogen, die höchſten Gipfel erklimmend, die ſtärkſten Stämme umſchlingend und ſich wie Taue von Baum zu Baum ſpannend. Auch Blumen gab es in ungeahnter Fülle, freilich nicht auf dem dämmerigen Erdboden und dem niedrigen Geſträuch, ſondern hoch oben in den Baumkronen und auf den Äſten, wo ſich, das Sonnenlicht ſuchend, die farbenprächtigen Epiphyten und Schmarotzer angeſiedelt hatten.

Dieſe letzteren nun zogen Ruths bewundernden Blick zu ſich empor. Den Kopf in den Nacken gebogen, ſchritt ſie, und wenn ihr eine Orchidee aufſtieß, die ſie nicht zu nennen wußte, ſo wandte ſie ſich um Auskunft an den hinter ihr ſchreitenden Harry. Der war freilich durchaus kein Botaniker, und ſo erhielt ſie ſtatt der gewünſchten Belehrung häufig nur eine launige Entgegnung.

Das war ſoeben wieder der Fall geweſen. Sie hatte unwillkürlich lachen müſſen und wollte nun gerade zu einer kleinen Neckerei den Mund öffnen, als ein gellender Schrei ſie zuſammenfahren machte. Da ſah ſie in etwa zehn Schritt Entfernung ein ſchwarzes Ungetüm von einer Schlange ſich quer über den Pfad winden. Doch das war es nicht, was ſie bis in die Lippen erbleichen, was ihre Füße an den Boden wurzeln machte, es war Mays Gebahren. Sie hatte ſich mit dem Angſtſchrei, den ihr der Anblick des Tieres entlockt, geradewegs dem ſich gegen ſie umwendenden Fritz in die Arme geſtürzt und lag nun da, den Kopf gegen ſeine Schulter gepreßt, ſchluchzend, jammernd wie ein verängſtetes Kind.

„Viel Lärm um nichts," rief Harry, der ſich an Ruth vorübergedrängt hatte, um ſeiner Schweſter zu Hilfe zu eilen, jetzt aber lachend Kehrt machte. „Ular sawa. Reisfeldſchlange, führt kein Gift und nimmt wie die meiſten Tiere, wenn nicht attackiert, Reißaus vor dem Menſchen."

Etwas Ähnliches ſchien Fritz ſeinem Schützling drüben auch zu verſichern, allein es dauerte doch noch ein Weilchen, bis ſich die Gruppe löſte und May ſich, ſcheu rechts und links ſpähend, wieder in Bewegung ſetzte.

„Na, wenn man aus einem Lande kommt, wo das längſte Reptil ein Regenwurm iſt, ſo iſt ſolch ein kleiner Schreckſchuß wohl verzeihlich," meinte Harry nachſichtig. Die Totenbläſſe gewahrend, die auf Ruths Wangen lag, ſetzte er bedauernd hinzu: „Gnädige Frau ſind auch erſchrocken, wie ich ſehe. Freilich wer dieſe Beſtien nicht kennt — und ein koloſſales Exemplar war's, mindeſtens fünfzehn Fuß lang, will ich wetten."

Ruth nickte und begann, um ſich ſeiner Beobachtung zu entziehen, wieder vorwärts zu ſchreiten. Das Gehen ward ihr ſchwer, ſie hatte Blei in den Füßen

und etwas wie einen Nebel vor den Augen. Übrigens war die Plantage jetzt bald erreicht.

Hatte man draußen im Wald die wilde Kraft der Tropennatur angestaunt, die nichts zu bändigen imstande zu sein schien, so beugte man sich hier bewundernd vor dem Menschengeist, der das unmöglich Scheinende vollbracht, die Unbezwingliche in Fesseln gelegt hatte, ohne ihr gleichwohl von ihrer Schönheit etwas zu rauben.

Zwischen blühenden Rosenhecken öffnete sich ein Bambusthor, und dann stand man in dem viele Meilen langen Garten, den nach allen Richtungen hin wohlgehaltene, straßenbreite Wege durchkreuzten, ihn so in verschiedene Distrikte teilend, in deren jedem eine besondere Schar von Leuten mit Reinhalten der Pflanzen, Beschneiden der Bäume u. s. w. beschäftigt war. Zur Zeit der Ernte mochten hier viele tausend Arbeiter zu thun finden, heute war das Menschengewimmel weniger groß. Die eigentliche Blütezeit des Kaffeestrauchs — wiewohl er das ganze Jahr hindurch Blumen und Früchte zugleich trägt — fällt in den Herbst. Jetzt hatte man also den zauberischen Anblick eines weißen Blütenmeers, über dem sich in etwa zwölf Meter Höhe das leichte, durchsichtige Laubdach der Erythrina wölbte, die mit dem jungen Kaffeestrauch zugleich gepflanzt wird, um ihm die Tropensonne zu mildern, unter deren unmittelbarem Glutstrahl er nicht gedeihen kann.

Zwischen diesen schneeumsäumten Wegen, unter einem sanftgrünen Himmel, von welchem flammendrote Blütentrauben niederhingen, hinzuwandeln, wäre Ruth unter andern Umständen traumhaft schön erschienen, im Augenblick aber hätte sie sich in einer öden Sandwüste befinden können, so wenig Bewußtsein hatte sie von der Naturherrlichkeit, die sie umgab. Sie blickte weder rechts, noch links, noch hob sie den Kopf, sie starrte unverwandt geradeaus auf das Bild, das ihr Geist vor sie hinmalte.

Es war das Bild aus dem Walde, die fatale Gruppe, die sich gar nicht wieder hatte lösen wollen, er (Fritz) und sie (May) eng aneinander geschmiegt vor ihren — Ruths Augen! War das erlaubt, erhört? Eng aneinander geschmiegt diese beiden! Ihr Arm hatte seinen Hals umklammert, ihr Gesicht sich gegen seine Schulter gepreßt, und ihm war das nicht peinlich gewesen in Gegenwart seiner Frau — o! durchaus nicht. Lächelnd hatte er auf die Schutzsuchende niedergeblickt, tröstlich auf sie eingesprochen und endlich, indem er sie sacht, zögernd von sich geschoben, war seine Hand wie liebkosend über ihre Schulter hingefahren. Armes, kleines Baby! Es hatte sich gefürchtet, man mußte es deshalb ein bißchen streicheln und beruhigen, das war so ganz in der Ordnung — seiner Meinung nach wenigstens.

Sie war nur unglücklicherweise andrer Ansicht — sie, Ruth, und sie hatte in dieser Sache doch wahrlich auch ein Wörtchen mitzusprechen. Vorhin freilich war sie wie auf den Mund geschlagen gewesen, aber das passierte ihr nicht wieder. May sollte es nur versuchen, sich zum zweitenmal ihrem (Ruths) Mann an den Hals zu werfen!

Dieser Art waren die Gedanken, die unsrer Freundin Hirn durchtobten, während sie, hastig vorwärtsschreitend, für ihre Umgebung kein Auge und für Harrys liebenswürdiges Geplauder kein Ohr hatte.

In dem Moment, als man neben einer der sogenannten Kaffeemühlen anlangte,

ſtieß Fritz, der gleich am Eingang des Gartens aufgehalten worden war, wieder zu der Geſellſchaft. Nun ſei er bereit, den Cicerone zu machen, erklärte er heiter, und May den Arm reichend, führte er ſie in das Gebäude. Die beiden andern folgten.

Des Intereſſanten bot ſich hier genug. Die Kaffeebohnen, eigentlich Kerne einer kirſchenartigen Frucht, wachſen immer zwei und zwei zuſammen, mit der flachen Seite gegeneinander, ſind zunächſt von einer zähen, pergamentartigen Haut, und dann noch von der fleiſchigen, dunkelroten Hülle der Frucht umgeben. Dieſe Hülle nun zu beſeitigen, ſchüttet man die friſcheingeſammelten Beeren vorerſt in große, ſteingemauerte Kufen, und nachdem ſie hier eine beſtimmte Zeitlang gelegen haben, auf flache Hürden, um ſie in der Sonne trocknen zu laſſen. Vor dem nächtlichen Tau und dem Regen, der die Kaffeebohnen völlig entwerten würde, ſchützt man ſie durch ſchilfgeflochtene, waſſerdichte Dächer, die auf niedrigen Rädern laufen und im Notfall über die Hürden geſchoben werden. Iſt nach fünf bis ſechs Wochen die Hülle gedörrt, ſo wird ſie durch Stampfen in mit Büffelfell ausgefütterten Gruben, oder in hölzernen Mörſern abgelöſt. Dies, ſowie das Entfernen der Pergamenthaut von den jetzt aufs neue getrockneten Bohnen, welches abermaliges Stampfen erfordert, und das endliche Sortieren des Kaffees durch Menſchenhände, eine mühſame, zeitraubende Arbeit, geſchieht in der Mühle.

Fritz hatte, während er ſeine Erklärungen gegeben, wiederholt beſorgt nach ſeiner Frau hingeſehen. Als man im Begriff ſtand, das Haus zu verlaſſen, trat er haſtig an ihre Seite.

„Ich fürchte, Ihr Kopfweh hat ſich verſchlimmert," ſagte er.

„Wäre es ein Wunder?" entgegnete ſie.

„Nein," antwortete er, auf ihren bitter ironiſchen Ton nicht achtgebend. „Mir ſchien es gleich, daß Sie ſich zu viel zumuteten. Nun kehren wir aber ſofort heim."

Sie ſah ihn groß an. War es möglich, daß er aus Rückſicht auf ſie diejenige, welche er ſeinen Gäſten ſchuldete, hintanſetzte?

„Sie vergeſſen, daß Ihr Freund nach Bandong muß," bemerkte ſie mit einem leichten Beben der Stimme.

„Harry fährt eben heute abend allein."

„Aber Sie haben doch auch May die Tour verſprochen und ſie freut ſich darauf." Sie ſprach langſam und mit Nachdruck.

Er runzelte die Brauen, zog die Uhr und meinte, nachdem er ſekundenlang nachdenklich auf das Zifferblatt geblickt hatte: „Wir erreichen auch auf dem Umweg über Sukawangi wohl noch rechtzeitig die Bahn."

„Das würde Miß May zweifellos paſſen," dachte ſie in ihrem empörten Sinn. „Dann ſäße ich zu Haus und ſie könnte ungeſtraft noch ein Dutzend ſolcher Schreckſchüſſe bekommen wie der vorhin." Laut ſagte ſie mit hartem Stimmklang: „Beſten Dank! Wir wollen doch lieber bei der alten Abmachung bleiben, denn, wenn Sie den Zug verfehlen ſollten —"

„Das iſt ſo gut wie ausgeſchloſſen!"

„Doch wohl nicht ganz. Jedenfalls halte ich es für richtiger, nichts zu riskieren. Ich fahre alſo mit."

„Sie werden sich krank machen!“

„Das ist meine Sache.“

„Nur die Ihre?“

„Ja. Ich wüßte auf der Welt niemand, der ein Recht hätte, sich für meine Gesundheit zu interessieren.“

Im Groll hatte sie das herausgestoßen. Jetzt, nun sie dem vorwurfsvollen Blick begegnete, mit dem er sich von ihr abwandte, hätte sie das unfreundliche Wort gern zurückgenommen. Doch jetzt war es zu spät. Da ging er hin, der Mann, den sie liebte und der — wenn er ihr auch May vorzog — es doch so gut mit ihr meinte, daß ihr Übelbefinden ihm ganz gewiß nicht gleichgültig war. Alle erdenkliche Mühe gab er sich, mit ihr glücklich zu werden, und nun lohnte sie ihm das so. „Gott gebe es!“ hatte er gestern abend gesagt, und heute morgen: „Sie sind mir die Hauptperson“, und nun glaubte sie ihm das nicht, weil —

Freilich — die Umarmung! Mays Schamlosigkeit war ja daran Schuld, aber sie hätte doch nicht so lange zu dauern brauchen, wenn er nicht gewollt hätte, und dann dieses Streicheln ihrer Schulter, in dem so etwas gelegen hatte wie: „Nur still, mein armes, liebes Kind, es wird dir kein Leid geschehen, ich bin ja bei dir,“ das kam doch ganz und gar auf seine Rechnung.

Ja, ihre Eifersucht ward mit ihrer Reue rasch genug fertig, und trotzig fuhr sie mit nach Bandong. Als man nach heißer Wagen- und noch heißerer Eisenbahnfahrt gegen drei Uhr nachmittags dort anlangte, hatten ihre Kopfschmerzen aber in einer Weise zugenommen, daß sie kaum noch aus den Augen sehen konnte. Sie nahm sich zwar gewaltsam zusammen, versuchte sogar, sich im Hotel Homan mit den andern zu Tisch zu setzen, allein der bloße Anblick der Speisen verursachte ihr einen derartigen Ekel, daß sie sich hastig wieder erheben mußte.

Als sie, die Hand an die Stirn gepreßt, schwankend der Thür zu wollte, fühlte sie plötzlich ihren Arm durch den ihres Mannes gezogen. Sie hätte in der Stimmung, in der sie sich befand, die Stütze freilich gern zurückgewiesen, doch dazu fehlte es ihr an Kraft. So ließ sie sich denn in einen saalartigen Raum führen, durch dessen Fensterthüren das tiefe Grün des Gartengesträuchs den Augen wohlthuend hereinblickte.

Neben einem Ruhebett Halt machend, sagte Fritz in ernst-freundlichem Ton: „Wie, wenn Sie sich hier ein Weilchen niederstreckten und zu schlafen versuchten?“

„Mir bleibt wohl keine andre Wahl,“ entgegnete sie mit einem bitteren Auflachen. Dann, nachdem sie seinem Rat gefolgt war: „So, da läge ich! Besten Dank! Aus dem Weilchen wird voraussichtlich eine Weile werden, doch das braucht Sie ja nicht zu kümmern. Sie können getrost ohne mich nach dem Wasserfall fahren.“

„Wenn Sie es wünschen,“ schlug er mit einem leichten Zögern vor, das ihr nicht entging, „so bleibe ich bei Ihnen.“

„Wo denken Sie hin?“ rief sie spöttisch aus. „Ich werde Sie doch eines Vergnügens nicht berauben!“

„Des Vergnügens, einen neunundneunzigmal gesehenen Wasserfall zum hundertstenmal zu beschauen? Aber — wie Sie wollen!“

Mit einem Achselzucken wandte er sich um und schritt hinaus.

Dreizehntes Kapitel.

„Nun hat sie freies Feld für ihre Thätigkeit," dachte Ruth, nachdem die Thür sich hinter ihm geschlossen hatte, „während der Wagenfahrt kann sie nach Belieben mit Blicken um sich werfen, und beim Wasserfall wird schon ein schlüpfriger Stein bereitliegen, auf dem sie ausgleiten kann, um im kritischen Moment graziös in einen rettenden Arm zu sinken."

Auflachen wollte sie zu dieser spaßhaften Vorstellung, aber unversehens kam ihr ein Schluchzen, und plötzlich weinte sie herzbrechend. Als dann ihre Thränen versiegt waren, hatten ihre Kopfschmerzen einen solchen Grad erreicht, daß sie nur regungslos daliegen und leise vor sich hin stöhnen konnte. Endlich, von Seelen- und Körperqual übermannt, schlief sie ein.

Es dämmerte bereits, als sie wieder erwachte und Fritz vor ihr stand.

„Nun, wie geht's?" fragte er.

„Danke, gut," antwortete sie. „Mein Kopf ist ganz leicht."

„Vortrefflich. Und der Appetit — hat der sich wieder eingestellt?"

„Ja. Gibt's etwas zu essen?"

„Das will ich meinen. Kommen Sie nur!"

„Wie war's denn bei dem Wasserfall?" erkundigte sie sich unter Herzklopfen, als sie dem Speisesaal zuschritten.

„Man merkt, daß Sie gut geschlafen haben," entgegnete er. „Aus der Partie konnte nämlich nichts werden, denn kaum eine halbe Stunde, nachdem ich Sie verlassen hatte, fing es an wolkenbruchartig zu regnen."

„Schade!" wollte sie murmeln, doch das Stückchen Heuchelei gelang ihr nicht.

Der Speisesaal war hellerleuchtet, und ein kleiner Tisch in der Mitte stand gedeckt, aber es lagen nur zwei Couverts darauf.

„Die Burnands dinieren beim Regenten," antwortete er auf ihren fragenden Blick. „Für den Fall, daß Sie Lust verspüren sollten, sich die Tanzerei dort anzusehen, könnten wir ja hernach zu ihnen stoßen."

„Lohnt es der Mühe?"

„Gewiß, für den Neuling. Werden Sie aber die Gamelangmusik ertragen können?"

„Mir fehlt gar nichts mehr."

„Gut, dann machen wir uns gleich nach dem Essen auf den Weg nach dem Palais des Regenten."

„Ist er wohl ein sehr großes Tier?"

„Der Regent? Nun, jedenfalls stammt er von den früheren Fürsten des Landes ab, auch führt er einen glänzenden Hofstaat."

„Und ist ihm einige Macht verblieben?"

„Von eigentlicher Macht kann bei keinem der Regenten die Rede sein, aber ihr Nutzen ist groß. Sie sind die unentbehrlichen Vermittler zwischen dem javanischen Volk und seinen europäischen Herren. Unter der ganz richtigen Voraussetzung, daß die Eingeborenen den Abkömmlingen ihrer angestammten Fürsten lieber gehorchen

werden, als den Fremdlingen, läßt man jenen den Schein, als herrschten sie noch. Unter dem Regenten stehen die Distrikts-, Unterdistrikts- und Dessahäuptlinge, denen er seine Befehle übermittelt. Er selber aber hat in dem holländischen Residenten seinen direkten Vorgesetzten, der ihm sehr scharf auf die Finger sieht und dafür sorgt, daß er nichts befiehlt, als was der Regierung in ihren Kram paßt."

„Und das läßt er sich aus lauter Dankbarkeit für den hübschen Titel auch ruhig gefallen?"

„O! Er erhält neben dem Titel noch beträchtliche Einkünfte. Speciell unser Regent hier ist ein reicher Mann."

„Hm!" machte sie kopfnickend, „die Holländer sind kluge Leute." Was sie sich selber sagte, aber war: „Da hat er mir nun auf alle meine Fragen Auskunft gegeben und zwar nicht unfreundlich, aber ganz anders wie sonst. Die Worte sind's, aber nicht der Ton. Es ist alle Herzlichkeit daraus fort, und sein Blick ist wieder so düster wie in den ersten Tagen. Dazu diese Unruhe in seinem Wesen, dieses unmotivierte Zusammenzucken der Brauen, dieses Hin- und Herrücken auf dem Stuhl, dieses hastige Hantieren mit Messer und Gabel — er kann entschieden die Zeit nicht abwarten, bis er wieder bei May sein wird."

Daß sich unter diesen Gedanken der Appetit, den sie mitgebracht hatte, rasch verflüchtigte, ist nicht zu verwundern. Sie stocherte eigentlich nur zwecklos auf ihrem Teller herum.

In tiefem Schweigen hatten sie ihre Mahlzeit beendet, stumm traten sie durch die nächtlichen, von Tamarinden überrauschten Straßen den Weg nach dem Regentenpalast an. Erst als sie ihrem Ziel nicht mehr allzufern waren, that er plötzlich die Frage:

„Was haben Sie eigentlich, Ruth?"

Die Nennung ihres Taufnamens, den er für gewöhnlich so ängstlich unterdrückte, wie sie den seinen, kam ihr fast noch überraschender als die Anrede selbst. Sie zuckte heftig zusammen.

„Seit gestern sind Sie gegen mich eine andre geworden."

„Nicht ohne Grund!" erklärte sie jetzt grollend.

„Natürlich nicht, aber — aus welchem Grund?"

Sie schwieg.

„Soll ich Ihnen sagen, was ich glaube? Das Wiedersehen mit der Freundin hat in Ihnen — allerlei Reiseerinnerungen wieder lebendig gemacht."

„Reiseerinnerungen?" fuhr sie förmlich empört auf. „Daß ich nicht wüßte! Und May Burnand ist meine Freundin nicht."

„O! Ich meinte nur, weil sie selbst Ihnen herzlich zugethan scheint —"

„Nun, dann vergelte ich ihr eben Gutes mit Bösen," fiel sie ihm gereizt in das Wort. „Dazu habe ich hoffentlich ein Recht!"

„Jedenfalls haben Sie ein Recht, die Beantwortung meiner Frage zu umgehen," versetzte er ungeduldig. „Lassen wir den Gegenstand also fallen. Hier ist auch bereits der Alon-Alon, drüben die Moschee, vor uns der Dalem."

Er hatte eine Wolke auf der Stirn, sie verdächtig flimmernde Augen, als sie

eine Minute ſpäter in die von bunten Ampeln feſtlich erleuchtete Pendoppo des Palaſtes traten.

Der Raum war weit und ſaalartig. Zwiſchen den Spiegeln, welche von den Wänden gleißten, hing allerlei Waffenzierat. Im Hintergrunde ragten zwei mächtige Pajungs, teilweiſe vergoldet. Je mehr Gold an dem Staatsſchirm nämlich, deſto höher der Rang deſſen, der ihn führt. Über den Suſuhunan (Kaiſer) von Surakarta wird ein von innen und von außen vergoldeter Schirm getragen, unter einem ganz gleichen aber iſt jeder holländiſche Reſident, als Vertreter ſeiner Königin, berechtigt einher zu ſtolzieren.

Der Regent, ein freundlich blickender brauner Herr, der über dem Haarſchopf das landesübliche bunte Turbantuch, über dem langen, ſchwarzen Tuchbeinkleid den kurzen ſeidenen Sarong und zur Vervollſtändigung ſeiner Toilette noch Sandalen an den Füßen und den Oberkörper mit einer Tuchjacke bedeckt trug, aus deren Knopflöchern Edelſteine blitzten, kam dem Paar entgegengeſchritten. Fritz, als einem guten, alten Bekannten, reichte er cordial die Hand. Um Ruth, an der ſein Auge mit Wohlgefallen zu haften ſchien, zu begrüßen, legte er voll Gefühl und Anſtand die Rechte auf ſein Herz.

Es erfolgten dann noch einige Vorſtellungen, denn an dem Diner, das ſoeben vorüber war, hatten außer den Geſchwiſtern Burnand verſchiedene Plantagenbeſitzer aus der Umgegend und einige der holländiſchen Beamten Bandongs teilgenommen. Endlich ließ man ſich auf den Divans nieder, die ſich an den Wänden entlang reihten. Der Prinz gab den Muſikanten, die außerhalb der weitgeöffneten Saalthüren demütig am Boden hockten, mit der Hand ein Zeichen, und der Gamelang begann eine Weiſe, die ſelbſt dem europäiſchen Ohr angenehm klang. Schrille, ſchmetternde Töne wurden nicht hörbar, nur dumpf brummten die großen Gongs, und dazwiſchen ſcholl es wie leiſes Glockengeläute.

Eine ſanfte Klage war es, ein ſehnſüchtiges Locken, das plötzlich Erhörung fand, denn durch eine der Thüren kam auf kleinen, nackten Füßen eine Frauengeſtalt hereingeglitten. Ihr Geſicht war nicht unſchön, ihr Wuchs tadellos, ihre Kleidung von großer Pracht. Den ſchillernden, golddurchwirkten Sarong, der Nacken und Arme unbedeckt ließ, hielt um die Taille herum ein Goldgürtel zuſammen. Ein breites, edelſteinbeſetztes Ornament, an einem ſchmalen Kettchen um den Hals befeſtigt, hing ihr vorn auf die Bruſt herab. Goldene Reifen ſchmückten Ober- und Unterarme, und über dem ſchwarzen Haar hob ſich, gleichfalls aus Gold, ein wunderſamer Kopfputz, der halb diadem- halb helmartig wirkte. Dieſer märchenhaften Erſcheinung folgten noch fünf andre, völlig gleich koſtümierte. Dann begann unter den klagenden Tönen des Gamelangs ein echt orientaliſcher Tanz. Von kunſtvollen Schritten war keine Rede, die Füße hatten bei der Sache am wenigſten zu thun. Ein anmutiges Bewegen der Hände und Arme, ein Drehen, ein Heben und Neigen des Körpers war es, begleitet von einem Mienenſpiel, das tiefſte Trauer auszudrücken ſchien. Mit niedergeſchlagenen Blicken und ſchmerzvoll geſenkten Mundwinkeln war die Schar erſchienen, und ſo ſchwand ſie nach einer Weile auch wieder hinaus.

„Das Tanzen finde ich, aufrichtig geſtanden, ein bißchen kurios," äußerte ſich May über die Vorſtellung, „ſie kommen ja gar nicht von der Stelle dabei, aber

die Kleider ſind wundervoll und der Schmuck erſt! Sollte er wohl wirklich echt ſein?"

„Daran beſteht kein Zweifel," antwortete auf die Frage hin der neben ihr ſitzende Fritz, „Koſtüme und Schmuck ſind Erbſtücke in des Regenten Familie."

May warf dem gegenwärtigen Beſitzer dieſer Herrlichkeiten einen neidiſchen Blick zu, der ſich aber ſofort in einen koketten verwandelte, als ſie ſeinem Auge begegnete. Der hohe Herr, der die Zeit her überhaupt häufiger nach ſeinen weiblichen Gäſten hingeſehen hatte, als nach ſeinen Tänzerinnen, lächelte jetzt geſchmeichelt und winkte einem der am Boden kauernden Diener. Als dieſer herbeigeeilt oder richtiger herangekrochen war, ward ihm flüſternd ein Befehl erteilt, worauf er ſich in derſelben ſklaviſchen Haltung wieder entfernte und zum Saale hinausſchlängelte. Einige Sekunden ſpäter erſchien er in der Thüröffnung mit einer Platte voll Backwerk und Konfitüren, die er mit demutsvoll gekrümmtem Rücken den Damen zu präſentieren kam.

„Nein, das iſt aber doch zu reizend!" rief May aus und ſandte in gerührter Anerkennung ſeiner Liebenswürdigkeit noch einen ihrer bezaubernden Blicke an den Regenten ab.

„Was ſich wohl Fritz dabei denkt?" grübelte Ruth. Aber auf ihres Mannes ernſtem Antlitz die Wirkung zu erſpähen, welche ihrer Nebenbuhlerin kokette Manöver auf ihn ausübten, hielt ſchwer. „Er wird gar nichts davon bemerken," ſchloß ſie bitter, „die Liebe iſt ja blind."

Mittlerweile waren die Bedojos wieder erſchienen. Diesmal trugen ſie Pfauenwedel in den Händen. Der Tanz begann ſo ziemlich in derſelben Weiſe wie vorhin, aber mit der zunehmenden Lebhaftigkeit der Muſik ward auch das Gebahren der Mädchen heftiger, leidenſchaftlicher. Sie ſuchten einander mit den Pfauenwedeln zu berühren, und in dieſer Berührung ſchien eine verächtliche Herausforderung zu liegen, doch als man glaubte, nun werde der Kampf entbrennen, waren ſie plötzlich alleſamt wieder hinausgeglitten.

Jetzt wurden Waffen auf den Boden niedergelegt, und aus den Klagetönen, die der Gamelang angeſtimmt hatte, ward nach und nach etwas wie ein Aufmuntern zum Streit. Zum drittenmal erſchienen nun die Bedojos auf der Schwelle, aber zögernd, ſich nicht recht von der Stelle wagend. Erſt als die Muſik einen gellenden, dröhnenden Schlachtgeſang anſtimmte, hielt es ſie nicht länger. Wie von der Pflicht getrieben, ſchnellten ſie vorwärts und griffen, die einen den ſchlangenförmigen Kriß, die andern Pfeil und Bogen vom Boden auf.

Gräßlich ſah ſich's an, als ſich hüben und drüben die Hände mit den Mordwaffen hoben, ernſtlich genug ſchien es gemeint, aber zur Ausführung der grauſen That kam es nicht. Immer wieder forderte die Muſik mit Dröhnen und Gellen: „Tötet, tötet!" und immer wieder zuckte der Kriß, zielte der Pfeil. Allemal jedoch ſiegte im geeigneten Moment das Mitleid. Schmerz malte ſich in den Mienen, die Blicke wichen ſcheu zur Seite, die Hände ſanken herab. Es war ein wirklich ergreifendes Schauſpiel, als ſchließlich die Waffen zu Boden raſſelten und die Kämpferinnen einander von der Liebe bezwungen in die Arme ſtürzten.

Damit war die Vorſtellung zu Ende, und man verabſchiedete ſich von dem

Regenten, der mit einem letzten entzückten Blick auf die Damen sich huldvollst dahin äußerte, daß es ihm große Freude machen werde, den anwesenden Herrschaften, seinen teuren Freunden, bei nächster Gelegenheit seinen Wajang-orang vorzuführen.

„Das wäre ja etwas für Sie, gnädige Frau," meinte lächelnd Harry Burnand, als er ins Freie gelangt an Ruths Seite trat.

„Wovon reden Sie?" fragte sie, wie aus einem Traum zu ihm aufblickend.

„Von dem Wajang-orang des Regenten," antwortete er. „Das ist nämlich eine Art Theater, in dem dieselben Mythen und Sagen, für die Sie, wie Fritz behauptet, sich so lebhaft interessieren, statt von Puppen von Menschen vorgeführt werden."

„Ach so!" meinte sie zerstreut.

„Eine kostspielige Liebhaberei, die der Prinz da hat. Die Anschaffung der Kostüme und andern Requisiten soll die Kleinigkeit von 50 000 Gulden verschlungen haben. Dazu kommt der Unterhalt des Personals, einer vielköpfigen Gesellschaft, da jeder Schauspieler nur eine Rolle darzustellen weiß."

In dieser Weise fuhr er fort an Ruths Ohr vorüberzusprechen, die im Moment weder für den Wajang-orang noch sonst irgend etwas Javanisches Sinn hatte, sondern nur für die Unterhaltung, die das in einiger Entfernung vor ihnen schreitende Paar führte. Ach! nur ein Wort davon erhaschen zu können, alles hätte sie darum gegeben, und da war nun dieser geschwätzige Harry —

Ja, geschwätzig nannte sie ihn jetzt, aber einige Minuten später, als sie vor dem Hotel Homan von ihm Abschied nahm, war es ihr auf einmal doch, als trenne sie sich von ihrem treuesten Freunde.

„Wenn irgend jemand, so will er mir wohl," dachte sie, während sie in den Wagen stieg, der sie, Fritz und May nach Sukawangi zurückführen sollte, „und hätte er auch nur eine Ahnung, welch eine Unglücksstifterin seine Schwester ist, er nähme sie mit nach Banjumas — ganz gewiß, er thäte es."

Gesprochen ward zwischen den dreien so gut wie nichts auf der langen Fahrt. May übermannte in der weichen Ecke, in die sie sich geschmiegt hatte, alsbald der Schlaf, und Fritz erhielt auf die Frage nach ihrem Befinden, die er an Ruth richtete, eine so kurze, kühle Entgegnung, daß er es bei dieser einen Anrede bewenden ließ.

So saßen sie dann, er vor sich niederblickend, sie mit geschlossenen Augen in den Kissen lehnend, und in ihnen blieb es dunkel, während zwischen den Bergen der Vollmond emporklomm und die Welt in zauberisches Licht tauchte. Wo ein Bach floß, da rieselte jetzt flüssiges Silber zu Thal, von den breiten Blättern der Pisangstauden in den Gärten, aus den Federkronen der Kokospalmen tropfte der schwere Tau in Diamanten nieder, und als sei es noch nicht genug des Glanzes, funkelten und blitzten Leuchtkäfer wie Sterne aus dem dunklen Gebüsch.

Mitternacht war längst vorüber, als sie in Sukawangi anlangten.

Vierzehntes Kapitel.

„Am Mittwoch geht's nun nach Batavia zurück, und da iſt's auch nicht heiter," ſagte May, ſich mißmutig in Ruths Schaukelſtuhl ſtreckend.

In dem „auch" lag ein Vorwurf verſteckt, denn die Sprecherin hatte dank der anhaltenden trüben Gedankenverſunkenheit ihrer Wirtin, die ſich im Laufe der Stunden immer tiefer in die Verzweiflung hineingebohrt hatte, einen recht langweiligen Tag hinter ſich.

Doch Ruth ſchien ſich nicht getroffen zu fühlen. „So?" murmelte ſie nur zerſtreut, während ſie ſich einen Stuhl an den Mitteltiſch rückte und eine Stickerei zur Hand nahm.

Es war unmittelbar nach dem Diner, ſie befanden ſich im Salon allein.

„Ja," nickte May, „ich wollte, ich wäre erſt ſo weit wie Sie und hätte einen Mann."

Nun richtete ſich Ruth haſtig in ihrem Stuhl in die Höhe. „Was wollen Sie damit ſagen?" erkundigte ſie ſich mit mißtrauiſch funkelnden Augen.

„Himmel! Wie entrüſtet Sie mich anſehen! Es iſt doch wohl kein Verbrechen, wenn eine verheiratet zu ſein wünſcht? Daß Ehemänner bequemer ſind als Brüder, will ich damit ſagen. Freilich ein Plantagenbeſitzer dürfte es für mich nicht ſein — nein, und wenn er auch ſo nett und ſo reich wäre wie Herr Bardewiek."

In Ruth paarte ſich die Befriedigung über den Ausſpruch mit der Verachtung gegen die, welche ihn gethan. „Ich wußte es ja," ſagte ſie ſich, „für ſie iſt er nur ein Mann mehr, mit dem ſie flirten kann, ‚nett' zwar, aber doch nicht halb ſo nett wie der fade Harris." Laut bemerkte ſie: „Das Leben auf der Plantage ſcheint Ihnen wohl zu einförmig?"

„Gräßlich einförmig. Ich ſtürbe vor Langeweile."

„Nun, Manila iſt eine große Stadt, dort wird's luſtig genug ſein."

„Ach Gott! Wer weiß, ob ich je nach Manila komme!"

Mit dieſem Stoßſeufzer erhob ſich May und trat an das Klavier.

„Sie haben doch keine ſchlechten Nachrichten von Dr. Harris?" fragte Ruth.

„Natürlich habe ich die — grundſchlechte! Die gute Praxis, die er vorzufinden hoffte, hat ihm ein andrer weggeſchnappt, und da ſoll man nun den Mut nicht verlieren!" Aus Abgrundtiefe einen zweiten Seufzer heraufholend, ſetzte ſich May und begann ihre Stückchen abzuleiern.

Als ſie damit fertig war, erſuchte ſie plötzlich Ruth zu ſingen.

Dieſe traute im erſten Moment ihren Ohren nicht, dann entfuhr ihr ein kurzes, hartes Lachen. „Ich — ſingen?" ſtieß ſie hervor.

„Na ja, warum nicht?" brummte May.

„Sie wiſſen, daß ich nicht ſingen kann."

„Ich weiß nur, daß Sie heute ſchrecklich ungefällig ſind."

„May!"

„Jawohl, ſchrecklich ungefällig," beharrte die andre, halb trotzig, halb weinerlich, „und unfreundlich dazu. Sie haben mir den ganzen Tag noch kein gutes Wort

gesagt, und ich hatte mich doch so auf den Besuch hier gefreut und — und wenn Sie bei mir in Weltevreden wären, so würde ich wahrhaftig netter gegen Sie sein."

Ruth war dunkelrot geworden. Ihre Stickerei beiseite werfend, erhob sie sich jetzt hastig. „Was wünschen Sie, daß ich singe?" fragte sie.

„O! mir ist's einerlei," schluchzte May, „aber ich habe Sie immer so gern leiden mögen und —"

„Das verdiene ich gar nicht," fiel ihr Ruth in schroffem Ton in das Wort, „— will es auch gar nicht verdienen," setzte sie im Geiste für sich hinzu.

„Und nun sind Sie auf einmal so kratzig gegen mich und — und ich habe Ihnen doch gar nichts zuleide gethan," vollendete die Gekränkte.

„Guter Gott! Nichts zu leide gethan!" Ruth ballte in ihren Kleiderfalten verborgen ihre Hand zur Faust. Laut sagte sie in demselben Ton wie vorhin: „Ich bitte zehntausendmal um Verzeihung und werde mich in Zukunft besser aufführen."

Damit riß sie aus einem Haufen von Notenheften einen Band deutscher Volkslieder, hielt ihn aufgeschlagen May hin und befahl, mehr als sie bat: „Welches soll es sein?"

„Mir ganz egal," murrte May. „Wenn Sie noch so böse sind, so brauchen Sie meinetwegen überhaupt nicht zu singen."

„Ich will aber," erklärte Ruth. „Nur fürchte ich, Sie werden bald genug bekommen, in welchem Fall ich mir ein Zeichen zu geben bitte. Sie brauchen sich ja bloß die Ohren zuzuhalten."

In dieser Zorneslaune begann sie das erste beste Lied, auf das ihr Auge fiel: „In einem kühlen Grunde."

Hart schlug sie auf die Tasten, trotzig stieß sie die ersten Worte heraus, aber es war etwas in dem alten Liede, das ihren Unmut bezwang und sich ihrem Schmerz anpaßte. Die spröde Stimme ward weich und wohllautend, ihr selber unbewußt bebte ihr armes, zerrissenes Herz in den Tönen. So wirkte die einfache Weise tiefergreifend.

Als sie fertig war, blickte sie fragend auf May, und da diese versöhnt lächelnd bat: „Nun noch eins. Das war wirklich niedlich," so begann sie, einen Seufzer unterdrückend: „Wenn ich am Fenster steh'."

Dies war ihres Vaters Lieblingslied gewesen, aber sie hatte es ihm nie so recht zu Dank gesungen. „Ich weiß nicht, wie es kommt," hatte er wohl tadelnd bemerkt, „aber es klingt immer etwas wie Spott aus deiner Stimme."

„Ich kann mir nicht helfen, bester Papa," war dann ihre heitere Entgegnung gewesen, „aber ich komme mir allemal ein bißchen lächerlich vor bei dem Gejammer."

Heute hätte sie den Kritiker in ihm mehr als befriedigt, den Vater aber entsetzt aufhorchen gemacht.

„Bin so alleine" — das kam von einem armen von Gott und der Welt verlassenen Menschenkinde — „denn ach! mein Schatz ist tot —" das wirkte herzerschütternd.

Mühsam, mit verschleierter Stimme brachte sie den Vers zu Ende. Als sie den zweiten beginnen wollte, streckte sich eine Hand über ihre Schulter, das Notenbuch ward zugeklappt, und Fritz Bardewiek sagte in grollendem Ton:

„Genug der Quälerei! Ich ertrage es nicht länger.“

Sie fuhr herum und ſtarrte ihn an. Seine Stirn war gefaltet, ſeine Augen begegneten den ihren mit feindſeligem Blick. Nun ſchoß ihr das Blut in die Wangen und aufſpringend, zornig gegen ihn Front machend, ſtieß ſie hervor:

„Konnte ich ahnen, daß Sie im Zimmer ſeien? Warum machten Sie ſich nicht bemerkbar? Sie mit meinem elenden Geſang zu quälen, hätte ich mir dann wahrlich nicht herausgenommen!“

„Aber lieber Gott!“ fiel hier May ein. „Es war ja meine Schuld, daß ſie ſang — und ich fand's noch gar nicht 'mal ſo ſchlecht.“

„Schlecht?“ wiederholte er, die Sprecherin ſtaunend fixierend. „Zu gut war's im Gegenteil, zu echt!“ Und wieder traf ſein finſterer Blick Ruth, die jetzt das Klavier geſchloſſen hatte und ſich mit den Notenheften zu ſchaffen machte.

„Wenn etwas zu gut iſt,“ ſagte ſich May in ihrem weiſen Sinn, „dann gerät man nicht in Wut darüber. Er hat draußen einen Ärger gehabt und kommt nun dieſen an ſeiner Frau auszulaſſen. Zugetraut hätte ich ihm ſo 'was nicht, aber ſo recht klug wird man aus den Männern ja nie. Jedenfalls iſt's am richtigſten, ich mache mich aus dem Staube.“

Das that ſie dann auch. Unter dem Vorwande, daß ſie die geſtrigen Strapazen noch nicht ſo recht überwunden habe, empfahl ſie ſich für die Nacht. Dem Hausherrn reichte ſie mit holdem Lächeln die Hand, Ruth, der ſie bis zu einem gewiſſen lauen Grade wirklich wohlwollte, raunte ſie unter dem Deckmantel einer Umarmung zu: „Kommen Sie mit! Hier iſt's nicht geheuer.“

Allein Ruth ſchien den Sinn dieſer Worte gar nicht zu faſſen, ſie blickte wie geiſtesabweſend und rührte ſich nicht vom Fleck.

„Sie ſcheint völlig verſtört,“ dachte May im Davongehen. „Armes Ding und iſt erſt drei Wochen verheiratet!“

Sie fühlte für den Moment wirkliches Mitleid, aber zehn Minuten ſpäter ſchlief ſie darum doch den ruhigen Schlaf der Egoiſten.

Die Thür hatte ſich längſt hinter ihr geſchloſſen, zwiſchen den Zurückbleibenden jedoch war noch kein Wort geſprochen worden. Ruth ſchob nach wie vor zwecklos die Notenhefte durcheinander, Fritz durchmaß mit großen, haſtigen Schritten das Zimmer. Erſt als ihren zitternden Händen das Buch, aus dem ſie vorhin geſungen hatte, entſchlüpfte und mit dumpfem Geräuſch zu Boden ſchlug, ſtand er ſtill, und in einem Ton, der bis zur Heiſerkeit rauh klang vor innerer Bewegung, ſagte er:

„Sie wollten mir geſtern nicht Rede ſtehen, jetzt weiß ich, daß ich recht hatte mit meiner Vermutung. Sie haben da —“ er deutete auf das gefallene Buch, „ihr eigen Leid geſungen. Alles ſtimmt, nur daß der — ‚Schatz‘ in Ihrem Fall nicht tot iſt.“

„O mein Gott,“ dachte ſie, „er hat alles erraten!“

„Sehen Sie?“ murmelte er dumpf, als ihr das heiße Blut in die Wangen ſchoß.

„Kann ich dafür?“ ſtöhnte ſie beide Hände vor das Geſicht ſchlagend und in Thränen ausbrechend.

„Ich mache Ihnen keinen Vorwurf. Wollte nur Gott, ich hätte Sie nie geſehen!“

Mit qualverzerrter Miene wandte er ſich zum Gehen, aber ihr heftiges Schluchzen veranlaßte ihn auf der Schwelle noch einmal ſtillzuſtehen.

„Wozu das Weinen?“ fragte er bitter. „Für Sie kann ja noch einmal alles gut werden. Sie halten mich doch nicht für einen Unmenſchen?“

Dumpf fiel die Thür hinter ihm ins Schloß.

Fünfzehntes Kapitel.

Fritz war früh am nächſten Morgen fortgeritten und hatte durch Sidin den Damen ſagen laſſen, daß er ſich nach der Theeplantage und von dort am Nachmittage direkt nach Maleber bei Tjandjur begebe. Wann ſeine Rückkehr erfolge, ob morgen, ob vielleicht erſt übermorgen, hinge ganz vom Erfolg der geplanten Tigerjagd ab.

Nun war der eine Tag vergangen und faſt ſchon der nächſte auch.

Wenn Ruth an ihre letzte Unterredung mit ihrem Manne zurückdachte, ſo regte ſich in ihr jedesmal ein wunderliches Gemiſch von Gefühlen. Da war die Scham, ſich ihm verraten zu haben, da war der Zorn über ſein hartes: „Wollte Gott, ich hätte Sie nie geſehen,“ da war — Zorn und Scham zu Zeiten ſtark überwiegend — das Staunen über ſein ganzes unbeſchreiblich taktloſes Vorgehen. Wie hatte er, der ſonſt die Rückſicht ſelber war, ſich ſo weit vergeſſen können, ihr ihre Neigung zu ihm zum Verbrechen zu machen? Und warum hatte er es gethan? Störte ihn dieſe Neigung in irgend einer Weiſe, beſchwerte ſie vielleicht ſein Gewiſſen? Sie begriff dies ſo wenig, daß es Momente gab, in denen ſie ſich ſagte: „Er war von Sinnen, oder ich habe das ganze Geſpräch nur geträumt.“

Sidin hatte vorhin den Thee gebracht. May, die — trotzdem Ruth krampfhaft bemüht geweſen war, gegen ſie die artige Wirtin zu ſpielen — im Gähnen ſchon Beträchtliches geleiſtet hatte all die Zeit her, hielt ſich eben wieder die Hand vor den Mund, als vom Hofe her Pferdegetrappel hörbar wurde.

„Da! Ich will wetten, ſie ſind's,“ rief ſie, und mit einer Behendigkeit, die an ihr überraſchend wirkte, vom Stuhl aufſpringend, trat ſie an das Fenſter.

„Iſt's wahr?“ fragte bebenden Tones Ruth, die ſich gleichfalls erhoben hatte und mit glühenden Wangen mitten im Zimmer ſtand.

„Freilich,“ berichtete nach ſekundenlangem Hinausſpähen May in freudigſter Erregung, „freilich ſind ſie's, aber nicht allein. Ein ganzes Rudel von Herren kommt mit, mindeſtens ein Dutzend! Ruth, was ſagen Sie dazu?“

„Sidin wird friſchen Thee bringen müſſen,“ murmelte Ruth und ging mit zitternder Hand die Schelle zu ziehen.

„So gleichmütig nimmt ſie's,“ ſtaunte May, die ihrerſeits durch die Ausſicht endlich wieder einmal flirten zu können, völlig elektriſiert ſchien, denn ſie tänzelte von einem Fenſter zum andern, ſtreckte jetzt hier, jetzt dort neugierig den Kopf hinaus und flüchtete erſt, als das Geräuſch lebhaft durcheinander redender Stimmen das

Nahen der sehnsüchtig Erwarteten verkündete, mit einem kleinen Aufkreischen in ihren Stuhl zurück.

Ruth war stehen geblieben. Die Finger ihrer herabhängenden Rechten spielten nervös mit den Fransen der Tischdecke, die Linke hatte, ihr selber unbewußt, den Weg nach ihrem heftig pochenden Herzen gefunden. Ihre Augen hingen wie gebannt an der Thür. Als diese sich öffnete, schrak sie sichtlich zusammen, ohne Ursache gleichwohl, denn unter den Menschen, die dort hereindefilierten, war derjenige nicht, den wiederzusehen sie zugleich fürchtete und wünschte.

Eingetreten waren sechs Herren, drei Europäer, zwei, bis auf den kurzen Sarong und den juwelengeschmückten Kriß im Gürtel, europäischgekleidete, vornehm drein schauende Javanen und Harry Burnand. Der ernste, vorwurfsvolle Blick, den letzterer ihr von der Schwelle aus zusandte, entging Ruth, und die steife Förmlichkeit, mit der er sie zu begrüßen kam, gab ihr nicht zu denken. Sie möge sich vor der Stärke der Einquartierung nicht entsetzen, bat er sie, Fritz habe versprochen den Jagdgenossen morgen früh auf dem Wege nach der Eisenbahnstation seine Theeplantage und die neuen Maschinen und Trockenapparate dort zu zeigen. Darauf nannte er ihr die Namen der Eingetretenen: „Pangeran Ajo Pangiri, Kaden Mas Tumongong von Mandani, Mynheers van Deepde, Visser und van Dyk."

Indem er noch sprach, öffnete sich die Thür zum zweitenmal, und noch ein paar Herren erschienen, deren Vorstellung der ihnen auf dem Fuße folgende Hausherr besorgte und zwar in etwas sonderbarer Weise.

„Mynheer ten Kate aus Batavia," sagte er, „Miß May Burnand — meine Frau." Dann mit einer kurzen Handbewegung auf seinen zweiten Begleiter weisend, bevor er sich den übrigen Anwesenden zuwandte: „Hier ist wohl keine Vorstellung mehr vonnöten."

Sein Ton war trocken, seine Manier auffallend unverbindlich gewesen, aber mit seinem Ausspruch hatte er die Wahrheit getroffen. Der junge, schlanke Mann dort mit den von dunklem Haupt- und Barthaar umrahmten klassisch geschnittenen Zügen war den Damen nur zu gut bekannt. Ruth stand einen Moment wie vom Blitz gerührt, dann schoß ihr das zornige Blut in die Wangen. Keinen Schritt that sie dem Ankömmling entgegen, er war es, der auf sie zutrat und ihr die Hand bot, die sie nicht nahm.

Eine kleine Verlängerung dieser stummen Scene hätte peinliche Aufmerksamkeit erregen müssen, zum Glück war May da, ihr ein Ende zu machen.

„Mr. Howard!" rief sie herbeieilend. „Hihihi! Wer hätte das gedacht?" Und seine immer noch ausgestreckte Rechte fassend und drückend, lachte sie erst ihn an und wollte sich dann augenzwinkernd Ruth zuwenden. Doch diese hatte den beiden bereits den Rücken gekehrt. Hocherhobenen Hauptes ging sie, sich am Theetisch niederzulassen. Die bange Scheu vor dem Wiedersehen mit ihrem Manne, die sie eben noch empfunden, war bis auf die Erinnerung ausgelöscht in ihr, sie fühlte nichts als grenzenlose Entrüstung gegen den Eindringling.

Wie er es nur hatte wagen dürfen — er, Frank Pospischill! Sich nur vor ihren Augen zu zeigen, dazu gehörte schon eine Unverschämtheit ohnegleichen und nun gar noch unter ihr Dach zu treten, ihre Gastfreundschaft zu beanspruchen!

Aber er sollte sich verrechnet haben! Jetzt vor all diesen Leuten ging es nicht an, doch sobald sie sich mit ihm allein sah —

Sie? Nicht doch, sie warf an den Menschen kein Wort mehr weg. Dem Todfeind seiner Frau die Thür zu weisen, dazu war der Hausherr da. Er würde sich auch schon nicht weigern, es zu thun — nein, gewiß nicht. Denn wenn er sie gleich nicht liebte, so trug sie doch seinen Namen, und jede Beleidigung, die ihr widerfuhr, ging auch an seine Adresse.

So jagten sich die Gedanken durch ihr Gehirn, während sie mit zitternden Händen Thee einschenkte. Die Tassen klirrten unter ihren Fingern, die Farbe in ihren Wangen kam und schwand, doch das fiel nicht als befremdlich auf. Man schob es auf die natürliche Befangenheit der jungen Wirtin, die zum erstenmal einen größeren Kreis von Gästen um sich sah, und war eifrigst bemüht, der bezaubernd schönen Frau durch interessante Unterhaltung über das Peinliche der Situation wegzuhelfen. In elegantem Französisch, einer Sprache, welche die beiden javanischen Prinzen in Paris erworben hatten, und die jedem gebildeten Holländer so vertraut ist wie seine eigne, gab man ihr den Verlauf der Jagd zum besten.

Man hatte, wie sich's herausstellte, die halbe Nacht vergebens auf das Erscheinen des Tigers gewartet, endlich hatte das heftige Stampfen der alten Mähre, die man als Köder für ihn an einen Baum gebunden, ihn aus seinem Versteck hervorgelockt. Das wilde Geschrei: Hariman! Matjan (Tiger, Tiger!) jedoch, das alsbald die Eingeborenen erhoben, hatte die Bestie veranlaßt Kehrt zu machen, und eben war sie im Begriff gewesen, im Dickicht wieder zu verschwinden, als ein Meisterschuß sie niedergestreckt hatte. Von wem dieser gekommen, war ungewiß, da drei der Jäger zugleich gefeuert hatten. Die Herren waren nun freilich höflich geneigt, ihrem Wirt, als einem der renommiertesten Tigerjäger auf Java, die Ehre auch dieser Nacht zu geben, aber er wies sie kopfschüttelnd von sich. „Wenn es gestern allein auf mich angekommen wäre," bemerkte er trocken, „so erfreute sich die Bestie noch des besten Wohlseins."

Dies war nebenbei fast der einzige Ausspruch, der aus seinem Munde kam. Still und in sich gekehrt, saß er da, es seinem Freunde überlassend, das Gespräch in Gang zu erhalten. Einmal bei einer scheuen Kopfwendung in seiner Richtung begegnete Ruth einem Blick aus seinem Auge, der sie erbeben machte. Solch finsterer Groll sprach daraus.

Gleichwohl faßte sie sich, als die Dinerstunde herannahte und er sich erhob, um seinen Gästen ihr Quartier anzuweisen, ein Herz und hastig zu ihm hintretend, murmelte sie:

„Ich möchte mit Ihnen reden."

„Jetzt gleich?" erkundigte er sich stirnrunzelnd.

„Ach bitte!" flehte sie gesenkten Blicks.

Ein kurzes Zögern, dann gab er ihr in dumpfem Ton den Bescheid: „Ich kehre zurück."

Nun war er fort, alle hatten sie das Zimmer verlassen — längst. Es war eine Stille um sie her, daß sie ihr eigen Herz klopfen hörte, und die Minuten dehnten sich zur Ewigkeit.

Da — endlich sein Schritt. Die Thür that sich auf und fiel hinter ihm wieder ins Schloß. Stumm abwartend stand er da, während sie durch sein finsteres Gebahren eingeschüchtert, vergebens nach Worten rang.

„Sie wünschten mit mir zu reden," erinnerte er sie nach einer Pause.

„Ja, ja!" stieß sie jetzt hastig hervor. „Ich brauche Ihren Beistand einen Unverschämten los zu werden."

Seine Augen hefteten sich voll Erstaunen auf ihr blasses, erregtes Antlitz, langsam trat er ihr einen Schritt näher.

„Es handelt sich um Mr. Howard," fuhr sie mit fliegendem Atem fort, „der in diesem Hause nichts zu suchen hat." Dann der starren Verwunderung in seinem Blick begegnend: „Ihnen ist das natürlich befremdlich, aber —"

„Diese Behauptung aus Ihrem Munde zu hören, ist mir befremdlich," fiel er ihr trockenen Tones in das Wort. „Über den genannten Herrn und die Absichten, die er verfolgt, mache ich mir keine Illusionen."

Eine jähe Röte stieg ihr in die Stirn. „Und doch — doch haben Sie ihn hier eingeführt?" stammelte sie.

„Wofür halten Sie mich?" brauste er auf. „Als Gastfreund des Herrn ten Kate hat er die Jagd mitgemacht und ist er nun hier. Was mich betrifft, so nähme ich ihn am liebsten bei beiden Schultern und beförderte ihn an die Luft."

„Ach! wenn Sie das doch thun wollten!" rief sie mit solch leidenschaftlichem Flehen in der Stimme, daß er sie wiederum betreten ansah.

„Es scheint," bemerkte er zögernd, „Sie haben sich mit ihm entzweit?"

„Ich hasse ihn mehr, als ich sagen kann!"

Eine kurze Pause, während welcher seine Augen unverwandt an ihrem Antlitz hafteten, das in jedem Zuge den Abscheu malte.

„Und wer ist's, den Sie lieben?" fragte er dann leise.

„Ein heftiges Zusammenschrecken, ein rascher, scheuer Blick in seiner Richtung, dann stand sie wie mit Purpur überflammt.

„Wer ist's?" drängte er.

Sie schlug statt aller Antwort die Hände vor das Gesicht.

„Ruth!" Das klang befehlend.

„O, mein Gott, wenn Sie es nicht wissen, ich kann es ja nicht sagen!" preßte sie gefoltert hervor.

„Sie müssen — ich verlange es von Ihnen."

„Ach! so haben Sie doch Erbarmen! Es ist mir ja nicht möglich und — es wird ja auch schon spät. Wir haben Gäste, und ich muß mich noch umkleiden."

„Einen Namen zu nennen, dächte ich, wäre noch Zeit genug," grollte er, „aber" — sich mühsam bezwingend — „sei's darum. Wenn nicht heute, dann morgen — morgen aber gewiß. Ich muß und ich will Klarheit haben, dies Imfinsterntappen ist fürchterlich."

Halbwegs war er schon zur Thür, da that sie durch die zitternden Finger, die immer noch ihr Antlitz verhüllten, mit halberstickter Stimme die Frage: „Und Mr. Howard — werden Sie ihm die Thür weisen?"

„Das würde zu denken und zu klatschen geben. Die Blicke, mit denen er Sie

beim Thee verſchlang, ſind ſicherlich nicht mir allein aufgefallen. Übrigens ſoll er es nur wagen, ſich Ihnen zu nähern!"

Er war gegangen, ſie aber ſtand noch, ſeinem letzten drohenden Worte nachhorchend.

„Er weiß nicht, daß er es iſt, den ich liebe," murmelte ſie, „und er haßt jenen Menſchen ſo, daß man glauben ſollte —. Aber nein, wie wäre es wohl möglich nach dem Geſpräch in der Pendoppo neulich?"

Und mit traurigem Kopfſchütteln, eine ſelige Hoffnung, die ſich in ihr regen wollte, zur Ruhe verweiſend, ging ſie Toilette zu machen.

Sechzehntes Kapitel.

Ruth war ſchon ſeit Stunden allein mit ihren Gedanken. Gleich nach eingenommenem Frühſtück hatten ſich ihre Gäſte von ihr verabſchiedet. Zwei der Herren hatten ſich zu den Geſchwiſtern Burnand in den Wagen geſetzt, die übrigen waren zu Pferde geſtiegen. Noch ein freundlicher Dank an die gütige Hausfrau von dieſem und jenem, ein „Auf Wiederſehen in Weltevreden, Engels-Ruth!" von May, und der Zug hatte ſich in Bewegung geſetzt, um alsbald hinter dem dichten Pflanzenwall, der nach der Straßenſeite hin den Garten von Sukawangi einhegte, den Blicken der Zurückbleibenden zu entſchwinden.

Das letzte Geſicht, das ſich nach ihr umgewandt, war das Frank Pospiſchills geweſen. Kein angenehmer Ausdruck, der ſich in ſeinen Zügen gemalt hatte. Alle Bemühungen, ſeine Wirtin unter vier Augen zu ſprechen, waren ihm vereitelt worden, und nun ſah er ſich nolens volens von ſeinem Wirt an die Bahnſtation geleitet und in den Zug nach Batavia geſetzt. Auf höflichere Manier konnte man nicht zum Hauſe hinausgeworfen werden.

Doch was lag an Frank Pospiſchill und ſeiner mutmaßlichen Wut? May Burnand hatte geſtern abend in einer Weiſe geflirtet, die einen Mann, der ſie liebte, vor Eiferſucht außer ſich hätte bringen müſſen. Fritz aber war nicht außer ſich geraten. Er hatte, ſo ſeltſam dies ſchien — ſich um Mays Treiben gar nicht gekümmert. Strengſte Wacht hatte er über dem frechen Verfolger ſeiner Frau gehalten, oft genug war ſein Auge zu dieſer letzteren hingewandert, um ihr mit ernſtmahnendem Blicke zu wiederholen: „Morgen aber gewiß. Dies Imſinſterntappen iſt fürchterlich." Allein nach May hinzuſehen, hatte er durchaus keine Zeit gefunden. War es da ein Wunder, daß jene ſelige Hoffnung, die Ruth am Nachmittag zur Ruhe verwieſen, ſich immer wieder geregt hatte in ihr? War es ein Wunder, daß ihr heute morgen die Welt lange nicht mehr ſo grau in grau ſchien, wie geſtern um dieſe Zeit?

Sie hatte zwar das Zwiegeſpräch der Freunde in der Pendoppo nicht vergeſſen, ſie mußte ſich auch ſagen, daß ſie geſunde Ohren habe, doch ſie meinte dann wieder: „Verhören kann man ſich auch mit den geſundeſten Ohren, und es war doch ſo ſchön, bevor die Burnands kamen. Unglücklich ſchien er mir nicht im geringſten. May paßt doch auch gar nicht zu ihm, das muß ihm ſchon die eigne Vernunft ſagen.

Freilich, die Vernunft hat nichts mit der Liebe zu thun .... Aber — wenn man doch nach der einen ſo gar nicht hinſieht einen ganzen Abend lang, und ſich um eine andre ſo furchtbar aufregt —?! Alles ſchien ihm daran zu liegen, zu wiſſen, wen ich liebte, und den elenden Frank Pospiſchill, über deſſen Abſichten er ſich keine Illuſionen machte, haßte er in einer Weiſe, daß der Gedanke an Eiferſucht wirklich ſehr nahe lag."

Ruth, die ſchon ſeit Stunden, die Hände läſſig im Schoß gefaltet, in ihrem Korbſtuhl in der Veranda ſaß, errötete heftig, als ſie bei dieſem Gedanken angelangt war. Die Liebe hatte ein ſo demütiges Weib aus ihr gemacht, daß ſie ſich ganz vermeſſen vorkam bei der Vorſtellung, ein Mann wie Fritz könne auf eine Frau wie ſie eiferſüchtig ſein. Scheu ſah ſie ſich nach allen Seiten um, als fürchte ſie, irgend jemand möge ihren Seelenmonolog belauſcht haben. Doch es hatte keine Gefahr. Sarina, die eine Weile ſtumm neben ihr am Boden gehockt, war nun längſt davongehuſcht, und auch die Kleinen hatten ſich wieder entfernt, die vorhin kichernd um die Hausecke gelugt hatten in der vergeblichen Hoffnung, die gütige Herrin werde ſie zu ſüßem Kuchen in die Veranda locken. Sie war allein und blieb allein — bis es auf Mittag ging.

Da ward hinter ihr die Salonthür geöffnet, nicht ganz in der diskreten Weiſe, in welcher es Sidin ſonſt zu thun pflegte, doch auch nicht erheblich geräuſchvoller.

„Die Reistafel ſchon ſerviert?" fragte ſie deshalb arglos, ohne den Kopf zu wenden. „Gut — ich komme Sidin."

Nun hätte der Angeredete, wie das ſo ſeine Art war, ſich auf leiſen Sohlen wieder entfernen müſſen, allein hinter ihr regte ſich nichts.

Sekundenlang ſaß ſie verwundert abwartend, dann drehte ſie ſich langſam um und fuhr nun mit einem unartikulierten Laut von ihrem Stuhl in die Höhe. Der da ſtand, war nicht Sidin, ſondern — Frank Pospiſchill, kaum wiederzuerkennen freilich. Seine Kleider waren ſtaubbedeckt, ſein Geſicht ſchweißüberrieſelt, die wirren Haare klebten ihm an der Stirn. Doch was am abſtoßendſten auf ſie wirkte, was ihre Empörung in jähe Angſt verwandelte, war ſein Blick. So etwas Deſparates darin, ſolch eine wildlodernde Flamme.

Ihr fiel ein, daß Fritz ihr beim Abſchied geſagt hatte: „Ich habe auf beiden Plantagen zu thun, kann leider vor Abend nicht zurück ſein," und während ihre Wangen ſich entfärbten, krampften ſich ihre Fingernägel nervös gegen die Handflächen.

„Ich habe einen verzweifelten Ritt hinter mir," begann er, „muß deshalb wegen meiner verwahrloſten äußeren Erſcheinung um Verzeihung bitten."

Daß er es noch der Mühe wert hielt, die Bitte zu thun, gab ihr in etwas ihre Faſſung wieder. Bis auf den letzten Reſt ſchien er alſo den Mann der guten Geſellſchaft doch noch nicht abgeſtreift zu haben.

„Nur wegen Ihrer Erſcheinung?" entgegnete ſie, bemüht, ihrer bebenden Stimme einen feſten, ſtrengen Klang zu geben. „Nicht wegen Ihres Erſcheinens überhaupt?"

„Darauf mußten Sie gefaßt ſein," verſetzte er gelaſſen. „Zum Narren laſſe ich mich nicht halten."

„Was haben Sie hier zu ſuchen?" fragte ſie zornig.

„Sie, Ruth.“

„Unverſchämter!“

Ihm dies Wort hinwerfend, ſprang ſie vorwärts, auf die Thür des Salons zu, um drinnen die Schelle zu ziehen; doch da ſtand er ihr plötzlich im Wege. Wollte ſie nicht in ſeine ausgebreiteten Arme, ſo mußte ſie zurückweichen.

„Dies zu hindern bin ich hier,“ ſagte er, „und dafür, daß der Diener nicht freiwillig erſcheint, iſt geſorgt. Ich traf ihn vorn im Hauſe mit Tiſchdecken beſchäftigt und gab ihm zu verſtehen, daß ich im Auftrage ſeines Herrn ein Stündchen ungeſtört mit Ihnen zu reden habe.“

„Schurke!“ blitzte ihn ihr Auge an. Dann wieder gewann die Angſt in ihr die Oberhand. „Wenn ich auch noch ſo laut um Hilfe rieſe,“ dachte ſie, „bis in den Wirtſchaftshof dränge meine Stimme nicht“, und, von einem plötzlichen Zittern erfaßt, ſuchte ſie ſich taſtend einen Halt an einer Stuhllehne.

„Sie fürchten ſich doch nicht vor mir?“ fragte er, in ſcheinbarer Harmloſigkeit auflachend. „Lieber Himmel! Welch eine Thorheit das wäre. Wie oft ſind wir beide ſtundenlang miteinander allein geweſen!“

Das war richtig, aber es galt von der alten Zeit in Sydney und dem alten Pops, mit dem dieſer Mr. Howard da kaum noch eine Spur von Ähnlichkeit aufwies. Nie war ihr eingefallen, von dem luſtigen Kindheitsgefährten irgend etwas zu beſorgen und auch nicht von dem jungen Kavalier, der bei jeder Gelegenheit den Gentleman betont und das Wort Ehre ſo ſtolz im Munde geführt hatte. Allein dieſem Mr. Howard ſah man, ſo wie er daſtand, den Gentleman wahrlich nicht an, und daß ihm kein Gefühl für Ehre innewohne, bewies er dadurch, daß er wehrloſe Frauen überfiel und ſich als widerwillig geduldeter Mann an den Tiſch eines Mannes ſetzte, den zu ſchädigen er gekommen war.

„So beruhigen Sie ſich doch,“ fuhr er in überredendem Tone fort. „Setzen Sie ſich, Ruth — und geſtatten Sie, daß ich Ihnen gegenüber Platz nehme.“

Doch ſie machte nicht die leiſeſte Miene, ihm zu willfahren. So blieb auch er ſtehen und äußerte nur gekränkt: „Als ob ich Ihnen ein Leid anthun würde, ich, der ich Sie bis zum Wahnſinn liebe! Haben Sie ganz unſre letzte Unterredung vergeſſen?“

Nein, das hatte ſie wahrlich nicht, und es überlief ſie eiskalt in der Erinnerung. „Großer Gott! Wenn ich ihm gefolgt wäre!“ dachte ſie.

Er verſtand den Blick falſch, der in ſcheuem Entſetzen an ihm hinſtreifte.

„Sie wundern ſich, daß ich den Mut finde, auf dieſe Unterredung anzuſpielen,“ ſagte er kopfnickend und ſeufzend, „Sie — ich merkte das gleich geſtern, und begreiflich genug iſt's ja auch am Ende — Sie ſind außer ſich vor Zorn, daß ich Ceylon verließ, ohne Ihre Entſcheidung abgewartet zu haben. Aber ich konnte, ich durfte nicht warten, Ruth. Ein Telegramm, das mir zugeſtellt wurde, als ich ins Hotel zurückkehrte, zwang mich, noch in derſelben Nacht nach Pinang abzureiſen. Es handelte ſich um eine Exiſtenzfrage, völliger Ruin ſtand mir bevor, wenn ich zauderte. Ihnen eine Zeile zu hinterlaſſen, blieb mir nicht Zeit, nur mit genauer Not erreichte ich noch den ſpaniſchen Dampfer, von dem ich Ihnen geſprochen hatte. In Pinang waren meine Geſchäfte raſch genug erledigt, und da ich einen mehr als zwölfſtündigen

Vorſprung hatte, ſo durfte ich hoffen, einen Tag vor Ihnen in Singapore einzutreffen — aber weit gefehlt! Die ‚Maria Paz‘, der verwünſchte Kaſten, barſt ſich unterwegs ein Loch in ihren, Gott weiß wie oft, ſchon geflickten alten Keſſel, und es erfolgte eine Reparatur auf hoher See, während welcher ich in meiner Kabine herumraſte wie ein wildes Tier in ſeinem Käfig. Der ‚Nizam‘ dampfte uns an der Naſe vorüber, und der ‚Pontianak‘ war längſt nach Java unterwegs, als wir in den Hafen von Singapore einliefen. Hier gab's dann noch eine verfl— Wartezeit von vier Tagen, bis der nächſte Steamer nach Batavia abging, und als ich dort landete, waren Sie bereits ſeit einer Woche Frau — Bardewiek.“

Knirſchend ſtieß er das letzte Wort durch die zuſammengebiſſenen Zähne.

„Was nun? Mich erhängen, erſäufen, erſchießen? Zwiſchen dieſen Todesarten ſchwankte meine Wahl, denn daß ich ohne Sie das Leben nicht ertrug, iſt ſelbſtverſtändlich. Sterben aber wollte ich auch nicht, ohne Sie noch einmal geſehen zu haben. So traf ſich's günſtig, daß ich im Hotel die Bekanntſchaft eines Holländers machte, der mir vorſchlug, ihn zur Tigerjagd nach Maleber zu begleiten. Der Ort liege in den Preangerlandſchaften, erklärte er mir auf mein Befragen, und da ich annehmen durfte, daß ich von Maleber den Weg nach Sukawangi finden würde, willigte ich ein. Daß ich bei Gelegenheit dieſer Jagd ſchon die Ehre“ — er lachte höhniſch auf — „haben werde, den Mann von Angeſicht zu Angeſicht zu ſchauen, der mir mein Glück geſtohlen hatte, ließ ich mir freilich nicht träumen! Wiſſen Sie, was ſich bei ſeinem Anblick neben Haß und Grimm in mir regte? Friſcher Lebensmut, neues Glücksvertrauen. Denn dies war mir ſofort klar: ‚Der ungeſchlachte Patron iſt nicht der Mann für meine feine, vornehme Ruth, ſie kann und wird die Exiſtenz an ſeiner Seite nicht ertragen.‘“

Sie hatte ihn reden laſſen. „Wollte Gott, er ſpräche immer weiter,“ hatte ſie gedacht, „bloß damit die Zeit hinginge und Hilfe käme.“ Als von dem ungeſchlachten Patron die Rede geweſen, war ein Zornesfunke aus ihrem Auge geſprüht. Den hatte er nicht geſehen, und den verächtlichen Zug, der jetzt ihre Lippen kräuſelte, war er ſehr weit entfernt, zu ſeinem eignen Nachteil zu deuten, denn er lächelte verſtändnisinnig dazu und meinte ſelbſtzufrieden:

„Man kennt ſich eben nicht umſonſt von Jugend an. Was mich nur wundert, iſt, daß Sie nicht gleich, als Sie ihn zu Geſicht bekamen, gegen dieſen Lebensgefährten rebellierten, ſtatt erſt nach der Trauung.“

Langſam hob ſie die Lider, groß und befremdet ſah ſie ihn an.

„Sie ſtaunen, daß ich ſo wohl unterrichtet bin,“ äußerte er beluſtigt. „Ja, ja, man erfährt mancherlei, wenn man im Urwald Nachtraſt hält. Die Wände der Bambushütten, welche die Eingeborenen in der Haſt zuſammenzimmern, haben Ohren! Das Glück wollte es auch, daß ich dicht neben einer ſolchen Wand lag, während ſich draußen zwei zwar leiſe, doch verſtändlich in gutem Engliſch unterhielten.“

„Von wem reden Sie?“ preßte ſie heraus.

„Wer die zwei waren, meinen Sie? Ein gewiſſer Bardewiek und ſein Freund Burnand. Der erſtere teilte dem letzteren mit, daß ſeine Frau noch am Hochzeitstage ihre Freiheit von ihm zurückverlangt habe. Er aber (der Schurke!) habe darauf beſtanden, daß man es vier Wochen miteinander verſuchen ſolle. Nun ſeien die vier

Wochen um und der Verſuch fehlgeſchlagen. Herr Burnand werde daher erſucht, eine Liſte der in allernächſter Zeit nach Europa abdampfenden Schiffe einzuſenden."

„Das iſt nicht wahr!" ſchrie ſie auf.

„Aber Ruth," entgegnete er verwundert, „wozu ſich nur verſtellen und mir gegenüber gar? Was ſtand denn damals in Ceylon Ihrem Wunſch, mir zu folgen, im Wege? Doch nur das Verſprechen, das Sie an dieſen Bardewiek feſſelte. Iſt's nun nicht herrlich, daß gerade ich als erſter erfahre —"

„Es iſt nicht wahr!" fiel ſie ihm heftig in das Wort.

Er zuckte die Achſeln. „Sie wollen es nicht wahr haben," ſagte er, „Ihr Stolz läßt es nicht zu. Der fühlt ſich immer noch gekränkt, obgleich er, weiß Gott, keine Urſache dazu hat. Mit blutendem Herzen, nur der zwingendſten Notwendigkeit folgend, reiſte ich ab in jener Nacht, denn ließ ich das Telegramm unberückſichtigt —"

„Ich glaube nicht an das Telegramm," unterbrach ſie ihn, Verachtung in jedem Zuge des ſchönen, totblaſſen Geſichts, „ich glaube keine Silbe, die Sie ſagen!"

„Ruth!" fuhr er auf.

„Keine Silbe," wiederholte ſie, in ihrer leidenſchaftlichen Erregung völlig vergeſſend, daß ſie ſich in ſeiner Macht befand, „Sie ſind ein Lügner — immer geweſen. Ein Telegramm, das Sie nach Pinang ſcheuchte? Lächerlich! Eine unliebſame Begegnung wird's geweſen ſein."

Für den Moment ſah es aus, als wolle er ſich auf ſie ſtürzen, doch er bezwang ſich. Lauernden Blicks ziſchte er hervor: „Welchen Grund haben Sie zu der Annahme?"

„O! ich dächte, Sie hätten mir zu Anfang der Reiſe Grund genug gegeben, Sie für einen moraliſchen Feigling zu halten. Unwahrſcheinlich iſt mir's deshalb durchaus nicht, daß in Point de Galle wieder einmal die Angſt über Sie gekommen ſein ſollte, von irgend einem der dort anweſenden Engländer auf den abgelegten Mr. Pospiſchill angeredet zu werden, vor welcher drohenden Gefahr Sie dann das Haſenpanier ergriffen hätten."

Sie hatte ihm für die ſchmerzhafte Wunde, die er ihr geſchlagen, trotzig Hieb auf Hieb zurückgegeben. Wäre er dadurch zur blinden Wut gereizt worden, zu verwundern wäre es nicht geweſen. Doch ſein Zorn hatte ſich ſonderbarerweiſe gelegt während ihrer verächtlichen Rede, und jetzt, als ſie ſchloß, lachte er dem Anſcheine nach aufs höchſte beluſtigt.

„Haſenpanier! Feigling! Lügner!" rief er. „Donnerwetter, Ruth, Sie nehmen heute kein Blatt vor den Mund. Freilich, man muß Ihnen ſchon etwas zugute halten. Eine gekränkte Frau hat am Ende nur ihr ſcharfes Züngelchen, womit ſie zuſtoßen kann. Aber nun iſt's genug des grauſamen Spiels, nicht wahr? Wenn ich ſo recht, recht demütig um Verzeihung bitte, dann laſſen Sie endlich das kleine Schwert ruhen und ſchauen ein bißchen freundlicher drein?"

Sie antwortete nicht, und ihre Augen blickten ſtatt freundlich auf ihn, groß und bang an ihm vorüber. Sie hörte plötzlich nicht mehr ihn reden, ſie hörte die Stimme ihrer Herzensangſt, die ſagte: „Auch Lügner ſprechen mitunter die Wahrheit. Und wer wußte denn um jene Abmachung am Hochzeitstage, jene vierwöchige Friſt? Doch nur Fritz und du."

„Dank! So ist's hübsch," nickte Frank Pospischill, der aus ihrem Schweigen auf nachgiebige Regungen in ihr schloß. „Ich wußte es ja auch, so furchtbar grimmig war's nicht gemeint. Die Farben ein wenig dick aufzutragen, wo meine Sünden in Betracht kommen, das haben Sie von alters her noch so in der Gewohnheit. Wir haben uns ja — hahaha! — eigentlich immer gezankt, aber auch immer geliebt, nicht wahr?"

„Nicht wahr?" wiederholte er sich vorbeugend, und ihr sein selbstgefällig lächelndes Gesicht so nahe bringend, daß sie aus ihren qualvollen Gedanken aufschrak.

„Sie wünschen?" fragte sie, einen Schritt zurückweichend.

„Ich möchte es von Ihren Lippen hören, daß Sie mich noch lieben, Ruth."

„Ich — Sie?!" stieß sie voll Abscheu hervor. „Und noch? Nie habe ich Sie geliebt!"

„Oho!"

„Nie!" beharrte sie leidenschaftlich.

„Bah!" machte er stirnrunzelnd. „Thorheit! Es hing in Ceylon nur an einem Haar, daß Sie die Meine wurden."

„Ich weiß das," entgegnete sie schaudernd.

Er blickte betroffen zu dieser unerwarteten Bestätigung seiner Vermutung, dann lachte er heraus: „Und doch behaupten Sie, mich nie geliebt zu haben?"

„Ja," nickte sie, „das behaupte ich. Höchstens, daß Ihr Äußeres mir ein bißchen in die Augen stach, im Herzen fühlte ich nichts, als krassen Egoismus. Ihr Schloß in Schottland lockte mich, und dann schien mir's auch vorteilhaft, für einen reichen unbekannten Gatten, der ja immerhin einen mir unbequemen Charakter haben konnte, einen ebenso reichen, wohlbekannten einzutauschen, den ich hoffen durfte, allzeit um den Finger wickeln zu können."

Sie hatte mit den bitterverächtlichen Worten nur sich selber getroffen, nicht ihn. Er schien im Gegenteil äußerst erbaut von der Erklärung, lachte wieder und meinte:

„Sie kluge Ruth, was Sie da so scharfsinnig definieren, ist eben Liebe. So wie ich dieses vertrackte Gefühl kenne, besteht's zu einem Teil aus Bewunderung für den geliebten Gegenstand und zu drei Teilen aus dem egoistischen Verlangen, diesen zum eignen Vorteil zu besitzen. Lassen wir es also ruhig bei der Definition und bringen wir Ihren Plan jetzt endlich zur Ausführung. Mein Schloß steht bereit, Sie zu empfangen, ich werde den gehorsamsten Ehemann abgeben, mich mit Wonne von Ihnen um den Finger wickeln lassen, versprechen Sie nur, mir Ihre Hand zu reichen, sobald dieser Bardewiek Sie freigibt."

Sie sah ihn an, als zweifle sie an seinem Verstande.

„Wollen Sie, Ruth?"

„Ich — Ihnen folgen — jetzt noch?"

„Nun ja, wie gesagt, sobald —"

„Lieber sterben," fiel es von ihren zuckenden Lippen.

„Ruth!" fuhr er drohend auf.

„Lieber sterben," wiederholte sie mit einer Verachtung in dem Blick, der widerwillig an ihm hinstrich, daß seine verletzte Eitelkeit sich wild aufbäumte.

„Soll das Ihr letztes Wort sein?" fragte er wutbebend.

„Mein letztes."

„Gut," knirſchte er, „dann ſollen Sie auch das meine wiſſen!"

Jetzt erſt, als er Miene machte, ſich auf ſie zu ſtürzen, ward ſie ſich ihrer ſchutzloſen Lage wieder bewußt.

„Der Gräßliche," dachte ſie angſtgepackt, „er will mich morden!" Beide Hände abwehrend von ſich geſtreckt, wich ſie vor ihm zurück.

„Sachte, mein Engel," rief er hohnlachend, als die Wand ihr Einhalt gebot, „Sie entkommen mir nicht."

Doch ſie ſchämte ſich bereits, ihm Furcht verraten zu haben.

„Nur zu," ſtieß ſie über die bebenden Lippen, während ſie ihm ſtolz aufgerichtet gegenüber ſtand, „töten Sie mich! Was liegt am Leben?"

„Beſten Dank, mein Schatz!" ziſchte er. „So war's nicht gemeint."

Das teufliſche Lachen, das ſein Geſicht verzerrte, ſagte ihr, wie es gemeint war. Sie ſtieß einen gellenden Hilferuf aus und machte einen verzweifelten Fluchtverſuch in der Richtung der Salonthür.

Sie kam nicht ſo weit. Er war plötzlich da, der Wüterich, dicht vor ihr. Das letzte Hindernis, das ihn noch von ihr getrennt, einen eiſernen Gartentiſch, hatte er mit einem einzigen Fußtritt beiſeite geſchleudert. Schreien konnte ſie nicht mehr, ſeine Hand hatte ſich feſt auf ihren Mund gepreßt, nur wehren konnte ſie ſich noch, und ſie that's mit der Kraft der Verzweiflung. Sie ſchlug ihm in das Geſicht, ſtieß mit geballten Fäuſten gegen ſeine Bruſt, ſtemmte und bäumte ſich wie eine Raſende gegen ſeine Umarmung.

Allein der Kampf war gar zu ungleich. Sie ſprengte die verhaßte Feſſel nicht, ſie erſchöpfte nur ihre Kraft. Sie fühlte es, wie eine Ohnmacht über ſie kam. Ihre Kniee wankten, ihre Hände ſanken wie gelähmt herab, ihr Blick verdunkelte ſich, wie wilde Waſſerfälle brauſte es ihr im Ohr. Da — plötzlich — übertönte das Brauſen ein donnerndes „Schurke"!

Der Schleier vor ihren Augen lüftete ſich auf einen Augenblick. Sie ſah hinter ihrem Peiniger ihres Mannes Geſtalt auftauchen, ſah die Veranda ſich mit Menſchen füllen, dann war alles — wie eine Viſion — verſchwunden, und um ſie her finſtere Nacht.

Siebzehntes Kapitel.

In ihrem Schlafzimmer, auf ihrem Bett, fand ſie ſich wieder. Ihre Kleider waren gelöſt, ihre Stirn mit naſſen Tüchern umwunden, die Luft mit ſtarkduftenden Eſſenzen angefüllt und eine Anzahl Dienerinnen um ſie bemüht. Es bedurfte einer kurzen Geiſtesanſtrengung, bis ſie die Situation begriffen hatte, und ihr das Vorgefallene mit allen ſeinen Schrecken wieder vor der Seele ſtand. Dann lag ſie noch eine Weile mit geſchloſſenen Augen ihre Kräfte ſammelnd; endlich richtete ſie ſich langſam empor, welches plötzliche Lebenszeichen die braune Schar zu lautem Jubel veranlaßte.

„Wo iſt der Herr?“ fragte Ruth matt, als der Freudenausbruch verſtummt war.

„Im Salon,“ ward ihr bedeutet.

„Gut,“ murmelte ſie, „ich will aufſtehen. Sarina ſoll mir behilflich ſein. Ihr übrigen könnt gehen. Ich danke euch auch ſchön.“

Noch ein wenig ſchwankend, und mit einem Geſicht, ſo lilienweiß, wie das Kleid, das ſie trug, trat ſie einige Minuten ſpäter in den Salon.

„Gott ſei Dank!“ rief Fritz ihr entgegeneilend. Dann erſt gewahrte er die Bläſſe ihrer Wangen: „Aber mir ſcheint, Sie muten ſich zuviel zu?“

Sie ſchüttelte nur ſtumm verneinend den Kopf, war es jedoch wohl zufrieden, ſich in den Stuhl ſinken zu laſſen, den er ihr hinſchob.

„Schmerzt die Stirn?“ fragte er und beugte ſich beſorgt über ſie.

Sie beſann ſich auf ein mattes Brennen in ihrer Schläfe. „Ach nein,“ murmelte ſie, leicht mit dem Finger über die kleine Wunde hinſtreichend. „Wie kam's?“

„Sie ſchlugen im Fallen mit dem Kopf gegen eine Tiſchkante,“ antwortete er ernſt. Als er ihren Blick ſcheu nach der offenſtehenden Verandathür hinfahren ſah, beeilte er ſich hinzuzuſetzen: „Sie dürfen ſich beruhigen, der Schurke iſt in ſicherem Gewahrſam.“

Sie ſchauderte, und die Handflächen nervös gegen einander reibend, die Augen, die von ausgeſtandener Todesangſt erzählten, voll zu ihm aufſchlagend, ſtieß ſie heraus: „Welch ein Glück — welch ein Himmelsſegen, daß Sie kamen!“

„Und welch ein Wunder!“ nickte er. „Sidin brauchte mich bloß in der Theeplantage aufzuſuchen —“

„Sidin?“

„Ja. Dem guten Jungen war das Wiederauftauchen des ſauberen Patrons verdächtig erſchienen. In der Angſt, der Nonja könne Gefahr drohen, hatte er ſich auf ein Pferd geworfen und war davongeſprengt, um mich herbeizuholen. Ein glücklicher Zufall wollte, daß er ſchon auf der Landſtraße oben zu mir ſtieß. Mich hatten nämlich auf meinem Wege nach dem Kaffeegarten zwei Herren angeſprochen, ein Sicherheitsbeamter aus Batavia und ein engliſcher Detektiv, denen ſehr darum zu thun war, den Aufenthaltsort eines gewiſſen Pospiſchill, genannt Howard, zu erfahren. Da ich den Betreffenden in den Zug nach Batavia hatte ſteigen ſehen, ſo fand ich mich veranlaßt, den Wagen der beiden eine Strecke zu Pferde zu begleiten, damit ſie mir nur ja die nächſte Telegraphenſtation nicht verfehlten. Wir waren dicht vor der Deſſa, die Sie kennen, als plötzlich Sidin erſchien. Großer Gott! wenn ich mir vorſtelle, er wäre auch nur einen Moment ſpäter gekommen —“

Er brach ab und begann mit großen unregelmäßigen Schritten das Zimmer zu durchmeſſen. Plötzlich ſtand er wieder ſtill.

„Ich werde mir's nie vergeben, Sie ſo unbeſchützt gelaſſen zu haben,“ erklärte er heftig.

„Aber,“ ſtammelte ſie, „wie konnten Sie denn ahnen —“

„Von ſolch einem Subjekt muß man auf alles gefaßt ſein.“

„Ich bitte Sie, ich ſelber war ja auf nichts gefaßt, und ich kannte ihn doch am Ende von Kindheit an.“

„In der That?“

„Ja. Freilich, daß ſolch ein Teufel in ihm ſteckte, ließ ich mir nicht träumen, ſonſt“ — ſie ſchauderte — „wäre ich nicht ſo unklug geweſen, ihn zu reizen, wie ich that. Er verſuchte es nämlich erſt auf gütlichem Wege, mich zu überreden, ſeine Frau zu werden, ſobald —“

Sie ſtockte, von einer bangen Erinnerung erfaßt.

„Nun?“ drängte er.

„Er hatte — ſo ſchien es,“ preßte ſie heraus, während ſie mit zuckenden Fingern die Seitenlehnen ihres Stuhles umklammert hielt und mit verzehrender Angſt im Blick zu ihm aufſah, „im Walde ein Geſpräch belauſcht zwiſchen — Ihnen und Herrn Burnand —“

„Ich verſtehe.“

Sie ſank wie vernichtet in ihren Seſſel zurück — der Lügner hatte alſo wahr geſprochen.

Fritz hatte ſtirnrunzelnd ſeine Zimmerpromenade wieder aufgenommen. Plötzlich warf er fragend hin:

„Sie kannten ihn von Kindheit an und nannten ihn Howard?“

„Den Namen hatte er annehmen müſſen, um ſich das Erbe einer reichen Tante zu ſichern,“ antwortete ſie leiſe.

„Ein hübſches Lügengewebe, das er Ihnen da vorgeſponnen hat,“ entgegnete er ſarkaſtiſch.

„So? War's gelogen?“ murmelte ſie apathiſch.

„Soll ich Ihnen ſagen, was er ſich unter dem falſchen Namen zu ſichern bemüht war?“ Und als ſie müde den Blick hob, fuhr er fort: „Seinen Raub, das Reſultat fortgeſetzter Fälſchungen und Unterſchlagungen, die er ſich in den Dienſten einer vertrauensſeligen Millionärin hatte zu Schulden kommen laſſen.“

Mit einem Schlage wich die Teilnahmloſigkeit von ihr. „Wie hieß die Dame?“ erkundigte ſie ſich atemlos.

„Lady Webſter.“

Wie verſteinert ſaß ſie einen Moment, dann ſchlug ihr die heiße Schamröte in die Wangen, und ſie verbarg ihr Geſicht in den Händen.

Befremdet ſchaute er auf ſie nieder. „Ich glaube gar,“ äußerte er nach einer Pauſe in grollendem Tone, „das geht Ihnen nahe?“

„O, mein Gott!“ ſtöhnte ſie. „Wie ſollte es nicht, wenn ich bedenke, daß ich ihm faſt gefolgt wäre von Ceylon aus!“

„Dieſem Elenden?!“ rief er außer ſich. „Alſo haben Sie ihn wirklich einmal geliebt — Sie, Ruth?!“

„Nein,“ ſtammelte ſie, „nein — das dürfen Sie nicht glauben! Ich liebte nur das Zukunftsbild, das er vor mir aufrollte, und — mir war auf einmal ſo bange geworden vor — Java.“

„Vor mir ſoll das heißen. Er aber flößte Ihnen keine Furcht ein — er nicht!“ Das klang furchtbar bitter.

„Verzeihung! Ich — ich kannte Sie ja nicht.“

Er nickte ein paarmal vor ſich hin, dann ſagte er mit tiefem Ernſt in der Stimme: „Wie oft habe ich die Tage her nicht gewünſcht, ich hätte Sie nie geſehen.

Jetzt, wenn ich mir vorstelle, was hätte sein können, segne ich das Schicksal, das Sie wohlbehalten in mein Haus geführt hat."

„Sie sind sehr edel," entgegnete sie leise, mit einem schmerzlichen Beben der Lippen.

„Edel — weil mir vor dem Gedanken graut, das Weib, das ich liebe, hätte einem Schurken zum Opfer fallen können?"

Sie zuckte zusammen, hob blitzschnell den Kopf, um ihn ebenso schnell wieder zu senken.

„Das Weib, das —" wiederholte sie unter wildem Herzklopfen. „Von — wem reden Sie?"

Er sah sie groß und staunend an. „Von wem anders, als von Ihnen?"

Ein Ausdruck strahlender Glückseligkeit kam in ihre Züge, schwand jedoch wieder.

„Sie wollten mich ja fortschicken," stammelte sie, „Sie haben ja die Liste der nach Europa fahrenden Schiffe —"

„Fortschicken," fiel er ihr unwillig in die Rede, „ist ein wunderlich gewähltes Wort. Fortlassen will — muß ich Sie notgedrungen, da Sie ja doch nun einmal fortbegehren."

„Ich fortbegehren — von Ihnen — Ihnen fort?!" rief sie aus und stand plötzlich wie emporgeschnellt mit einem so hellen Leuchten in den Augen, daß er wie geblendet die seinen schloß — auf einen Moment, dann murmelte er, mit zaghaftem Blick ihre sonnige Schönheit umfassend:

„Bin ich von Sinnen, oder —?"

„Nein," jubelte sie, „nur ich — ich bin's vor lauter Glück!"

„Ruth!"

Hatte er sie an sich gerissen, war sie ihm an die Brust geflogen? Da lag sie jedenfalls, lachend, weinend, überselig.

Minutenlang hielten sie einander fest umschlungen, dann ließen seine Arme sie so weit von sich, daß er ihr in das Gesicht sehen konnte.

„Ruth," sagte er mit einer Stimme, die vor innerer Bewegung bebte, „du mußt mir verzeihen, ich bin wie einer, der vom Tode zum Leben erwacht ist und sich in der herrlichen Wirklichkeit noch nicht zurechtfinden kann. — Deine Verzweiflung von neulich, Ruth, deine unglückliche Liebe?"

„Die warst du, Fritz," antwortete sie errötend.

„Ich?!"

„Ja, ich glaubte, du machtest dir nichts aus mir! Ich hatte nämlich zufällig gehört, wie du deinem Freund sagtest, du hättest auf dem Wege zu unsrer Trauung dein Herz an eine andre verloren."

„Unmöglich!" rief er aus. „Ruth, Liebste, das hast du geträumt."

„Geträumt nicht," antwortete sie, „aber" — mit zuversichtlichem Lächeln — „natürlich mißverstanden. Der Horcher an der Wand, weißt du —"

„Wann war's?"

„An dem Abend nach der Ankunft der Burnands. Ihr waret allein in der Pendoppo zurückgeblieben, ihr beiden, ich kam Gutenacht zu sagen, und da —"

„Ich hab's! Du hattest kurz zuvor das Bild jenes Spitzbuben fortgeschleudert —"

„Weil deine Finger mir zu gut waren, um es zu berühren.“

„Und ich meinte, zu schlecht.“

„Fritz!“

„Jawohl, ich glaubte, du liebtest den Menschen bis zu einem Grade, daß du sein Bild lieber vernichtet, als durch meine Berührung entweiht sähest. Das gab dann einen bösen Verzweiflungsanfall, während welchem Harry sich nach Kräften bemühte, den Tröster zu spielen. Was du überhörtest, bezog sich auf dich — kann sich nur auf dich bezogen haben. Ich habe mein Herz ja erst nach der Trauung verloren und wahrlich an keine andre als an dich.“

„Nicht im allergeringsten an May?“ fragte sie, und während ihr das große Glück aus den Augen strahlte, setzte sich ein kleiner Schelm in ihre Mundwinkel.

„Aber — Ruth!“ Das klang so über die Maßen erstaunt, daß sie jubelnd in die Hände schlug.

„Ach, Fritz, wenn du wüßtest, wie eifersüchtig ich gewesen bin,“ lachte sie, „wie rasend eifersüchtig —“

„Du?!“ Er nahm ihr reizendes Gesicht zwischen seine beiden Hände und sah sie an mit Augen, die auf der Welt nie etwas Herrlicheres geschaut hatten. „Eifersüchtig? Und auf eine May Burnand?“

„Fritz, ich wußte ja sonst niemand, die du auf dem Wege zur Trauung gesehen haben könntest, und da habe ich sie denn gehaßt und in einer Weise schlecht behandelt — aber ich werde es schon wieder gut machen, warte es nur ab! Sie ist mir ja gräßlich unsympathisch, doch ich habe eine Seligkeit hier“ — sie preßte die Hand auf ihr klopfendes Herz — „so überschwenglich groß, Fritz, ich kann der ganzen Welt etwas abgeben. Laß sie nur kommen, die Menschen!“

„Ja,“ sagte er, ihr heiß die Lippen, sanft das Goldhaar küssend, „laß sie nur kommen, mein Weib! Wir wollen uns an ihnen unser Glück verdienen.“ — — —

— —

Es war anderthalb Jahre später, in Batavia am Landungsplatz neben dem Zollhaus, gerade solch ein früher Morgen, wie der, an dem wir Ruth und May ankommen sahen, und auch gerade solch eine Equipage war zur Stelle, aus der soeben zwei gestiegen waren, eine schöne, schlanke, blonde Frau und ein hünenhafter Mann.

„Du,“ sagte sie, „Fritz, guck einmal durch deinen Krimstecher, bitte! Was kommt denn dort wie ein Käferchen über das Wasser gekrochen — dort rechts, ganz hinten?“

Er hob das Glas an das Auge und berichtete: „Ein Sampan mit vier Ruderern und einem Sonnenzelt, unter dem ein Pärchen sitzt. Ja, Ruth, sie werden's wohl sein.“

„Ich glaube es auch,“ nickte sie, ihren Arm in den seinen schiebend. „Gott! Wie ich mich freue!“

Er schaute lächelnd auf sie nieder, während ihr leuchtender Blick über das Wasser eilte, dem noch fernen Boot entgegen.

„Ruth,“ fragte er plötzlich, „weißt du noch?“

„Ach ja,“ seufzte sie, „aber ich mag gar nicht daran erinnert werden — an das abscheuliche Geschöpf, das ich war.“

„Höre, Kind, hätteſt du dich mir damals an den Hals geworfen, dann wäreſt du nicht Ruth, und ich hätte dich wahrſcheinlich nie geliebt."

„Sich einem x-beliebigen Individuum nicht an den Hals werfen iſt ein Ding, und ſich gegen den beſten, den herrlichſten Menſchen von der Welt wie eine Tigerkatze gebärden, iſt ein andres."

„Na, na, wie eine Tigerkatze? Das klingt ja fürchterlich, und was den herrlichen Menſchen betrifft —"

„Fritz," unterbrach ſie ihn mit drolligem Stirnrunzeln, „ich will nicht hoffen, daß du es darauf abgeſehen haſt, einen Zank zu provozieren angeſichts des unſchuldigen Pärchens, das dahergeſchwommen kommt, und dem wir alten Eheleute doch von rechtswegen ein gutes Beiſpiel geben ſollten?"

Er lachte, ſie lachte, und dann ſtanden ſie ſtumm abwartend, bis ihr wieder ein kleiner Seufzer kam, dem ſie die Worte folgen ließ:

„Ach! meine Leni, meine friſche Nordlandsblume! Wenn ſie mir nur nicht welk wird hier in der heißen Niederung."

„Die Holländerinnen ſind doch auch, ſo zu ſagen, Nordlandsblumen," meinte er tröſtlich.

„Bah! Die Holländerinnen! Die hält ihr kühles Phlegma geſund, die rühren ja auch den ganzen Tag weder Hand noch Fuß, aber das iſt von Leni nicht zu — Halt! ſie haben uns erſpäht! Siehſt du, wie ſie ihr Tüchlein ſchwenkt, meine Kleine, meine gute Kleine?"

Damit hatte auch Ruth ſchon ihr Tuch gezogen, und es war ein fröhliches Winken von hüben und von drüben, bis der Sampan an das Ufer ſtieß, und die beiden ſich in den Armen lagen — Ruth Bardewiek und Leni Burnand geborene Hillerns, aus Bremen.

Harry Burnand führte nämlich heute diejenige als Frau heim, in deren Porträt er ſich vor anderthalb Jahren at first sight ſterblich verliebt hatte. Wie oft er in der erſten Zeit, nachdem der Rauſch über ihn gekommen war, Sukawangi beſucht hatte, iſt nicht mehr genau anzugeben, mindeſtens einmal in der Woche aber war er erſchienen unter dem heuchleriſchen Vorwand, die Veränderungen zu ſchauen, die Ruths Schönheitsſinn dort ſchuf. Das Haus hatte ſich nach ſeinem Ausſpruch allmählich in einen Feenpalaſt verwandelt, was ihn darin am meiſten entzückt hatte, war doch immer die Ausſchmückung derjenigen Wand geblieben, in deren Mitte Lenis Bild hing.

Als Ruth ihn zum zehnten- oder elftenmale im Anſchauen dieſer Wand verſunken gefunden, hatte ſie ihn mit harmloſer Miene um ſeine Photographie gebeten, welche Photographie ſie dann mit dem erklärenden Vermerk auf der Rückſeite: „Harry Burnand, von dem ich dir neulich ſchrieb, meines Hünen beſter Freund und ein ganz vortrefflicher Menſch. Schau ihn dir einmal genau an. Was meinſt du, wenn ich ihm einen kleinen Abſtecher nach Bremen vorſchlüge?" in aller Heimlichkeit an das Couſinchen adreſſiert hatte. Dieſes war nun zwar auf die Frage die direkte Antwort ſchuldig geblieben, hatte ſich aber freundlich für das Bild bedankt und gemeint: „Ein hübſches, kluges Geſicht — das von eurem Freund — und was für gute Augen er hat." Dieſe Zeilen von der reſervierten Leni hatten Ruth vollſtändig genügt und

... er Mitteilung davon erhalten, in einen wahren Freudentaumel versetzt. Vor etwa acht Monaten war er nach Deutschland abgereist, vor einem Vierteljahr war in Bremen die Hochzeit gefeiert worden, und heute hing Leni Burnand am Halse der geliebten Freundin.

„Dank dir, meine Ruth," flüsterte sie, „daß du ihn mir geschickt hast!"

„Also es ist wirklich mit ihm auszukommen?" fragte Ruth, schelmisch durch die Thränen lächelnd, welche die Wiedersehensfreude an ihre Wimpern gehängt hatte. „Nun, Gott sei Dank! Mir war schon bange geworden, mußt du wissen. May meinte nämlich gestern in Bezug auf dich: ‚Ich fürchte, sie wird sich sträflich langweilen, denn so nett Harry sonst ist, was das Flirten betrifft, versteht er gar keinen Spaß.'"

„Mir hat er's noch nicht verboten," entgegnete Leni lachend.

„Ja, du — und flirten!"

„Sag, wie geht's May? Ist sie mit ihrem Schicksal zufrieden?"

„Wie sollte sie nicht? Sie hat ja alles, was ihr Herz begehrt. Herr van Ravenstein ist so gutmütig, wie er dick ist, sie besitzt die schönsten Diamanten in Weltevreden, braucht den ganzen Tag keinen Finger zu rühren und kann jeden Abend in Gesellschaft zubringen."

„Die Ärmste! Da haben wir beide — du und ich — doch ein besseres Los gezogen."

„Das wollte ich meinen," sagte Ruth, den leichten Ton mit einem fast feierlich ernsten vertauschend. „Ich für meine Person, siehst du, Leni, könnte mich ganz und gar im Himmel wähnen, wenn nicht mitunter von außen her ein tüchtiger Ärger käme, und das ist schon in der Ordnung so. Allzugut darf es der Mensch nicht haben."

„Was bringt denn den Ärger?

„Das eine oder das andre von meines Mannes Lieblingsprojekten, dessen Ausführung sich Schwierigkeiten entgegenstellen. Was wir allein schon wegen unsrer jetzt ins Leben gerufenen Handwerksschule seitens der langweiligen holländischen Regierung für Scherereien gehabt haben, davon ahnt deine Seele nichts. Erst sollten wir sie gar nicht gründen, dann versprechen, sie einem Komitee zu unterstellen, das möglicherweise unsern Absichten direkt zuwidergehandelt hätte, u. s. w. bis ins Unendliche. Wenn ich über all den Verdruß alt und runzelig ... den wäre, mich sollte es nicht wundern."

„Du kannst dich beruhigen," versicherte Leni zärtlich zu ihr aufschauend, „du bist schöner, denn je."

„Pah! schön ist nur mein Baby," entgegnete Ruth mit aufstrahlendem Blick, „und die sieht genau aus wie Fritz."

„Verzeih! Nach der Kleinen habe ich noch gar nicht gefragt!"

„Ich wollte dir's auch gerade schon übelnehmen. Ach! Leni, es ist ein süßes Geschöpfchen."

„Ich bin so begierig darauf! „Wie heißt's denn nur?"

„Es heißt noch gar nicht, wir haben mit der Taufe auf euch gewartet. Du und Ada von Senden, ihr seid nämlich zu Patinnen ausersehen."

„Vortrefflich! Wie geht's den beiden auf Sumatra?"

„Sie leben herrlich und in Freuden und fließen — was [illegible] wäreſt unbegreiflich iſt — förmlich über vor Dankbarkeit gegen mich, die ich um ein [illegible] ihr Leben verpfuſcht hätte."

„Sag einmal, da war unter deinen Reiſegefährten ja noch ſo ein älterer Herr — Mr. — Mr. —"

„Stephenſon?"

„Richtig! Der hätte die Mutter — Frau Adas Mutter gern genommen, nicht wahr?"

„Freilich, aber ſie ha. nicht gewollt, ihr Platz ſei bei ihrer unverheirateten Tochter, hat ſie geſagt. Flora : ıd ſie leben in München. — Da kommen übrigens die Herren vom Zollamt zurück. Das Gepäck ſchon unterſucht, Fritz? Können wir einſteigen?"

„Sofort," antwortete der Angeredete. „Erſt laß mich nur meine quasi Schwägerin einmal ordentlich begrüßen, vorhin war ſie in deiner Umarmung ſo raſch verſchwunden."

Herantretend nahm er die kleine Hand der jungen Frau in die ſeine, hieß ſie herzlich willkommen auf Java und meinte dann, indem er lächelnd den Blick von dem hübſchen, errötenden Geſicht auf den Freund wandte: „Haſt's gut gemacht, Harry."

„Glaube ich faſt auch," entgegnete der Angeredete mit Stolz in den Mienen.

„Aber Harry," ſtammelte die verwirrte Leni, „wie kannſt du nur — und wir haben Herrn Bardewiek ja noch nicht einmal erzählt, daß ſein Vater —"

„Das iſt auch wahr. Dein Alter, Fritz, hat uns Berge von Grüßen an euch aufgetragen. Am liebſten wäre er gleich ſelber mitgekommen, er mußte ſo notwendig ſein Enkelkind ſehen."

„Das ſoll er auch," rief Ruth, „der Liebe, Gute!"

„Der Wundermann und große Glücksſtifter," fügte Fritz hinzu, „ja, das ſoll er. Wir planen unſre Europareiſe für den allernächſten Frühling. Dann geht's zuerſt nach Bremen, ſpäter aber, ſo iſt's beſchloſſen" — er blickte augenzwinkernd auf Ruth — „wird mir meine Frau an den Bildern ſämtlicher großen Meiſter in den berühmteſten Gemäldegalerien klar und deutlich beweiſen, daß ſie ſelbſt mit dem Pinſel nur eine erbärmliche Stümperin iſt."

„Bin nur begierig," lachte Harry, „ob ihr das gelingen wird."

Damit ſtieg man in den Wagen und rollte vergnügt in den goldenen Morgen hinein.

Druck von Velhagen & Klaſing in Bielefeld.

Stanford University Libraries
3 6105 124 418 299

Stanford University Library
Stanford, California

In order that others may use this book, please return it as soon as possible, but not later than the date due.